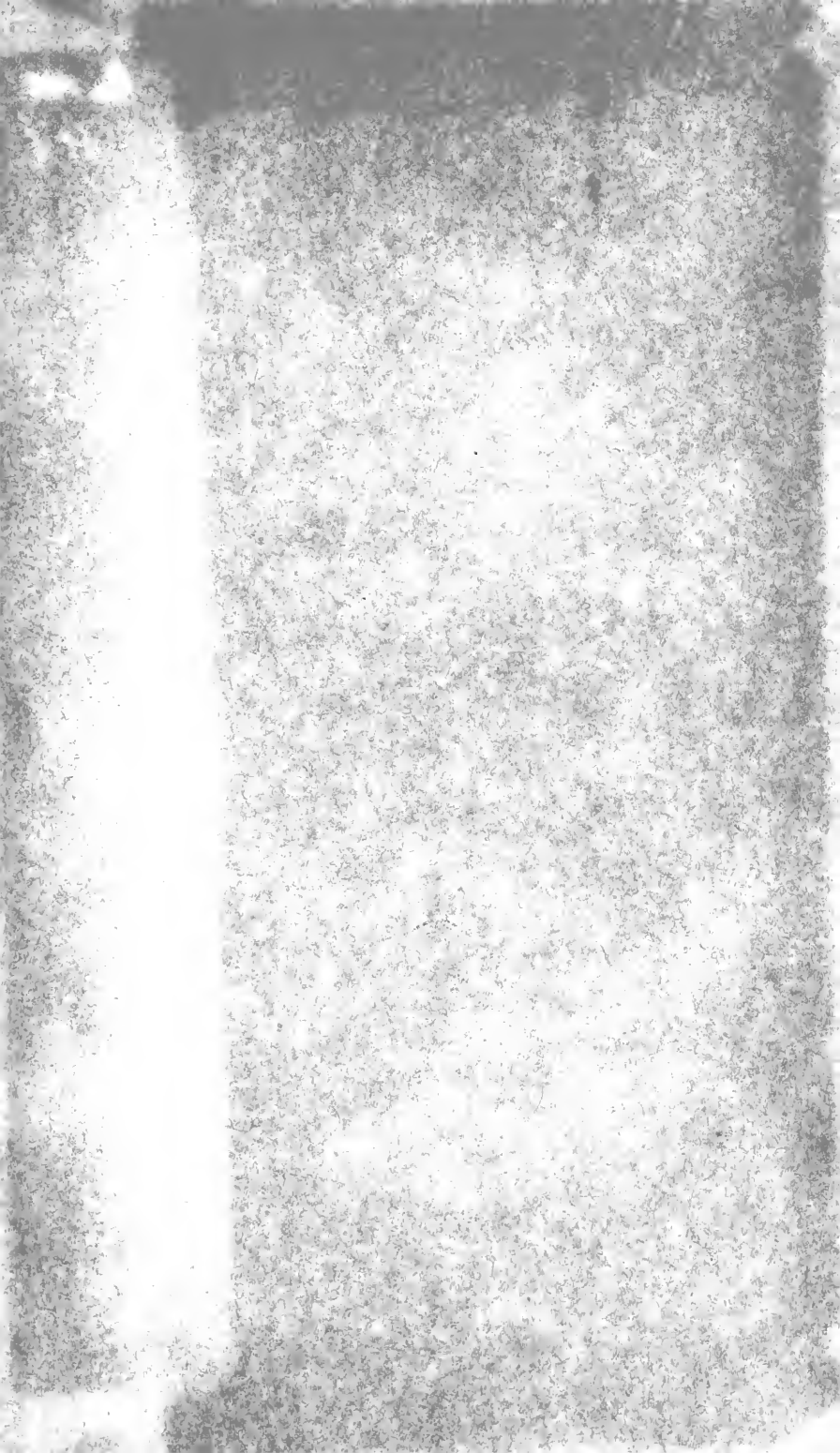
3 1761 07321665 7

Ya ~~448~~.
31d

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/erziehungundunte00boha



Gymnasial-Bibliothek.

Herausgegeben von

Dr. E. Pohlmeh, Professor. und **Hugo Hoffmann**, Gymnasialoberlehrer.

Einundzwanzigstes Heft:

Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern

von

Dr. phil. Hanns Bohatta.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1895.

Erziehung und Unterricht

bei den

Griechen und Römern.

Von

Dr. phil. Hanns Bohatta
in Wien.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1895.

Lehrer-Bibliothek
des
Gymnasiums zu STOLP

4110

LA
71
B64

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU

NOV 15 1965

UNIVERSITY OF

1022236

1. Die antike Erziehung im allgemeinen.

Die Bildung eines Menschen beruht auf dem Unterrichte und der Erziehung, die er genossen hat, und von ihr hängt andrerseits die Art und Weise und der Umfang des Unterrichts ab, den man der nachfolgenden Generation zu teil werden läßt. Man kann nur das lehren und andern mitteilen, was man selbst weiß, aber das Kind und besonders der Knabe soll alles erfahren und lernen, was seine Vorväter erdacht, damit er einst als ebenbürtiger Nachfolger ihre Stelle einnehmen könne. Je höher die Kultur eines Volkes, desto größer die Wertschätzung des Unterrichts und desto notwendiger derselbe, soll der Sohn die Stufe der geistigen Entwicklung erreichen, die sein Vater besaß.

So ist es selbstverständlich, daß die Griechen, und unter diesen wieder vor allen die Athener, das in kultureller Beziehung höchst entwickelte Volk des Altertums, den Unterricht außerordentlich hoch schätzten und ihm eifrige Sorgfalt zuwandten. Sie wollten ihre Söhne zu tüchtigen Männern heranbilden, die einst sich selbst zum Ruhme, ihren Mitbürgern zur Ehre im Dienste des Staates ihre beste Kraft einsetzen sollten, um weiter thätig zu sein an dem Ausbau des schönen Staatsgebäudes, an dessen Grundlegung und Aufführung Jahrhunderte hindurch Geschlecht um Geschlecht rüstig gearbeitet hatte.

In keinem Staate war ja tüchtige und gründliche Bildung des Geistes so notwendig, wie gerade in dem demokratischen Athen, wo jeder einzelne teil hatte an der Sorge für das Gesamtwohl, jeder einzelne berufen war seine Stimme abzugeben in Fragen, welche Tausende betrafen. Die Schule lehrte ihn außer den Elementen der Bildung richtig denken; das öffentliche Leben, der Verkehr mit den Erwachsenen gab ihm den scharfen Blick für die Beurteilung allgemeiner Verhältnisse.

Ein hervorstechender Zug im Denken und Fühlen der Griechen im allgemeinen und des ionischen Stammes im besondern ist

der Sinn für das Schöne. Jeder Athener war ein geborener Künstler; wenn er auch die Kunst nur zu beurteilen, nicht auszuüben verstand, sein Blick war sicher, sein Urteil zutreffend. Reiche Kunstschätze aller Art, prächtige Bauten, Malereien und Skulpturen ersten Ranges, musikalische und orchestische, dramatische, epische und lyrische Meisterwerke konnte er in unmittelbarer Anschauung bewundern und auf sich wirken lassen. Daß dies für den jungen Mann nicht ohne Einwirkung sein konnte, ist natürlich; diese äußerte sich namentlich darin, daß man sich bemühte, auch in der Jugend diesen Sinn für das Schöne zu pflegen und namentlich das größte Meisterstück der Schöpfung, den menschlichen Körper, durch geeignete Mittel Hand in Hand mit der geistigen Ausbildung zu veredeln und auf diese Art den äußeren Menschen dem innern gleich zu machen.

So drückt das griechische Wort καλοκἀγαθός recht eigentlich das Wesen der attenischen Bildung aus; es bezeichnet einen Mann, dessen Körper und Geist in gleicher Weise durchgebildet sind, einen Mann, der nach beiden Richtungen hin durch eine planmäßige Erziehung veredelt worden ist. Blühende Kraft, freimütige Heiterkeit, edle Gesinnung sind demnach die Hauptzüge im Charakter des Atheners, die wir an so vielen edlen Gestalten des Altertums bewundern können.

Gerade die Erziehung seiner Jugend hat Athen so überaus reich gemacht an Männern, die den verhältnismäßig sehr kleinen Staat zu hoher Macht emporhoben. Wer wundert sich nicht über die Menge von ausgezeichneten Staatsmännern, die nacheinander an die Spitze ihres Volkes traten und dasselbe mit wunderbar sicherer Hand leiteten und zu reichster Kraftentfaltung führten? Miltiades, Aristides, Themistokles, Cimon, Perikles und so weiter bis auf Demosthenes. Kein anderer Staat hätte es wagen dürfen, eine dem Ostracismus ähnliche Einrichtung einzuführen; nur in Athen, wo es der Besten so viele gab, war man nie um Ersatz verlegen, wenn ein hervorragender Mann aus politischen Rücksichten um seinen Einfluß gebracht worden war. Und in gleicher Weise häufen sich die Namen der bedeutenden Künstler auf jeglichem Gebiete des Schaffens.

In Sparta lag die Sache anders. Die Dorier hatten sich ihr Land mit Waffengewalt in mühsamen, harten Kämpfen erobert; es mußte ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet sein, sich in

der errungenen Herrschaft zu behaupten und die Unterworfenen im Zaume zu halten, die den harten Druck der dorischen Herren nur unwillig ertrugen und jede Gelegenheit benutzten, um eine Verbesserung ihrer Lage wenigstens zu versuchen.

Dadurch ist es vollkommen begründet, daß auch die Erziehung nur darauf ausging, die Jugend für den Krieg heranzubilden, daß die Wissenschaft fast gar nicht gepflegt, aber alles darauf angelegt wurde, den Körper stark und kriegstüchtig zu machen und den jungen Mann zu befähigen, einst den Staat gegen innere und äußere Feinde zu beschützen; die Wehrkraft der Bürger war ja Existenzbedingung für Sparta. Aus diesem Grunde war die Erziehung hier eine vorzugsweise gymnastisch-militärische; wurde die andere Seite des Unterrichts, die Ausbildung des Geistes, auch nicht mißachtet, so wurde sie doch auch nicht sehr geschätzt. Praktische Kenntnisse erwarb der Verkehr mit den älteren Bürgern und das öffentliche Leben; theoretische sich anzueignen blieb dem Belieben jedes einzelnen überlassen.

Wieder andere Verhältnisse waren für Rom geltend. Die Römer waren ein hervorragend praktisches Volk; alles, was sich im Leben nicht verwerten ließ, verachteten sie als überflüssig und verweichlichend. Überdies mußte, besonders in der ersten Zeit, wo der Kern des Volkes noch aus Bauern bestand, und wo sie Jahr für Jahr gefährliche Kämpfe mit den eifersüchtigen Nachbarn zu führen hatten, ihre erste Sorge die körperliche Ausbildung der Jugend und ihre Erziehung für den Krieg sein.

Um die Zeit des zweiten punischen Krieges und nachher machen sich griechische Einflüsse bemerkbar, die auch auf die Erziehung nicht ohne Wirkung bleiben; denn nicht nur das Studium der griechischen Sprache kam in Aufnahme, sondern auch die ganze Art und Weise des Unterrichts wurde durch den immer mehr um sich greifenden Einfluß der Griechen wesentlich umgestaltet, indem man auch der geistigen Bildung weit mehr Beachtung zu schenken anfing als bisher.

In der Kaiserzeit trat ein neuer Umschwung ein, ähnlich wie auch in Griechenland, das nun seinerseits wieder durch Rom sehr beeinflußt wurde. Jetzt hatte nämlich der Römer mit dem Kriegshandwerk fast gar nichts mehr zu thun, die Kriege wurden durch Berufssoldaten oder Söldner geführt; der eigentliche Bürger, besonders der reiche, blieb zu Hause und beschäftigte sich höchstens

mit den Angelegenheiten des Staates oder mit dem Rechtswesen in seiner Eigenschaft als Beamter. Für solche Leute war aber der gymnastische Unterricht ganz Nebensache, die geistige Heranbildung dagegen erstes Erfordernis.

Unter derartigen Verhältnissen konnte natürlich auch die griechische ἀγωγή nicht mehr jene schönen Erfolge erzielen, die ihr in der Blütezeit Griechenlands gewiß gewesen waren. Die Zucht verfiel, der Charakter des jungen Mannes blieb ohne Pflege, bildete sich im Verkehre mit den Erwachsenen nur zu bald dem seiner Umgebung nach und wurde dem Luxus und der Sittenlosigkeit geneigt. Eine Scheinbildung war es, die zwar das geistige Leben pflegte, Körper und Seele aber fast ganz vernachlässigte.

Betrachten wir nun die einzelnen Stadien der Erziehung bei den Griechen und Römern.

2. Die Erziehung im homerischen Zeitalter.

In der Zeit, welche Homer uns schildert, waren die Griechen ein einfaches, aber kriegerisches Volk, das, in Kämpfen stark geworden, sich bereits zu festen Gemeinden vereinigt hatte, jedoch gezwungen war, sich mit den Waffen in der Hand Wohnsitze zu suchen und diese gegen feindselige Nachbarn zu sichern. Der Tapferste war König, die Tüchtigsten und Edelsten gehörten zu seiner Umgebung. Was Wunder also, wenn man in dieser Zeit die Jugend schon früh an die Übungen zu gewöhnen trachtete, die sie in späteren Jahren vollkommen beherrschen mußte, sofern sie bei den Ihrigen etwas gelten wollte.

Das Ballspiel war die Vorübung, welche den Körper kräftigen, die Muskeln der Arme stärken und die Knaben im Zielen und Werfen üben sollte; die Kinder am Hofe des Phäakenkönigs zeigten darin große Fertigkeit, wie Homer in der Odyssee erzählt. Von andern Übungen wird besonders das Schwimmen erwähnt, welches bei den Griechen zu jeder Zeit eifrig gepflegt wurde. In der Ilias wird bereits vom Tauchen gesprochen; in der Odyssee schwimmt Odysseus erst ohne weitere Hilfe, dann, vom Schleier der Leukothea getragen, zwei Tage und Nächte lang, bis er das Land der Phäaken erreicht.

Auch die Jagd wird als Vorbereitung für das Kriegs-

handwerk angesehen. Der Jüngling lernte dadurch Entbehrungen ertragen, einer Gefahr kühn ins Auge blicken, konnte Geistesgegenwart erwerben und gewöhnte sich daran, gleichzeitig an Angriff und Verteidigung zu denken, ganz abgesehen davon, daß er sich im Gebrauch der Waffen übte.

Denn Speerwerfen, auch wohl Bogenschießen waren Hauptgegenstände des Unterrichts, der im Hause von einem älteren Manne erteilt wurde. Der Kentaure Chiron bildete nach der Sage den jungen Achill in allen ritterlichen Künsten aus.

Doch nicht bloß ein rauher, starker Krieger, auch ein gebildeter Mann sollte der Jüngling werden, er sollte in der Zeit des Friedens und der häuslichen Ruhe auch Sinn für die Kunst hegen. Das Verständnis dafür wurde frühzeitig geweckt, indem man den Knaben auch im Saitenspiel und im Tanz unterrichtete. Ohne ein Kunstverständnis, das durch eigene Ausübung gebildet war, wäre die hohe Achtung, deren sich die Sänger in jener Zeit erfreuten, geradezu undenkbar.

Auf solche Weise erfüllte denn die Erziehung ihre Aufgabe, für das Leben vorzubereiten, vollkommen. Lesen und Schreiben sind in dieser Epoche noch nicht bekannt.

3. Die nachhomerische Zeit bis Solon.

In der nachhomerischen Zeit, wo sich feste Verhältnisse und Staatsformen bildeten und aristokratische Regierungen an die Stelle der monarchischen traten, vergrößerte und befestigte sich der Kreis der Unterrichtsgegenstände sowohl nach der gymnastischen Seite hin wie nach der musischen; besonders fanden die Künste des Lesens und Schreibens rasch Verbreitung und errangen sich einen festen Platz als Teile der Jugendbildung. Erst dadurch machte sich das Bedürfnis nach Schulen und regelmäßigem Unterrichte durch eigene Lehrer geltend.

Aber die Erziehung war in dieser Zeit noch immer ein Vorrecht, welches der Adel für sich allein in Anspruch nahm. Die Aristokratie betrachtete sich als Nachfolgerin des Königtums und sah es nach Beseitigung der Königsherrschaft als ihre eigentliche Aufgabe an, ebenso wie der Alleinherrscher früher nicht nur oberster Feldherr, sondern auch oberster Priester des Staates gewesen war, so auch ihrerseits ihre Knaben nicht bloß für den Krieg

heranzubilden, sondern auch dafür zu sorgen, daß ihre Söhne imstande wären, den Staat bei Opfern und öffentlichen Festen gebührend zu vertreten, die letzteren glanzvoll zu veranstalten und nach altüberliefertem Herkommen zu leiten.

War zur Verteidigung des Vaterlandes tüchtige Ausbildung des Körpers, gymnastischer Unterricht notwendig, der nicht nur den Gebrauch der Waffen lehrte, sondern auch den Körper des jungen Mannes stark und kriegstüchtig machte, so war ohne Unterweisung in Musik und Tanz keine Festfeier zu denken. Der Tanz als ernst-feierlicher oder heiter-erregter Chortanz bildete einen Hauptbestandteil der religiösen Feste; seine Natur richtete sich nach der Bedeutung der Feier.

Wurde der Unterricht in den gymnastischen Übungen, zu denen der Körper in der Kindheit durch verschiedene Spiele vorbereitet war, ebenso der in Musik und der in Orchestik meist im Hause erteilt, so war für die Ausbildung in den Künsten des Lesens und Schreibens ein Lehrer bestimmt.

Über die früheste Form der Schule wissen wir nur wenig. Ursprünglich saßen wohl Lehrer und Schüler im Freien auf dem bloßen Erdboden oder auf Steinen und suchten hier die Weisheit, der eine zu lehren, die anderen in sich aufzunehmen. Ungünstiges Wetter vergrößerte natürlich die Zahl der freien Tage. Auf die Einrichtung der Schule werden wir bei Besprechung des Unterrichts in der folgenden Epoche wieder zurückkommen, über die uns bedeutend mehr überliefert ist.

Hervorzuheben ist, daß der athenische Adel in Bildung und Unterricht geradezu eine Auszeichnung erblickte, deren nur die Besten würdig wären, und seine Söhne derselben teilhaftig zu machen eifrig bemüht war, eine Auffassung, die sich später dem ganzen Volke mitteilte und, wie bereits oben erwähnt, vorzügliche Früchte trug; während der Adel in jenen Staaten, wo er im Lande fremd, der unterworfenen Bevölkerung gegenüber bedeutend in der Minderzahl war, wie in Sparta, und zu steter Kampfbereitschaft verurteilt blieb, die militärische Ausbildung weit in den Vordergrund rückte und fast nur die Musik und den Tanz als zur religiösen Feier notwendig gelten ließ, andere Künste aber, wie Lesen und Schreiben, wenn auch nicht verachtete, so doch wissentlich vernachlässigte.

4. Die Zeit von Solon bis zum peloponnesischen Kriege.

In Athen beginnt mit dem Auftreten Solons eine neue Epoche. Die Aristokratie wurde zurückgedrängt, die Demokratie, aber eine gemäßigte, weise geleitete, nahm ihre Stelle ein. Solon verteilte Lasten und Pflichten auf alle Staatsbürger gerecht nach ihrer Leistungsfähigkeit; die Bevorzugung weniger auf Grund ihrer edleren Geburt hörte auf.

Auch der Unterricht wurde allgemein, zu Nutz und Frommen des Staates. Erst von dieser Zeit an können wir mit vollem Recht sagen, daß die Hellenen — die Athener dürfen wohl als Vorkämpfer und eigentliche Vertreter des Hellenentums gelten — und zwar in ihrer Allgemeinheit, feine Bildung des Geistes und einen reichen Schatz von Wissen in gleicher Weise wie frische Gesundheit des Körpers und Schönheit der Gestalt schätzten. Ihre Erziehung ging darauf aus, den Geist wie den Körper ebenmäßig auszubilden, damit der schwache Knabe zum starken und gewandten Mann entwickelt, verständig, besonnen und scharf denkend im Geiste sei und dem Staate einst wichtige Dienste leisten könne.

Dazu mußte der Bildungsgang, die παιδεία, vorbereiten, von der jetzt mehr und eifriger Gebrauch gemacht wurde, da der berühmte Gesetzgeber die Bestimmung getroffen hatte, daß jene Eltern, die ihren Kindern keinen Unterricht erteilen ließen, im Alter kein Anrecht darauf haben sollten, von ihren Söhnen unterstützt und erhalten zu werden. Nur die Sklaven waren von der Teilnahme am Unterrichte ausgeschlossen, so daß dieser jedem Freigeborenen als eine Art Auszeichnung erscheinen mußte. Die παιδεία sollte den Knaben belehren und ihm die Kenntnisse beibringen, die er fürs Leben brauchte, sollte seinen Geist für das Schöne empfänglich machen, ihm die Grundgesetze der Harmonie einprägen und endlich seinen Körper kräftigen und stärken. So zerfiel die antike Knabenerziehung in drei Teile, in einen grammatischen, einen musischen und einen gymnastischen. Die beiden ersteren gingen Hand in Hand, der dritte neben diesen beiden einher.

Wir bemerken deutlich, daß innere und äußere Schönheit das oberste Ziel war, von dem sich die Griechen leiten ließen. Der Körper wurde als Spiegel der Seele betrachtet und nur von

einer äußerlich schönen Gestalt auf ein ebenso schönes Innere geschlossen. Daß die Griechen bei Sokrates allein, der körperlich sehr häßlich gewesen sein soll, eine Ausnahme gelten ließen, ist wohl ebenso bekannt, wie die Thatsache, daß Alkibiades, dieses „verdorbene Genie", bloß durch seine blendende Erscheinung die Herzen der Athener derart bezauberte, daß sie ihm alle seine zahlreichen tollen Streiche immer wieder verziehen.

Ein für die Wirkung des Unterrichts außerordentlich günstiger Umstand war der, daß er von der Erziehung immer unterstützt wurde, wenn er überhaupt von dieser getrennt war. Die Mutter oder die Wärterin, dann ein dem Knaben zur Seite gestellter Pädagog — mit welchem Posten man in der Regel einen älteren, verläßlichen Sklaven betraute — wachten über sein Benehmen, bestraften ihn, wenn er unartig war und die Grenzen der erlaubten Fröhlichkeit überschritt, gewöhnten ihn besonders an Gehorsam und Bescheidenheit und achteten darauf, daß er schon in der frühesten Jugend sich gute Sitte aneigne. Sie lehrten ihn das Gute vom Bösen zu unterscheiden und legten so einen festen Grund zu seinem späteren Charakter. Richteten Ermahnungen und Drohungen nichts aus, so versuchte man mit Schlägen und andern Strafen den Widerspenstigen auf den rechten Weg zu führen. Der Pädagog war der beständige Begleiter seines Zöglings auf der Straße, bis dieser herangewachsen war, und hatte außer dem Hause in gewissem Sinne eine unbeschränkte Macht über ihn.

Der Unterricht war bei den Griechen überhaupt ein durchweg nationaler, im Gegensatze zu dem römischen in der Zeit nach dem zweiten punischen Kriege; er umfaßte besonders Gegenstände der griechischen Bildung und sollte den jungen Mann eben nur zum Griechen erziehen. Fremdsprachlicher Unterricht wurde in Griechenland nie, wenigstens nie öffentlich und allgemein betrieben.

Charakteristisch für diese und die folgenden Epochen ist, daß der Knabe in Schulen Belehrung erhielt. Lernte er auch häufig die Elemente des grammatischen, ja selbst des musischen Unterrichts zu Hause, so war dennoch der Schulbesuch die Regel, die Unterweisung in den gymnastischen Übungen aber wurde selbst in dieser Zeit schon durchweg in der Schule erteilt. Überhaupt zog man schulmäßige Bildung der privaten vor, außer wenn jemand

so reich war, daß er einen tüchtigen, erfahrenen Lehrer für seinen Sohn mieten konnte.

Nun einige Bemerkungen über die Schule, ehe wir zur Besprechung des Unterrichts selbst übergehen. Die Schule im allgemeinen heißt διδασκαλεῖον, der Lehrer διδάσκαλος; die römischen Ausdrücke dafür sind ludus, später schola und magister. Das waren Schulen im modernen Sinne, die von mehreren Schülern zugleich besucht wurden und unter der Leitung eines Meisters standen. Sie waren öffentlich, ohne Staatsschulen zu sein; der Staat nahm auf den Gang des Unterrichts keinen Einfluß, er übte nur eine Art Oberaufsicht, und zwar in polizeilicher Beziehung aus, indem er Unzukömmlichkeiten hintanhielt und insbesondere darüber wachte, daß keine Störung durch die Anwesenheit Unberufener eintrete.

Die Schulzimmer waren einfache, für ihren bestimmten Zweck angepaßte Räume, mit den notwendigen Gerätschaften ausgerüstet. So befanden sich denn in der Schule, nach unserer Auffassung des Wortes, also in dem für den grammatischen Unterricht bestimmten Lehrzimmer, eine Tafel, später auch ein Rechenbrett und geometrische Lehrmittel, dann Abbildungen und Darstellungen von mythologischen Scenen und geschichtlichen Ereignissen, Statuen u. s. w., die zur Ausschmückung des Raumes bestimmt waren; auch eine Tafel mit den Schulgesetzen fand ihren Platz an der Wand. In der Musikschule waren natürlich besonders Instrumente und andere notwendige Gerätschaften zu finden.

Die Knabenturnschule oder παλαίστρα umfaßte neben dem Raume für körperliche Übungen, der mit Sand bedeckt war, um ein Niederfallen ungefährlich zu machen, einen Auskleideraum, da die Übungen nackt vorgenommen wurden, und ein Gemach zur Aufbewahrung von feinem Sand und Öl. Die Ringenden bestrichen nämlich ihren Körper mit Öl, um ihn geschmeidiger zu machen, und bestreuten ihn dann mit Sand, damit man ihn sicher anfassen konnte und um den Staub leichter beseitigen zu können.*)

*) Dies geschah mit dem Striegel oder Schabeisen, womit man den Körper wieder reinigte (ἀλοιφέω, abschaben); eine Thätigkeit, welche uns die unter dem Namen des ἀποξυόμενος bekannte Statue Lysipps veranschaulicht. — Auch sei auf das Sprichwort oleum et operam perdidi hingewiesen, das von der Palästra seinen Ausgang nahm.

Da nach der anstrengenden Körperübung ein erfrischendes Bad außerordentlich notwendig war, lag die Ringschule gewöhnlich in der Nähe eines Flusses oder hatte wenigstens Badeanlagen.

In späterer Zeit verwandte man auf die Erbauung eigener Gebäude für derartige Ringschulen der Knaben viele Sorgfalt und errichtete sie meist, wie z. B. in Olympia, in der Nähe des Gymnasiums, der Übungsstätte für Jünglinge und Männer, und in Verbindung mit diesem. So liegt auch die uns durch die olympischen Ausgrabungen bekannt gewordene Palästra zur Linken des Eingangs in das Gymnasium, nur durch eine einfache Thür von diesem getrennt. Sie umfaßt in ihrer Anlage einen Flächenraum von 66 m im Quadrat, dessen größten Teil ein viereckiger Hof von 41 m Seite einnimmt. Rings um diesen Hof lagen Zimmer und Säle von verschiedener Größe, über deren Zweck und Verwendung wir oben gesprochen haben.

Die Schulen wurden täglich mit Sonnenaufgang geöffnet — ein Gesetz verbot ausdrücklich, sie noch früher aufzuschließen — und erst abends gesperrt. Der Stundenplan war derart geregelt, daß der den Geist in Anspruch nehmende Unterricht in den Morgenstunden, der gymnastische nachher erteilt wurde. Für freie Tage war hinreichend gesorgt, da außer den großen Ferien, die in die heißeste Sommerszeit fielen — gewöhnlich zwischen Juni und Oktober — auch sonst eine ziemlich ansehnliche Zahl von Festen eine Unterbrechung notwendig machte.

Nirgends wird von einer eigentlichen Heranbildung der Lehrer gesprochen; in Athen bestand unbedingte Lehrfreiheit, auf die das Gesetz und der Staat keinerlei Einfluß übten. Wer den Beruf in sich fühlte zu lehren, der lehrte; und wer ihm Vertrauen schenkte, konnte seinen Sohn zu ihm schicken, wo nicht, zu einem andern, so daß es ganz der Einsicht der Eltern überlassen blieb, sich einen passenden Unterweiser auszuwählen.

Die Lehrer waren also nicht vom Staate angestellt, infolgedessen auch nicht besoldet; bis in die römische Kaiserzeit hinein mußten die Eltern allein die Kosten für die Heranbildung ihrer Kinder tragen. Jene unterrichteten also um Geld, und von dieser Regel bildeten nur die eine Ausnahme, welche wirklich aus innerer Überzeugung lehrten, wie die Pythagoreer, Sokrates und einige andere, die auf jede Bezahlung verzichteten. Das Honorar richtete sich nach dem Rufe des Lehrers und dem Gebotenen und

war besonders in den höheren Schulen ziemlich bedeutend; so forderte der Sophist Protagoras hundert Minen, d. i. mehr als 6000 Mark für einen Kursus.

Hauptaufgabe des Lehrers war natürlich, seinen Pflegebefohlenen Kenntnisse beizubringen; nebenbei aber mußte er auch über Anstand und Sitte wachen und zu Schweigsamkeit und Gehorsam anhalten. Was er durch Belobung der Fleißigen und Folgsamen und durch Tadel der Faulen und Widerspenstigen nicht ausrichtete, das versuchte er mit dem Stock und der Peitsche.

Der Knabe begann in der Regel mit dem siebenten Jahre die Schule zu besuchen, vom Pädagogen hingeleitet, der nicht nur sein ständiger Begleiter war und ihm das Schulgeräte nachtrug, sondern auch auf sein Benehmen auf der Straße achtete. Denn es wurde von dem Knaben verlangt, daß er auch auf dem Wege zum Lehrer sich ruhig und sittsam betrage, mit zu Boden gesenktem Blick einherschreite, den ihm begegnenden älteren Leuten höflich ausweiche und, wenn er angesprochen wurde, mit wenigen, bescheidenen und ehrerbietigen Worten auf die Frage antworte. Folgte der Knabe nicht, so hatte der Pädagog unbedingtes Strafrecht.

Die Schülerzahl der Elementarschule war gänzlich unbeschränkt; doch nahm kein Lehrer mehr auf, als er beaufsichtigen konnte, da man wohl wußte, daß Überfüllung die Fortschritte der einzelnen aufhalte und den Erfolg des Unterrichts in Frage stelle. Außerdem finden wir in atheniſchen Schulen bereits eine Einteilung in verschiedene Klassen, je nach Kenntnissen und Fähigkeiten der Schüler; daß in diesem Falle der Lehrer durch Gehilfen, eine Art Unterlehrer, in seinem Beruf unterstützt werden mußte, ist selbstverständlich.

Der Zudrang zur Schule war aber ein großer; obwohl ein eigentlicher Schulzwang in Athen zu keiner Zeit bestand, so sorgte doch die oben erwähnte solonische Bestimmung für einen zahlreichen Besuch. Bereits im vierten vorchristlichen Jahrhundert war die Bildung so allgemein, daß es als Schimpf betrachtet wurde, wenn jemand „weder lesen noch schwimmen konnte".

Der Lehrkursus, den der Knabe in dieser Zeit durchzumachen hatte, bestand, wie wir schon erwähnt haben, aus drei Teilen: Gymnastik, Musik und Grammatik. Wir beginnen mit der Gymnastik, weil diese nicht nur der historischen Entwicklung nach die

älteste unter den dreien war, sondern auch von jedem Einzelnen am frühesten und leichtesten geübt wurde.

Die besondere Pflege der Gymnastik, aus der Freude und dem Wohlgefallen an körperlicher Kraft entsprungen, fand von jeher seitens des Adels die beste Unterstützung, der bei jedem Volke in der ersten Periode der Entwicklung das Kriegshandwerk vor allem anderen pflegt. Durch die Kämpfe der Griechen zur Zeit der sogenannten dorischen Wanderung und der Kolonisationen, bei denen jeder Fußbreit Landes schwer erstritten werden mußte, war die Gymnastik an Wert noch gestiegen, so daß sie auch jetzt, als schon bedeutend ruhigere Zustände eingetreten waren, sich noch immer nicht von dem ersten Platz unter den Gegenständen der Jugendbildung verdrängen ließ.

Die Ringschule der Knaben (*παλαίστρα*) stand unter dem Schutze des Hermes, dessen Statue dort in der Regel aufgestellt war; doch mußte er diese Ehre häufig mit dem Schutzgott des ionischen Stammes überhaupt, mit Apollo, auch wohl mit den Dioskuren, den Vertretern der Jugendkraft, teilen. Palästra war nach alten Mythen eine Tochter des Hermes und soll in Arkadien den Ringkampf geübt haben. Von der Einrichtung der Ringschule im allgemeinen haben wir bereits gesprochen. In der ersten Zeit war der Zutritt zu diesen Räumen erwachsenen Personen polizeilich strenge untersagt; später scheint dies häufiger vorgekommen zu sein, zum Verdruß eines gewissenhaften Lehrers, der die Aufmerksamkeit der Zöglinge dadurch bedeutend abgelenkt und den Unterricht gestört sah, da sich die fremden Zuschauer nur zu oft verleiten ließen, sich einzumischen.

Der gymnastische Unterricht wurde von einem Turnlehrer erteilt, den die Eltern der Knaben bezahlten. Derselbe führte den Namen *παιδοτρίβης*; mitunter war er auch Vorsteher der ganzen Ringschule. Der *γυμναστής* aber unterrichtete die, welche sich für öffentliche Wettkämpfe vorbereiteten. Jener leitete die Übungen der ihm anvertrauten Knaben in der Ringschule, unterwies sie aber auch in der Orchestik; er sah auf edle Haltung, Anstand und würdiges Benehmen, hielt strenge Zucht und strafte mit der Peitsche, Geißel oder Rute, hierbei wie beim Unterricht selbst von Gehilfen und Aufsehern unterstützt, welche die Rollen von Unterlehrern einnahmen.

Als eine Art Oberbehörde überwachten die Erziehung der

Areopag und andere Kollegien, die unter verschiedenen Namen wirkten; von regelmäßiger Beaufsichtigung ist jedoch nicht die Rede.

Der Unterricht in der Gymnastik begann zugleich mit dem musischen, vielleicht sogar etwas später, da es wahrscheinlich ist, daß man den Knaben, ebenso wie heute, allmählich in das Studium einführte. Zu welcher Tageszeit er erteilt wurde, haben wir oben besprochen; Sicheres wissen wir darüber nicht, da uns unsere Quellen in dieser Beziehung im Stich lassen. Doch ist, wie bemerkt, die Annahme nur sinngemäß, daß man den Geist in den frühesten Morgenstunden, — die Zeit nach Tagesanbruch wurde allgemein als die zum Studieren günstigste betrachtet — den Körper nachher in Anspruch nahm, so daß wir wohl mit Recht den Unterricht in der Palästra für den Nachmittag oder doch für die späteren Vormittagsstunden ansetzen dürfen.

Für die Übungen wurden die Kinder schon in ihren Spielen vorbereitet; Ballspiel, Laufen und Springen, Fang- und Wurfspiele aller Art waren die wichtige Vorbildung, die den Körper geschmeidig machte und kräftigte.

Die Palästra sollte Kraft und Anmut des Knaben weiter ausbilden. Dies geschah durch Laufen, Springen, Diskus- und Speerwerfen und Ringen. Diese fünf Übungen faßte man gewöhnlich unter dem Namen *πένταθλον* zusammen; obwohl die Angaben hierüber schwanken, mitunter eine oder die andere der genannten fünf ausgelassen und eine andere dafür eingesetzt wird, so ist es doch, nach der Übereinstimmung der Mehrzahl unsrer besten Quellen wahrscheinlich, daß das *πένταθλον* nur aus den angegebenen fünf Übungen bestanden hat.

Dazu kam dann noch der Faustkampf. Ringen und Faustkampf zusammen bildeten das *παγκράτιον*. Jene Art des Faustkampfes, die mit eisenbeschlagenen Handriemen ausgeführt wurde, war Sache der Athleten und wurde nicht einmal in den Gymnasien, noch weniger in der Palästra gepflegt, da sie zu viel Kraft erforderte und zu roh schien, als daß man die Knaben darin geübt hätte.

Der Lauf, als die einfachste und leichteste, war wohl auch die erste Leibesübung der Knabenturnschule; er wurde gewöhnlich als Wettlauf und zwar als Vorbereitung für die verschiedenen öffentlichen Wettläufe betrieben. Seine praktische Verwertung, nicht nur für diese Feste, sondern auch für den Krieg steht außer

Frage. Die Athener mußten wirklich in dieser Kunst sehr tüchtig sein, wenn Miltiades im ersten Perserkriege bei Marathon es wagen konnte, seine ganze Mannschaft im Sturm gegen den Feind zu führen, ohne fürchten zu müssen, daß die große Strecke und die schwere Rüstung die Soldaten zu sehr ermüden und zum Kampfe untauglich machen könnte.

Auch der Sprung gehörte zu den leichteren Übungen, die dem Knaben schon von den Kinderspielen her geläufig waren. Daß auch hier, ebenso wie beim Lauf, der Wetteifer mit den Leistungen der Kameraden nur den günstigsten Einfluß auf Entwicklung und Anspannung der Kräfte haben konnte, ist selbstverständlich. Schwieriger wurde die Sache erst, wenn man Sprunggewichte und Sprungstange anwendete.

Er teilte sich in Hochsprung, Tiefsprung und Weitsprung mit und ohne Anlauf, erst ohne andre Unterstützung, dann mit Hilfe der eben erwähnten Hanteln (ἁλτῆρες) und der Sprungstange. Die Hanteln waren halbkreisförmige Eisenstücke, mit einer Öffnung zum Durchstecken der Finger; in späterer Zeit veränderte sich die Form und näherte sich jener, welche heutzutage noch gebräuchlich ist. Ihre Anwendung beim Sprunge wich aber von der unsrigen ab. Vor dem Sprunge wurden sie mit wagerecht nach vorne ausgestreckten Händen gehalten, während des Anlaufs beim letzten Schritt gesenkt und beim Abspringen mit möglichst großer Macht nach vorne gestoßen; so riß der Schwung der Gewichte den dahinschwebenden Körper noch weiter vorwärts, und das umsomehr, je stärker der Stoß gewesen war und je mehr sie infolge ihrer Schwere auf den Körper wirken konnten. Sie fanden beim Weitsprung Verwendung.

Seltener war für den Sprung die Sprungstange im Gebrauch. Ihre Anwendung bedarf keiner näheren Erklärung; sie war zum Abstoßen beim Übersetzen von Gräben, Bächen u. s. w. bestimmt. Für den Ernstfall, im Kriege und auf der Jagd, war diese Übung besonders wertvoll, da hier der Kriegs- oder der leichtere Jagdspeer den Dienst einer Sprungstange versah und über Hindernisse hinweghalf.

Das Ringen war wohl eine der wichtigsten, aber keineswegs eine der ersten Übungen, die für den Knaben bestimmt waren, da man mit den leichteren begann; denn der griechische Lehrer hatte jederzeit ein stufenweises, streng geregeltes Fortschreiten vom Leich-

teren zum Schwereren, vom Allgemeinen zum Besonderen im Auge. Daher ging die Unterweisung im Laufen und Springen der im Ringen und auch jener im Schießen und Fechten voran.

Der Ringkampf machte den Körper in allen seinen Teilen stark und zäh, übte Muskeln und Auge und gewöhnte an Besonnenheit und Geistesgegenwart, wie der Lauf die Schnelligkeit der Füße, der Sprung ihre Stärke, der Wurf die Kraft der Arme und Sicherheit im Zielen ausbildete; er soll den Kämpfenden ruhigen Auges seinen Gegner erwarten lassen und ihn lehren, auch einen unerwarteten, plötzlichen Angriff durch ebenso schnelle Körperwendung abzuwehren und jede Blöße des andern zu benutzen. Er ist eine Leibesübung, in welcher die Griechen zu jeder Zeit gern ihre Kräfte untereinander maßen, eine Übung, die zur Kunst werden konnte, als solche aber nicht mehr in den Kreis unsrer Betrachtung gehört. Wir hören von bestimmten Regeln, von erlaubten und unerlaubten Griffen bei diesem Wettkampfe, deren Anführung wir übergehen, indem wir nur wiederholen, daß die Ringer ihren Körper erst mit Öl salbten und darauf mit feinem Sand bestreuten. Nach dem Kampfe wurden Sand und Schmutz — oft kämpften sie noch weiter, wenn sie schon auf dem Boden lagen — mit einem Eisen abgeschabt, und hierauf ein erquickendes Bad genommen.

Die übrigen Arten von Leibesübungen, der Diskus- und Speerwurf, sowie der Faustkampf, ferner das Pentathlon und noch weniger das Pankration, waren natürlich nicht für das zarte Knabenalter, sondern, soweit sie überhaupt geübt wurden, für spätere Altersstufen bestimmt.

Der Diskus war eine volle, linsenförmige Scheibe aus Eisen mit einem Durchmesser von etwa 10″, die mit der rechten Hand unter Aufbietung aller Kraft geworfen wurde; es kam dabei darauf an, die schwere Scheibe möglichst weit, zum mindesten weiter als die Kameraden zu schleudern. Es ist begreiflich, daß dies die Armmuskeln bedeutend stärkte.

Beim Speerwurf handelte es sich ebenfalls um ein möglichst kräftiges Werfen, aber zugleich auch darum, ein bestimmtes Ziel zu treffen; hier trat also zu dem erforderten Kraftaufwand noch die Sicherheit im Zielen hinzu. Speer- und Diskuswurf, Wettlauf, auch Ring- und Faustkampf werden bereits bei Homer vielfach erwähnt.

Hatte der Knabe in der Turnschule Tüchtiges gelernt, so erhielt er beim Hermesfeste und andern Anlässen Gelegenheit, seine Kunst und Geschicklichkeit öffentlich vor einem großen Publikum in den sogenannten ἀγῶνες παίδων zu zeigen.

Wir wenden uns zum musischen Unterrichte, dessen Aufgabe es war, den Geist heranzubilden. In der sorgfältigen Pflege der geistigen Ausbildung unterschied sich die Erziehungsweise der Athener von jener der Spartaner, die solche Künste als nebensächlich und verweichlichend betrachteten, dagegen das Hauptgewicht auf Körperkraft und Stärke legten. Anders die Athener. Seit Erfindung und Verbreitung der Schrift und Verallgemeinerung der Bildung galt es bei ihnen für eine Schande nicht lesen zu können; es war die Bezeichnung für einen gänzlich ungebildeten Menschen, wenn man von jemandem sagte, er verstehe weder zu lesen noch zu schwimmen.

Der musische Unterricht umfaßte zwei Gebiete, das grammatische und das musikalische; das letztere werden wir später betrachten, das erstere ins Auge zu fassen soll jetzt unsere Aufgabe sein.

Lesen, Schreiben und Rechnen, dies allerdings nur in den allereinfachsten Elementen, waren die Künste, welche man den Knaben im ersten Alter schon beizubringen suchte.

Der Lehrer wurde auch jetzt von den Eltern der Schüler bezahlt. Dafür hatte er die Verpflichtung, seine Zöglinge nicht nur zu unterrichten, sondern auch zu erziehen; wie wir dies bereits oben erwähnt haben. Er führte den Namen γραμματιστής als Elementarlehrer.

Von der Einteilung der Schüler in Klassen nach Alter und Fähigkeiten haben wir bereits gesprochen; selbstverständlich bedurfte der Lehrer besonders in solchen Fällen der Unterlehrer.

Bald nach Sonnenaufgang — ein Gesetz verbot dies vor demselben — sehen wir die Knaben auf der Wanderung zur Schule, von ihrem Pädagogen begleitet, der ihnen die zum Unterrichte notwendigen Dinge nachträgt. Hier angelangt, nehmen sie auf Schemeln Platz — der Lehrer sitzt ebenfalls oder trägt stehend vor — und treten mit diesem Augenblick aus der Gewalt des Pädagogen unter die des Lehrers, der nunmehr seine Schutzbefohlenen in die ersten Geheimnisse seiner Kunst einzuweihen beginnt.

Das erste war natürlich das Lesen. Sie lernten zunächst die Buchstaben nach Form, Namen und Bedeutung kennen; hatten sie dieselben inne, so wurde zu den Silben übergegangen, die sie aus den einzelnen Buchstaben zusammensetzten. Daß man hierbei in folgender Weise vorging: β, $\alpha = \beta\alpha$, γ, $\alpha = \gamma\alpha$ u. s. w., wissen wir aus den erhaltenen Resten einer Komödie aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., die eigens für Schulzwecke geschrieben wurde. Der nächste Schritt führte zum Worte und dann zum Satze.

War so die Kunst des Lesens beigebracht, so kam die Grammatik an die Reihe, mit Deklination, Konjugation u. s. f. Daran schloß sich gleich die Lektüre verschiedener Schriftsteller, in erster Reihe der Dichter, voran natürlich Homers, und der Dramatiker, welche die Jugend entflammten, begeisterten und in Recht und Sitte unterwiesen. Hand in Hand damit gingen Exegese, Interpretation und Memorieren des Gelesenen, wobei immer das Beste ausgewählt wurde; besonders das Auswendiglernen wurde fleißig geübt, so daß es keineswegs zu den Seltenheiten gehörte, daß ein Knabe die Ilias oder Odyssee, ja auch beide Gedichte auswendig kannte und bis in sein spätes Alter behielt. So rühmt sich Nikeratos im Symposion des Xenophon, daß er noch als Erwachsener die Homerischen Gedichte auswendig wisse, die er als Knabe gelernt habe.

Fremde Sprachen wurden nicht gelehrt, besonders in der Zeit, die wir jetzt vor Augen haben; aber auch später lernten die Griechen, selbst als die Römer ihre Herren geworden waren, nur in ganz seltenen Fällen Latein.

Mit dem Lesen war das Schreiben verbunden. Als Material diente dabei eine mit Wachs überzogene Holztafel — einige erhaltene Exemplare sind 6″ lang und 4″ breit —, auf der die Worte mit dem spitzen Ende des Griffels, *γραφίς*, stilus, eingeritzt wurden; das andere Ende des Griffels war platt und breit und wurde dazu benützt, das Wachs wieder zu glätten und so das Geschriebene auszulöschen. Als der Gebrauch des Papyrus als Schreibmaterial allgemein wurde, fand dieser auch in der Schule Verwendung, wiewohl man zu derartigen Übungen nur bereits beschriebene oder sonst irgendwie unbrauchbar gewordene Stücke zu benutzen pflegte; für die ersten Schreibversuche blieb immer die Tafel im Gebrauch, da hier ein Fehler leichter gut gemacht werden konnte, und ein Strich mit der breiten Fläche des Griffels genügte,

BIBLIOTEKA TORUŃSKA

um das Geschriebene zu verlöschen. Auf Papyrus war das nicht möglich, denn man bediente sich dabei der Feder und Tinte. Die Feder, *κάλαμος*, calamus, war ein unten zugespitztes Rohr, das in eine Art Tusche getaucht wurde.

Der Lehrer schrieb vor oder ließ nach einer Vorlage nachzeichnen, führte den Schülern die Hand, zog ihnen die Linien, innerhalb deren sie zu schreiben hatten, diktierte und korrigierte.

Bedeutend weniger als Lesen und Schreiben wurde das Rechnen geschätzt und geübt, das als Unterrichtsgegenstand nur mit Rücksicht auf seine praktische Verwendbarkeit im alltäglichen und im kaufmännischen Leben Aufnahme fand; trotzdem wurde es fleißig betrieben, soweit man es brauchen konnte, ging aber, wenigstens in diesem Lebensalter der Schüler, nicht über die vier Rechnungsarten hinaus. Die Art und Weise, wie diese Kunst den Lernenden beigebracht wurde, war einfach, die Finger oder das Rechenbrett, eine Tafel, auf der mit Steinchen gerechnet wurde, waren die einzigen Hilfsmittel.

Die Musik wurde von den Griechen jederzeit hochgeschätzt. Dichtkunst und Gesang gingen immer nebeneinander. Die Sänger in Homers Liedern spielten eine wichtige Rolle und erfreuten sich hoher Ehren als diejenigen, welche den Freuden des Mahles auch eine geistige Würze verliehen. Die gefeierten Meister der Tonkunst aus mythischer Vorzeit, wie Orpheus und Linos, leiteten ihren Ursprung von den Göttern ab; Orpheus vermochte es sogar, den Hades durch sein Spiel zur Herausgabe seines Weibes Eurydice zu bewegen und den Kerberos zu besänftigen. Auch bei den Göttern im Olymp wurde die Musik eifrig gepflegt. Athene war die Erfinderin der Flöte, Hermes fertigte sich am Mittag des Tages, an welchem er geboren wurde, die erste Leier aus der Schale einer Schildkröte an, Apollon führte die Kithara, zu deren Spiel die Musen sangen, bei allen Festen der Götter.

Sokrates nahm, um wieder auf unsern Zeitabschnitt zurückzukommen, noch in späten Jahren Unterricht im Kithar- und Lyraspiel; nicht nur im Theater, auch bei jeder religiösen Feier spielte die Musik eine hervorragende Rolle, ja selbst bei gewöhnlichen Gastmählern waren Einzelvorträge oder auch Chorgesang eine beliebte und häufige Unterhaltung. Dazu den Knaben zu befähigen, hauptsächlich aber seinen Geist zu veredeln, sein Ohr

an Wohlklang und Harmonie zu gewöhnen war die Aufgabe der Musikschule.

Die Musik war nur ein Teil des allgemeinen Schulunterrichts, dem sie diente, sie wurde aber nicht als besondere Kunst geübt. Erst später, als die Blütezeit von Griechenland bereits vorüber war, wurde sie allmählich selbständig und um ihrer selbst willen betrieben.

Es ist natürlich, daß man mit dem Musikunterricht erst dann begann, wenn die Elemente des Lesens, Schreibens und des Rechnens bereits überwunden waren. Die Knaben lernten Saitenspiel und Gesang. Das Instrument war die Lyra oder die Kithara, daneben mitunter auch die Flöte.

Hand in Hand mit dem Spiel ging der Gesang; die Schüler übten sich darin, die Gedichte und Lieder zu begleiten und vorzutragen d. h. den Text einer bestimmten Melodie anzupassen, erhielten Belehrung über Rhythmik und ihre Gesetze, über Wohlklang und Harmonie, deren Regeln sie in sich aufnehmen und in Wort und That zur Anwendung bringen sollten.

Der Musiklehrer war ursprünglich derselbe, welcher auch den grammatischen Unterricht erteilte, erst später wurden beide Geschäfte getrennt. Auch er hatte auf anständiges, gesittetes Betragen seiner Zöglinge zu achten und hielt strenge Zucht.

Mit Spiel und Gesang war der Tanz vereint, der in Athens bester Zeit wohl nicht verbindlicher Schulgegenstand war, dafür aber umsomehr in den dorischen Staaten geübt wurde. Was der Knabe davon erlernen sollte, hing von dem Belieben der Eltern und wohl auch von den allgemeinen Anschauungen ab, die in dem betreffenden Lande üblich waren.

Der griechische Tanz bestand in feierlichen, gefälligen und rhythmischen Bewegungen nicht nur der Füße, sondern des ganzen Körpers. Musik und Tanz wurden ganz besonders deshalb beim Unterrichte so sehr gepflegt, weil diese für die zahlreichen Festlichkeiten notwendig waren, bei denen sehr oft Chorgesänge vorgetragen und Reigentänze aufgeführt wurden. Auch im Theater traten nicht nur Männer, sondern auch Knaben im Chor auf und sangen unter dem Takte des Tanzschritts ihre Lieder. Vortänzer zu sein bei einem Festreigen, war eine hohe Auszeichnung, die nur dem zu teil wurde, der an Anmut der Bewegung — diese sollte der Tanz ja ausbilden — alle übrigen übertraf. So durfte

Sophokles bei der Siegesfeier von Salamis als sechzehnjähriger Jüngling im Reigentanz den Knabenchor anführen.

Hatte der Knabe auf diese Weise den Elementarunterricht beendet und war er zum Jüngling herangewachsen, so war für ihn eine Zeit gekommen, in der er für das praktische Leben, für den Dienst, den er dem Staate zu leisten hatte, herangebildet werden mußte. Mit dem achtzehnten Jahre wurde er kriegsdienstpflichtig; bis dahin mußte sein Körper vollständig für die Anstrengungen des Kriegslebens vorbereitet sein. Gymnastik und daneben Musik waren also seine Hauptbeschäftigungen, denen er sich um so ungestörter und mit um so mehr Erfolg hingeben konnte, als der grammatische Unterricht nun aufhörte, wenigstens in der Zeit, von welcher wir jetzt sprechen, in der von höheren Studien noch nicht die Rede ist.

Das Hauptgewicht wurde auf die Gymnastik gelegt. Der Übungsplatz war jetzt nicht mehr die Palästra, sondern das Gymnasium, das eine bedeutend größere und umfassendere Anlage aufwies als die Knabenschule; hier waren Räumlichkeiten für allerlei Leibesübungen, Rennbahnen für den Lauf, Plätze für die Einübung des Sprunges, für Speer- und Diskuswurf, mit feinem Sand bestreute Flächen für den Ringkampf, ein Gemach zum Ablegen der Kleider, ein anderes zum Einölen des Körpers, Badeplätze u. s. w.

Athen besaß in seiner Blütezeit drei solcher Anlagen: die Akademie, das Lykeion, welches besonders für Marschübungen der Epheben — so wurden die Jünglinge im Alter von 16—20 Jahren genannt — benutzt wurde, und den Kynosarges, der ursprünglich für Halbbürger bestimmt war, d. h. für solche, deren Väter athenische Bürger und deren Mütter Fremde waren.

Alle drei Gymnasien lagen außerhalb der Stadt. Die Akademie war eine von einem schönen, schattigen Haine umgebene Übungsschule, die sich im Nordosten von Athen befand; sie soll den Namen nach einem alten Heros, Akademos, erhalten haben. Der Tyrann Hipparch, der Sohn des Pisistratus, umgab sie bereits mit einer Mauer, Cimon schmückte sie durch Baumpflanzungen und Anlage von schönen Spaziergängen. Sie war insonderheit der Göttin Athene geweiht.

Ähnlich ausgestattet war das Lykeion, welches östlich von Athen, nicht weit von der Stadt entfernt lag und den Namen

dem nahe gelegenen Heiligtum des Apollo Lykeios verdankte. Pisistratus oder Perikles war sein Stifter.

Noch weiter ostwärts befand sich der Kynosarges. Diesem soll ein Heiligtum des Herakles den Namen gegeben haben. Bei dem ersten Opfer, das man hier dem Herakles darbrachte, sei ein weißer Hund (κύων ἀργός) erschienen und habe einen Teil des Opfers geraubt.

In späterer Zeit vermehrte sich die Zahl der Gymnasien, die dann auch mit großer Pracht gebaut wurden, z. B. das des Ptolemäus, das Diogenische u. s. w.

Hier übten sich die athenischen Jünglinge in allem, was sie als Knaben erlernt hatten, und betrieben besonders den Ring- und den Faustkampf, allerdings nur soweit, als das praktische Bedürfnis es unbedingt erforderte, und sie diese Künste im Kriege verwenden konnten, aber keineswegs als Kunst für sich; als solche blieben dieselben den Athleten überlassen, die sich damit bei den großen Festen zu Olympia, am Isthmos, zu Delphi und Nemea öffentlich zeigten.

Daneben betrieben die Söhne der Reichen, die sich solchen Luxus gestatten konnten, mit Vorliebe die Reitkunst, die bereits im siebenten Jahrhundert v. Chr. allgemeine Aufnahme und Pflege gefunden hatte.

Das Reiten war im Altertum in der That eine Kunst, die ziemlich schwer zu erlernen war, wenn man sich nicht mit den ersten Anfangsgründen begnügte. Das Aufsteigen war erschwert, da die Steigbügel fehlten, und der Sitz war unsicher, da kein Sattel, sondern nur eine einfache Decke auf dem Rücken des Pferdes lag. Trotzdem pflegte man die Reitkunst mit großer Vorliebe, zog edle Tiere heran, für welche oft bedeutende Summen Geldes ausgegeben wurden, und suchte damit bei den jährlichen Aufzügen des Ritterkorps zu glänzen. Seit den Perserkriegen waren die reichen Leute verpflichtet, je ein Pferd zu halten und für dessen Pflege zu sorgen, das im Notfalle dem Staate zur Verfügung gestellt werden mußte (ἱπποτροφία); alljährlich wurde eine Musterung vorgenommen.

Zunächst wurde die Reitkunst wegen ihrer Bedeutung im Kriege geschätzt. Es darin soweit zu bringen, daß man sich an den öffentlichen Wettkämpfen beteiligen konnte, war natürlich

Sache der Reiter von Fach; das erforderte eine Ausbildung, wie sie der gewöhnliche Unterricht weder erzielen sollte noch konnte.

Eine von jeher sehr beliebte Übung war die Jagd, die schon bei Homer oft erwähnt wird. Auch die Auffassung, die sie als beste Vorbereitung für den Krieg bezeichnete, blieb dieselbe; der Jüngling sollte sich an Geistesgegenwart gewöhnen, sollte Hunger und Durst und andere Entbehrungen leicht ertragen lernen und seine Muskeln stählen, was alles für den Krieg so außerordentlich wichtig war. Man übte sie als Einzel- und Treibjagd, zu der man mit Netzen, mit Speer und Bogen, Weidmesser und Schleuder ausging. Gejagt wurde alles, was man antraf, vom Bären und Wildschwein bis zum Hasen; nur Vögel, besonders die kleineren Arten, fing man in Schlingen oder mit der Leimrute.

Der stete Begleiter des Jägers war der Hund, der das Wild aufspüren mußte; die lakonischen, arkadischen und Molosserhunde erfreuten sich wegen ihrer feinen Nase oder ihrer Stärke des besten Rufes.

Endlich wurde auch das Schwimmen und später das Rudern eifrig gepflegt, obwohl das letztere hauptsächlich den Angehörigen der niederen Stände vorbehalten blieb.

Über den musikalischen Unterricht ist nicht viel zu sagen; er blieb im wesentlichen in den Grenzen, innerhalb deren er sich schon während der Knabenzeit bewegt hatte, nur wurden jetzt, dem Alter der Zöglinge entsprechend, die Kenntnisse erweitert. Spiel, Gesang und Tanz schlossen auch jetzt noch den Kreis der Unterrichtsgegenstände.

Den Abschluß der Erziehung bildete die militärische Ausbildung. Doch ehe wir uns zu dieser wenden, seien einige Worte über die sociale Stellung des Jünglings erwähnt.

In Athen wurde der junge Mann etwa von seinem 18. Jahre an unter die Reihe der Epheben aufgenommen. Da wurde sein Name in das Gemeindebürgerbuch eingetragen, womit er zum Vollbürger erklärt und politisch selbständig war. Ein äußeres Zeichen dieser Veränderung war das Kurzscheren der Haare, während der Knabe sie lang trug; die abgeschnittenen Haare wurden der Gottheit geweiht. Von diesem Zeitpunkte ab schoren die Jünglinge sie von Zeit zu Zeit und ließen sie nie so lang werden, daß sie über die Schultern herabhingen.

In Sparta war das Umgekehrte Brauch; da mußte der

Knabe und Jüngling sein Haar immer kurz geschoren tragen; erst von dem Augenblicke an, wo er vollberechtigter Bürger wurde, konnte er es lang wachsen lassen.

Als charakteristisches Kleidungsstück der Epheben diente die χλαμύς, ein kurzer Mantel, der um die Schultern geworfen wurde. Anfangs war er von schwarzer Farbe, zur Zeit der Römerherrschaft weiß.

Die eigentliche Ephebenzeit dauerte zwei Jahre, also bis zum vollendeten zwanzigsten Lebensjahre; sie war, wie bereits erwähnt, zur praktischen Ausbildung für den Krieg bestimmt. Die jungen Leute lernten marschieren, Wendungen und verschiedene Schwenkungen ausführen, die Schutz- und Angriffswaffen gebrauchen, überhaupt exerzieren und manövrieren, also alle kriegerischen Übungen, einzeln und in Reih und Glied. Unterweisung im Gebrauch der Waffen gab der Fechtlehrer, der ὁπλομάχος, der im Gymnasium unterrichtete.

Am Ende des ersten Jahres fand eine öffentliche Musterung statt, auf Grund deren sie, wenn dieselbe günstig ausgefallen war, im Theater vor dem versammelten Volke — gewöhnlich am Dionysosfeste — Speer und Schild erhielten, die sie im Dienste und zum Schutze des Vaterlandes zu tragen gelobten mit den Worten: „Ich will diese heiligen Waffen niemals entehren, noch meinen Nebenmann in der Reihe verlassen, sondern für die Heiligtümer und das Gemeingut kämpfen, sowohl allein als mit andern. Ich will das Vaterland nicht gemindert hinterlassen, sondern größer und besser, als ich es überkommen habe. Ich will hören auf die, welche jedesmal zu entscheiden haben, und den bestehenden Gesetzen gehorchen, sowie allen andern, die das Volk einmütig verordnen wird, und so einer sie aufhebt oder ihnen nicht gehorcht, will ich das nicht zulassen, sondern sie verteidigen, sei es allein, sei es mit andern. Und ich will die vaterländische Religion in Ehren halten; Zeugen seien die Götter Agraulos, Enyalios, Ares, Zeus, Thallo, Auxo, Hegemone.“ *)

*) Agraulos (die heitere Luft) ist die Tochter des Cecrops, des Gründers von Athen, und eine segenspendende Göttin; Thallo (die Blühende) eine der Horen und Göttin des Frühlings; Auxo (die Mehrerin) und Hegemone (die Führende) Chariten und Töchter des Zeus, also sämtlich Wachstum fördernde Gottheiten; die übrigen Götternamen sind bekannt.

Alle übrigen Ausrüstungsstücke außer Schild und Speer mußte der Mann sich selbst verschaffen, je nach der Klasse, in die er seinem Vermögen entsprechend eingereiht war. Nur jene, deren Väter in der Schlacht gefallen waren, wurden ganz vom Staate ausgerüstet; dieser Brauch war nicht nur ein schönes Zeichen der Dankbarkeit, welche die gesamte Bürgerschaft für die Aufopferung des Einzelnen bewies, sondern auch die beste Aufmunterung des Sohnes zu gleicher Tapferkeit.

Im zweiten Jahre begann der Feld- und Wachtdienst als *περίπολοι*, d. i. Grenzwächter, der nicht in der Stadt, sondern im Felde abgeleistet wurde.

Erst vom zurückgelegten zwanzigsten Jahre ab nahm der athenische Bürger an den Volksversammlungen teil; obwohl er schon vor zwei Jahren die Berechtigung dazu erhalten hatte, konnte er doch wegen des militärischen Dienstes erst jetzt alle Rechte und Pflichten eines Bürgers ausüben.

Aus der Wehrordnung für die beiden Altersklassen vom 18.—20. Jahre entwickelte sich später das Institut der Ephebie, welches, wie wir noch sehen werden, nicht ohne Bedeutung war.

Mit Beendigung dieses zweijährigen Kursus war die Erziehung des athenischen Jünglings abgeschlossen. Jetzt trat er in das öffentliche Leben ein und konnte seine Tüchtigkeit vor aller Augen beweisen; alle Ehrenstellen standen ihm offen, in jeder Weise konnte er seine Kraft versuchen und in Krieg und Frieden zeigen, wie er die zum Lernen bestimmte Zeit der Jugend wohl benutzt habe.

5. Die Erziehung in der Zeit vom peloponnesischen Kriege bis auf Alexander den Großen.

Eine vierte Epoche im athenischen Staatsleben ist die Zeit vom peloponnesischen Kriege bis zur Zeit nach Alexanders des Großen Tode. Der fast dreißig Jahre währende Krieg gegen Sparta hatte Athen furchtbare Opfer gekostet; wen das Schwert der Feinde verschont, hatte die entsetzliche Pest dahingerafft. Athen verlor nicht nur die meisten seiner Besitzungen und damit eine reiche Quelle der Einkünfte,

sondern mußte sich auch einen Wechsel im politischen System gefallen lassen, indem an Stelle der gemäßigten Demokratie eine zügellose trat, die der weisen Leitung entbehrte.

Zudem hatte der Krieg die Mittel der Bürger gänzlich erschöpft und ihren Wohlstand dauernd ruiniert, besonders, da sich neue Einnahmequellen, nachdem die alten versiegt waren, nicht wieder eröffnen wollten. Damit hatte auch die Opferfreudigkeit der Einzelnen ein Ende, und mit der allgemeinen Armut breiteten sich Geiz, Selbstsucht und andere böse Eigenschaften immer mehr aus. Man fand es nach und nach bequemer, den Kriegsdienst gemieteten Söldnern zu überlassen und daheim die einträglichere und leichtere Thätigkeit als Ratsherr, Gerichtsbeisasse oder Teilnehmer an der Volksversammlung zu pflegen.

Daß bei solcher Lebensauffassung allmählich auch die idealen Anschauungen über Zweck und Ziel des Unterrichts verloren gingen, ist nur natürlich. Die Gymnastik und Musik traten im allgemeinen gegenüber der Grammatik zurück, die wissenschaftliche Ausbildung und in dieser wieder die Rhetorik und Philosophie nahmen bald die erste Stelle ein, da jetzt die oberste Aufgabe eines Staatsmannes oder eines solchen, der es werden wollte, die war, das Volk durch allerlei Mittel der Rede für sich zu gewinnen. Von der Rednerbühne aus wurde der Staat gelenkt.

Um ins einzelne einzugehen, so mußte besonders die Gymnastik die Ungunst der Zeit fühlen. Sie wurde wohl, wenigstens anfangs, nicht ganz vernachlässigt, aber auch nicht weiter ausgebildet; man pflegte sie nur, weil es eben so Sitte war, betrieb jedoch die Übungen lange nicht mehr mit demselben Eifer wie früher, weil immer mehr ihr eigentlicher Zweck, eine Ausbildung für den Krieg, wegfiel und die Zeit in der Jugend durch andere Studien, deren Kreis immer weiter wurde, mehr in Anspruch genommen war. Zahl und Art der gymnastischen Übungen, wenn sie noch betrieben wurden, blieben dieselben wie früher.

Auch der musikalische Unterricht konnte mit der Entwicklung des litterarischen nicht gleichen Schritt halten. Das Flötenspiel wurde aufgegeben, und die Musik überhaupt löste sich von dem übrigen Unterrichte in der Zeit Alexanders des Großen vollends los und trat als selbständige Kunst auf, die nunmehr ein besonderes Studium für sich erforderte.

Hatte die grammatische Bildung früher nur Lesen und Schreiben und die Anfangsgründe des Rechnens umfaßt, so erweiterte sich jetzt der Kreis der Gegenstände, die auch selbst in sich weiter ausgebildet wurden. Zu den vier Rechnungsarten traten in der Rechenkunst das Wurzelziehen und Potenzieren, dazu Geometrie und Astronomie; die letztere blieb natürlich vorzugsweise für die höheren Studien vorbehalten.

Später fügte man auch das Zeichnen (ζωγραφία) hinzu, etwa seit der Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. G.; man zeichnete mit dem Griffel oder Pinsel auf eine Tafel von Buchsholz. — Dies war es, was der Knabe jetzt erlernen mußte.

Doch war damit der Unterricht noch keineswegs abgeschlossen. Dem heranwachsenden Jüngling stand noch das Studium der Rhetorik und Philosophie bevor, die ursprünglich eins waren und erst später sich trennten und etwa nach dem peloponnesischen Kriege zu erblühen begannen. Da die Redekunst für das öffentliche Leben äußerst wichtig war, indem sich nicht nur häufig Gelegenheit bot, vor einem großen Publikum zu sprechen, sondern es auch für den angehenden Staatsmann notwendig war, in wohlgesetzter Rede auf das Volk einzuwirken, hatte sie sich früh eine einflußreiche Stellung erobert und war auch im Unterrichte bald hoch geschätzt.

Im Anschlusse an die Lektüre und einfache Erklärung der Dichter in den Knabenjahren finden wir jetzt häufig selbständige Versuche der Epheben, in Vers und Prosa zu komponieren, Aufsätze über bestimmte Themen auszuarbeiten und kleinere oder größere Gedichte zu verfertigen. Die Poesie wurde höher gestellt als die Prosa und weit bevorzugt.

Die Jünglinge erhielten Unterricht insbesondere in der Litteraturgeschichte, der höheren Grammatik, der kritischen Beurteilung des Gelesenen, Mythologie und in anderem Einschlägigen, das sich an die Lektüre anknüpfte. Ihre Lehrer waren jetzt die Sophisten. Diese hielten Vorträge hauptsächlich über Rhetorik und Philosophie, Mathematik und Naturwissenschaften, über Sprache und politische Gegenstände, wie über Staatsverfassung u. dgl. Sie waren die Begründer der höheren Studien.

Die Rhetorik fand in Athen eine außerordentlich gute Pflege. Im öffentlichen Leben, das in allen Lagen Gelegenheit zur Rede

gab, konnten sich hervorragende Meister bilden; man brauchte sie überall, vor dem Volke, vor dem Rate, vor Gericht; kurz bei allen öffentlichen Vorträgen mußte auf eine große Zahl von Zuhörern gewirkt werden. Allerdings wurde ihr Emporblühen noch wesentlich durch die unbeschränkte Redefreiheit (παρρησία) unterstützt, die in dem demokratischen Athen herrschte und jeden Einzelnen in gleicher Weise zu Worte kommen ließ.

Die Sophisten machten die Redekunst zu einer lehrbaren und bewirkten, daß sie unter die Zahl der Schulgegenstände aufgenommen wurde. Sie waren die Meister der scharfen Dialektik, die in klarer Darlegung aller Gründe für und wider über aufgeworfene Streitfragen urteilten. Es ist wohl bekannt, daß Gorgias aus Leontini, der um 427 v. Chr. nach Athen kam, der erste war, welcher die Kunst der Rhetorik auf griechischen Boden verpflanzte und die erste Schule der Beredsamkeit in Athen eröffnete. Andere Namen, wie der des Protagoras aus Abdera (geb. um 485), Hippias aus Elis, Prodikos aus Keos u. a. dürften ebenfalls bekannt sein.

Da jeder von ihnen später, als der Wettbewerb immer größer wurde, die meisten Schüler und dadurch auch den größten Ruhm für sich haben wollte, entwickelte sich eine Rhetorik, die nur auf den Schein hinarbeitete, und der schon Sokrates mit Recht entgegentrat.

Der bedeutendste Lehrer der Beredsamkeit war Isokrates, der um das Jahr 390 v. Chr. einen 3—4 Jahre umfassenden Kursus der Redekunst eröffnete. Seine Lehren gingen auf die Rhetorik als Kunst, die in der harmonischen Zusammenstellung von rhythmisch wohlklingenden Wörtern und Silben ihr Bestes zu leisten suchte; der Inhalt war ihm bedeutend gleichgiltiger. Ganz anders Demosthenes, der seine Kunst auf politischem Gebiete übte und bei der sorgfältigsten Ausarbeitung und Feile seiner Reden doch hauptsächlich durch die Wucht der Thatsachen, durch die überzeugende Kraft seines Freimuts und durch die Macht der Wahrheit zu wirken suchte.

Eine Kunst, die solche Früchte trug, konnte sich leicht einen hervorragenden Platz unter den Unterrichtsgegenständen erwerben und sichern. Erst später, als die Freiheit Griechenlands für immer verloren war, zog sie sich ganz in die Schule zurück. Hier wurden

dann die Redeübungen abgehalten, die ohne Kraft und Kern blieben, angenehm und einschmeichelnd wirken sollten und hauptsächlich darauf berechnet waren, die Improvisation zu üben. Das Hauptgewicht wurde auf den Vortrag, die Deklamation, gelegt und dieser neben der Stegreifrede besonders gepflegt.

Sobald eine Kunst in Künstelei ausartet und auf leeren Schein abzielt, wie eben an der Rhetorik gezeigt wurde, hat sie ihre Blütezeit bereits überlebt. Allerdings war gerade dieser mit dem Untergang der Freiheit der Lebensfaden fast ganz abgeschnitten; im öffentlichen Leben konnte sie sich ja nicht mehr erproben, Lobreden auf fremde Herrscher waren das Höchste, zu dem sie sich emporwagen durfte.

Besser erging es der Philosophie. Diese war, wie die Rhetorik, ein Gegenstand der höheren wissenschaftlichen Bildung; sie war entstanden, als infolge der Freiheitskämpfe in den Griechen das Bewußtsein ihrer Würde im Gegensatze zum Barbarentum sich ausgebildet hatte.

Die Philosophie als spekulative Wissenschaft war wohl den Griechen nie fremd gewesen, da es jederzeit weise Männer gab, die wie die alten Naturphilosophen Pherekydes und Thales oder wie Pythagoras aus Samos und andere, ernstes Nachdenken über den letzten Grund alles Seins zu ihrer Lebensaufgabe machten; aber eine lehrbare Kunst wurde die Philosophie, ebenso wie die Rhetorik, erst durch den Einfluß der Sophisten.

Im großen Ganzen waren es die früher genannten Männer, die bei ihren öffentlichen Vorträgen allerhand philosophische Fragen behandelten, ohne jedoch ein bestimmtes System zu geben und in zusammenfassender Weise ihre Ansicht über das höchste Wissen ihren Schülern darzubieten. Auch Sokrates folgte noch ihren Spuren, wiewohl in ganz anderer Art. Wenn er irgend eine Frage behandelte, so war es ihm wirklich darum zu thun, die Wahrheit zu erforschen und nicht mit einigen hohlen Phrasen zu glänzen oder sich mit Scheinschlüssen zu begnügen. Er selbst hat ja bekanntlich nichts niedergeschrieben, aber die platonischen Dialoge zeigen uns zur Genüge die Redlichkeit seiner Absicht; die Worte, die er dabei gebrauchte, könnten nahezu als gesucht einfach erscheinen, wenn sie nicht mit seinem ganzen Wesen, soweit wir darüber unterrichtet sind, so genau stimmten.

Erst die verschiedenen Schüler dieses Weisen stellten von vornherein ihre Behauptungen auf, die sie dann als richtig zu begründen suchten, und fügten diese zu einem System zusammen, an dem sie und ihre Schüler festhielten. Diese Systeme wurden durch Überlieferung den folgenden Generationen vermittelt, und insofern sind wir wohl berechtigt, von Philosophenschulen zu sprechen.

Nur eine kurze Charakteristik derselben sei hier gegeben. Platon wurde das Haupt einer Schule, die gleich ihm an der bekannten Ideenlehre festhielt. Aristoteles fügte die Logik, Ethik und Metaphysik den philosophischen Disciplinen hinzu; Antisthenes war der Begründer der „kynischen" Schule mit ihrer Lehre von der Bedürfnislosigkeit als dem höchsten Gut, deren bekanntester Vertreter Diogenes aus Sinope ist — aus diesem Kreise trennten sich die Stoiker ab —, während Epikur die eigene Glückseligkeit zu suchen für die höchste Weisheit, ihren Genuß für das höchste Glück hielt.

Fast alle diese Lehrer hatten sich bestimmte Lokale als Schauplatz ihrer Lehrthätigkeit ausgesucht, so Platon die schönen Gärten der Akademie, von der die ganze Schule den Namen der „Akademiker" erhielt, Aristoteles das Lykeion, wo er die „Peripatetiker" um sich scharte, indes Antisthenes das dritte Gymnasium Athens, den Kynosarges, die Stoiker die Stoa auf der alten Agora auswählten.

Jeder Vorsteher einer Schule ernannte noch bei Lebzeiten seinen Nachfolger, der seine Lehren weiterbildete und seinerseits den Zuhörern überlieferte; das Streben, dieser Ehre teilhaftig zu werden, war oft Ursache des Zwistes unter den Schülern und Gegenstand ihrer Eifersucht.

Auch die Lehrer der verschiedenen Schulen bekämpften einander oft mit Worten, indem einer die Lehre des andern als irrig oder lächerlich darstellte. So unerfreulich solcher Streit an und für sich sein mußte, so war er doch die Ursache, daß die Anhänger eines und desselben Meisters treu und fest zusammenhielten, daß sich zwischen Lehrer und Schüler ein inniges Verhältnis herausbildete und auch die Nachfolger starr an den Sätzen des Begründers festzuhalten pflegten.

Die meisten dieser Kurse waren nur gegen Entrichtung eines Schulgeldes zugänglich, das besonders von den Sophisten sehr hoch bemessen war; so forderten zwei derselben, Aristides und Adrianos,

je zehntausend Drachmen, d. i. ca. achttausend Mark, während ihre ärmeren Schüler vom Schulgeld ganz befreit waren. Allerdings war dieser Betrag nicht immer so außerordentlich hoch berechnet. Sokrates und Plato lehrten unentgeltlich, wie auch einige andere, die aus innerem Beruf und nicht, um ein Geschäft zu machen, den Lehrerstand erwählten. Eine Besoldung der Professoren und Lehrer von seiten des Staates finden wir erst in der folgenden Epoche, als Griechenland unter römischer Herrschaft stand.

Der reiche Umfang und die Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Studien ließen dem jungen Manne natürlich nur sehr wenig Zeit, die Gymnasien zu besuchen und dort mit Eifer den körperlichen Übungen obzuliegen. Wenn man auch zugeben muß, daß verhältnismäßig nur wenige Schüler die Philosophen- und Rhetorenschulen besuchten — denn nicht jeder hatte die Mittel oder die Begabung, welche solche Studien erforderten —, so waren es doch die reichsten — meist auch besten — und einflußreichsten Elemente, die auf diese Art der alten Erziehungsweise abtrünnig gemacht wurden, so daß diese zuletzt fast ganz außer Gebrauch kam. Wir werden auch gleich in der folgenden Epoche sehen, wie die Gymnastik nach und nach ganz zurückgedrängt wurde und nur noch dem Scheine nach existierte.

6. Die hellenistisch-römische Zeit.

Auf die eben besprochene Periode folgte die Zeit der Unterjochung Athens durch fremde, nichtgriechische Gebieter. Wohl hatte Athen schon 338 n. Chr. in der Schlacht bei Chäronea im Kampfe gegen Philipp seine Freiheit verloren, aber dieser hatte sich immer als Grieche gefühlt, obwohl er Macedonier war; er wußte die geistige Bedeutung der Athener wohl zu schätzen und schonte gerade sie um dieses Vorzuges willen, der ihnen somit allein eine besonders glimpfliche Behandlung verschaffte.

Alexander vollends war in griechischem Geiste erzogen worden; war doch Aristoteles sein Lehrer gewesen, durch den er der griechischen Bildung teilhaftig wurde. Überdies gingen Alexanders Pläne viel zu hoch, als daß er den Griechen die volle Schwere seiner Hand fühlen lassen wollte. Theben allein mußte hart dafür

büßen, daß es sich gegen den neuen Herrn auflehnte; Athen aber behandelte er mit großer Nachsicht.

Nach Alexanders Tod war Griechenland und insbesondere Attika der Zankapfel der Fürsten, die sich als Nachfolger des großen Macedoniers in den verschiedenen Teilen des neueroberten Reiches festgesetzt hatten; jeder von ihnen wollte Athen als Perle seiner Krone einverleiben. Daß die Bürger dieser Stadt unter solchen Verhältnissen nicht nur materiell, sondern auch moralisch litten, ist natürlich, da sie bei dem beständigen Wechsel der Beherrscher sich an Unterwürfigkeit gewöhnten. Von der alten Redefreiheit war keine Spur mehr zu finden, da es nun oft gefährlich war sie anzuwenden.

Nicht viel besser stand es unter der Herrschaft der Römer. Wenn diese sich auch verhältnismäßig wenig um die griechischen Zustände kümmerten, so war doch ihr Übergewicht ein derartiges, daß die Griechen alles daransetzten, ihre Herren in guter Laune zu erhalten, weil sie dies für bequemer fanden und wußten, daß jeder Befreiungsversuch, wenn sie sich wirklich dazu aufgerafft hätten, fruchtlos gewesen wäre. So war mit der Freiheit des Landes auch die Freiheit des Denkens und Fühlens, wie die der Rede untergegangen.

Freilich befanden sich die Griechen und insbesondere die Athener gerade unter der Herrschaft der Römer in allen übrigen Beziehungen sehr wohl. Die Römer erkannten ihre geistige Überlegenheit willig an; sie sandten ihre Söhne nach dem griechischen Osten, damit sie sich dort in den Wissenschaften ausbilden sollten, die Kaiser sorgten für Athen und andere bedeutende Städte mit väterlicher Fürsorge und unterstützten die Wissenschaften auf jede Weise.

Aber es war doch nicht der alte stolze Eifer, nicht mehr das freimütige Streben nach der Wahrheit, das die früheren Zeiten ausgezeichnet und welches in Lehrern und Schülern Lust und Liebe zum Studium selbst in so hohem Maße erregt hatte; Schulgelehrsamkeit zu erwerben, war jetzt Zweck und Ziel des Unterrichts.

Die Bedeutung der Gymnasien als Stätten der körperlichen Bildung der Jugend sank in dieser sogenannten hellenistischen Zeit ganz herab. Sie wurden völlig zu Versammlungsorten für Philosophen und ihre Schüler. Wir haben ja oben gesehen, daß

alle drei alten Gymnasien in Athen von je einer Philosophenschule in Beschlag genommen worden waren.

Die Gymnastik aber verfiel unter dem Einflusse der Römer und des Christentums; jene schätzten sie fast gar nicht, wie wir noch ausführlicher hören werden, dieses bevorzugte die geistige Ausbildung gegenüber der körperlichen weitaus. Sie war jetzt eine besondere Kunst für sich, die von den Athleten zum Zwecke der Schaustellung bei öffentlichen Festen geübt, aber nicht mehr in den Kreis der allgemeinen Erziehungsgegenstände gerechnet wurde.

Ähnlich erging es der Musik, welche ebenfalls von ihrer Stellung als Gegenstand der Jugendbildung herabsank.

Umsomehr dehnte sich der Umfang des wissenschaftlichen Unterrichts aus, welcher nunmehr in drei Abstufungen den Wissensbedürftigen dargeboten wurde, in der Elementar-, in der Mittel- und der Hochschule. Diese Einteilung fand in ähnlicher Weise auch auf die Lehrer Anwendung, indem der γραμματιστής oder allgemein διδάσκαλος die unterste Stufe der Elementarlehrer bildete, während der γραμματικός auf die höheren wissenschaftlichen Studien vorbereitete und den Mittelschulunterricht erteilte und der σοφιστής eine Art Universitätsprofessor vorstellte. Die entsprechenden Bezeichnungen der Römer sind in derselben Reihenfolge: magister, litterator und professor.

Eine gewisse staatliche Fürsorge, Ausbildung und Specialisierung der einzelnen Disciplinen ist mit kurzen Worten das, was die Art und Weise des Unterrichts in dieser Epoche kennzeichnet.

Indem der Staat dafür sorgte, daß die Lehrer von der Gemeinde besoldet wurden, oder indem einzelne Privatleute oder Fürsten dafür eintraten, wurde auch ärmeren begabten Schülern das eifrige Betreiben des Studiums möglich, wovon solange keine Rede sein konnte, als die Eltern für den Unterricht hatten hohes Schulgeld entrichten müssen. Von einem eigentlichen Schulzwang war aber auch jetzt keine Rede; es blieb vielmehr nach wie vor dem Ehrgeiz der Eltern freigestellt, ihre Kinder zu gebildeten Menschen erziehen zu lassen.

Die Bedeutung der Gymnastik und Musik als Bildungsmittel sank immer mehr; alles, was von diesen Künsten gelehrt wurde, zielte entweder auf Virtuosentum ab oder wurde zu dem Zwecke den Knaben dargeboten, um bei der Mahlzeit etwas zur Unterhaltung beitragen zu können. Dies waren natürlich keine Ziele,

welche die Pflege dieser Disciplinen heben konnten, da man entweder immer nur ein Fach pflegte oder sich überhaupt an einer gewissen Oberflächlichkeit genügen ließ.

Der wissenschaftliche Unterricht, den die Knaben genossen, wurde noch um einige Gegenstände vermehrt, indem man jetzt die Erklärung der Schriftsteller sehr eingehend behandelte. Es wurden Prosaiker und Dichter gelesen, und zwar nicht nur epische, sondern auch lyrische und dramatische, an denen die griechische Litteratur so außerordentlich reich war.

Die Lektüre besonders von lyrischen und dramatischen Dichtungen erforderte aber auch, daß die Schüler mit den Gesetzen der Metrik und Rhythmik bekannt gemacht wurden, um nicht nur richtig lesen, sondern ebenso sicher beurteilen zu können. Außer diesen beiden wurden Geschichte und Altertumskunde, Mythologie und Litteraturgeschichte, Philosophie und Rhetorik, ebenso wie Astronomie, Mathematik, Naturgeschichte und anderes Einschlägige gelehrt. Wohl hatten einzelne Fragen aus diesen Gebieten auch schon früher bei der Lektüre berührt und beantwortet werden müssen, aber jetzt hören wir erst von einer zusammenhängenden Darstellung dieser Disciplinen.

Fremde Sprachen wurden jedoch nicht gelehrt; wenn jemand in die Lage kam, sie gebrauchen zu müssen, so war die Praxis dazu bestimmt, diesem Mangel nachzuhelfen. Selbst Latein lernten die Griechen nur, wenn es dringend notwendig war, auch nicht zu einer Zeit, wo ihr Land zum römischen Gebiete gehörte. So ist es erklärlich, daß noch zu Sullas Zeit ein rhodischer Gesandter, Molon, im Senate zu Rom nicht lateinisch, sondern griechisch sprach und es nur der Bildung der Römer verdankte, daß diese ihn ohne Dolmetscher verstanden.

Alle die erwähnten Gegenstände lehrte der Grammatistes; aber Mathematik und Astronomie gehörten nicht mehr in sein Fach, dafür war ein besonderer Lehrer bestimmt.

Noch ist einer Einrichtung Erwähnung zu thun, welche dazu diente, den Fleiß und den Wetteifer der Schüler anzuspornen. Es sind das die Schulprämien. Der erste, welcher für die besten seiner Zöglinge Preise bestimmte, war Isokrates, der dieselben monatlich auf Grund einer öffentlichen Prüfung verteilte. Jetzt wurden Schulprüfungen und Verteilung von Preisen häufig, be-

sonders im römischen Reiche; wir werden später noch darauf zurückkommen.

Die Jünglingszeit stellte weitere Anforderungen an den Fleiß des Studierenden. Von den eigentlich gymnastischen Übungen wurde außer der Jagd fast keine mehr, wenigstens nicht ernstlich, betrieben; aber auch diese hatte nur das Vergnügen zum Zwecke. Die jungen Leute thaten sich in Jagdklubs zusammen und suchten in der Jagd nicht Leibesübung, sondern bloße Unterhaltung. Im übrigen verfiel die Gymnastik und wurde als Nebensache betrachtet.

In der Zeit nach Alexander dem Großen und unter der römischen Herrschaft bildete sich das Institut der Ephebie aus, eine Bezeichnung, die jetzt nicht mehr, wie früher, eine bestimmte Altersklasse (vom 18.—20. Jahre) benannte. Jetzt verstand man darunter einen einjährigen Kursus, den der junge Mann auch etwas früher oder später durchmachen konnte, so daß also das Alter hierbei gar keine Rolle spielte; aber nicht einmal streng national blieb dieses Institut, indem auch Fremde Aufnahme finden konnten. Der militärische Unterricht, der in den früheren Epochen die zwei Jahre der Ephebenzeit voll in Anspruch genommen hatte, bildete jetzt den Jüngling nur für die Parade, nicht mehr für den Ernstfall. Waren früher die beiden Ephebenjahre hauptsächlich, ja ausschließlich der militärischen Ausbildung gewidmet, so war in dieser Periode der, ungefähr seit der Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. einjährige, militärische Kursus ganz ohne Bedeutung. So waren es denn einzig und allein die feierlichen Aufzüge bei den mannigfaltigsten festlichen Gelegenheiten, bei denen sich die athenischen Epheben in ihrem weißen Reitermantel — in vergangenen Zeiten war die schwarze Farbe vorgeschrieben gewesen — vor dem Volke zeigten.

Daneben ging die musikalische und wissenschaftliche Bildung einher; auf die letztere wurde natürlich das Hauptgewicht gelegt. Obwohl diese Ephebie nach dem Gesagten kaum mehr ein Schatten der Ephebenbildung früherer Zeiten war, erhielt sie sich doch in Athen bis in das vierte Jahrhundert n. Chr.

Aber auch wer außerhalb dieser Ephebie stand, konnte der grammatischen Bildung teilhaftig werden und Rhetorik und Philosophie studieren, welche beide die Hauptgegenstände des Unterrichts der Hochschule bildeten, und denen man sich mit vollem Eifer zuwendete. Hören wir die Worte Plutarchs, der die Philo-

sophie für das einzige wahre Erziehungsmittel des Menschen erklärt: „Die Philosophie," sagt er in der Schrift über die Knabenerziehung (Kap. 10), „ist bei der Erziehung als Hauptsache zu betrachten. Für die Sorge des Leibes haben die Menschen zwei Wissenschaften erfunden, die Heilkunde und die Gymnastik; jene schafft Gesundheit, diese einen kräftigen Körper. Für die Schwächen und Leiden der Seele ist die Philosophie das einzige Heilmittel. Vollkommene Menschen sind diejenigen, welche die Kunst den Staat zu regieren (Politik) mit der Philosophie zu verbinden und zu vereinigen wissen; denn sie erlangen die beiden höchsten Güter: ein gemeinnütziges Leben da, wo sie als Bürger wirken, und ein ruhiges, ungestörtes Leben durch ihre Beschäftigung mit der Philosophie. Darum muß man nach Kräften sich bemühen, sowohl für den Staat thätig zu sein, als auch, soweit es die Zeitumstände gestatten, mit der Philosophie sich zu beschäftigen. Indes wird es außerdem nützlich, ja notwendig sein, auch die Lektüre der alten Schriftsteller nicht zu vernachlässigen, sondern sich dieselben sorgfältig zu sammeln, gleich dem Feldgerät, das der Ackersmann sich sammelt, da der Gebrauch dieser Schriften in gleicher Weise ein Werkzeug der Bildung ist und das Wissen aus der Quelle zu erhalten lehrt." — So urteilt noch ein Mann, der am Ausgange des ersten Jahrhunderts n. Chr. lebte.

Die Pflegestätten der Rhetorik und Philosophie waren die Hochschulen, die in dieser Zeit ziemlich rasch nacheinander wie in Athen, so in Alexandria, Pergamum, Antiochia in Syrien, Pella in Macedonien, Rhodus, Tarsus und an anderen Orten entstanden, wo der Hof oder ein reicher Privatmann sich dafür interessierte.

Großartige Bibliotheken — Alexandria besaß deren sogar zwei — lieferten die Hilfsmittel zum Unterrichte. Der Vorsteher der Bibliothek, damit auch der Rektor der ganzen Universität, war vom Lande besoldet (Panaretus bezog in Alexandria einen jährlichen Gehalt von zwölf Talenten, den ihm die Freigebigkeit des Königs Ptolemäus Euergetes ausgesetzt hatte); in der ägyptischen Universitätsstadt wurden die Gelehrten außerdem im μουσεῖον frei verpflegt. In der Stellung eines Bibliotheksvorstandes derselben Stadt sehen wir hervorragende Männer wie Zenodot, Kallimachus, Eratosthenes, Apollonius, Aristophanes, Aristarch und andere, die sich alle durch die Dichtkunst oder die Erklärung der

alten Schriftsteller einen bedeutenden Namen erworben haben. Ähnlich, wenn auch nicht immer so glänzend, waren die Verhältnisse in den anderen genannten Städten.

Auch in Athen wurden jetzt die Lehrer, wenigstens zum Teile, vom Staate besoldet. Kaiser Hadrian schuf im Jahre 176 n. Chr. vier besoldete philosophische Lehrstellen in dieser Stadt, deren Inhaber er selbst ernannte.

Die Schüler eines und desselben Meisters bildeten untereinander festgeschlossene Gruppen und bewahrten treu seine Lehren, die sie gegen Angriffe anderer Schulen jederzeit mit großem Eifer verteidigten. Von eigentlichen studentischen Verbindungen oder Korporationen hören wir aber erst im zweiten Jahrhundert n. Chr. Die Studienzeit dauerte meist vom 16. bis zum 24. Lebensjahre, doch wurde auch diese Grenze nicht selten noch überschritten.

Prüfungen und Wettkämpfe mit Preisverteilung an die Besten waren bestimmt, den Eifer der Studierenden zu heben; blieb auch dies ohne Erfolg, so that die strenge Zucht durch Tadel und Strafe das ihrige, den Aufforderungen zum fleißigen Studium Nachdruck zu verleihen. Eine bedeutende Unterstützung war in dieser Beziehung das Freundschaftsverhältnis, das sich sehr oft zwischen Lehrern und Schülern herausbildete, ein nicht zu unterschätzendes Motiv, welches den Erfolg des Studiums wesentlich förderte; in späterer Zeit äußerte sich dies Verhältnis allerdings mehr in Eifersüchteleien und Balgereien mit den Anhängern anderer Lehrer als in wirklicher Liebe zu dem eigenen.

Dem Kaiser Hadrian, den wir bereits als Förderer der attischen litterarischen Studien kennen gelernt, hat Athen auch seine Stellung als erste Universitätsstadt im Reiche zu danken. Für die Römer galt es allerdings schon lange als die bedeutendste und wurde von ihnen am häufigsten besucht, weil es die nächstgelegene war. Unter den jungen Männern Roms herrschte die Sitte, nach Vollendung der Studien in der Heimat die Universität in Athen zu besuchen; auch Cicero, Brutus und andere berühmte Männer hatten dort Unterricht in der Lebensweisheit gesucht und gefunden. Aber bald wurde der Ruhm dieser Hochschule wieder durch Alexandria, wo besonders die grammatischen und kritischen Studien blühten, durch die Rhetoren von Rhodus und die Philosophen der Schule in Tarsus verdunkelt; seit der Zeit Marc Aurels sank sie von ihrer Höhe, die Studien wurden vernachlässigt,

und von allen Seiten ertönten Klagen über Geringschätzung der Wissenschaft.

Hatte selbst noch Diokletian im Jahre 301 n. Chr., um der allgemeinen Geldnot und der Teuerung abzuhelfen, eine bestimmte Taxe für jede Ware und jede Leistung festgesetzt und auch die Gehälter und sonstigen Bezüge geregelt — wir ersehen aus diesem Verzeichnis, daß es in Athen und auch anderwärts in jenen Zeiten ein ganzes System von Lehrern für die Elementar-, Mittel- und Hochschulen gab —, so erließ bereits Justinian im Jahr 529 n. Chr. ein anderes Edikt, in welchem er den Unterricht in der Philosophie und Jurisprudenz gänzlich untersagte. Damit war der Niedergang der wissenschaftlichen Studien sogar gesetzlich besiegelt.

Von den vorgetragenen Gegenständen kommen in der hellenistisch-römischen Periode Grammatik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, vor allem aber Rhetorik und Philosophie in Betracht. Obwohl diese beiden sehr viel von ihrer ursprünglichen Kraft und Bedeutung verloren hatten, so waren sie doch noch sehr hoch geschätzt.

Die Rhetorik behielt immer noch den ersten Platz in der Reihe der Unterrichtsgegenstände, wenn es auch jetzt nur auf glänzenden Vortrag, auf feine Technik und blendende Sprache, also auf rein äußerliche Momente, mehr auf Kunststücke als wirkliche Kunst abgesehen war. Man gab in den Vorträgen Anweisungen über Wahl der Worte, Wohllaut, Betonung, Gesten und ähnliches, las die Schriften der alten Redner, die als Muster aufgestellt wurden, übte den schriftlichen und mündlichen Vortrag; insbesondere wurde die Improvisation gepflegt, die man in dieser Zeit sehr bewunderte. Dennoch griff pedantische Schulmeisterei immer mehr um sich, und der Mangel an richtigem Verständnis machte sich fühlbar. Peinliche Beachtung des Kleinen, Geringfügigen, dabei völliges Verkennen der eigentlichen Ziele der Wissenschaft, eine schale Äußerlichkeit des Unterrichts, der nur auf den Schein ausging und auf ein Prunken und Glänzen mit nicht allzugroßen Kenntnissen hinzielte: alles das bewirkte, daß diese Richtung sich nicht lange erhalten konnte.

Die einzige Stütze der wissenschaftlichen Studien, ihr alleiniges Gegengewicht gegenüber dieser Verflachung bildeten die Philosophenschulen, besonders die Akademiker und Peripatetiker, denen

es wirklich ernst war um ihre Sache. Die Philosophie erhielt sich lange Zeit in der allgemeinen Achtung; erst das Christentum bereitete ihr ein Ende.

Dies waren ungefähr die Verhältnisse in Athen, der Stadt, welche für die ganze alte Welt die geistige Vormacht war, und die wir als Bahnbrecherin für geistige Kultur, als Beschützerin aller Künste und als Sammelpunkt der hervorragendsten Geister auf allen Gebieten noch heute bewundern. Selbst in der Zeit der Demütigung durch andere Griechenstämme und durch die Römer war Athen die Führerschaft im geistigen Leben von allen willig anerkannt worden.

Wie reich ist doch dieser kleine Staat an Meistern ersten Ranges gewesen; wie im politischen Leben, so folgte auch im geistigen in rascher Aufeinanderfolge einer dem andern, von denen jeder durch den Wettstreit mit seinem Vorgänger sein Bestes zu leisten angespornt wurde und sich reich belohnt fühlte, wenn das Urteil seiner kunstverständigen Mitbürger, das nur selten irrte, ihm den Lorbeer zuerkannte.

Fragen wir nach der Ursache dieser erfreulichen, wunderbar erscheinenden Fruchtbarkeit des kleinen Staates, so müssen wir dieselbe in den vorzüglichen Gesetzen suchen. Der Dank aller Athener gebührte dem Solon, der die Bildung allen zugänglich machte, nicht minder aber auch den ausgezeichneten Staatsmännern, welche die Pflege der Wissenschaften und Künste mit außerordentlichem Eifer begünstigten. Durch die Allgemeinheit der Bildung wurde das allgemeine Interesse für die Wissenschaften geweckt, das Kunstverständnis gebildet. Nur so konnte der schaffende Geist die Anerkennung finden, deren er bedurfte, um zu weiterer Wirksamkeit angetrieben zu werden; nur so ist es möglich geworden, daß auch ärmere Leute sich veranlaßt fühlen konnten, ihre Söhne, wenn sie ein Talent in ihnen vermuteten, oft mit großen Geldopfern ausbilden zu lassen; nur so ist es erklärlich, daß ein ganzes Volk im Theater über Wert und Unwert einer Tragödie mit sicherem Gefühl zu urteilen imstande war, ohne sich durch nebensächliche Rücksichten leiten zu lassen.

Allerdings fiel die Blütezeit in dieser Beziehung mit der politischen so ziemlich zusammen, aber selbst noch Demosthenes fand in dem Herzen seiner Landsleute einen edlen Kern, ein schönes Bewußtsein der Bedeutung ihres Staates, das er zu

wecken verstand. War auch sein und der Athener Bestreben, die Freiheit Griechenlands zu retten, ohne Erfolg, so hielt der Staat doch noch immer an seiner früheren Stellung als geistiger Vormacht fest. Noch immer wurden dort alle Künste gepflegt, soweit dies nicht durch die schlechten finanziellen Verhältnisse unmöglich gemacht wurde, noch immer war Athen erste Universitätsstadt, in der selbst die stolzen Römer Vervollständigung ihrer Kenntnisse suchten. Konnten die jetzigen Leistungen sich mit denen der früheren Zeiten nicht messen, so war dies nicht so sehr die Schuld der Athener als der Verhältnisse, die ein fröhliches Gedeihen der Wissenschaften unmöglich machten.

Geldnot verursachte, wie bereits oben erwähnt, daß Studium und tüchtige Ausbildung nur sehr wenigen möglich wurden, und das Gefühl der Knechtschaft unterdrückte jedes freiere Streben. Selbst die Gnade der römischen Kaiser, von denen Athen oft und reich bedacht wurde, konnte daran nicht mehr viel ändern, denn jeder Mensch, insbesondere der Künstler, bedarf vor allem Freiheit, die ihm das Recht giebt, sein Talent ohne Rücksicht auf die Wünsche anderer zu entfalten.

7. Die Erziehung in Sparta.

Welche Verschiedenheit, wenn wir dagegen die spartanischen Verhältnisse betrachten!

Hier hatte sich das Königtum bis in die späteste Zeit hinein erhalten, obwohl nur dem Namen nach, denn in der That war die Monarchie, oder besser Dyarchie, früh in eine Adelsherrschaft verwandelt; dieses System einer Aristokratie, an deren Spitze zwei Könige standen, erhielt sich in Sparta wie alles Übrige. Geradezu charakteristisch ist ja für diesen dorischen Staat das starre Festhalten an dem einmal Überlieferten, das an nichts rütteln läßt, was der Brauch der Vorfahren geheiligt hat. Gegen äußere, fremde Einflüsse so sehr verschlossen, daß den Bürgern sogar eine Reise ins Ausland ohne behördliche Erlaubnis strenge untersagt war, blieb Sparta Jahrhunderte hindurch auf dem gleichen Standpunkt in seinen politischen und socialen Ansichten stehen. Schon in den Perserkriegen sah man deutlich, daß die Spartaner infolge ihrer thörichten Feindseligkeit gegen jede Neuerung mit

den aufgeweckten, munter aufstrebenden Athenern nicht gleichen Schritt halten konnten.

Wie im äußeren Leben, so zeigte sich dieses zähe Anklammern an das Alte auch in den inneren Verhältnissen. Hier wurde in derselben Weise an den einmal eingebürgerten Einrichtungen festgehalten, wie sie von Lykurg überliefert waren. Wir können uns hier nicht darauf einlassen zu untersuchen, ob dieser Name wirklich eine historische Persönlichkeit bezeichnet oder nicht; wir fassen damit alle jene Gesetze zusammen, welche die Grundlage der spartanischen Verfassung bilden. Daß jene Bestimmungen, die sich auf Zucht und Erziehung erstreckten, zu den wichtigsten unter ihnen gehören, ist bekannt.

Für ihre Zeit sind die lykurgischen Gesetze geradezu als vorzügliche zu bezeichnen, als einziges Mittel, den an Zahl verhältnismäßig sehr schwachen Kern der dorischen Herren zu kräftigen.

Sparta war ein durch und durch aristokratischer Staat. Der Adel aber pflegte, wie bereits bemerkt wurde, überall besonders die ritterlichen Künste des Krieges und suchte durch Erzielung von möglichst großer Kriegstüchtigkeit seine Stellung im Staate, die ja eben darauf beruhte, auch seinen Söhnen zu erhalten. Diesem Umstande trug die lykurgische Erziehung genau Rechnung, indem sie vor allem die körperliche Ausbildung anstrebte und, vielleicht aus Furcht, die Erreichung dieses Zieles möchte durch die Pflege des Geistes verzögert oder doch beeinträchtigt werden, den wissenschaftlichen Unterricht gar nicht berücksichtigte.

Wenn die Gesetze aber auf spätere Verhältnisse nach allgemein griechischen Anschauungen nicht mehr paßten und trotzdem starr festgehalten wurden, ohne daß man eine Verbesserung derselben versuchte, so ist daran das oben erwähnte Streben, das Überlieferte zu erhalten schuld, das schon im Altertum mit Recht von verschiedenen Seiten verspottet wurde.

Die Erziehung, wie sie von Lykurg bis ins einzelne festgestellt worden war, hat lange Zeit wahrhaft großartige Erfolge erzielt. Sie hat den Spartanern nicht allein den Staat gerettet, sie hat ihnen auch die Hegemonie über die ganze Peloponnes gegeben, ihnen den Ruf der Unbesiegbarkeit erworben und bis zur Schlacht bei Leuktra auch erhalten, obgleich die hochgebildeten Jonier verachtend auf die bäuerische Derbheit der Spartaner herabblickten, die nichts als körperliche Kraft gelten ließen, und obgleich der Philosoph Aristoteles den Ausspruch that, die spartanische Er-

ziehung veredle den Menschen nicht, sie mache ihn vielmehr roh, da der Geist unbedingt zurückbleiben müsse (Polit. V, 3, 3).

Bei dem vorsätzlichen Stillstehen auf der einmal erreichten Stufe vermissen wir naturgemäß in Sparta jene Perioden der allmählichen Fortbildung in auf- und absteigender Richtung, die uns im athenischen Staate entgegentraten; wir können nur von einer Blüte und einer Zeit des Verfalls sprechen, welche gewöhnlich von der Schlacht bei Leuktra an gerechnet wird, in der das echte Spartiatentum zu Grunde ging. Über die Periode vor Lykurg und die des Niederganges sind wir nur höchst ungenau unterrichtet.

In der homerischen Zeit waren die Unterschiede der einzelnen Griechenstämme noch keineswegs ausgebildet; fast alle hatten gleiche Sitten, Gewohnheiten und Gesetze, gleiche Anschauungen in Bezug auf Recht und Unrecht, Auszeichnung und Schande. In dieser Epoche wurde Tapferkeit und im Felde erworbener Ruhm neben persönlicher Klugheit und Besonnenheit als das angesehen, was den Mann vor allen Dingen adle und ihn befähige, über andere zu herrschen. Die Söhne in diesen Tugenden heranzubilden, war demnach die Hauptaufgabe der Erziehung.

Diese Anschauung bewahrten auch die Dorier der späteren Zeit, wenn auch für sie die Veranlassung, daran festzuhalten, eine andere geworden war. Die durch Lykurg gesetzlich geregelte Erziehung baute im wesentlichen auf derselben Grundlage weiter. Ein tapferer Krieger mußte der junge Mann werden: dieses Ziel wurde unter allen Umständen erstrebt. Da die Erreichung desselben für die Spartaner Existenzbedingung war, ist es begreiflich, daß sich der Staat ihrer ganz besonders annahm, daß er sie selbst leitete und überwachte.

Die Einmischung des Staates machte sich gleich bei der Geburt eines Kindes bemerkbar, indem nicht väterliche Entscheidung, sondern eine Kommission der Ältesten der Phyle über die Aufziehung oder über die Aussetzung am Taygetus bestimmte. Bis zum siebenten Jahre blieb der Knabe im elterlichen Hause unter der Obhut seiner Mutter, unter deren Schutz er eine fröhliche Kindheit verlebte und in munteren Spielen seinen Körper kräftigte.

Darauf aber nahm der Staat seine Erziehung in die Hand, ohne dabei, wie anderwärts, auf die Mitwirkung der Eltern zu

rechnen. So ist es denn erklärlich, daß der Knabe auch keinen Pädagogen zur Seite hatte, wie es in Athen gebräuchlich war.

Jeder mußte sich dieser Erziehung vom siebenten bis zum dreißigsten Jahre unterwerfen, und es war Pflicht des Vaters, sich dem allgemeinen Gesetz zu fügen, wenn er nicht wollte, daß sein Sohn der Rechte eines Vollbürgers verlustig gehe. Wir haben gesehen, daß in Athen das Ziel der Erziehung eine allgemeine Bildung war, zu deren Erwerbung die Wertschätzung der Intelligenz allein anspornte.

Die Zucht war auch in Sparta eine strenge; man sah auf ruhiges, bescheidenes Benehmen der Knaben. Es hatte jeder ältere Mann das Recht, ja sogar die Pflicht, den ersten besten Knaben, mochte der Vater wer immer sein, mit Worten zurechtzuweisen, auch selbst mit dem Stock zu strafen, wenn er sich auf der Straße oder auf den Übungsplätzen in irgend einer Weise verging. So arbeitete jeder einzelne mit an der Erziehung der Jugend. Diese Methode hatte aber auch noch das Gute, daß der Knabe sich nie unbeachtet glauben konnte und sich immer unter Aufsicht und rechenschaftspflichtig wußte für alles, was er that. Dieses Bewußtsein mußte sehr günstig auf ihn wirken und ihn bald daran gewöhnen, nur das Rechte und Erlaubte zu thun.

Höfliches Ausweichen auf der Straße, wenn er einem älteren Manne begegnete, bescheidene, kurze Antworten auf eine Frage wurden ihm zur Regel gemacht; waren dieselben zugleich schlagfertig und witzig, so gereichten sie dem, der sie gegeben, zum besonderen Lobe. Wir bezeichnen ja noch heute solche Sätze, in denen sich Witz mit Schlagfertigkeit vereint, als lakonische. Es sind uns zahlreiche Aussprüche dieser Art erhalten, deren treffende, bisweilen humoristische Kürze wir bewundern.

Der Unterricht begann mit der Übergabe des Knaben an den *παιδονόμος*, der ihn mit Rücksicht auf sein Alter in eine bestimmte Abteilung einreihte. Zur leichteren Überwachung und um einen besseren Erfolg der Erziehung zu bewirken, waren nämlich die Zöglinge nach Alter und Fähigkeit in Klassen geschieden. Diese Abteilungen hatten den Namen Ila, Rotte, deren mehrere wieder eine Bua, Schar, bildeten. An der Spitze beider stand der älteste und tüchtigste als Ilarch und Buagor, welche die Ausübung und Beschäftigung der ihnen Unterstehenden leiteten und beim gymnastischen Unterricht die Stelle von Vorturnern einnahmen.

Die Übungen waren ungefähr dieselben wie jene, die wir bereits bei Besprechung athenischer Verhältnisse kennen gelernt haben: Laufen, Springen, Diskus- und Speerwerfen und Ringen, aber ohne Faustkampf und Pankration; nebenher ging die Unterweisung im Gebrauche der Waffen. Der Pädonom überwachte die Übungen und den Fortgang des Unterrichts, gab Anordnungen, lobte und tadelte; besonders in letzterer Hinsicht standen ihm die Bidyer zur Seite, die, wo ermahnende Worte nichts halfen, durch ihre Diener, die Mastigophoren (Geißelträger), strafen ließen.

Der Pädonom wurde in der Aufsicht durch die fremden Zuschauer unterstützt. Denn der Unterricht war keineswegs so abgeschlossen wie in Athen, wo man die Einmischung Fremder als Störung betrachtete. In Sparta hatte jeder einzelne Interesse daran, zu sehen, welche Fortschritte die heranwachsende Jugend machte; jeder hatte daher das Recht, den Übungen der Knaben zuzuschauen, ihnen Beifall zu spenden oder sie zu tadeln, ja zu strafen, je nachdem sie sich wacker oder schlecht aufgeführt hatten, und diese oder jene Übung von ihnen zu fordern.

Wie aber die gymnastischen Übungen nie zur Kunst werden durften, sondern immer nur so weit betrieben wurden, als sie für den Ernstfall des Krieges verwendbar waren, ebenso war auch die Abhärtung darauf berechnet, den jungen Mann für die Entbehrungen des Kriegslebens zu stählen.

Schon in der Kindheit hielt man von dem Knaben jede Verweichlichung fern; die spätere Erziehung aber zielte darauf ab, ihn an die Unbilden der Witterung zu gewöhnen. Er ging immer unbedeckten Hauptes, dessen Haar kurz geschoren war, selbst im Winter unbeschuht und in leichterer Kleidung, vom zwölften Jahre an nur mit dem dünnen Obergewand angethan. Dazu kamen kalte Bäder im Eurotas und ein Lager ohne Decken und Teppiche, nur auf Stroh, Heu oder Rohr. Selbst die Kost war kaum hinreichend, daß der junge Mann sich satt essen konnte. Nicht zum mindesten diente auch die Jagd einem gleichen Zwecke, die mit Eifer gepflegt wurde, zu eigenem Vergnügen und um die Tafel mit Wildbret zu versehen; man lobte fleißige Jäger, da diese Beschäftigung als eine vorzügliche Vorbereitung auf den Krieg erschien. Die spartanischen Jäger und die lakonischen Hunde waren, wie bereits hervorgehoben, weit berühmt. Den Reitsport dagegen vernachlässigte man in Sparta gänzlich.

Das strengste Mittel der Abhärtung war wohl die *διαμαστίγωσις*, die Geißelung am Altare der Artemis Orthia, welche darin bestand, daß man zum Ersatz für früher dargebrachte Menschenopfer die Knaben bis aufs Blut geißelte. Den Schmerz ruhig zu ertragen und ohne einen Klagelaut selbst unter den Schlägen zu sterben, war eine hohe Ehre; um Gnade zu bitten, galt als schimpflich.

Auf diese Weise suchte man den Körper kriegstüchtig, stark und derb zu machen. Es ist viel und oft darüber geschrieben und gesprochen worden; man hat die spartanische Methode von einer Seite als höchstes Ideal einer kriegerischen Jugendbildung gepriesen, von der andern aber als roh und einseitig getadelt. Wenn wir sie genau betrachten, so hat sie, wie alles, ihre Licht- und Schattenseiten. Wohl war sie für ein derbes, kriegerisches Bergvolk berechnet, dessen Jugend früh an die rauhe Arbeit des Krieges gewöhnt werden mußte, sollte die Bürgerschaft auch nur einigermaßen beruhigt der Zukunft entgegensehen können; dennoch aber müssen wir uns sagen, daß tüchtige und hinreichende Abhärtung wohl auch durch einfachere Mittel zu erzielen gewesen wäre, bei andern Völkern auch in der That durch andere Mittel erzielt wurde. Insofern wird man zugeben, daß die Spartaner eben in diesem Punkte denn doch zu weit gegangen sind, wenn auch der Erfolg, den sie mit ihrer Methode errangen, für diese sprach; denn kein Volk hatte so ausgezeichnet geschulte Krieger, wie gerade die Spartaner, keines vermochte ihrem Heere in der Schlacht zu widerstehen, bis sie bei Leuktra ihren alten Ruhm und auch den größten und besten Teil ihrer Bürger einbüßten, hauptsächlich deshalb, weil sie mit ihrer alten Taktik gegenüber den Neuerungen strategischer Kunst nicht aufkommen konnten.

Neben der Gymnastik wurde in Sparta noch der musisch-orchestische Teil des antiken Jugendunterrichts gepflegt. Die Knaben lernten die geläufige Handhabung eines Instrumentes, der Kithara, Leier oder Flöte; dazu kam der Gesang. Diese beiden Künste wurden zum Zweck der harmonischen Durchbildung und geselliger Freuden gelehrt. Die dorische Musik war von der ionischen weit verschieden und trug gegenüber den heitern und fröhlichen ionischen Weisen einen ernsten, männlich-feierlichen Charakter.

Zu Spiel und Gesang trat dann noch der Tanz, der auch

wohl in Verbindung mit dem Chorlied bei Festen zu Ehren der Götter öffentlich geübt wurde. Am bekanntesten ist die πυρρίχη, ein mimischer, kriegerischer, in Waffen aufgeführter Tanz, in dem man oft Scenen aus dem Sagenkreis des Dionysos zur Darstellung brachte. Später fand derselbe in der Form eines dramatischen Ballets auch in Rom Eingang.

Lesen und Schreiben gehörten nicht in den Kreis der Gegenstände des spartanischen Unterrichts. Als die lykurgischen Gesetze gegeben wurden, war von einer Bedeutung dieser Künste für das öffentliche Leben noch keine Spur vorhanden; später aber hielt man jede Neuerung, alles von den Sitten der Vorfahren Abweichende ängstlich fern und wagte nichts an den bestehenden Normen zu ändern, da man in der lykurgischen Verfassung die einzige Bürgschaft für den Fortbestand des Staates erblickte. So waren denn auch in der Folge die Künste des Lesens und Schreibens von der Schule ausgeschlossen; wer sich diese Kenntnisse erwerben wollte, dem war dies auf privatem Wege zu erzielen gestattet. Natürlich wird man nicht annehmen können, daß unter solchen Verhältnissen die wissenschaftliche Bildung im Volke selbst Wurzel faßte und allgemeine Verbreitung fand. Nie konnten sich die Spartaner in dieser Beziehung mit den Athenern messen.

In solcher Zucht blieb auch der zum Jüngling Herangewachsene. Eine ähnliche Scheidung in Elementar-, Mittel- und Hochschule, wie in Athen, bestand in Sparta nicht. Höchstens, daß einige schwierigere Übungen für die höheren Altersstufen vorbehalten blieben, alles Übrige mußte der junge Mann in gleicher Weise mitmachen wie der Knabe. Neue Gegenstände traten nicht hinzu, Gymnastik und Musik waren auch jetzt die einzigen Künste, welche gelehrt wurden.

Was dem Geiste des Knaben und Jünglings in der Schulbildung vorenthalten wurde, das sollte er durch den Verkehr mit den Erwachsenen gewinnen. Nicht selten wurde schon der Knabe, noch mehr der Jüngling zu den gemeinsamen Männermahlen mitgenommen, damit er sich an den ernsten oder heiteren Gesprächen bilde, einen hellen Blick für öffentliche Angelegenheiten gewinne und solche Dinge beurteilen lerne, die dem jugendlichen Gemüt noch fernzuliegen pflegen.

Dieser praktischen Schulung war die Erwerbung alles dessen überlassen, was das gewöhnliche Leben an allgemeinen Kenntnissen

von jedem einzelnen forderte, wenn er an den Beratungen über das Gesamtwohl des Staates mit Erfolg und Verständnis teilnehmen, wenn er einst eine Ehrenstelle bekleiden und das Seinige zum fröhlichen Wachstum des Staatswesens beitragen wollte. Besonders war dies die Kenntnis der Gesetze, da die spartanische Politik, wie schon öfter bemerkt wurde, sich fast einzig darauf beschränkte, Neuerungen ängstlich hintanzuhalten und das Alte zu bewahren. Daß dazu nicht jene staatsmännische Einsicht gehörte, die für einen Athener notwendig war, der sich mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen wollte, ist leicht begreiflich.

Bis zum dreißigsten Jahre blieben die jungen Männer der Spartaner unter Aufsicht des Staates, indem sie ihre Zeit mit gymnastischen und militärischen Übungen hinbrachten. Außerdem wurden sie zu verschiedenen Diensten angehalten. Vom sechzehnten bis zum zwanzigsten Jahre verwendete man sie zur sogenannten κρυπτεία, worunter man einen Spionier- und Geheimpolizeidienst verstand; die jungen Leute wurden nämlich jährlich von den Ephoren nach den verschiedenen Gegenden ausgesandt, jeder nach einer anderen Richtung, damit sie in den ihnen zugewiesenen Orten und deren Umgebung Gensdarmeriedienste versähen und möglichst unbemerkt und unerkannt die Heloten beaufsichtigten. Diese waren für die Spartaner jederzeit die gefährlichsten Feinde, da sie immer zum Abfall und zur Empörung bereit waren.

Mit dem vollendeten zwanzigsten Lebensjahre wurde der Spartaner kriegsdienstpflichtig, es begann für ihn die Zeit, wo er in der Phalanx ins Feld rücken mußte, wenn ein äußerer Feind das Vaterland bedrohte. Erst mit dreißig Jahren wurde er selbständig; erst jetzt betrachtete man seine Erziehung als vollendet.

Dies war die Unterrichtsmethode in der besten Zeit des spartanischen Staates und daran änderte auch die Zeit des Verfalles nicht viel, wenigstens wurde nichts verbessert. Die Form bestand fort als ein Schein der ehemaligen Tüchtigkeit der alten Spartiaten, auch als das echte Spartiatentum längst ausgestorben und der Staat ein ganz anderer geworden war.

Schon um die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. hatten nur ungefähr hundert Familien Grundbesitz, so daß sich nach einem ähnlichen, verunglückten Versuch des Königs Agis IV. (ungefähr 243) König Kleomenes III. um 225 genötigt sah, eine große Anzahl von Periöken als Vollbürger aufzunehmen, nachdem

er 80 der einflußreichsten Oligarchen aus der Stadt vertrieben hatte. Auch führte er die alte Zucht und Erziehung, die nicht mehr mit Ernst betrieben worden war, nach den Vorschriften des Lykurg wieder ein. Aber schon im Jahre 222 wurde diese Reform wieder beseitigt, als der König, in der Schlacht bei Sellasia durch Antigonos Doson von Macedonien besiegt, seine Herrschaft verlor und fliehen mußte. Antigonos setzte die Oligarchie wieder ein, doch war es mit dem alten Ansehen Spartas, dem auch die Tyrannen Machanidas und Nabis (ersterer bemächtigte sich um 211 v. Chr. der Alleinherrschaft) nicht aufhelfen konnten, endgiltig und für immer vorbei.

Vergleichen wir die spartanische Erziehung mit der atheniſchen, so zeigt sich hierin der große Unterschied, welcher zwischen den beiden Staaten überhaupt bestand, zwischen Athen, der Stadt des Fortschrittes, und Sparta, der des festen Beharrens auf dem einmal eingenommenen Standpunkte, mochten sich auch die Zeitverhältnisse noch so sehr geändert haben, ja ganz andre geworden sein als jene, für welche die Gesetze und Bestimmungen einst erlassen worden waren.

Athen repräsentiert den Fortschritt, Sparta den Stillstand. Dort wird neues mit Eifer aufgenommen und eingeführt, wenn es sich als gut und brauchbar bewiesen hat; hier hält man jeden fremden Einfluß ängstlich fern, damit die Bürger dem Vaterlande ja nicht entfremdet, ihr Blick nicht auf auswärtige Verhältnisse gelenkt, und sie zum Vergleiche dieser mit den heimischen veranlaßt werden. Dort herrscht demokratische Freiheit, die auch dem Armen ebenso zu teil wird wie dem Reichen, die keinen Unterschied der Geburt und Abstammung kennt, sofern der Betreffende ein freier Mann ist; hier wird aristokratisches Regiment gehandhabt, das nur ein Vorrecht der Geburt anerkennt und nur Wenige an der Erziehung teilnehmen läßt. Wer sich ihr nicht unterwirft, der verliert den Anspruch auf Ausübung seines Bürgerrechtes; diese Strafe wird aber nicht etwa aus Fürsorge für das Wohl des einzelnen angedroht, sondern weil man strenge gymnastische Ausbildung und militärische Zucht als unerläßlich für das Weiterbestehen des Staates erachtet. Wie ganz anders klingt die Bestimmung Solons, daß jene Eltern, die ihren Kindern die Wohlthat der Erziehung versagen, im Alter keinen Anspruch auf die Verpflegung durch diese haben sollen; da ist die Strafe eine ganz

private, und wahre Kindesliebe kann sie vollständig aufheben, sie verhält sich zum lykurgischen Gesetz wie das milde Zureden einer sanften Mutter zu den Drohungen des strengen Vaters, der mit dem Stock in der Hand zur Strafe bereit steht.

In Athen kennzeichnete Allgemeinheit der Bildung und deren Verbreitung über alle Stände das Erziehungssystem und verhalf dem ganzen Staate zu solcher Blüte, indem eben dadurch der Wetteifer der Besten angeregt und eine viel größere Zahl von Männern der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zugeführt wurde; in Sparta sehen wir engherzige Beschränkung auf einzelne. Wenn man auch sagen muß, daß bei dem geflissentlichen Verharren auf dem Bestehenden und einer rein gymnastisch-militärischen Erziehung eine Ausdehnung auf größere Kreise zu einer glänzenden Entwicklung des ganzen Staatswesens nicht viel geholfen hätte, so lag doch eben in der Beschränkung auf wenige Auserwählte und in der daraus entstehenden völligen Konkurrenzlosigkeit die Hauptgefahr für verderbliche Einrostung der Staatsmaschine, sobald sich unter den vorhandenen Arbeitern keiner fand, der das Werk wieder in Gang gesetzt hätte, und andere, frische Kräfte nicht dazu herangebildet wurden.

Ein Hauptunterschied zwischen beiden Staaten und ihrer Jugendbildung liegt in dem größeren oder geringeren Sinn für Ästhetik, der bei den Athenern außerordentlich ausgebildet war; sie pflegten das Schöne in jeder Weise und suchten schon den Knaben dafür empfänglich zu machen, während in Sparta nur die Kraft und Stärke etwas galt, nur diese herangebildet wurde. So kam es denn, daß Sparta in den Künsten, etwa mit Ausnahme der Musik, gar nichts leistete, indes in Athen die Musen ihren Sitz aufschlugen und hochgeehrte Gäste waren. Insofern kann man die spartanische Denkweise überhaupt und die Erziehung im besonderen wohl mit gewissem Recht als eine rohe bezeichnen, besonders wenn man sie mit jener des feingebildeten Athen vergleicht.

Die Erziehung in Rom.

8. Allgemeines.

Der dritte Staat, den wir einer Betrachtung mit Rücksicht auf die Schulverhältnisse unterziehen, ist Rom. Dieses machte eine ähnliche Entwicklung durch wie Griechenland.

Es ist aus den einfachsten Verhältnissen hervorgegangen. Eine Schar von Bauern, die mit ihren heimischen Zuständen unzufrieden war, siedelte nach der neugegründeten Stadt über und that sich zu einem Gemeinwesen zusammen, das einst fast die ganze damals bekannte Welt zu beherrschen bestimmt war. Einfach und bescheiden wie sie waren, hatten diese Leute keinerlei Bedürfnisse; für das Wachstum der kleinen Gemeinde thätig zu sein war ihre Hauptsorge. Im übrigen blieben sie Bauern und bearbeiteten fleißig ihre Felder, in dieser Beschäftigung nur unterbrochen, wenn feindlich gesinnte Nachbarn an den Grenzen standen und ihrem Neide über das fröhliche Gedeihen der anfangs von ihnen geringgeschätzten Stadt in Raubzügen Luft zu machen suchten. Dies war ein harte Zeit der Prüfung für die neuen Ansiedler, die sie siegreich bestanden, indem sie einen sicheren Grund legten zum späteren Aufbau eines großen und starken Reiches. Die Sitten waren höchst einfach, Bebauung des Feldes, Beratung über die allgemeinen Angelegenheiten, im Sommer meist Kämpfe gegen äußere Feinde waren die Hauptbeschäftigung des Mannes. Eine solche Lebensweise, die den Luxus nicht kannte, mußte selbstverständlich den Körper außerordentlich kräftigen.

Auch die Kinder wuchsen in dieser Weise heran. Nachdem die Mutter sie mit treuer Sorgfalt aufgezogen, lernten sie, was der Vater wußte, der sie in allgemeiner Lebensklugheit unterwies, ihnen alles Wichtige in betreff des Landbaues und der Bestellung des ererbten Ackers beibrachte, sie den Gebrauch der Waffen lehrte, soweit dies für den Krieg notwendig war, und mit den

Aufgaben und Anforderungen des öffentlichen Lebens bekannt machte. Von einem regelmäßigen Unterricht ist natürlich noch keine Spur; hatte der junge Mann alles erlernt, was sein Vater ihn lehren konnte, hatte er sich in praktischer Thätigkeit, die ebenfalls von seinem Vater geleitet wurde, als tüchtig erwiesen, so galt seine Erziehung als vollendet, und er konnte nun am öffentlichen Leben teilnehmen und dem Vaterlande seine Dienste widmen, für dessen Wohlfahrt in derselben Weise sorgen, wie seine Vorfahren es gethan, und auch seine Kinder einst wieder in der gleichen Art aufziehen, in der man seinen Unterricht geleitet hatte.

Bei diesen einfachen Verhältnissen konnte es natürlich nicht bleiben, sobald der Staat eine größere Ausdehnung gewonnen hatte. Rom unterjochte sich eine Stadt nach der andern, einen Volksstamm nach dem andern. Die Verfassung bewies ihre volle Kraft, der Senat zeigte sich auch der Regierung über ein großes Reich gewachsen, die Bürgerheere errangen Sieg um Sieg, bis ganz Italien vor der einzigen Stadt sich gebeugt hatte.

9. Die Erziehung in Rom bis zum zweiten punischen Kriege.

Den Zeitraum, der sich bis zum zweiten punischen Kriege erstreckt, zu betrachten, ist jetzt unsere Aufgabe. Es war dies eine Periode des höchsten Ruhmes und Glanzes, in der durch und durch römisches Wesen den unbestrittenen Sieg über alle seine Feinde davontrug.

Auch in der Erziehung ist ein bedeutender Fortschritt zu beobachten. Rom war mit Groß-Griechenland in nähere Berührung gekommen und hatte von dort bedeutende Anregung zur Pflege der Wissenschaften und zu schulmäßigem Unterricht erhalten. Lesen, Schreiben und Rechnen kamen in Aufnahme, Fertigkeiten, die nicht nur ausschließliches Eigentum einiger Bevorzugter, sondern der Allgemeinheit zugänglich sein sollten. Weit weniger Wert wurde auf die körperliche Ausbildung gelegt; obwohl man sie nicht ganz vernachlässigte, betrieb man sie doch keineswegs so planmäßig wie in Griechenland. Die einfache, abgehärtete Lebensweise, die freie Bewegung bei der täglichen Beschäftigung auf den Feldern, sowie die frühzeitige Übung im Gebrauch der Waffen mußten hervorbringen, was bei den Griechen der gymnastischen Ausbildung

zu erzielen anheimgestellt blieb; natürlich konnte auf diese Weise von einer harmonischen Körperbildung nicht die Rede sein.

Gehen wir nun auf das Einzelne ein. Das Kind wuchs unter dem Schutze seiner Mutter auf, treu gepflegt und in der Ehrfurcht vor den heimischen Göttern und den Gesetzen aufgezogen, an bescheidenes, züchtiges Benehmen und strengen Gehorsam gewöhnt. Diese Eigenschaften wurden schon in den Knaben entwickelt, damit sie gleich ihren Vätern immer und gern sich heimischer Sitte fügten.

Den einfachen Verhältnissen entsprechend erhielt das Kind vom siebenten Jahre ab auch den Unterricht im Hause, selbst dann noch, als die Schulen schon allgemein eingeführt waren. In dieser Richtung gab Kato der Ältere ein schönes Beispiel, der seinen Sohn in allem selbst unterrichtete und mehrere Schriften für ihn ganz besonders verfaßte. Ja selbst noch Kaiser Augustus ging seinen verwöhnten, üppigen Zeitgenossen mit leuchtendem Beispiel voran, indem auch er seine Enkel selbst in den Elementargegenständen unterwies.

Da der ganze Unterricht in Rom überhaupt auf praktische Zwecke gerichtet war, lernte der Knabe in der Regel das, was sein Vater trieb. Vor allem war es auf Abhärtung des Körpers und Ausbildung von Kraft und Gewandtheit abgesehen, worauf durch Bäder und körperliche Übungen hingearbeitet wurde. Schon der Knabe übte seine Stärke und Geschicklichkeit in den jugendlichen Spielen und in freier Bewegung. Laufen, Springen, Speerwurf, Ringen und Faustkampf waren den Römern keineswegs fremd; sie betrieben diese Übungen sehr eifrig und achteten darauf, daß die Knaben sie nicht vernachlässigten; aber eine solche Rolle, wie bei den Hellenen, spielte hier die Gymnastik nicht. Die beiden Völker verhielten sich in dieser Beziehung zu einander wie der Handwerker zum Künstler, wie der derbe Bauer zum feingebildeten Städter.

Ein charakteristisches Merkmal für Rom ist die völlige Verachtung alles dessen, was nicht von praktischem Wert war, die Geringschätzung, die man den Künsten im allgemeinen entgegenbrachte. Praktische Künste, wie z. B. die Baukunst, erfreuten sich außerordentlicher Pflege, aber andere, welche in Griechenland und insbesondere in Athen blühten und diesem großen Ruhm verschafft hatten, wie Skulptur, Malerei und Dichtkunst, blieben dem römi-

schen Geiste fremd und mußten, als sie infolge des griechischen Einflusses sich doch den Eingang nach Rom erzwangen, lange kämpfen, bis die Gunst weiterer Kreise sich ihnen zuwandte.

Hierzu ist auch die Gymnastik zu rechnen. Auf sich selbst angewiesen, wären die Römer nie darauf gekommen, eine Turnkunst, ähnlich der griechischen, einzuführen. Leibesübungen der einfachsten Art, wie die oben erwähnten, und Unterweisung im Gebrauch der Waffen waren alles, was sie eben, weil es für den Krieg unentbehrlich war, in der Jugend übten. Von einem höheren Zweck, den Körper nicht nur zu kräftigen, sondern auch schön und wohlgefällig zu machen, ist bei ihnen keine Spur zu finden. Auch als sie später in Nachahmung griechischer Sitte die Gymnastik bei sich einführten, blieb es nur bei einem Versuche. Nie drang diese Kunst in das Volk ein, bloß einzelne Reiche machten die Mode mit, um dadurch den Schein von feiner Bildung zu erwerben. Es ist leicht begreiflich, daß solche Leute als neuerungssüchtig, ja als Gecken betrachtet wurden und diese Beurteilung der Wertschätzung der Gymnastik selbst nicht sehr förderlich war.

So erhob sich denn die Turnkunst der Römer, besonders in der Zeit, von welcher wir jetzt sprechen, nicht über das herkömmliche Maß einfacher Leibesübungen, die einzig und allein zu dem Zweck vorgenommen wurden, um den Körper einst zum Tragen der schweren Kriegsrüstung und zum Ertragen der Anstrengungen des Marsches zu befähigen. Wie bei den Griechen knüpfte auch in Rom der gymnastische Unterricht an die Spiele der Jugend an und bereitete allmählich, ohne deshalb streng geregelt zu sein, für den Ernstfall vor; bei der Auswahl der Übungen ließ man sich einzig von Gesichtspunkten der Nützlichkeit leiten.

Ihrem praktischen Werte verdankte es auch die Schwimmkunst, daß sie von den Römern eifrig betrieben wurde. Von Horatius Cocles wird berichtet, daß er mit seinen zwei Genossen, Spurius Larcius und Titus Herminius, nachdem er den Feind so lange aufgehalten hatte, bis die Pfahlbrücke hinter ihm abgebrochen war, mit der vollen Rüstung in die Tiber sprang und durch Schwimmen das andere Ufer unversehrt erreichte.

Noch weit ungünstigere Behandlung wurde der Musik und Orchestik zuteil, die geradezu als eines Freien unwürdig betrachtet wurden. Wohl ließ man es sich gefallen, wenn Sklaven oder Sklavinnen beim Mahle die Anwesenden durch anmutige Tänze

erfreuten; aber selbst zu tanzen oder die Kinder darin unterrichten zu lassen, wurde als barbarisch, weibisch und unfrei angesehen. Auch später noch, als fremde Kulte von Griechenland und Ägypten her in Rom Eingang gefunden hatten, mit denen die Gottesverehrung durch Gesang und Tanz unzertrennlich verbunden war, so daß die Orchestik notwendigerweise auch in den Jugendunterricht aufgenommen werden mußte, auch da machte sich noch lange Zeit der Widerstand der Patrioten geltend, die strenge am Althergebrachten halten zu müssen glaubten. Scipio Amilianus sprach sich gelegentlich einer Rede gegen Tiberius Gracchus mißbilligend über das leichtfertige Wesen aus, welches bereits in Rom herrsche; er habe in einer Tanzschule viele römische Knaben und Mädchen gesehen, und zwar nicht bloß aus der niederen Volksklasse, nein selbst ein Mann, der zum Adel gehöre, lasse seinen Sohn, der schon über zwölf Jahre alt sei, dort im Tanzen unterrichten.

In Rom waren der praktische Zweck der grammatischen Bildung und ihr großer Wert für das Studium des heimischen Rechts die Hauptursachen, sie in den Unterricht aufzunehmen, und dies bereits ziemlich früh, schon lange bevor Griechenland seine geistige Übermacht geltend machen konnte. Der Überlieferung nach haben schon Romulus und Remus in Gabii lesen gelernt; erwiesen ist der Schreib- und somit auch der Leseunterricht aus der Königszeit.

Wenn also auch die Errichtung von Schulen in eine verhältnismäßig sehr frühe Zeit fällt, so erhielt sich doch noch lange der alte Brauch, daß die Kinder nicht nur im Hause der Eltern, sondern vom Vater selbst unterrichtet wurden, soweit es dieser zu thun imstande war. Und wenn er es selbst nicht vermochte, wohl aber hinreichend bemittelt war, so hielt er sich einen älteren Sklaven, der nach Art der heutigen Hauslehrer die Studien der Kinder seines Herrn leitete, oder er mietete einen Freigelassenen, der das Amt eines Lehrers auszuüben hatte.

Wem aber die beschränkten Mittel dies nicht erlaubten, der schickte seine Kinder in die Schule zu einem Meister, zu dem er Vertrauen hatte. Der Staat kümmerte sich auch in Rom nicht darum, ob der betreffende Vorsteher auch die Befähigung habe, Unterricht zu erteilen. Es herrschte völlige Lehrfreiheit, ebenso, wie von einem Zwang zum Schulbesuche keine Rede war; derselbe

wurde dem Belieben und der Einsicht der Eltern ganz allein überlassen.

Die Stellung des Lehrers war eine ziemlich klägliche und diente manchem Freigelassenen, später auch ausgedienten Soldaten, dazu notdürftig ihr tägliches Brot zu verdienen. Daraus entsprang naturgemäß eine geringe Achtung des Lehrerstandes, zumal dieser ein sehr geringes Einkommen hatte, welches, von dem guten Willen der Eltern abhängig, noch durch rücksichtslose Konkurrenz geschmälert wurde und oft kaum zur Bestreitung der notwendigsten Bedürfnisse hinreichte.

Monatlich zahlten die Kinder dem Lehrer das Schulgeld in der vorausbedungenen Höhe und zwar für die acht Monate der Schulzeit (Horaz Sat. I, 6,71 ꝛc.)*); für die Ferien wurde natürlich nichts gezahlt. Allerdings kamen hierzu noch einige, aber geringfügige Geschenke, die an bestimmten Festtagen überbracht wurden, so zu Neujahr, an den Quinquatrus und den Saturnalien. Mitunter kam es auch vor, daß das Schulgeld jährlich, und dann am Ende des Schul- und zugleich des alten römischen Bürgerjahres im März auf einmal gezahlt wurde.

Pädagogen kannte man in diesen Zeiten noch nicht; dieselben kamen erst durch griechischen Einfluß auf, und die Bequemlichkeit der Eltern unterstützte diese Neuerung, da sie recht gerne die Sorge um das sittliche Verhalten ihrer Kinder einem Fremden überließen, den sie auch bestrafen konnten, wenn er nicht die gehofften Erfolge erzielte. Zu Hause sah jetzt noch die Mutter selbst auf züchtiges, folgsames Betragen der Kinder; in der Schule während des Unterrichts darauf zu achten, war Aufgabe des Lehrers.

Über die Einrichtung der Schule (ludus, später schola = Elementarschule) wissen wir wohl nichts Näheres, wir dürfen aber doch mit Recht vermuten, daß sie der griechischen entsprechend gewesen sei. Wir wissen jedoch, daß die Schulzeit nur acht Monate dauerte, vom November bis Juni, und daß vom Juli bis Oktober Ferien waren, in denen der Geist des Knaben sich erholen und frische Kraft zu neuer Arbeit erwerben konnte. Außerdem wurde

*) Causa fuit pater his, qui macro pauper agello
noluit in Flavi ludum me mittere, magni
quo pueri magnis e centurionibus orti,
laevo suspensi loculos tabulamque lacerto,
ibant octonis referentes Idibus aera . . .

der Unterricht auch durch einige Feste unterbrochen, unter denen das der Quinquatrus für die Schuljugend das wichtigste war.

Die Quinquatrus dauerten vom 19.—23. März und waren für Schüler und Lehrer gleich bedeutungsvoll; für die Schüler, weil sie nicht nur einige Ferialtage hatten, sondern auch jetzt der frühere Kursus sein Ende erreichte und ein neuer begann; für die Lehrer insofern, als sie, wie schon erwähnt, ihr Honorar als sogenanntes Minerval erhielten.

Von Gegenständen des Elementarunterrichts werden Lesen, Schreiben und Rechnen genannt; das letztere wurde in Rom weit mehr geschätzt als in Athen.

Lesen und Schreiben waren einfache Künste, die in ähnlicher Weise wie in Griechenland beigebracht und geübt wurden, und mit denen das Auswendiglernen, besonders der Zwölftafelgesetze, verbunden war. Dann, als Rom eine Litteratur aufzuweisen hatte, kamen die lateinische Odyssee des Livius Andronicus, erst viel später die Werke anderer Dichter hinzu. Lektüre, Erklärung und Auswendiglernen gingen auch hier nebeneinander.

Weit schwieriger war das Rechnen, es beizubringen wurde als die Hauptaufgabe des Elementarlehrers erachtet. Als Hilfsmittel dienten dabei die Finger und das Rechenbrett, mit dessen in bestimmte Felder gelegten Steinen gerechnet wurde, während man mittelst verschiedener Stellung der linken Finger Einer und Zehner, der rechten Hunderter und Tausender ausdrückte; höhere Stellen bezeichnete man durch Berührung bestimmter Körperteile mit der rechten oder linken Hand. Diese Art des Ausdrucks wurde nicht nur in der Schule, sondern auch im gewöhnlichen Leben angewendet, entweder als Behelf, wo man sich nicht mündlich verständigen konnte oder wollte, oder als mimische Begleitung des Gesagten.

Gleichzeitig mit dieser wissenschaftlichen Ausbildung ging die praktische vor sich. Der Knabe nahm an der Beschäftigung des Vaters teil und unterstützte ihn, soweit er dazu die Kräfte und Kenntnisse hatte, half ihm bei der Bearbeitung des Feldes oder seiner sonstigen Thätigkeit und begleitete ihn sogar in die Senatssitzungen, ein Brauch, der lange Zeit geübt wurde, um dem heranwachsenden Jüngling schon früh für die allgemeinen Angelegenheiten des Staates Interesse abzugewinnen und ihn in öffentliche

Fragen einzuführen. Dadurch wurde auch sein Geist gebildet und er an Ernst und Ruhe gewöhnt.

Vom Eintritt ins Jünglingsalter bis zu seiner politischen Selbständigkeit, also vom 14. bis zum 17. Jahre, betrieb der Jüngling neben fortdauerndem Unterrichte besonders körperliche Übungen wie Lauf und Sprung, Speerwurf und Ringkampf, vervollkommnete sich im Gebrauche der Waffen, bildete sich im Schwimmen aus, lernte reiten und ging fleißig auf die Jagd. Die militärische Ausbildung wurde nur ganz allgemein vorgenommen und war keineswegs so in sich abgeschlossen, wie wir dies bei der Ephebenbildung in Athen gesehen haben. Schießen und Fechten, Übungen in der Handhabung von Angriffs- und Schutzwaffen, einfache Exercitien, besonders aber Gewöhnung an das Tragen des Gepäcks waren nahezu alles, was vom campidoctor auf dem campus Martius in dieser Hinsicht gelehrt wurde. Gerade das letztere war aber für den römischen Soldaten außerordentlich wichtig, da die Last, die er beim Marsche zu tragen hatte, sehr groß war und einen ungeübten Soldaten leicht zu sehr ermüden und auf diese Art für den Kampf untauglich machen konnte.

Das Reiten wurde wohl mit größerem Eifer betrieben als in Griechenland, was schon daraus hervorgeht, daß die römische Reiterei im Kriege wirklich eine Rolle spielte, wenn man auch an diese Kunst keinen allzuhohen Maßstab anlegen darf; denn auch der römische Reiter entbehrte des Steigbügels und des Sattels, so daß nicht nur das Aufsteigen erschwert, sondern auch der Sitz ein äußerst unsicherer war.

Hatte der freigeborne Sohn (ingenuus) ungefähr bis zum 17. Lebensjahre als Knabe die toga praetexta mit dem breiten Purpurstreifen und die bulla*) getragen, einen Halsschmuck, der ihn nicht nur zierte, sondern auch vor schädlichen Einflüssen des Zaubers und dem bösen Blick hatte schützen sollen, so schied er mit dem zurückgelegten siebzehnten Jahre aus dem bisherigen Stande. Am Feste der Liberalia, am 17. März, legte er vor den Laren seines väterlichen Hauses toga und bulla, seine bisherigen Ab-

*) Bulla war eine kreisrunde, aber flache Kapsel aus Metall, die ein Amulett enthielt. Im Mittelalter wurde der Name auf die an Form ähnlichen Kapseln übertragen, welche das einer Urkunde angehängte Siegel umschlossen, endlich für die Urkunde selbst gebraucht (päpstliche Bullen, goldene Bulle u. s. w.).

zeichen, ab und weihte diese den Hausgöttern. Darauf bekleidete er sich mit der tunica recta und der unverbrämten Toga, welche die Tracht des erwachsenen freien Mannes war, und begab sich nach Darbringung eines Opfers in Begleitung seines Vaters oder Vormunds wie der Verwandten auf das Forum und das Kapitol, wo seine Eintragung in die Bürgerlisten vorgenommen wurde. Ein Opfer beschloß endlich diese Feierlichkeit, durch die er selbständig und Vollbürger wurde.

Mit diesem Akte war die Vollendung der allgemeinen Erziehung besiegelt; der junge Mann folgte nunmehr seinem eigenen Willen und ergriff den Beruf, den er sich erwählt hatte.

War es die militärische Carriere, die er durchmachen wollte, so schloß er sich einem Feldherrn als Begleiter, comes, an und lernte so praktisch im Felde die Kunst der Strategie; hatte er aber die Absicht ein Jurist zu werden oder die Beamtenlaufbahn zu ergreifen, so begab er sich zu einem berühmten Juristen oder Staatsmann. Zu bemerken ist schließlich noch, daß dies insbesondere für die folgenden Zeiten gilt und, je später, desto mehr sich einbürgerte und zur Gewohnheit wurde. Anfangs waren die ersten Staatsmänner, ebenso wie alle anderen Bürger, einfache Bauern, die sich natürlich nur von einer allgemeinen Lebensweisheit leiten ließen und, ohne sich viel um politische Künste zu kümmern, nach bestem Wissen für das Gedeihen des noch kleinen Gemeinwesens sorgten. Im Laufe der Zeit änderten sich diese Verhältnisse, sie wurden immer verwickelter, je mehr das Reich an Ausdehnung gewann und je mehr die beschränkte Anzahl verwendbarer Beamten eine direkte Regierung des ganzen Reiches von der Centralstelle Rom aus nötig machte. Da war freilich ein Unterricht in der Politik in der angegebenen Art und Weise ein Gebot der Notwendigkeit, und die praktischen Kurse der politischen Kunst bürgerten sich immer mehr ein.

10. Die Zeit vom zweiten punischen Kriege bis zum Untergange der Republik.

Die Periode, zu deren Betrachtung wir jetzt übergehen wollen, erstreckt sich von der Zeit des zweiten punischen Krieges bis zur Umwandlung der Republik in ein Kaiserreich. Sie ist besonders durch das Eindringen hellenischer Ele-

mente gekennzeichnet, das auf allen Gebieten hervortritt. Zunächst auf dem der Religion, indem im Jahre 212 die apollinischen Spiele nach dem Muster der pythischen in Rom eingeführt, im Jahre 205 der Stein der Großen Mutter vom Berge Ida nach der italischen Hauptstadt gebracht wurde, womit die Einsetzung des Kultus der Magna Mater verbunden war, u. s. w.

Die Römer hatten ganz Italien erobert und waren dadurch mit den Einwohnern Großgriechenlands in innige Berührung gekommen. Von da blieb ihnen nur ein kurzer Schritt nach Afrika und ein zweiter nach Griechenland. Die Verhältnisse fügten es, daß sie beide fast zu gleicher Zeit thaten. Erst galt es Karthago, welches in längeren, harten Kämpfen unschädlich gemacht wurde, bis es ganz aus der Weltgeschichte schwand; dann aber gingen sie auf Griechenland los, sobald sie im Süden die Hände frei bekommen hatten.

Diesem Lande gegenüber verhielten sie sich grundsätzlich in der Defensive, einer Kampfweise, die sie während der Republik fast immer beobachteten, da sie sich nur sehr ungern und selten ohne Zwang in weiter aussehende Unternehmungen einließen. Auch im Kampfe mit Griechenland war dieses der angreifende Teil; daß der Streit zu Gunsten des noch frischen, kräftigen Römervolkes ausfallen mußte, war vorauszusehen. Die verhältnismäßig sehr günstige Behandlung, die Griechenland von seiten der Sieger erfuhr, verdankte es seinem Rufe als älteste und erste Pflegestätte aller Künste, als Vorkämpferin der Bildung. Dieser Ruhm, der bereits nach Rom gedrungen war, verschaffte dem ganzen Lande eine mildere Behandlung: Titus Quinctius Flamininus erklärte die Griechen bei den isthmischen Festspielen des Jahres 196 v. Chr. für frei und selbständig. Wenn auch Griechenland nicht mehr imstande war, von dieser Freiheit einen guten Gebrauch zu machen, so zeigt doch gerade diese Auszeichnung, daß die Römer schon gelernt hatten, auch andere Eigenschaften als bloße physische Kraft zu schätzen.

Von da ab machte sich das Übergewicht der Bildung immer mehr geltend. Insbesondere in Bezug auf den Unterricht ist dieser Einfluß zu bemerken. Die Erziehung lag noch immer den Eltern ob. Die Mutter unterwies den Knaben in der Unterscheidung von Recht und Unrecht, in Sitte und Religion, der Vater gab ihm nach besten Kräften gymnastischen und wissenschaftlichen Unter-

richt. Daneben aber griff die griechische Sitte, alles das durch Fremde besorgen zu lassen, immer mehr um sich. Der Pädagog, comes, meist ein griechischer oder doch griechisch gebildeter oder syrischer Sklave, nahm den Jungen unter seine Obhut; anfangs Mode, wurde dies später zur Gewohnheit, der sich die römischen Damen zur Unterstützung ihrer eigenen Bequemlichkeit bald nur zu gern ergaben. Die Thätigkeit des Vaters wurde insofern durch fremde Kräfte ersetzt, als jetzt der Unterricht durch eigens bestellte Lehrer immer mehr in Aufnahme kam, welche meistens Griechen, in reicheren Häusern gebildete griechische Sklaven oder Freigelassene waren. Der häusliche Unterricht erstreckte sich aber in der Regel nur auf die Anfangsgründe.

Der Kreis der Gegenstände des gymnastischen Unterrichts wurde jetzt erweitert, indem einige Übungen hinzukamen, die den Griechen entnommen wurden und bisher in Rom nicht betrieben waren. Auch die Art des Turnunterrichts wurde nach griechischem Muster geregelt, obwohl man gerade diesen in Rom lange Zeit mit scheelen Augen ansah und als stutzermäßig und geziert betrachtete. Von einem Erfolge der Gymnastik, wie sie ihn in der besten Zeit des Hellenentums erzielt hatte, war natürlich nicht mehr die Rede. Er war fast nur eine Mode, die man mitmachte, ohne die Sache mit Ernst zu betreiben und den eigentlichen Zweck im Auge zu behalten, da es den Römern dabei nicht mehr auf eine tüchtige körperliche Ausbildung ankam, sobald die Kriege größtenteils mit Söldnern geführt wurden. Da somit das Ziel wegfiel, konnte auch die Kunst selbst nicht jene schönen Früchte tragen, die sie bei den Griechen hervorgebracht hatte.

Ebenso wie die Gymnastik wurde auch die Musik ziemlich stiefmütterlich behandelt und vom Unterrichte ferngehalten. Wohl lernten die Knaben und Mädchen singen und tanzen, aber sie lernten es nicht zum Zwecke der eigenen Unterhaltung oder der der Gäste — wozu man gemietete Kräfte in Anspruch nahm —, auch nicht, um Harmonie und Rhythmus dem Gemüte tief einzuprägen, sondern sie übten diese Künste nur bei religiösen Festen, die nach dem Muster der griechischen gefeiert wurden; und selbst dies sahen echte Römer der alten Schule ungern, wie der oben angeführte Ausspruch des Scipio Aemilianus beweist.

Der grammatische Unterricht begann auch jetzt noch mit der litteratura. dem Elementarunterricht im Lesen, Schreiben und

Rechnen, der im ludus (litterarius) vom ludi magister erteilt wurde. Die Art der Unterweisung und ihr Umfang blieben in den für die frühere Epoche angegebenen Grenzen, daher dem bereits Gesagten nichts hinzuzufügen ist. Neu dagegen und hauptsächlich auf griechischen Einfluß zurückzuführen ist die Errichtung von höheren Schulen, so zunächst der Mittelschulen, in denen die edlen Künste, studia liberalia, vom litterator (oder grammaticus) gelehrt wurden; diese umfaßten neben der Lektüre der lateinischen Schriftsteller, Erklärung derselben und dem höheren Rechnen auch den Unterricht in der griechischen Sprache mit der Lektüre Homers, der, wie bei den Griechen, so auch bei den Römern, eigentliches Schulbuch war und blieb.

Das Erlernen einer fremden Sprache, das wir bei den Griechen nicht finden, zeugt wieder von der praktischen Richtung des römischen Geistes, der von diesem Bildungsmittel des fremdsprachlichen Unterrichts ausgiebigen Gebrauch machte. So sehr auch die alten Römer dagegen eiferten, es ließ sich doch nichts dagegen machen; schließlich mußten sie gar selbst Griechisch lernen, um nicht hinter ihren Zeitgenossen zurückzubleiben. Bei dem regen Verkehr, der mit dem Osten unterhalten wurde, war ja auch das Sprachstudium dringend geboten, welches in Rom so rasch und so allgemein Eingang fand, daß der rhodische Gesandte Molon, als er zu Anfang des ersten christlichen Jahrhunderts nach Rom kam, seine Rede im Senate ohne Vermittlung eines Dolmetschers griechisch vortragen konnte und von allen Anwesenden verstanden wurde.

Dieser Unterricht dauerte bis zum vierzehnten oder fünfzehnten Jahre, von welchem Zeitpunkte ab jetzt die Großjährigkeit des Jünglings gerechnet wurde. Die Verschiebung dieses Termins darf uns nicht in Erstaunen setzen. Gegen Ende der Republik und noch mehr in der Kaiserzeit tritt uns überall eine Verschiebung der Altersgrenzen nach unten entgegen.

Darauf endlich folgte der Hochschulunterricht, die Ausbildung in Jurisprudenz und Strategie, Rhetorik und Philosophie nach ihrer theoretischen und praktischen Seite. Hatte die Rechtswissenschaft bei den Griechen geradezu gar keine Rolle gespielt, so war sie für die Römer, bei ihrem ausgebildeten Sinn für das Formalwesen des Rechtslebens, die erste Wissenschaft; wir haben ja gesehen, daß sie von Anfang an eifrig gepflegt wurde. Auch jetzt blieb sie auf italischen Boden beschränkt, so daß die

Römer in dieser Beziehung von den östlichen Nachbarn nichts lernen konnten. Neben Vorträgen über das Recht waren praktische Übungen in der unmittelbaren Umgebung eines berühmten Rechtslehrers, Ausbildung des Urteils an seinen Entscheidungen und eigene Exercitien über angenommene Rechtsfälle die einzige Quelle, aus der diejenigen ihre Kenntnisse schöpfen konnten, welche die Absicht hatten, den Beruf eines Juristen zu ergreifen. So ging Cicero zu Scävola, Cäsar zu Dolabella, Crassus zu Carbo in die Schule.

Wer aber die Absicht hatte, sich auf der militärischen Laufbahn Lorbeeren zu erringen, der schloß sich einem Feldherrn von gutem Ruf als comes oder contubernalis an und lernte so in seiner unmittelbaren Nähe alle Kunstgriffe der Strategie kennen, die er dann selbst in ähnlichen Fällen anwenden sollte. Es war dies ein außerordentlich gutes Verfahren, das weit bessere Früchte bringen mußte als jeder rein theoretische Vortrag, der nur mit Ziffern auf dem Papiere rechnet und oft ganz einfache und dann um so mehr verblüffende Hindernisse übersieht.

Für gute Schulen in Rhetorik und Philosophie war bereits gesorgt. Die jungen Römer begaben sich zur Ausbildung häufig nach Athen und in andere Städte, deren Anstalten guten Ruf besaßen; Cicero und Brutus sind nur die bekanntesten der jungen Männer, die im Osten ihre Kenntnisse zu bereichern suchten, denn wir haben gesehen, daß in Athen diese Wissenschaften noch lange in hoher Blüte standen, auch als die Freiheit schon längst untergegangen war. In Rom selbst war man der Rhetorik anfangs nicht sehr gewogen, aber allmählich gelangte sie zu solcher Beliebtheit, daß man sich ihr mit großem Eifer zuwandte, und die Vorlesungen der Rhetoren zahlreich besucht wurden. Auch hier wurde theoretisch und praktisch gelehrt, indem neben den Vorträgen über Begriff, Wesen und Bedeutung der Rhetorik, ihre Anwendung, ihre Fehler und Vorzüge u. s. w., die Schüler auch zu selbständigen Übungen angehalten wurden, in denen sie beweisen mußten, daß sie das Gelehrte nicht unrichtig verstanden hatten, sondern es auch in der Praxis anzuwenden wußten.

Minder sorgfältige Pflege fand die Philosophie, da man sie im gewöhnlichen Leben für weniger verwendbar hielt und ihr eben deshalb geringere Beachtung zuwandte; denn dies war ja bei dem Römer der Maßstab, nach dem alles bemessen wurde. Trotzdem gab es auch Philosophenschulen in Rom, in denen die nötigen Vorkenntnisse erworben werden konnten, um die Hochschule in

Athen oder einer anderen Stadt des Ostens mit Erfolg besuchen zu können. Den Unterricht in der Philosophie erhielten die jungen Leute in der Regel erst, wenn sie die Kurse der Grammatik und Rhetorik bereits durchgemacht hatten. Es ist bemerkenswert, daß die Römer auf diesem Gebiete nichts Eigenes hinzugefügt haben, daß sie vielmehr nur auf dem Boden der griechischen Philosophie stehen geblieben sind. Auch die Lehrer sind fast durchgehends Griechen.

Daneben wurde aber auch die Grammatik nicht vernachlässigt, indem die Lektüre von lateinischen, insbesondere aber von griechischen Schriftstellern und ihre Interpretation mit Sorgfalt betrieben wurden, obwohl auch hier mehr Nachahmung und Aneignung der griechischen Weisheit als eigenes Forschen bemerkbar ist.

11. Die Kaiserzeit.

Wir gehen nunmehr zur Betrachtung der dritten Epoche über, die vom Beginne des Kaisertums an datiert, und sind damit zu einer Zeit gekommen, in der die oberste Gewalt in einer einzigen Person sich konzentriert, einer Zeit der größten Ausdehnung und des höchsten Glanzes nach außen, zugleich aber der beginnenden Zersetzung im Innern. Die persönliche Freiheit wird, wenn sie auch nicht sofort gänzlich untergeht, doch sehr durch die Rücksicht auf den allmächtigen Alleinherrscher beeinträchtigt, dessen Machtspruch zur höchsten Ehre berufen, aber auch vernichten kann.

Cäsar bahnte das System der Kaiserherrschaft an, Augustus nahm als erster von ihr Besitz; andere folgten ihm, die durch ihre Grausamkeit den Bürgern vollends das letzte Gefühl der Sicherheit raubten. Dadurch, wie durch den überhand nehmenden Luxus und die Anhäufung von ungeheuren Reichtümern in den Händen einzelner wurde das edle Streben nach Wahrheit und Bildung wesentlich beeinträchtigt, es wurde auf den Schein hingearbeitet, mehr als je in Griechenland. Wer von seinen eigenen Mitteln leben konnte, der lebte ruhig als Privatmann und hütete sich, wenn ihn nicht übergroßer Ehrgeiz anstachelte, in die Öffentlichkeit hervorzutreten. So hielten es wenigstens die besten Elemente, die eine ruhige, unberührte Existenz einem zweifelhaften Ruhm vorzogen, der oft nur durch knechtische Demütigung vor feilen Höflingen und schlechten Frauen erkauft werden konnte; meist waren es Abenteurer, welche alles zu gewinnen und nicht viel zu verlieren hatten, die sich vorwagten und auf der schlüpfrigen, gefährlichen Bahn des politischen Lebens ihr Glück versuchten.

Diese Zurückhaltung der Besseren unter den Römern wurde noch dadurch wesentlich befördert, daß sich gerade in dieser Epoche ein Zuzug von allen Seiten aus den Provinzen nach Rom bemerkbar machte. Cäsar hatte den Grund dazu gelegt, in der folgenden Zeit war es allgemein geworden.

Infolge aller dieser Umstände bemächtigte sich der Römer eine gewisse Gleichgültigkeit, wo es sich um Fragen handelte, die den ganzen Staat betrafen, mit dieser auch eine Gleichgültigkeit in Bezug auf Erziehung und Unterricht der Jugend, die ja jetzt nicht mehr die lockende Aussicht hatte, einst Proben der erworbenen Tüchtigkeit ablegen zu können. War ja selbst die Bethätigung auf wissenschaftlichem Gebiete zu gewissen Zeiten eine lebensgefährliche Beschäftigung; ein unbedachtes Wort oder auch nur böswillige Verleumdung durch einen persönlichen Feind konnte den Kopf kosten. Wohl waren es nur einzelne Kaiser, die in solcher Weise wüteten, aber die Schäden, die diese anrichteten, blieben lange Zeit hindurch unheilbar. Immer ist ja eine Wunde leichter geschlagen als geheilt.

Diese bösen Einflüsse zogen eine allgemeine Sittenverderbnis nach sich. Die Reicheren hatten nichts zu thun, da ihnen die Beschäftigung mit den öffentlichen Angelegenheiten verleidet war und gefährlich schien; daher ergaben sie sich einem Genußleben, wie es die früheren Zeiten noch nicht gekannt hatten. Die Ärmeren nahmen sich die Zügellosigkeit dieser zum Muster, ohne die dazu nötigen Mittel zu besitzen; infolge der allgemeinen Unsicherheit und Unbeständigkeit der Verhältnisse hatten sie sich gewöhnt, auf einen Umsturz zu rechnen, durch den sie wieder zu gewinnen hofften, um vom neuen Kaiser, wenn schon nicht Beschäftigung und Unterstützung in Geld, so doch bei seinem Regierungsantritt Brot und Spiele zu erhalten.

Bis in die einzelnen Familien hinein hatte die Verschlechterung der Sitten ihre nachteiligen Folgen geäußert. Die römische Dame hatte jetzt andere Dinge im Kopfe als auf ihre Kinder zu achten und sie zu Frömmigkeit und Folgsamkeit zu erziehen. Die armen Kleinen blieben von ihrer Geburt an fast ausschließlich einer Wärterin und später einem Sklaven überlassen; wie diese Leute auf die Kinder wirkten, war der Mutter in der Regel gleichgiltig, niemand prüfte den Charakter oder die Fähigkeit des Erziehers. Die unteren Stände machten es nicht viel besser. Schon Tacitus führte ernste Klage über diese Zustände.

Als eine schöne Ausnahme, leider aber auch eben nur als

eine Ausnahme, ist hervorzuheben, daß Kaiser Augustus seine Enkel noch selbst in den Elementargegenständen unterrichtete, hierin einer alten Sitte folgend, die zu seiner Zeit bereits außer Gebrauch gekommen war, wie er überhaupt im Privatleben sich durchwegs der größten Einfachheit befliß; nichtsdestoweniger wurde sein schönes Beispiel nicht befolgt, da man dies für unbequem oder für unnötig hielt.

Bei dem allgemeinen Mangel an Elternliebe und Familiensinn wäre man beinahe versucht, es für einen schönen Zug von Menschenfreundlichkeit zu halten, daß gegen Ende des ersten und zu Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts Stiftungen für arme Kinder geschaffen wurden, damit diese erzogen und für einen Beruf herangebildet würden; was ihnen elterliche Fürsorge nicht verschaffen konnte. Dennoch war dabei, wenn man die Sache genauer betrachtet, Menschenfreundlichkeit nur in geringem Grade die Triebfeder, sondern der Eigennutz veranlaßte den Staat zu dieser Fürsorge; denn die Kinder — es waren besonders Knaben — wurden vorzugsweise für den Soldatenstand erzogen und mußten ihren Wohlthätern mit Blut und Leben bezahlen, was sie von ihnen genossen hatten.

Der Elementarunterricht blieb in denselben Grenzen wie bisher, nur daß Gymnastik und Musik noch mehr vernachlässigt wurden. Jetzt trachtete man nicht mehr danach, den jugendlichen Körper abzuhärten; eine große Verweichlichung nahm ihm seine beste Kraft. Sie war übrigens noch nicht das schlechteste, was diese Zeiten mit sich brachten. Von Jagd und Reiten als Leibesübungen war jetzt keine Spur mehr. Diskuswerfen und Ballspiel allein wurden nach griechischer Sitte gepflegt, aber eben nur als Spiel betrieben, ohne ernsten Zweck. Es ist für die römische Auffassung bezeichnend, daß gerade Roms schlechtester Kaiser, Nero, fast der einzige Römer war, der die Musik pflegte; in der Weise aber, wie er selbst als Schauspieler und Sänger vor einem versammelten Publikum auftrat, konnte natürlich die Kunst an und für sich nichts gewinnen. Ihm war es um eitlen Ruhm, um das Beifallklatschen gedanken- und urteilsloser Leute zu thun, nicht um die Pflege der Kunst selbst, die ja in Rom sich niemals einbürgerte, wenigstens insofern es sich um eigene Ausübung derselben handelte; von Sklaven und herumziehenden Künstlern sich beim Mahle vorspielen und vorsingen zu lassen, galt dagegen als ein schönes Vergnügen.

Was die Schulen betrifft, so hören wir in der Kaiserzeit von Prüfungen, die zu bestimmten Zeiten abgehalten wurden, und bei dieser Gelegenheit verteilten Preisen. Hierbei spielte, wie auch sonst, die Konkurrenz eine große Rolle; die Lehrer begnügten sich nicht mehr, wie Isokrates, mit der Zuerkennung eines Kranzes. Der Lehrer, welcher die Enkel des Augustus unterrichtete, beschenkte seine Zöglinge mit seltenen alten Büchern, ein anderer gab gar goldene Halsketten u. s. w. Es war ihnen wohl weniger darum zu thun, den Fleiß zu belohnen als möglichst viele Schüler an sich zu locken.

Sie trieben eben ein kümmerliches Gewerbe, obwohl sich die Verhältnisse gerade für sie seit Cäsar ein wenig gebessert hatten, indem ihre Stellung eine geachtetere war, und besonders die Lehrer der höheren Schulen oft mit mancherlei Ehren ausgezeichnet und öffentlich belohnt wurden; nichts destoweniger blieben sie von der Gunst des Publikums nach wie vor abhängig, in der sie sich auf jede Weise zu erhalten suchen mußten.

Der Mittelschulunterricht bestand natürlich gleich dem der Elementarstufe nur aus dem grammatischen Teil, und auch hier wurde gegen früher nicht viel geändert, höchstens daß der Kreis der in der Schule gelesenen und erklärten Autoren ein größerer wurde. So kamen besonders Vergil und Horaz hinzu — letzterer hatte die Verwendung seiner Gedichte als Schullektüre prophetisch vorausgesehen*) —, daran schloß sich die Erklärung dessen, was aus der Mythologie, Geschichte und Geographie zum Verständnis notwendig war; außerdem wurde noch das höhere Rechnen und Tachygraphie gelehrt. Dieser Unterricht dauerte vom 12. bis zum 15. oder 16. Jahre.

Zum Hochschulunterricht gehörten auch in dieser Zeit das speciell römische Rechtsstudium und die griechischen Wissenschaften der Rhetorik und Philosophie. Die Kunst der Strategie spielt diesen gegenüber nur eine untergeordnete Rolle; nur wenige wählten sie, um sich auf diese Weise ihr Brot zu erwerben, auch gingen die Feldherrn sehr oft aus dem Heere selbst hervor: so hören wir in dieser Zeit nur selten von einem Generalstab des Anführers, wie ihn in der republikanischen Periode die comites gebildet hatten.

Um so häufiger wird dafür das Aufblühen der Jurisprudenz erwähnt, die bei den Kaisern selbst das regste Interesse fand. Selbst

*) Epist. I. 20, 17.

Kaiser Claudius war fast täglich auf dem Forum zu sehen, wo er von seinem Richterstuhle aus allen denen Recht sprach, die sich an ihn wandten. Diese Vorliebe für das Rechtswesen war so tief eingewurzelt, daß sie sich bis in die späteste Zeit des Reiches erhielt und noch im sechsten Jahrhundert zu Gesetzessammlungen Veranlassung gab; sie bezeugt so recht deutlich den nüchternen Sinn der Römer, bei denen keine Kunst gepflegt wurde, dieses trockene Studium dagegen sich jahrhundertelang in voller Gunst erhielt.

Die Rechtswissenschaft wurde insbesondere in zwei Schulen gepflegt, in der schola Sabinianorum und der schola Proculianorum, die ihre Namen von je einem berühmten Rechtslehrer erhalten hatten; sie unterschieden sich durch die Richtung ihrer Lehrer, indem die ersteren die neue Staatsordnung bevorzugten, die sich auf Kosten der alten entwickelt hatte, die anderen aber ihre Doktrin auf den älteren Grundlagen des Rechts aufbauten. Durch theoretischen Unterricht in der Schule, verbunden mit selbständigen Ausarbeitungen und durch praktische Schulung, indem man bei den Rechtsentscheidungen seiner Meister zuhörte, wurde der angehende Jurist zum Beruf eines Richters oder Rechtslehrers herangebildet. Beide waren, entsprechend der Wissenschaft, die sie vertraten, hoch geachtet und erfreuten sich eines regen Zuflusses von seiten der jungen Generation.

Wie die Vertreter dieses, waren auch die anderer Fachstudien sehr geehrt, so besonders die Architekten und Ärzte.

Die Rhetorik wurde noch weiter betrieben wie bisher, konnte aber in der Kaiserzeit zu keinem rechten Erfolge mehr kommen; sie befand sich jetzt in dem Stadium, in welchem wir sie in Griechenland zu jener Zeit gesehen haben, wo die Redefreiheit zugleich mit dem Verluste der politischen untergegangen war. Für die Römer galt dies noch in bedeutenderem Maße, weil die Volksversammlungen kein Recht der Entscheidung hatten, der Senat aber, in dessen Sitzungen man von dieser Kunst hätte Gebrauch machen können, in der unmittelbaren Nähe, ja selbst unter dem Vorsitze des Allgewaltigen seine Beratungen abhielt, und seine Mitglieder sich nur darauf beschränken mußten, diesem einen zu Gefallen zu sprechen, wollten sie sich nicht in Lebensgefahr begeben.

Mit der Rhetorik hatte auch jetzt die Grammatik die innigste Verwandtschaft, da sich ja beide mit der Sprache beschäftigten, und zwar mit der griechischen ebensowohl wie mit der lateinischen. Das Verhältnis wurde noch inniger, je mehr die Rhetorik von ihrem

äußeren Wirken nach der Schule zurückgedrängt und gezwungen wurde, sich mit der bescheidenen Stellung einer Deklamationskunst zufrieden zu geben. So übte man sich denn in der Schule in schriftlichen Aufsätzen und mündlichen Disputationen über bestimmte Themen, von denen uns manche überliefert sind. Wir wollen nur einige davon anführen wie: „Plato sagt, daß die Musen in den Seelen geistreicher Menschen wohnten", oder „Als Diogenes einen unartigen Knaben sah, schlug er den Hofmeister desselben", oder „Achills Gedanken beim Tode des Patroklos", „Des Bauern Gedanken beim Anblicke des ersten Schiffes," „Der Abschied des Auswanderers von seiner Familie" u. s. w.

Die Philosophie erhielt sich gleichfalls lange in der Achtung des Publikums; diejenigen aber, welche sich mit ihr beschäftigten, lebten im allgemeinen um so sicherer, je weiter sie von Rom entfernt waren, daher die römische Philosophie, wenn schon früher, so noch mehr jetzt, gegenüber der griechischen zurücktrat.

Eine wesentliche Unterstützung fanden die rhetorischen und die wissenschaftlichen Studien überhaupt durch die aufkommende Sitte der Privatvorlesungen, obwohl man zugeben muß, daß es den Leuten dabei wohl mehr um den eigenen Ruhm und den Beifall der Geladenen als um wirkliche Förderung der Wissenschaft zu thun war, und daß das Hauptgewicht auf glänzenden Vortrag und kunstvolle Sprache gelegt wurde; nichtsdestoweniger war unter vieler Spreu manches Weizenkorn verborgen, denn auch tüchtige Leute, ja hervorragende Dichter scheuten sich, ihre Werke auf andere Weise unter das Publikum zu bringen, wenigstens so lange, als die gerade herrschenden Verhältnisse sich nicht gebessert hatten.

Ganz verschiedenartig verhielten sich die Kaiser zu den Wissenschaften, die sie je nach ihrer persönlichen Empfindung oder ihrer Laune unterstützten oder zu unterdrücken suchten. Auch die Lehren der Philosophie erschienen manchem römischen Kaiser als dem Staate, d. h. seiner eigenen Person gefährlich, während andere sich wieder selbst eifrig mit ihnen beschäftigten, wie z. B. Mark Aurel. Vespasian vertrieb im Jahre 74 n. Chr. die Kyniker und Stoiker aus Rom und Italien, weil sie griechisch lehrten, und ließ an ihrer statt lateinische Rhetoren anstellen; auch verlieh er den Rhetoren zuerst einen ständigen Gehalt. Domitian wies wieder (im Jahre 94) die Lehrer der Beredsamkeit und der Philosophie aus, da er ihre Vorträge für verderblich und gegen die bestehende

Staatsordnung gerichtet hielt; Nerva und Trajan wandten ihnen endlich wieder ihren Schutz zu.

Nach Diocletian kamen noch unruhigere Zeiten für den römischen Staat, in denen manchmal sogar seine Existenz in Frage gestellt wurde, bis es jugendlich frischen und darum im Kampfe um so furchtbareren Volksstämmen des Nordens wirklich gelang, die ehemals so gefürchtete und Jahrhunderte hindurch unüberwindliche römische Weltmacht zu überwältigen. In diesem Kampfe, wo es galt, immer neue Feinde nicht mehr bloß von den Grenzen abzuwehren, sondern von der Verwüstung des Landes fernzuhalten, war, bei dem allgemeinen Rückgange, natürlich von einer Pflege der Wissenschaften und Künste und somit auch des Jugendunterrichts kaum mehr die Rede. Kriegszeit, gar unglückliche Kriegszeit ist unfruchtbar für wissenschaftliche Bestrebungen. So blieben denn diese brach liegen, bis ein anderes Volk dieses Feld allmählich wieder zu bebauen anfing. War es römischer Same, den man auswarf, so konnte auch nur römische Frucht aufgehen; im Laufe der Zeit wurde aber die Saat veredelt und, insbesondere durch den Wettstreit verschiedener Staaten, verhältnismäßig bald wieder das Brachfeld zum blühenden Acker umgewandelt. So hat sich in den Provinzen, besonders in Spanien, Gallien, Afrika, am Rhein und an der Mosel eine reiche Nachblüte römischen Geistes entfaltet.

Es sei gestattet, einen kurzen Vergleich zwischen römischen und griechischen Verhältnissen zu ziehen. Die römische Erziehung war praktisch, sie beruhte durchaus auf dem Gedanken der Nützlichkeit; was in der Praxis nicht verwendbar war, mußte fern bleiben, die Künste fanden auch im allgemeinen keinerlei Entgegenkommen, ja, sie blieben immer fremd, so lange echt römisches Wesen herrschend war. Der Unterricht war in Griechenland ein idealer und nur von ästhetischen Gesichtspunkten aus geleitet, indem das Ideal der körperlichen und geistigen Schönheit angestrebt wurde und immer höchstes Ziel blieb. Sollte er dort stärken und kräftigen, so mußte er hier schön und wohlgebildet machen an Körper und an Seele.

Die Gymnastik, welche in Griechenland die Hauptrolle spielte und bis ins Einzelne genau ausgebildet war, kannte man in Rom anfangs gar nicht, und auch später wurde sie sehr stiefmütterlich behandelt; man betrieb sie nur als allgemeine Körper-

pflege, die ohne bestimmten Lehrplan geübt wurde, denn lange Zeit hindurch wurde sie im elterlichen Hause gelehrt und blieb, weil vom Hausvater geleitet, dem Belieben der Einzelnen zu sehr anheimgestellt. Die Musik verachteten die Römer völlig, insofern es auf selbständige Ausübung dieser Kunst ankam; den Griechen dagegen war sie ein vorzügliches Bildungsmittel, wodurch sie das jugendliche Gemüt an Harmonie gewöhnten und ihm ihre obersten Gesetze einprägten. Dort war geradezu mißachtet, was hier als Hauptsache galt.

Auch in Bezug auf die Pflege der Wissenschaften waren die Römer von dem gleichen Grundsatz der Nützlichkeit und Brauchbarkeit im gewöhnlichen Leben geleitet, da sie nur jenen sich besonders eifrig ergaben, die für sie in der Praxis von hervorragendem Wert waren, so der Strategie und der Rechtswissenschaft; Rhetorik und Philosophie kamen erst infolge der Einwirkung des griechischen Einflusses in Aufnahme. Wohl war die Redekunst natürlich auch vorher nicht unbekannt in Rom, doch hatte sie bis zu dieser Zeit niemand für eine besondere Wissenschaft gehalten; man übte sie und machte von ihr im Senate und vor dem Volke häufigen Gebrauch; aber jeder sprach so, wie er dachte, ohne sich an bestimmte Regeln zu halten. Erst die griechischen Rhetoren führten ein eigentliches Studium der Redekunst ein; ebenso ging es mit der Philosophie.

Dies alles haben wir im einzelnen verfolgt und haben auch gesehen, daß die römische Erziehung so lange blühte, als sie national, rein römisch blieb, daß aber mit der Aufnahme griechischer Elemente der erste Grund zu ihrem Verfall gelegt war.

Zum Schlusse noch einen kurzen Überblick über die Erziehung der Mädchen bei Griechen und Römern. Dieselbe hing natürlicherweise eng mit der Stellung zusammen, welche das weibliche Geschlecht in den betreffenden Staaten einnahm. In der homerischen Zeit herrschten bei allen Griechenstämmen noch so ziemlich die gleichen Verhältnisse und Anschauungen, die denn auch einfach genug waren; die Frau war die ebenbürtige, gleichberechtigte Genossin ihres Mannes. Die Mädchen blieben bei der Mutter im Hause, wenn auch nicht ängstlich behütet und eingesperrt; hier lernten sie weben, wirken, mit der Wäsche hantieren, auch Gesang und Tanz. Nausikaa, die Königstochter aus dem Phäakenlande, fährt selbst mit den Hausmägden an den Meeresstrand, um dort

die Wäsche zu spülen und zu waschen; nach vollendeter Arbeit erfreuen sie sich aber am Ballspiel. Auch Penelope, die als das Muster einer guten Hausfrau hingestellt wird, ist fleißig bei der Arbeit; bekannt ist die Geschichte von dem Gewebe, das sie mit eigener Hand anfertigt und des Nachts wieder auflöst, um die zudringlichen Freier hinzuhalten.

In historischer Zeit macht sich bereits ein Unterschied in den einzelnen Staaten geltend. Während in Athen die Männer eine weit freiere Stellung genossen als in Sparta, galt für die Frauen gerade das umgekehrte Verhältnis. Schon in der ersten nachhomerischen Zeit, noch mehr aber in jener nach den Perserkriegen suchten die Athener ihre Frauen von allem Verkehr mit der Außenwelt abzusperren. Von der Mutter oder der Wärterin lernten die Mädchen höchstens lesen und schreiben, wenn dieselben dieser Künste überhaupt mächtig waren; sonst waren Sagen und mythologische Erzählungen das einzige, was sie ihnen beibringen konnten. Die Mädchen zu einem Lehrer zu schicken oder einen Hauslehrer zu halten, wurde als unpassend betrachtet, so daß sie in der Regel in vollkommener Unkenntnis aufwuchsen, und im Falle ihrer Heirat es dem Manne überlassen blieb, sie zu erziehen, wie er sie haben wollte. Weibliche Arbeiten dagegen und Künste wurden eifrig gepflegt; von letzteren besonders Spiel, Gesang und Tanz, schon deshalb, weil die Mädchen an den Festchören bei religiösen Feierlichkeiten teilzunehmen hatten.

In Sparta dagegen wurden sie fast ebenso erzogen wie die Knaben; sie erhielten, jedoch in getrennten Kursen, Unterricht in den Übungen der Gymnastik, wie im Laufen, Springen, Diskuswerfen, selbst im Ringen, und betrieben eifrig Musik und Orchestik als Chorgesang und -Tanz. Ja, eine gewisse Kyniske errang sogar einen Sieg im Wettrennen zu Olympia. Sparta wollte eben ein starkes Geschlecht heranziehen, und deshalb mußten auch die Mädchen stark und kräftig werden, deren sich der Staat in derselben Weise annahm wie der Knaben. Natürlich ging echte Weiblichkeit unter solchen Verhältnissen so ziemlich verloren.

Die hellenistisch-römische Zeit ist in dieser Beziehung durch die Schaffung von Mädchenschulen gekennzeichnet, die jetzt an vielen Orten Griechenlands erstanden. Diese pflegten außer der gymnastischen und musikalischen Seite des Unterrichts auch die litterarische oder grammatische, indem sie sich sogar bis zur Philosophie heranwagten. Allerdings hing dies mit der allgemeinen

Frauenemancipation zusammen, die durch römischen Einfluß immer weiter um sich griff ohne die guten Erfolge, die man sich von ihr versprach.

In Rom hatte der weibliche Teil der Bevölkerung von Anfang an eine freiere Stellung; die Mädchen wurden den Knaben so ziemlich gleich gehalten. In der ersten Zeit erhielten sie mit ihren Brüdern im Hause der Eltern Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen und unterstützten dann die Mutter in ihrer Thätigkeit, wie ihre Brüder es dem Vater gegenüber thaten, sie mußten weben, spinnen und bei häuslichen Opfern Dienste leisten. Auch gesunde Leibesübungen, wie das Schwimmen, wurden nicht vernachlässigt; so hören wir, daß Clölia mit mehreren Genossinnen, nachdem sie aus dem Lager des Porsena geflohen war, über die Tiber zu den Ihrigen schwamm.

Auch in der folgenden Periode bis zum Untergang der Republik leitete noch die Mutter den Unterricht ihrer Töchter; daneben kam aber auch schon die Sitte auf, wie dem Knaben einen comes, so dem Mädchen eine nutrix, Gouvernante, beizugeben, die ihnen die Mutter ersetzen sollte. Den Elementarunterricht genossen sie entweder zu Hause oder in einer Schule, die sie gemeinschaftlich mit den Knaben besuchten. Mit ihrer Mutter oder einem Lehrer lasen sie Homer und Vergil und lernten Griechisch, so wie der Knabe dies thun mußte. Die Musik blieb ihnen ganz besonders überlassen.

Schon gegen Ende der Republik, aber noch mehr in der Kaiserzeit machte sich eine Hinneigung zur Emancipation geltend, so daß echte, wirklich feingebildete Frauen wie Cornelia, die Mutter der Gracchen, Cornelia, die Gemahlin Pompejus' des Großen, und einige andere bereits zu den Ausnahmen gerechnet wurden. Die Mode der Gymnastik machten viele mit, zum Entsetzen der ernster denkenden Männer; Musik und Tanz wurden zum Zwecke der Schaustellung bei öffentlichen Festen eifrig betrieben. Auch die grammatischen Studien weiter zu pflegen, Dichter zu lesen und zu erklären, Griechisch nicht nur zu lernen, sondern auch im gesellschaftlichen Leben zu sprechen, wurde modern und prahlerisch geübt; ja manche Frauen studierten sogar Philosophie.

Dies waren Auswüchse des Unterrichts, aus denen sich natürlich keine gesunde Frucht entwickeln konnte.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
1.	Die antike Erziehung im allgemeinen	1
2.	Die Erziehung im homerischen Zeitalter	4
3.	Die nachhomerische Zeit bis Solon	5
4.	Die Zeit von Solon bis zum peloponnesischen Kriege	7
5.	Die Erziehung in der Zeit vom peloponnesischen Kriege bis auf Alexander den Großen	24
6.	Die hellenistisch-römische Zeit	30
7.	Die Erziehung in Sparta	39
	Die Erziehung in Rom.	
8.	Allgemeines	48
9.	Die Erziehung in Rom bis zum zweiten punischen Kriege	50
10.	Die Zeit vom zweiten punischen Kriege bis zum Untergange der Republik	57
11.	Die Kaiserzeit	61

M.02845

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Gymnasial-Bibliothek.

Herausgegeben von

Dr. E. Pohlmeyer, Professor. und **Hugo Hoffmann**, Gymnasialoberlehrer.

Zweiundzwanzigstes Heft:

Demosthenes

von

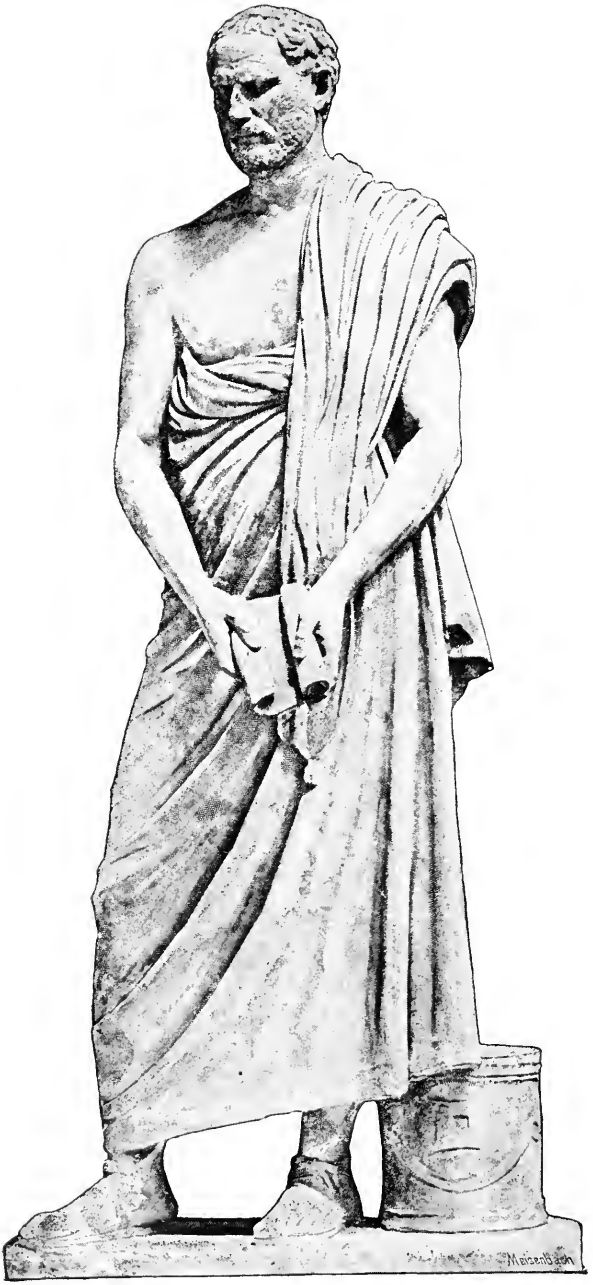
Dr. Adalbert Höck.

Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1895.

Lehrer-Bibliothek
des
Lyzeums zu STOLP



Demosthenes.

Ein Lebensbild,

dargestellt

von

Dr. Adalbert Höck
in Husum.

Mit einem Titelbilde.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1895.

Lehrer-Bibliothek
des
Gymnasiums zu STOLP

A 110

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Einleitung.

Von den schweren Wunden, die der unheilvolle peloponnesische Krieg dem athenischen Staate geschlagen hatte, hat sich derselbe nie ganz erholt. Freilich ward die unter Spartas Oberhoheit eingerichtete oligarchische Regierung der Dreißig schon 403 durch Thrasybulos und seine Genossen gestürzt und die alte demokratische Verfassung wiederhergestellt. Als dann im korinthischen Kriege der Athener Konon 394 mit persischem Golde die langen Mauern zwischen der Stadt und dem Peiraieus wieder aufgebaut hatte, konnte Athen wieder seine Schiffe in das ägäische Meer, nach dem Hellespont und Bosporos und nach der Südküste von Kleinasien entsenden und mit seinen früheren Bundesgenossen neue Beziehungen anknüpfen. Handel und Verkehr hoben sich infolgedessen und mit ihnen der Wohlstand der Bürgerschaft. Auch fehlte es schon während des korinthischen Krieges nicht an Versuchen zur Gründung einer neuen Seeherrschaft nach Art des delisch-attischen Bundes. Aber der durch den Spartaner Antalkidas vermittelte Friede, den König Artaxerxes II. von Persien 387 den Hellenen diktierte, vereitelte diese Pläne. In diesem Frieden wurden zwar die Inseln Imbros, Lemnos und Skyros als athenisches Besitztum anerkannt, im übrigen aber alle hellenischen Staaten in Europa und auf den Inseln des ägäischen Meeres für selbständig erklärt, die hellenischen Städte auf dem asiatischen Festlande aber nebst Klazomenä und Kypros dem Perserkönig zugesprochen. Es ist bekannt, wie ängstlich Sparta in den nächsten Jahren die Durchführung dieser Bestimmungen überwachte und wie gewissenlos es andrerseits seine eigene Machtstellung zu gewaltsamen Eingriffen in die Selbständigkeit anderer Staaten mißbrauchte. Die Besetzung der Burg von Theben durch die Spartaner (383) führte nach der Befreiung Thebens (379) zu einem Kriege zwischen Sparta und Theben, in welchem sich letztere Stadt bald zur ersten Macht in Hellas

emporschwang. Aber mit dem Tode der beiden großen thebanischen Staatsmänner, des Pelopidas († 364) und des Epameinondas († 362), erlosch die Herrlichkeit Thebens schneller, als sie entstanden war. Auch der Aufschwung, den Athen fast gleichzeitig mit Theben durch die Gründung des zweiten Seebundes (378) nahm, war nur von kurzer Dauer. Freilich erlag die spartanische Flotte bei Naxos (376) den Athenern, wie 5 Jahre später ihre Landmacht bei Leuktra den Thebanern (371). Aber um dieselbe Zeit, als Epameinondas bei Mantineia fiel und Theben wieder in seine frühere Ohnmacht zurücksank, war auch der athenische Seebund, dem in kurzer Zeit 75 Staaten beigetreten waren, schon im Sinken begriffen. Wenige Jahre später (357) veranlaßten die Übergriffe und Anmaßungen der Athener den Austritt der mächtigsten Bundesgenossen. In dem dadurch entstandenen Bundesgenossenkriege (357—355) erschöpfte Athen seinen Staatsschatz, ohne die abgefallenen Bundesgenossen zum Wiedereintritt in den Bund zwingen zu können.

Diese Ohnmacht und Erschöpfung der griechischen Staaten, die durch Parteiungen im Innern noch vermehrt ward, wußte der König eines Volkes, das den Hellenen trotz seiner Verwandtschaft doch wegen seiner niederen Kultur und seiner Mischung mit thrakischen und illyrischen Elementen als barbarisch galt, geschickt zu benutzen. Philipp II., seit 359 König von Makedonien, war ein tüchtiger Feldherr und ein schlauer Diplomat. Die Gefahr, die der athenischen und überhaupt der griechischen Freiheit von diesem Nachbar drohte, ward anfangs von den griechischen Staatsmännern verkannt und unterschätzt. Das Verdienst, die Athener zuerst nachdrücklich vor diesem Feinde ihrer Selbständigkeit gewarnt und ihn mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, wenn auch mit geringem Erfolg, bekämpft zu haben, gebührt unter den athenischen Staatsmännern vor allen anderen dem Demosthenes.

1. Demosthenes' Jugend und Bildung zum Redner.

(384 bis etwa 360.)

Geburtsjahr. Die Geburt des Demosthenes fällt in die Zeit zwischen dem Antalkidischen Frieden (387) und der Gründung des zweiten Seebundes (378). Über das Geburtsjahr selbst

schwanken die Überlieferungen der Alten. Doch unterliegt es keinem Zweifel, daß die Berechnung des Dionys von Halikarnaß, wonach der Redner ein Jahr vor der hundertsten Olympiade (381/80) geboren wäre, nur auf einer falschen Angabe in der Rede des Demosthenes wider Meidias beruht, wonach der Redner zur Zeit dieser Rede, die Dionys in das Jahr 349/8 setzt, 32 Jahre zählte. Dies ist aber unmöglich, da Demosthenes in der ersten Rede gegen Onetor durch Zeugenaussagen beweist, daß er im letzten Monat des Jahres des Archonten Polyzelos (Juni 366) mündig ward. Zur Mündigkeitserklärung war nach der neuerdings wieder aufgefundenen Schrift des Aristoteles vom Staate der Athener die Vollendung des 18. Lebensjahres unbedingt erforderlich. Hiernach ergiebt sich als Geburtsjahr des Redners das Jahr des Archonten Dexitheos (385/4), und dieses wird wirklich in den unter Plutarchs Namen erhaltenen Lebensbeschreibungen der zehn Redner als Geburtsjahr des Demosthenes angegeben. Wenn wir nun die Geburt des Redners gegen das Ende dieses Jahres (also gegen Mitte 384) ansetzen, lassen sich auch die Angaben, die Demosthenes in den Vormundschaftsreden über sein Alter beim Tode seines Vaters und über die Dauer der Vormundschaft macht, damit vereinigen. Daß er beim Tode seines Vaters siebenjährig war, heißt doch nur, daß er das achte Jahr noch nicht vollendet hatte, und auch bei den 10 Jahren der Vormundschaft kann leicht ein überschüssiger Monat oder zwei unberücksichtigt geblieben sein, so daß im ganzen 18 Jahre herauskommen.

Eltern. Der gleichnamige Vater des Redners Demosthenes war ein ehrbarer und reich begüterter Bürger der attischen Gemeinde Päania. Sein Vermögen hatte er sich durch eine große Waffenfabrik erworben, in der 40 Sklaven arbeiteten. Er war vermählt mit Kleobule, der Tochter Gylons, eines Atheners, der lange im bosporanischen Reiche auf der heutigen Krim gelebt und sich dort verheiratet hatte. Die Behauptung des Aischines jedoch, die Mutter seines Gegners sei von skythischer Herkunft gewesen, verdient keinen Glauben, da das athenische Bürgerrecht des Demosthenes niemals bestritten worden ist. Außer dem 384 geborenen Sohne war der Ehe des Demosthenes mit Kleobule noch eine um zwei Jahre jüngere Tochter entsprossen.

Tod des Vaters. Die Erziehung der Kinder lag nach griechischer Sitte in den ersten sieben Lebensjahren fast ausschließlich

der Mutter ob; erst nach Vollendung des siebenten Jahres übernahm der Vater einen Teil der Erziehung der Knaben. Da traf es sich nun unglücklich, daß der Vater des Demosthenes, ehe der Sohn das achte Jahr vollendet hatte, in der ersten Hälfte des Jahres 376 seiner Familie durch den Tod entrissen ward. Freilich durfte er mit der Hoffnung sterben, für seine Witwe und seine beiden unmündigen Kinder gut gesorgt zu haben, indem er die Verwaltung seines beträchtlichen Vermögens zwei nahen Verwandten, seinem Schwestersohne Aphobos und seinem Brudersohne Demophon, und einem guten Freunde, dem Therippides, übergab. Um diese drei Männer noch enger an sein Haus zu fesseln, traf er in seinem Testamente folgende Bestimmungen: Aphobos sollte die Witwe, Demophon die kleine Tochter, sobald sie herangewachsen wäre, heiraten; jener sollte eine Mitgift von 80 Minen (6000 ℳ), dieser eine solche von 2 Talenten (9000 ℳ) erhalten. Therippides endlich sollte bis zur Mündigkeit des Sohnes die Nutznießung eines Kapitals von 70 Minen (5250 ℳ) haben. Auch nach Abzug dieser Legate verblieb dem Sohn noch ein ansehnliches Vermögen; denn außer der oben erwähnten Waffenfabrik hatte der Vater Demosthenes noch eine Stuhlfabrik, in der 20 Sklaven arbeiteten, als Pfand für ein Darlehn übernommen. Dazu kam das Wohnhaus mit Inventar, der reiche Schmuck der Frau und verschiedene ausgeliehene Kapitalien. Den Gesamtbetrag des Vermögens berechnet Demosthenes auf fast 14 Talente (63 000 ℳ).

Wirtschaft der Vormünder. Wenn aber der Vater mit dem Bewußtsein starb, daß für seine Familie gut gesorgt sei, so hatte er sich geirrt. Zwar bezog Aphobos sofort nach dem Tode des Erblassers das Haus des Demosthenes und übernahm zunächst die Verwaltung der Waffenfabrik; aber obgleich alle drei Vormünder sich durch Verkauf von Sklaven und Waren sofort in den Besitz der ihnen bestimmten Gelder setzten, heiratete weder Aphobos die Mutter, noch dachte Demophon daran, die Tochter heimzuführen. Vielmehr vermählte sich Aphobos kurz vor der Mündigkeitserklärung des Demosthenes im Juni 366 mit der Schwester des Onetor, und die Tochter war zu der Zeit, als Demosthenes den Prozeß gegen Aphobos führte, (364/3) noch unverheiratet.

Erziehung. Die Sorge für den Unterhalt der Kinder übernahm Therippides, der für sie ein jährliches Kostgeld von

7 Minen (525 *M*) zahlte. Auch für den Unterricht des Knaben sorgten die Vormünder; denn wenn Demosthenes ihnen auch vorwirft, daß sie seinen Lehrern das Honorar vorenthalten hätten, so bezeugt er doch andrerseits, daß er die gewöhnlichen Schulen besucht habe. Gesetzlich vorgeschrieben war für alle athenischen Bürgersöhne Unterricht in der Musik und Gymnastik.[1]) Diesen wird also auch Demosthenes erhalten haben; doch wird berichtet, daß die Mutter aus Rücksicht auf die zarte Gesundheit des Knaben diesen von den gymnastischen Übungen möglichst zurückzuhalten suchte, und daß Demosthenes sich dadurch bei seinen Altersgenossen den Spottnamen „Battalos" zuzog, der ihn als Weichling bezeichnen sollte. Ferner war schon im 5. Jahrhundert v. Chr. in Athen der Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen allgemein. Eine solche Schreibschule wird also auch Demosthenes besucht haben, wie denn auch der den Knaben in die Schule begleitende Sklave, der *παιδαγωγός*, in mehreren Anekdoten aus seiner Jugend erwähnt wird. Zu diesem Elementarunterricht war seit dem Auftreten der Sophisten in Athen zur Zeit des peloponnesischen Krieges der Unterricht in der Rhetorik und Philosophie für die reifere Jugend in die attischen Schulen eingedrungen. Aber die alten Biographen des Demosthenes irren, welche den Redner schon während seiner Minderjährigkeit rhetorischen oder philosophischen Studien obliegen lassen; denn weder die Rhetoren noch die Philosophen befaßten sich mit dem Unterricht von Knaben.

Verwaltung des Vermögens. Wenn nun auch Demosthenes über eine Vernachlässigung seiner Erziehung nirgends klagt, so beschwert er sich um so bitterer über die Gewissenlosigkeit, mit der die Vormünder das ihnen anvertraute Vermögen verwalteten. Daß dieses wirklich so bedeutend war, wie Demosthenes angiebt, hatten sie selbst dadurch bezeugt, daß sie ihn mit einem Steuerkapital, das einem Vermögen von 15 Talenten entsprach, in die Steuerlisten eintragen ließen. Ein solches Vermögen hätte bei gewissenhafter Verwaltung der Fabriken und bei sicherer Anlage der Kapitalien zu dem damals gewöhnlichen Zinsfuß von 12 % sich während der zehnjährigen Dauer der Vormundschaft leicht mehr als verdoppeln können. Statt dessen schmolz dasselbe immer mehr zusammen. Vergebens versuchte Demosthenes' Oheim Demo-

[1]) Vergl. hierüber Bohatta, Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern. Gymn.-Bibl. Heft 21, Seite 7 ff.

chares die Vormünder zu besserer Verwaltung des Mündelgelds zu ermahnen. Sie dachten nur daran, ihre eigenen Taschen zu füllen, und ließen im übrigen das Vermögen verfallen. So kam die Zeit heran, wo Demosthenes selbst die Verwaltung seines väterlichen Erbes übernehmen sollte.

Mündigkeitserklärung. Wenn die athenischen Jünglinge das 18. Lebensjahr vollendet hatten, wurden sie nach vorhergegangener Prüfung ihres Alters, ihrer freien Geburt und ihrer bürgerlichen Abstammung durch die Gemeindeangehörigen (Demoten) ihrer väterlichen Gemeinde in einer Sitzung derselben in das Gemeindebuch (*ληξιαρχικὸν γραμματεῖον*) eingetragen. Diejenigen von ihnen, welche bereits eigenes Vermögen besaßen, erhielten damit das Recht, selbst ihr Erbe zu verwalten (*τῆς λήξεως ἄρχειν*). Allerdings unterlag die Abstimmung der Demoten noch einer Prüfung (*δοκιμασία*) durch den Rat der 500, welcher die Demoten mit einer Geldbuße belegen konnte, wenn sie einen Jüngling, der noch nicht volle 18 Jahre zählte, in ihr Gemeindebuch eingetragen hatten. Bei Demosthenes erfolgte die Einschreibung in das Gemeindebuch und die Mündigkeitserklärung im Juni 366 kurz nach der Hochzeit des Aphobos mit der Schwester des Onetor. Die Vormünder mußten ihm nun sein väterliches Erbe ausliefern; aber was sie ihm übergaben, war wenig genug. Außer dem Hause erhielt er nämlich nur 14 Sklaven und 31 Minen (2325 ℳ) bares Geld.

Beschwerde gegen die Vormünder. Demosthenes war hiermit nicht zufrieden und erhob sofort Beschwerde gegen die Vormünder, anfangs wohl in der Hoffnung, diese würden sich bereit finden, die Sache dem Schiedsspruch der Verwandten anheimzugeben. Da jene dies aber ablehnten, mußte er sich zu einer gerichtlichen Klage entschließen. Weil nun nach attischem Recht jeder vor Gericht seine Sache selbst zu führen hatte, sah der unerfahrene Jüngling sich zunächst nach einem Manne um, der ihm nicht nur Unterricht in der Redekunst, sondern auch juristischen Rat und Beistand gewähren könnte. Seine Wahl fiel auf Isaios.

Isaios. Dieser Mann war in Chalkis auf der Insel Euböa geboren und lebte seit der Zeit des korinthischen Krieges in Athen, wo er teils junge Leute in der Redekunst unterwies, teils als Rechtsanwalt oder Redenschreiber (*λογογράφος*) für Leute, welche

selbst weder juristische Kenntnisse noch Redegewandtheit besaßen, gegen Bezahlung Reden verfaßte, die sie dann auswendig lernten und vor Gericht vortrugen. Freilich genoß seine Rednerschule bei weitem nicht so hohes Ansehen wie die des Isokrates (436—338), der die vornehmsten Jünglinge aus ganz Griechenland zu seinen Schülern zählte. Aber die in Isokrates' Schule fast ausschließlich gepflegte Prunkrede entsprach nicht dem praktischen Bedürfnis des Demosthenes. Dagegen empfahl sich ihm Isaios ganz besonders durch seine vorzügliche Kenntnis des attischen Familien- und Erbrechts, wie denn auch die von ihm erhaltenen Reden sich alle auf Erbschaftsangelegenheiten beziehen. Er weiß in denselben durch einfache und klare Darlegung der Thatsachen und geschickte Beweisführung die Richter für seine Schützlinge zu gewinnen. Demosthenes hatte daher eine gute Wahl getroffen, als er den Isaios bewog, unter Aufgabe seiner bisherigen Lehrthätigkeit sich vier Jahre lang (366—362) ausschließlich ihm zu widmen. Wie wir im Leben der zehn Redner lesen, zahlte er ihm dafür das hohe Honorar von 10000 Drachmen (7500 ℳ).

Kallistratos. Während so das persönliche Unrecht, welches Demosthenes von seinen Vormündern erlitten hatte, für ihn die erste Veranlassung zu rhetorischen und juristischen Studien ward, soll fast um dieselbe Zeit nach dem übereinstimmenden Zeugnis der Alten eine Rede des athenischen Staatsmannes Kallistratos von Aphidna auf den jungen Demosthenes einen so tiefen Eindruck gemacht haben, daß er den Entschluß faßte, sich ganz dem Berufe eines Redners zu widmen. In der That spricht Demosthenes später von keinem der Staatsmänner, die er noch selbst gekannt hatte, mit solcher Achtung wie von Kallistratos. Schon zur Zeit der Befreiung Thebens von der spartanischen Herrschaft (379) hatte dieser in Athen eine einflußreiche Stellung. An der Bildung des neuen athenischen Bundes (378) hatte er neben den Feldherren Chabrias und Timotheos besonders thätigen Anteil genommen. Anfangs war dieser Bund gegen die Übergriffe der Spartaner gerichtet, und unter den ersten Bundesgenossen der Athener befanden sich auch die Thebaner. Als aber die Seemacht der Spartaner durch den Sieg des Chabrias bei Naxos (376) gebrochen war und Theben die böotischen Kleinstädte zu unterwerfen begann, trübte sich das freundschaftliche Verhältnis der beiden Nachbarstaaten. Nach dem unerwarteten Sieg der

Thebaner über die peloponnesische Landmacht bei Leuktra (371) und dem Vordringen des Epameinondas in den Peloponnes stieg die Eifersucht zwischen beiden Staaten immer höher, und als endlich 366 sogar ein Teil attischen Gebietes an die Thebaner verloren ging, war in Athen die Erbitterung groß.

Oropischer Streit. Der Flecken Oropos, an der euböischen Meerenge an der Grenze von Böotien und Attika gelegen und seit mehreren Menschenaltern ein Zankapfel zwischen beiden Landschaften, ward damals durch oropische Flüchtlinge, welche von Euböa kamen, den Athenern entrissen und den Thebanern übergeben. Große Aufregung herrschte in Athen, und der Zorn des Volkes wandte sich gegen den leitenden Staatsmann Kallistratos, der zugleich mit dem Feldherrn Chabrias unter der Anklage des Verrates vor Gericht gestellt wurde. Mit Spannung sah man dem Ausgang des Prozesses entgegen, und von allen Seiten drängte man sich zu den Gerichtsverhandlungen. Auch Demosthenes hatte viel davon gehört und Lust bekommen, die Verteidigung des berühmten Redners zu hören. Er wußte sich einen Platz im Gerichtssaale zu verschaffen, von wo er die Verhandlungen anhören konnte. Die alles überwältigende Beredsamkeit des Kallistratos machte auf ihn einen tiefen Eindruck, und als dieser endlich freigesprochen und von der Menge zu diesem Erfolge beglückwünscht und unter Jubel nach Hause geleitet wurde, entstand auch in dem Jüngling der Wunsch, selbst ein Redner und Staatsmann zu werden. So viel dürfen wir wohl der Erzählung des Plutarch, der den Vorfall freilich in die Knabenjahre des Demosthenes verlegt, als wahren Kern entnehmen. Wenigstens macht die Art und Weise, in der Demosthenes der Verteidigung des Chabrias im oropischen Prozeß gedenkt, es sehr wahrscheinlich, daß er wirklich den Verhandlungen dieses Prozesses beiwohnte. Ohne Zweifel hatte er bis zum Jahre 362, in welchem Kallistratos in die Verbannung ging, noch öfter Gelegenheit, den großen Staatsmann reden zu hören und sich an seinem Beispiel zu bilden.

Ephebendienst. In den beiden ersten Jahren nach erlangter Mündigkeit (366—364) war jedoch die Zeit, die Demosthenes auf seine rednerische Ausbildung und seine persönlichen Angelegenheiten verwenden konnte, sehr beschränkt durch die kriegerischen Übungen, zu denen alle athenischen Bürgersöhne im Alter von

18—20 Jahren verpflichtet waren. Nachdem nämlich die 18jährigen Jünglinge in das Gemeindebuch eingeschrieben waren und die Prüfung vor dem Rate bestanden hatten, mußten sie zunächst im Heiligtum der Aglauros den Ephebeneid schwören. Dann zogen sie mit ihrem Aufseher (ἐπιμελητής) und ihren Zuchtmeistern (σωφρονισταί) nach dem Peiraieus, wo sie ein Jahr lang den Wachtdienst in den Hafen- und Küstenbefestigungen versahen. Daneben erhielten sie von eigens dazu bestellten Lehrern Unterricht im Turnen, im Gebrauch der Hieb- und Stoßwaffen, im Bogenschießen und Speerwerfen, sowie im Abschießen der Wurfmaschinen. Am Schluß des ersten Jahres mußten sie in einer Volksversammlung im Theater Proben ihrer Waffentüchtigkeit ablegen, worauf sie vom Volke mit Schild und Lanze ausgerüstet wurden. Während des zweiten Jahres lagen sie dann in den Grenzkastellen und mußten als Patrouillen (περίπολοι) die Bewachung der Landesgrenze besorgen. Um sich ganz diesen kriegerischen Übungen widmen zu können, waren die Epheben von allen sonstigen Leistungen an den Staat frei und durften weder als Kläger noch als Angeklagte vor Gericht erscheinen außer in Erbschaftsangelegenheiten.

Klage gegen die Vormünder. Erst nach Ablauf dieser zweijährigen Dienstzeit im Kriegsmantel konnte Demosthenes den Prozeß gegen die Vormünder energisch betreiben. In der zweiten Hälfte des Jahres 364 reichte er beim Archonten, der in allen familienrechtlichen Streitigkeiten die Voruntersuchung leitete, gegen jeden der drei Vormünder eine besondere Klage ein und forderte von jedem einen Schadenersatz von 10 Talenten (45000 ℳ). Zuerst kam die Klage gegen Aphobos zur Verhandlung und zwar zunächst vor einem der öffentlichen Schiedsrichter, die alljährlich aus der Zahl der im 61. Lebensjahre stehenden Bürger bestellt wurden. Aphobos ward zur Zahlung von 10 Talenten verurteilt, appellierte aber an das Geschworenengericht. Schon war der Termin der Verhandlung angesetzt, als die Ränke der Vormünder einen Aufschub herbeiführten.

Thrasylochos und Meidias. Einer ihrer Freunde, Thrasylochos, hatte für das Jahr 3643 eine Trierarchie zu leisten, d. h. er hatte auf eigene Kosten ein Kriegsschiff auszurüsten. Zu dieser Leistung konnten die reichsten Bürger jedes zweite Jahr herangezogen werden. Glaubte aber einer, dem diese Pflicht oblag,

daß ein anderer nach seinen Vermögensverhältnissen eher dazu imstande wäre, so konnte er ihn vor Zeugen auffordern, entweder statt seiner die Trierarchie zu übernehmen oder mit ihm einen Vermögenstausch einzugehen. Mit einer solchen Aufforderung erschien nun Thrasylochos wenige Tage vor dem für die Verhandlung gegen Aphobos angesetzten Termin in Begleitung seines Bruders Meidias im Hause des Demosthenes, wo Meidias sich gegen dessen Mutter ungebührlich benahm. Demosthenes, dessen Verhältnisse damals eben nicht glänzend waren, erklärte sich anfangs zum Tausch bereit. Als er aber einsah, daß dann auch seine Forderungen an die Vormünder auf Thrasylochos übergehen würden, trat er vom Vermögenstausch zurück und zahlte die Kosten der Trierarchie. Meidias aber ward wegen Beleidigung der Mutter des Demosthenes zu einer Geldbuße verurteilt, die er jedoch nicht zahlte. Wir werden sehen, wie verhängnisvoll diese neue Feindschaft später für Demosthenes werden sollte.

Verhandlung wider Aphobos. So kam denn etwa im Anfang des Jahres 363 die Klage wider Aphobos zur gerichtlichen Verhandlung. Die beiden von Demosthenes in dieser Sache gehaltenen Reden zeigen deutlich den Einfluß seines Lehrers Isaios. Einige Kritiker des Altertums hielten sie daher für Werke dieses Redners, andere glaubten, sie seien von ihm einer Durchsicht unterzogen. Aber wenn auch einzelne Wendungen und Sätze aus den Reden des Meisters entlehnt sind, so sind doch auch stilistische Eigentümlichkeiten nicht zu verkennen, durch welche Demosthenes sich schon hier von seinem Lehrer unterscheidet. Andererseits zeigen diese Erstlingswerke des Redners natürlich noch nicht die spätere Gewandtheit und Vollendung in der Form. Obgleich Aphobos bei seiner Verteidigung von seinem Schwager Onetor, einem Schüler des Isokrates, unterstützt ward, erreichte Demosthenes doch, daß die Richter den Aphobos zu der von ihm beantragten Entschädigung verurteilten. Zwar machte dieser, wenn die dritte Rede des Demosthenes gegen ihn echt ist, noch den Versuch, dadurch, daß er einen Zeugen des Demosthenes wegen falschen Zeugnisses anklagte, Grund zur Verwerfung dieses Urteils zu erlangen.

Klage gegen Onetor. Da auch dies sich als vergeblich erwies, ließ er den für die Zahlung der Buße angesetzten Termin verstreichen, ohne seiner Verpflichtung nachzukommen. Deshalb ließ Demosthenes sein Haus mit Beschlag belegen; als er aber

auch seinen Acker pfänden wollte, erklärte Onetor, derselbe sei ihm bereits für die Mitgift seiner im Dezember 364 wieder von Aphobos geschiedenen Schwester verpfändet. Demosthenes klagte darauf gegen Onetor wegen rechtswidriger Verdrängung aus seinem Besitz. Die Sache kam im Jahre 362/1 zur Verhandlung. Wir besitzen noch die beiden damals von Demosthenes gegen Onetor gehaltenen Reden. Er weist darin nach, daß Aphobos bei seiner Verheiratung mit Rücksicht auf die ihm drohende Vormundschaftsklage die Mitgift seiner Frau überhaupt nicht erhalten, sondern nur die Zinsen bezogen habe. Die Entscheidung der Richter in dieser Sache kennen wir nicht.

Ausgang des Vormundschaftsstreites. Die Zähigkeit, mit welcher Demosthenes seine Ansprüche gegen Aphobos geltend machte, hatte ihm nur einen kleinen Teil seines Erbes wieder eingebracht. Andererseits aber hatte sie ihn nicht nur mit nahen Verwandten, sondern auch mit andern angesehenen Männern bitter verfeindet. Sie trug ihm nicht nur den Spottnamen „Argas" ein, der ihn als giftige Schlange bezeichnen sollte, sondern wir hören auch von einer Verwundung am Kopfe, wegen deren Demosthenes seinen Vetter Demomeles, den Bruder des Vormundes Demophon, beim Areopag verklagte. Wie er aber diese Klage wieder zurücknahm, so scheint er auch gegen die Vormünder Demophon und Therippides sich nicht so unversöhnlich gezeigt zu haben wie gegen Aphobos. Denn weder bei Demosthenes noch bei einem seiner Zeitgenossen wird eine gerichtliche Verhandlung gegen diese beiden erwähnt, und wir dürfen daher annehmen, daß es mit ihnen zu einem gütlichen Vergleich kam, bei dem Demosthenes freilich nur einen Teil seines Vermögens wieder erhielt.

Rednerische Ausbildung. Die Zeit des Streites mit den Vormündern und ihren Genossen ist zugleich die Zeit der Ausbildung des Demosthenes für seinen späteren Beruf. Man darf aber nicht glauben, daß er diese rednerische Ausbildung nur dem Unterricht des Isaios verdankte, dessen Einfluß in den Reden gegen Aphobos und Onetor unverkennbar ist. Vielmehr stimmen unsere Quellen darin überein, daß er daneben auch aus Büchern lernte. Freilich klingt die Nachricht, Demosthenes habe sich heimlich die rhetorischen Lehrbücher des Isokrates und seines Zeitgenossen Alkidamas verschafft, wenigstens hinsichtlich des letzteren, wenig glaublich, da dessen schwülstige Beredsamkeit auf Demosthenes

ohne Einfluß geblieben ist. Dagegen ist der Einfluß des Isokrates, des größten Lehrers der Beredsamkeit in jener Zeit, nicht zu verkennen, wenn auch die Quellen darin übereinstimmen, daß Demosthenes nicht sein unmittelbarer Schüler war. Aber die Vollendung des Demosthenischen Stiles und die sorgfältige Vermeidung des Hiatus schon in seinen ältesten Reden machen es wahrscheinlich, daß er die rhetorischen und stilistischen Vorschriften des Isokrates kannte, mag er sie nun aus seinem rhetorischen Lehrbuche oder, was wahrscheinlicher ist, aus der Lektüre seiner Musterreden geschöpft haben. Es wird ferner berichtet, daß er häufig den Verhandlungen der Gerichte und der Volksversammlung beiwohnte, daß er die dort gehörten Reden sich zu Hause ins Gedächtnis rief, die Gründe und Gegengründe sorgfältig erwog und zur Übung Reden über dieselben Gegenstände ausarbeitete.

Historische Studien. Auch mit anderen Gebieten der Litteratur machte Demosthenes sich bekannt. Vor allem war für den künftigen Staatsmann die Kenntnis der Geschichte seiner Vaterstadt und seines Volkes von Wichtigkeit. Mit besonderer Vorliebe studierte er daher des Thukydides Geschichte des peloponnesischen Krieges, und einige erzählten sogar, er habe sie eigenhändig achtmal abgeschrieben. Er verfolgte dabei wohl nicht nur rhetorische Zwecke, wenn auch einzelne der von Thukydides seinem Werke eingelegten Reden ihm als Vorbild gedient haben mögen, sondern er schöpfte ohne Zweifel auch seine Kenntnis der älteren Geschichte und seine warme Begeisterung für Perikles und die anderen großen Staatsmänner des 5. Jahrhunderts aus diesem Werke. Er zeigt sich denn auch, abgesehen von einigen falschen Angaben über Alkibiades, in seinen Reden über die Geschichte seines Volkes gut unterrichtet, und besonders setzt uns seine genaue Kenntnis alter Gesetze und Urkunden oft in Erstaunen.

Poesie. Daß auch die poetische Litteratur seiner Vaterstadt ihm nicht fremd war, beweisen seine Anführungen aus den Elegieen Solons und den Dramen des Sophokles und Euripides.

Philosophie. Dagegen befaßte er sich wohl kaum mit philosophischen Studien; denn weder sein Verkehr mit dem Dialektiker Eubulides von Ephesos noch seine Teilnahme an den Vorträgen Platons in der Akademie sind glaubwürdig bezeugt, und die politischen Anschauungen des Demosthenes, eines begeisterten Ver-

ehrers der demokratischen Freiheit, sind denen des Spartanerfreundes Platon entgegengesetzt.

Ausbildung des Vortrages. Die rhetorischen und litterarischen Studien des Demosthenes befähigten ihn, eine Rede gut auszuarbeiten, und für Privatprozesse, wie der gegen Aphobos war, mochte dies genügen. Aber wie sehr auch der Erfolg in diesem Prozesse zu seiner Ermutigung dienen mochte, so sollte er doch bald erfahren, daß auch die sorgfältigste Ausarbeitung einer Rede nicht genügte, um vor dem Volke mit Erfolg als Redner aufzutreten. Seine ersten Versuche, in der Volksversammlung zu reden, mißglückten völlig. Man fand seine Ausdrucksweise zu gekünstelt, und vor allem fehlte ihm der rechte Vortrag. Seine Stimme war schwach, seine Aussprache undeutlich; besondere Schwierigkeit machte ihm der Laut R. Nicht selten ging ihm mitten im Satze der Atem aus, vor allem aber waren seine Haltung und seine Gebärden unpassend und ungeschickt, und wenn in der Volksversammlung Lärm oder Zischen entstand, verlor er völlig die Fassung. Als er einst nach einem solchen Mißerfolge mutlos und traurig im Peiraieus umherging, trat, so erzählt Plutarch, der greise Eunomos von Thria zu ihm und schalt ihn, daß er, der an rednerischer Begabung fast dem Perikles gleichkäme, aus Weichlichkeit sich davon abhalten lasse, sein Talent ordentlich zu verwerten. Ein anderes Mal, als er wieder vergebens vor dem Volke zu reden versucht hatte und traurig nach Hause schlich, folgte ihm der Schauspieler Satyros und trat bei ihm ein. Als nun Demosthenes sich bitter beklagte, daß er, der von allen Rednern am meisten Fleiß auf seine Reden verwende, beim Volke kein Gehör finde, während man doch ganz ungebildete Menschen und versoffene Seeleute willig anhöre, versprach ihm Satyros den Grund anzugeben, wenn er ihm eine Stelle des Sophokles oder Euripides vortragen wolle. Demosthenes that dies, und nun wiederholte Satyros dieselben Verse mit richtiger Betonung und entsprechenden Gebärden, so daß der Jüngling eine ganz andere Stelle zu hören glaubte. Seitdem arbeitete Demosthenes unermüdlich an der Ausbildung seines Vortrages, wobei ihm außer Satyros auch die Schauspieler Neoptolemos und Aristodemos Anweisung erteilt haben sollen. Freilich hatte er, wie er als Greis dem jungen Demetrios von Phaleron erzählte, bei der Überwindung seiner natürlichen Schwächen mit nicht geringen Schwierig-

keiten zu kämpfen. Aber er überwand sie mit erstaunlicher Energie. Der Undeutlichkeit seiner Aussprache suchte er dadurch abzuhelfen, daß er Steinchen in den Mund nahm und trotz dieses Hindernisses jeden Laut deutlich hervorzubringen sich bemühte. Da seine Stimme den Lärm der Volksversammlung nicht zu übertönen vermochte, suchte er sie dadurch zu kräftigen, daß er am Meeresufer bei heftiger Brandung Verse deklamierte. Noch nach Jahrhunderten zeigten die Fremdenführer an der phalerischen Bucht den Ort, wo er diese Übungen angestellt haben sollte. Um seiner Kurzatmigkeit abzuhelfen, gewöhnte er sich, bergan gehend mehrere Verse in einem Atem herzusagen. Die dem Vortrage angemessenen Mienen und Gebärden übte er sich vor einem eigens zu diesem Zwecke angeschafften mannshohen Spiegel ein, und da er die schlechte Gewohnheit hatte, beim Reden mit der einen Schulter zu zucken, hängte er bei diesen Übungen ein Schwert so an der Decke auf, daß es ihm bei jeder Zuckung in die Schulter fuhr. Um bei seinen Übungen und Studien möglichst ungestört zu sein, ließ er sich ein unterirdisches Gemach einrichten, das man noch zu Plutarchs Zeit zeigte. Hier hielt er sich oft zwei bis drei Monate auf, und um nicht in Versuchung zu kommen auszugehen, ließ er sich die eine Hälfte des Kopfes kahl scheren. Seinen Geist suchte er bei der Arbeit dadurch wach und nüchtern zu erhalten, daß er viel Wasser trank. Wegen dieser Gewohnheit mußte er später von seinen weintrinkenden Gegnern manchen Spott anhören, nicht minder wegen seines Arbeitens bei der Lampe; denn auch die Nächte benutzte er zu seinen Studien. Um nicht zu lange zu schlafen, lag er in einem sehr engen Bette, und wenn doch einmal morgens die Handwerker vor ihm bei der Arbeit waren, ärgerte er sich sehr. Von den schwelgerischen Gelagen seiner Altersgenossen hielt er sich ganz fern, und auch an der Jagd fand er kein Vergnügen. Wenn nun auch die Widerwärtigkeiten, die ihm die Schlechtigkeit seiner Vormünder und der anfängliche Mißerfolg in dem erwählten Beruf bereiteten, seinem Charakter früh eine gewisse Bitterkeit aufprägten, so blieb doch auch die ernste und rastlose Arbeit, in der er die schönste Zeit seiner Jugend verbrachte, nicht ohne Erfolg; denn er ward in der Kunst des Vortrags ein solcher Meister, daß er später in einer Periode zweimal die Stimme zur höchsten Stärke anschwellen lassen und zweimal senken konnte.

2. Demosthenes als Rechtsanwalt und Staatsmann bis zum Beginn des Kampfes gegen Philipp.

(360—352.)

Demosthenes als Rechtsanwalt. Die rednerische Ausbildung des Demosthenes war mit dem Ausgang des Vormundschaftsstreites natürlich noch lange nicht abgeschlossen. Vielmehr beweist der Umstand, daß zwischen den Reden gegen Onetor und den ersten öffentlichen Reden ein Zeitraum von sieben Jahren liegt, deutlich genug, daß er sich noch lange nicht imstande fühlte, in wichtigeren Angelegenheiten mit Erfolg als Redner aufzutreten. Dagegen begann er, etwa um das Jahr 360, die rhetorischen und juristischen Kenntnisse, welche er aus dem Unterricht des Isaios und aus eigenen Studien gewonnen hatte, im Dienste anderer praktisch zu verwerten und dadurch zugleich sein durch die Untreue der Vormünder sehr geschädigtes Vermögen aufzubessern. Er ward wie sein Lehrer Isaios Redenschreiber oder Sachwalter. Eine Anekdote schildert uns den Verkehr des Demosthenes mit seinen Klienten. Einst kam ein Mann zu ihm, der eine Klagerede wegen schwerer thätlicher Beleidigung wünschte. Als er dem Redner in schlichten Worten seine Sache vorgetragen hatte, erwiderte dieser: „Aber du hast ja nichts von dem erlitten, was du erzählst." „Ich sollte nichts erlitten haben, Demosthenes?" versetzte gereizt der Kläger, worauf Demosthenes ausrief: „Beim Zeus, jetzt höre ich die Stimme eines Mannes, der Unrecht erlitten hat." So suchte der Redner seinen Klienten die Bedeutung des richtigen Vortrags für den Erfolg der Rede klar zu machen, wie er denn einem anderen auf die Frage, was in der Beredsamkeit die erste, zweite und dritte Stelle einnehme, immer wieder geantwortet haben soll: „Der Vortrag." (*ὑπόκρισις.*)

Reden für Privatprozesse. Zunächst verfaßte Demosthenes Reden für Privatprozesse anderer. In der uns erhaltenen Sammlung seiner Reden befinden sich über 20, die er in Privatprozessen für andere geschrieben haben soll. Von diesen galten aber schon im Altertum einige für verdächtig; andere sind aus chronologischen oder stilistischen Gründen von neueren Gelehrten dem Redner abgesprochen. Eine sorgfältige Prüfung des Stiles der einzelnen

Reden hat ergeben, daß nur acht oder neun Anspruch auf Echtheit machen können. Die ältesten derselben, die Rede gegen Spudias von der Mitgift, die gegen Kallikles wegen Schädigung eines Grundstückes und die vom trierarchischen Kranze, mögen etwa um 360 oder wenig später verfaßt sein, während die jüngsten etwa bis 345 hinabreichen. Für die spätere staatsmännische Thätigkeit des Demosthenes sind diese Reden von geringer Bedeutung und brauchen hier nicht eingehend erörtert zu werden.

Rede vom trierarchischen Kranze. Eine Mittelstellung zwischen den Reden in Privatsachen und denen in öffentlichen Prozessen nimmt die kleine Rede vom trierarchischen Kranze ein, die freilich in unseren Handschriften unter den Privatreden steht. Sie zeigt uns schon den angehenden Staatsmann, der mit Freimut die Mißstände der damaligen Verwaltung des atheniischen Staates geißelt. Sie gehört in die Jahre 360 oder 359, und wir haben keinen Grund, sie dem Demosthenes abzusprechen. Es ist die Zeit, wo nach der Verurteilung und Flucht des Kallistratos (362) der greise Aristophon die Leitung der atheniischen Politik in Händen hatte. Die Athener erlitten damals im Seekrieg Schlappe auf Schlappe. Kotys, der König der thrakischen Odrysen (383—359), suchte ihnen ihre erst kürzlich wieder gewonnenen Besitzungen auf dem Chersones zu entreißen. Mächtige Bundesgenossen, wie Byzanz und Kerkyra, sagten sich von Athen los. Der thessalische Tyrann Alexander von Pherä beunruhigte mit seinen Kapern die Inseln und Küsten des ägäischen Meeres und brachte den Athenern 361 bei Peparethos eine empfindliche Niederlage bei. Bei einer Flottenrüstung, die nach dieser Zeit unternommen wurde, hatte der Rat demjenigen Trierarchen, der sein Schiff zuerst segelfertig machte, einen goldenen Kranz versprochen. Der Schatzmeister hatte diesen dem Sprecher unserer Rede zuerkannt; aber andere machten ihm diese Auszeichnung streitig. Die Entscheidung stand dem Rate zu, vor dem die Rede gehalten ist. Der Sprecher macht seinen Gegnern besonders daraus einen Vorwurf, daß sie ihre Trierarchie verpachtet hatten, und greift auch ihre Fürsprecher heftig an. Diese hatten nämlich nach der Niederlage bei Peparethos in Gemeinschaft mit Aristophon die Trierarchen, welche ihre Leistungen an andere verdungen hatten, zur Verantwortung gezogen, während sie jetzt für Leute, die dasselbe gethan haben, die Ehre der Bekränzung fordern.

Hellespontische Trierarchie. Durch seine Thätigkeit als Sachwalter muß Demosthenes seine Vermögensverhältnisse bald wieder gebessert haben; denn im Anfang des Jahres 359 finden wir ihn als Trierarchen[1]) im Hellespont. Es bot sich nämlich damals den Athenern eine Aussicht auf Wiedererlangung der durch Kotys von Thrakien ihnen entrissenen Besitzungen auf dem Chersones. Der Söldnerführer Charidemos von Oreos, der damals in einer Stadt der troischen Landschaft von dem persischen Satrapen Artabazos belagert wurde, versprach den Athenern, ihnen den verlorenen Besitz wieder zu verschaffen, wenn sie ihn aus seiner mißlichen Lage befreiten. Daher sandten die Athener im Frühjahr 359 den Kephisodotos mit 10 Schiffen nach dem Hellespont, um Charidemos zu entsetzen und mit ihm König Kotys zu bekriegen. Unter den Trierarchen dieses Geschwaders befand sich auch Demosthenes. Sein Schiff muß besonders gut ausgerüstet gewesen sein; denn Kephisodotos wählte es als Feldherrnschiff. Ehe jedoch die athenischen Schiffe im Hellespont ankamen, hatte Charidemos sich selbst befreit, war von Abydos nach Sestos hinübergegangen und, seines früheren Versprechens uneingedenk, in die Dienste des Kotys getreten. Nach dessen bald darauf erfolgter Ermordung schloß er sich seinem Sohn und Nachfolger Kersobleptes im Kampfe gegen die beiden anderen Bewerber um den thrakischen Thron an. Als dann Kephisodotos im Hellespont erschien, brachte Charidemos ihm zweimal eine empfindliche Schlappe bei und nötigte ihn endlich zu einem für Athen schimpflichen Vertrage. Das Volk versagte jedoch diesem Vertrage die Bestätigung und rief Kephisodotos von dem hellespontischen Kommando ab. Nach seiner Rückkehr trat der Trierarch Euthykles in Gemeinschaft mit Demosthenes als Ankläger gegen ihn auf und bewirkte seine Verurteilung zu einer Geldstrafe von 5 Talenten (22500 ℳ).

Euböische Trierarchie. Zwei Jahre später (357) finden wir Demosthenes wieder unter den Trierarchen. Die Einwohner von Eretria auf Euböa hatten um Hülfe gegen ihre Feinde auf der Insel gebeten, und es stand zu befürchten, daß im Falle der Ablehnung dieses Gesuchs die ganze Insel den Thebanern in die Hände fallen würde. Einen warmen Fürsprecher fanden die Eretrier in Athen an Timotheos. Auf seinen Antrag ward eine

[1]) Die Trierarchen, über deren Pflichten S. 9 gesprochen ist, befehligten in der Regel selbst die von ihnen ausgerüsteten Schiffe.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA

Hülfsendung beschlossen, und zum ersten Male wurden die Bürger aufgefordert, sich freiwillig zur Trierarchie zu melden. Unter den freiwilligen Trierarchen war auch Demosthenes. Der Zug nach Euböa hatte guten Erfolg; denn in 30 Tagen waren die Eretrier von ihrer Bedrängnis befreit und die Thebaner von der Insel vertrieben, und noch in demselben Jahre trat ganz Euböa wieder dem athenischen Bunde bei.

Vertrag mit den thrakischen Fürsten. Mit der von Euböa zurückkehrenden Flotte sandten die Athener den Chares nach dem Hellespont, wo es ihm gelang, die drei thrakischen Thronbewerber zu einem Vertrage zu bestimmen, durch welchen sie den Chersones mit Ausnahme der Stadt Kardia den Athenern überließen und sich im übrigen die Herrschaft über das alte Odrysenreich teilten.

Krieg gegen Philipp von Makedonien. So erfreulich an sich diese beiden Erfolge der athenischen Waffen waren, so wurden sie doch bald zunichte gemacht durch den Ausbruch von zwei neuen Kriegen, welche die Kräfte des athenischen Staates völlig erschöpften. König Philipp II., der 359 den makedonischen Thron bestiegen hatte, mußte sich anfangs gegen mehrere Mitbewerber verteidigen, deren einer, Argaios, bei Athen Unterstützung fand. Es gelang Philipp jedoch, die Athener zu bestimmen, von der Unterstützung des Argaios abzustehen, indem er zu ihren Gunsten seine Ansprüche auf die Stadt Amphipolis am Strymon aufgab. Als dann Philipp 357 dennoch gegen Amphipolis zog, ließen sich die Athener durch die glatten Worte des Königs so bethören, daß sie ein Hülfsgesuch der Amphipoliten ablehnten, in der Meinung, Philipp wolle die Stadt für Athen erobern. So gelangte der König bald in den Besitz von Amphipolis, das er seinem Reiche einverleibte. Die Athener waren darüber sehr empört und erklärten ihm den Krieg; da es aber an Geld zur Kriegführung fehlte, erhielt Chares den Auftrag, die Beiträge der Bundesgenossen einzutreiben.

Bundesgenossenkrieg. Gerade in diesem Augenblick aber weigerten sich die mächtigeren Bundesgenossen, ihrer Bundespflicht nachzukommen. Die Inseln Chios, Kos und Rhodos, die der Fürst Mausollos von Karien in selbstsüchtiger Absicht gegen Athen aufhetzte, und mit ihnen die Städte Byzantion und Perinthos an der thrakischen Küste sagten sich vom athenischen Bunde los. So entstand 357 der Bundesgenossenkrieg, der wegen der Erschöpfung

des atheniſchen Staatsſchatzes und der Uneinigkeit der Feldherren 355 mit der Gewährung der vollen Selbſtändigkeit an die abtrünnigen Bundesglieder endete.

Rede wider Androtion. Daß Demoſthenes alle dieſe Vorgänge mit regem Intereſſe verfolgte, zeigen ſeine in den nächſten Jahren abgefaßten Reden, in denen er häufig auf Ereigniſſe der äußeren und inneren Politik anſpielt. Es ſind meiſtens Klagen wegen geſetzwidrigen Antrags (*γραφαὶ παρανόμων*). Die älteſte derſelben iſt die wider Androtion. Der Angeklagte hatte als Finanzbeamter während des Bundesgenoſſenkrieges durch rückſichtsloſes Eintreiben rückſtändiger Steuern viele Feinde erworben. Zwei derſelben, Euktemon und Diodoros, klagten ihn wegen geſetzwidrigen Antrages an, weil er kurz vor Ablauf des Amtsjahres 356/5 als Mitglied des Rates in der Volksverſammlung den Antrag ſtellte, den abgehenden Rat in üblicher Weiſe durch einen Kranz zu ehren. Die Klage kam in der zweiten Hälfte des Jahres 355 zur Verhandlung. Zuerſt ſprach Euktemon; dann hielt Diodoros die von Demoſthenes verfaßte Rede. Der Redner ſtützt ſich auf zwei Geſetze, gegen die Androtions Antrag verſtoße: das eine beſtimme, daß kein Gegenſtand ohne Vorberatung durch den Rat an die Volksverſammlung gebracht werden dürfe; das andere verbiete dem Rat, die Bekränzung zu erbitten, wenn er nicht die vorſchriftsmäßige Zahl Kriegsſchiffe habe bauen laſſen. Er ſucht ferner darzuthun, daß Androtion wegen unſittlichen Lebenswandels und als Staatsſchuldner überhaupt nicht berechtigt ſei, Anträge in der Volksverſammlung zu ſtellen. Wie ſehr aber auch der Redner den Charakter des Angeklagten verdächtigt, ſcheint dieſer doch freigeſprochen zu ſein; denn zwei Jahre ſpäter (353) griffen dieſelben Ankläger im Prozeſſe des Timokrates indirekt wieder Androtion an.

Rede gegen Leptines. Während Demoſthenes die Rede wider Androtion für einen anderen ſchrieb, trat er wenig ſpäter in einem ähnlichen Prozeſſe ſelbſt als Redner auf. Um während des Bundesgenoſſenkrieges der erſchöpften Staatskaſſe neue Mittel zu verſchaffen, hatte Leptines beantragt, daß alle bisher einzelnen Bürgern und Metöken für Verdienſte um den Staat verliehenen Befreiungen (*ἀτέλειαι*) von den regelmäßigen Leiſtungen (*λειτουργίαι*) für die religiöſen Feſte aufgehoben und hinfort keine ähnlichen Vergünſtigungen gewährt werden ſollten; nur die Nachkommen

der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton sollten im Besitze dieses Vorrechts bleiben. Das Volk genehmigte den Antrag; aber gegen das neue Gesetz erhob zuerst Bathippos, nach dessen Tode sein Sohn Apsephion im Verein mit Ktesippos, dem Sohne des 357 vor Chios gefallenen Feldherrn Chabrias, die Klage wegen Gesetzwidrigkeit. Apsephion wählte den sonst unbekannten Redner Phormion, Ktesippos den Demosthenes zu seinem Fürsprecher. Inzwischen war seit dem Antrage des Leptines ein Jahr verflossen, so daß dieser für sein Gesetz nicht mehr persönlich verantwortlich war. Vielmehr ernannte das Volk fünf Verteidiger des Gesetzes, darunter Leptines selbst und den leitenden Staatsmann Aristophon. Bei der gerichtlichen Verhandlung in der ersten Hälfte des Jahres 354 sprach vermutlich zuerst Apsephion und unterbreitete zugleich den Richtern einen neuen Gesetzvorschlag, dann begründete Phormion ausführlich die Gesetzwidrigkeit des angefochtenen Antrages, endlich hielt Demosthenes die noch erhaltene Rede. Er zeigt, daß der Antrag des Leptines den Gesetzen über den Gang der Gesetzgebung zuwider sei und ebenso dem Gesetze, welches bestimme, daß die vom Volke verliehenen Ehren in Kraft bleiben sollten. Auch werde das Ansehen Athens sinken, wenn man sähe, daß das atheniſche Volk die früher verliehenen Ehren wieder zurücknehme. Auswärtige Fürsten und Bürger anderer Staaten, denen die Athener besondere Vorrechte verliehen hätten, würden fürchten, daß man auch ihnen diese wieder entziehe, und in ihrem Eifer für Athen nachlassen. Der Redner gedenkt ferner der Verdienste hervorragender Bürger, wie des Konon und Chabrias, die wohl wert seien, daß man sie noch in ihren Nachkommen ehre. Er zeigt, daß die Aufhebung der Befreiungen von den Leistungen für die Feste zwecklos sei, da ja von den Leistungen für den Krieg, von der Trierarchie und Vermögenssteuer, niemand befreit werde. Endlich legt er den Verteidigern des Gesetzes das Interesse des Staates dringend ans Herz. Über den Erfolg der Rede berichtet der Rhetor Dion Chrysostomos, daß die Richter das Gesetz des Leptines verwarfen; doch ist die Glaubwürdigkeit dieser Nachricht zweifelhaft, da wir ein inschriftliches Zeugnis über eine Choregie[1]) des Ktesippos, des Sohnes des Chabrias, besitzen.

[1]) Die Choregie bestand in der Ausrüstung und Ausbildung des Chors für eine der musikalischen oder dramatischen Aufführungen, welche an verschiedenen Festen stattfanden.

Rede von den Symmorien. Schon die Rede gegen Leptines trägt in manchen Teilen den Charakter einer politischen Rede, und von jetzt an wandte sich Demosthenes immer mehr der politischen Beredsamkeit zu. Die älteste seiner erhaltenen Staatsreden stammt aus dem Jahre 354/3 und trägt nach einem ihrer Teile den Titel „von den Symmorien". Sie behandelt die Beziehungen Athens zu König Artaxerxes III. Ochos von Persien (359—338). Im letzten Jahre des Bundesgenossenkrieges (355) hatte der athenische Feldherr Chares in Kleinasien den aufständischen Satrapen Artabazos gegen die Truppen des Königs unterstützt. Auf die Beschwerde des Königs und die Drohung, auch seinerseits die abtrünnigen Bundesgenossen gegen Athen zu unterstützen, hatten sich zwar die Athener beeilt, Chares abzurufen und mit den Bundesgenossen Frieden zu schließen. Als man aber ein Jahr später (354) von neuen Rüstungen des Königs zum Zweck der Unterwerfung der aufständischen Satrapen hörte, behaupteten in Athen viele, diese Rüstungen seien in Wirklichkeit gegen Athen und Hellas gerichtet; man müsse daher dem Könige zuvorkommen und durch Gesandte alle Hellenen zum Kriege gegen den Erbfeind auffordern. Nachdem mehrere Redner in der athenischen Volksversammlung in diesem Sinne sich geäußert hatten, trat auch Demosthenes auf, der damals im Alter von 30 Jahren stand. Er rät den Athenern, sich nicht voreilig in einen schweren und kostspieligen Krieg zu stürzen. Man solle vielmehr mit der Kriegserklärung warten, bis die Absichten des Großkönigs gegen Hellas offenbar seien. Dann würden alle Hellenen den Athenern beistehen, während bei einem von Athen unternommenen Angriffskriege viele aus Eifersucht entweder neutral bleiben oder gar mit den Persern gemeinsame Sache machen würden. Inzwischen solle man sich auf den möglichen Krieg vorbereiten und besonders die Flotte in Kriegsbereitschaft setzen. Dies könne man ohne jeden Verdacht thun, da man ja wirkliche Feinde habe, mit denen man Krieg führe. (Der Redner meint Philipp von Makedonien.) Für die Ausrüstung der Flotte waren 357 durch ein Gesetz des Periandros trierarchische Verbände (Symmorien) eingerichtet, denen die 1200 reichsten Bürger angehörten. Da aber von diesen 1200 immer viele aus irgend einem Grunde augenblicklich nicht zur Trierarchie herangezogen werden konnten, schlägt Demosthenes vor, die Zahl der Mitglieder der Symmorien auf 2000 zu erhöhen und die Lasten der Trierarchie unter diese möglichst gerecht zu

verteilen. Ferner solle nach der Zahl der Symmorien die Schiffswerft in 20 Bezirke eingeteilt und jeder Symmorie bestimmte Schiffshäuser zugewiesen werden, damit die Rüstung schneller von statten gehe. Mit der Erhebung der Vermögenssteuer sei dagegen bis zum Ausbruch des Krieges zu warten, da dann die Bürger williger zahlen würden. Demosthenes erreichte seinen Zweck nur teilweise; denn der Krieg gegen Persien unterblieb zwar, aber die Reform der Symmorien wurde nicht ausgeführt.

Rede wider Timokrates. Um dieselbe Zeit erneuerten Euktemon und Diodoros ihre Angriffe auf Androtion. Dieser hatte auf einer Gesandtschaftsreise, die er mit zwei Genossen auf dem Staatsschiff Paralos unternahm, ein Schiff aus Naukratis in Ägypten gekapert und die Beute für sich behalten, ohne davon den Zehnten der Göttin Athena zu entrichten. Auf eine Anzeige des Euktemon wurden Androtion und seine Genossen zur Zahlung dieses Geldes verurteilt und, falls sie es nicht zum bestimmten Termin entrichteten, als Staatsschuldner mit Haft bedroht. Um sie hiervor zu schützen, stellte ihr Freund Timokrates im Anfang des Jahres 353/2 den Antrag, daß alle Staatsschuldner, mit Ausnahme der Zollpächter, von der Haft befreit sein sollten, wenn sie drei Bürgen stellen könnten. Hiergegen erhoben Diodoros und Euktemon die Klage wegen Gesetzwidrigkeit. Wieder verfaßte Demosthenes die Klagerede für Diodoros, der diesmal als erster Kläger auftrat. Der Redner wirft dem Timokrates besonders vor, daß er bei seinem Vorschlage nicht, wie es sich gehöre, die Bestimmungen angeführt habe, die durch das neue Gesetz aufgehoben würden. Er zeigt, wie bedenklich es sei, die Staatsschuldner von der persönlichen Haft zu befreien, zumal gerade Androtion eine solche Schonung am wenigsten verdiene. Zu diesem Zwecke wiederholt er fast wörtlich den ganzen Abschnitt der Rede gegen Androtion, in welchem dessen eigenes Verfahren gegen Staatsschuldner geschildert wird, nur daß jetzt überall Timokrates als sein Genosse erscheint. Über den Ausgang des wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 352 verhandelten Prozesses wissen wir nichts Sicheres; doch scheint Androtion bald darauf Athen verlassen zu haben.

Rede für die Megalopoliten. In dasselbe Jahr (353/2) gehört die zweite von Demosthenes veröffentlichte Staatsrede, die sich auf die peloponnesischen Angelegenheiten bezieht. Durch die Befreiung Messeniens und die Gründung des arkadischen Bundes-

staates hatte Epameinondas der spartanischen Hegemonie im Peloponnes ein Ende gemacht. Auch nach dem bei Mantineia (362) erfolgten Tode des Epameinondas wagten die Spartaner lange aus Furcht vor Theben nicht, ihre alten Ansprüche geltend zu machen. Als aber Theben durch den 355 ausgebrochenen heiligen Krieg gegen Phokis beschäftigt war, griffen die Spartaner 353 Megalopolis, die neue Hauptstadt des arkadischen Bundes, an. Da die Megalopoliten unter diesen Umständen von Theben keine Hülfe erwarten konnten, wandten sie sich nach Athen. Gleichzeitig erschienen aber auch spartanische Gesandte in Athen, welche die Athener an das mit ihnen kurz vor der Schlacht bei Mantineia geschlossene Bündnis erinnerten und versprachen, ihnen Oropos wieder zu verschaffen, falls sie jenem Bündnis auch ferner treu blieben. In der athenischen Volksversammlung ergingen sich die Redner der böotischen Partei in Schmähungen gegen die Spartaner, die der lakonischen Partei in Vorwürfen gegen die Thebaner. Endlich trat auch Demosthenes auf: Nicht darum handle es sich jetzt, Theben oder Sparta zu schmähen, sondern zu erwägen, ob es im Interesse Athens sei, wenn Megalopolis den Spartanern in die Hände falle. Nur müsse Athen wünschen, daß weder Theben noch Sparta zu mächtig werde, und da von Theben jetzt nichts zu fürchten sei, müsse man Megalopolis schützen, damit nicht die Spartaner nach Bezwingung der Arkader auch Messenien wieder unterwürfen. Durch die Aussicht auf Oropos dürfe man sich nicht verleiten lassen, die spartanische Herrschsucht zu unterstützen; denn auch ohne Spartas Hülfe werde Athen Oropos wieder erlangen können. Man solle daher zwar von den Megalopoliten den Verzicht auf das thebanische Bündnis fordern, zugleich aber von den Spartanern verlangen, daß sie Frieden hielten, und bei einem etwaigen Angriffe der Spartaner auf die Megalopoliten diesen Athens Schutz nicht versagen. Trotz der dringenden Mahnung des Demosthenes unternahmen die Athener nichts zu Gunsten der Megalopoliten; dagegen fanden diese im Sommer 352, nachdem der phokische Führer Onomarchos in Thessalien im Kampfe gegen Philipp von Makedonien Schlacht und Leben verloren hatte, bei den Thebanern, die vorläufig von den Phokiern nichts mehr zu fürchten hatten, noch einmal die gewünschte Unterstützung.

Rede wider Aristokrates. Auf die auswärtige Politik Athens bezieht sich auch die letzte der großen Anklagereden des

Demosthenes wegen gesetzwidrigen Antrages, die Rede wider Aristokrates. Es handelt sich um die Beziehungen Athens zu Thrakien. Seit dem oben erwähnten Vertrage von 357 hatte sich das Verhältnis der Athener zu ihrem früheren Feinde Kersobleptes und dessen Feldhauptmann und Schwager Charidemos immer freundschaftlicher gestaltet, und zuletzt hatte man dem Charidemos sogar das attische Bürgerrecht verliehen. In einer Volksversammlung des Jahres 353/2 trat nun ein soeben aus Thrakien zurückgekehrter Bürger auf, rühmte die gute Gesinnung des Charidemos und riet dem Volke, ihn zum Feldherrn gegen Philipp von Makedonien zu erwählen, da nur er imstande sei, Amphipolis für Athen wieder zu erobern. Zugleich hatte ein anderer Bürger, Aristokrates, im Rate den Beschluß erwirkt, wer Charidemos töte, solle im ganzen Gebiete der Athener und ihrer Bundesgenossen ergriffen werden können, und jeder, der den Mörder der Verhaftung entziehe, solle von der Bundesgenossenschaft ausgeschlossen werden. Als aber dieser Beschluß dem Volke zur Bestätigung vorgelegt ward, erhob Euthykles, der 359 als Trierarch mit Demosthenes unter Kephisodotos im Hellespont gedient und dort die Ränke des Charidemos kennen gelernt hatte, die Klage wegen Gesetzwidrigkeit. Dadurch ward der Ratsbeschluß zunächst suspendiert, und als die Sache zur gerichtlichen Verhandlung kam, war er ganz hinfällig, da inzwischen das Amtsjahr 353/2 abgelaufen war und die Beschlüsse des Rates nur für die Dauer seines Amtes gültig waren. Dennoch verfolgte Euthykles seine Klage, und für ihn verfaßte Demosthenes die Klagerede, die in den Anfang des attischen Jahres 352/1 gehört. Der Redner zeigt darin, daß der Antrag des Aristokrates den bestehenden athenischen Gesetzen über Mord und Totschlag widerspreche, daß er für Athen verderblich sei, da er den Athenern gegenüber Charidemos und Kersobleptes die Hände binde, und daß Charidemos wegen seines früheren Verhaltens gegen Athen einer solchen Ausnahmestellung völlig unwürdig sei. Wie die Richter in dieser Sache urteilten, wissen wir nicht, und da der Antrag des Aristokrates ohnehin nichtig war, ist es von keiner Bedeutung. Charidemos aber verlor durchaus nicht die Gunst des Volkes; vielmehr ging er im Herbst 351 wirklich als Befehlshaber eines athenischen Geschwaders in See.

Die Rede wider Aristokrates ist die letzte der großen Klage-

reden des Demosthenes wegen gesetzwidrigen Antrages. Sie alle zeigen eine große Gesetzeskenntnis und Gewandtheit in der Behandlung des Stoffes, und wenn auch die Reden wider Androtion und Timokrates von Advokatenkniffen und Spitzfindigkeiten nicht frei sind, so gewinnen uns doch der sittliche Ernst und das warme Interesse für das Wohl des Vaterlandes, welches wir in den Reden gegen Leptines und Aristokrates erkennen, für die Sache des Sprechers. Zwar ist die sachwalterische Thätigkeit des Demosthenes hiermit nicht abgeschlossen; aber die Privathändel, für welche er in den nächsten Jahren noch einige Reden schrieb, können hier übergangen werden. Je weitere Fortschritte er in seiner Kunst machte, um so mehr wandte er sich der politischen Beredsamkeit zu. Besonders war es der Krieg gegen Philipp von Makedonien, dem er seine Thätigkeit bald fast ausschließlich widmete.

3. Demosthenes im Kampfe gegen König Philipp.

(351—336 v. Chr.)

Seit 357 bestand zwischen den Athenern und König Philipp II. von Makedonien (359—336) wegen der Einnahme von Amphipolis Krieg. Während aber Philipp sich seit seiner Thronbesteigung in beständigen Kämpfen mit seinen illyrischen, päonischen und thrakischen Nachbarn ein kriegstüchtiges Heer herangebildet hatte, waren den Athenern zunächst durch den gleichzeitig ausgebrochenen Bundesgenossenkrieg (357—355) die Hände gebunden. So konnte der König ungehindert sein Reich auf Kosten Athens und seiner Bundesgenossen vergrößern. Er besetzte 356 Pydna am thermäischen Busen, ohne daß die Athener zum Schutze der Stadt etwas unternahmen. Dann griff er Potidäa auf der Halbinsel Pallene an, das erst vor wenigen Jahren mit attenischen Ansiedlern (Kleruchen)[1]) besetzt worden war. Zwar beschlossen die Athener, der bedrängten Stadt Hülfe zu senden; aber als das attische Geschwader bei Potidäa eintraf, hatte Philipp sich schon der Stadt bemächtigt, die attischen Ansiedler vertrieben und die Stadt mit ihrem Gebiet den Olynthiern überlassen, um diese mächtigen Nachbarn seines Reiches von einer Annäherung an Athen abzuhalten. In demselben Jahre (356) bot sich dem Könige

[1]) κληροῦχος (von κλῆρος und ἔχω) bezeichnet den Inhaber eines Ackerloses.

auch eine willkommene Gelegenheit zur Einmischung in die Angelegenheiten Thrakiens. In der goldreichen Landschaft am Pangaiongebirge hatten um die Zeit von Philipps Thronbesteigung (359) thasische Ansiedler die Stadt Krenides gegründet. Aber die junge Kolonie vermochte den Angriffen der Thraker, in deren Gebiet sie lag, nicht zu widerstehen und suchte daher bei Philipp Hülfe. Dieser besetzte die Stadt, verstärkte die Kolonie durch neue makedonische und hellenische Ansiedler und nannte sie nach seinem Namen Philippoi. Es war vergeblich, daß der thrakische Fürst Ketriporis, in dessen Gebiet die Ansiedlung lag, sich mit den Fürsten von Illyrien und Päonien verband und alle drei im Juli 356 mit den Athenern ein Bündnis zur Wiedereroberung von Krenides abschlossen, dessen Urkunde noch erhalten ist. Ehe noch die verbündeten Fürsten ihre Rüstungen beendet hatten, griff Philipp sie einzeln an und zwang sie zur Unterwerfung. Wenn auch Ketriporis und seine Brüder noch nicht entthront wurden, so konnte doch Philipp fortan in diesem Teile Thrakiens nach Belieben schalten und walten und die Goldbergwerke zu seinem Nutzen ausbeuten. Er verwandte das hieraus gewonnene Gold zunächst zum Bau einer kleinen Flotte, mit der er von Amphipolis und Pydna aus die Athen gehörigen oder mit Athen verbündeten Inseln des nördlichen ägäischen Meeres brandschatzte.

Athenische Kriegführung. Seit der Beendigung des Bundesgenossenkrieges (355) hatten die Athener nun zwar Philipp gegenüber freie Hand; aber seitdem Chabrias 357 vor Chios gefallen und Timotheos und Iphikrates wegen ihres Verhaltens im Bundesgenossenkriege auf den Tod angeklagt waren, lag die Kriegführung fast ausschließlich in den Händen des Chares. Dieser war zwar ein tapferer Haudegen, aber an strategischer Befähigung Philipp bei weitem nicht gewachsen. Ihn macht denn auch Aischines für alle im Kriege mit Philipp erlittenen Verluste verantwortlich. In Wirklichkeit aber trifft die Schuld die athenische Bürgerschaft selbst und die leitenden Staatsmänner. Das Volk, des persönlichen Kriegsdienstes und der Kriegssteuern überdrüssig, hatte sich gewöhnt, seine Kriege durch Söldner führen zu lassen, gewährte aber den Feldherren nicht die nötigen Mittel zu deren Unterhalt. So sahen sich diese genötigt, durch Raub und Brandschatzung in Feindes- und Freundesland Sold und Verpflegungsgelder für ihre Truppen sich selbst zu verschaffen.

Nun hätten zwar auch ohne besondere Kriegssteuern die Überschüsse der attischen Staatsverwaltung zur Deckung der Kriegskosten ausgereicht; aber schon lange bestand in Athen die Unsitte, diese Überschüsse an den großen Festen als Theatergelder (θεωρικά) an das Volk zu verteilen. Freilich war es gesetzlich erlaubt, dringende Ausgaben für Kriegszwecke aus der Theorikenkasse zu bestreiten; aber Eubulos, der in den Jahren 354—350 als Vorsteher dieser Kasse gewissermaßen Finanzminister von Athen war, vermied ängstlich jede Ausgabe für den Krieg, teils weil er sich nur durch reiche Spenden die Gunst des Volkes erwerben konnte, teils weil er von einer friedlichen Politik sich größeren Vorteil für Athen versprach als von der kriegerischen Politik des Aristophon, an dessen Stelle er allmählich sich zum leitenden Staatsmann emporschwang.

Weitere Fortschritte Philipps. So ward Philipp in den nächsten Jahren kaum mehr als früher durch Athen an der Ausdehnung seiner Herrschaft gehindert. Im Jahre 353 gab er dem Thebaner Pammenes, der dem aufständischen Satrapen Artabazos Hülfstruppen nach Asien zuführte, längs der thrakischen Küste bis Maroneia das Geleit und besetzte bei dieser Gelegenheit die athenischen Bundesstädte Abdera und Maroneia. Gern wäre er noch weiter vorgedrungen und hätte die athenischen Besitzungen auf dem Chersones angegriffen; aber der Thrakerfürst Amadokos verbot ihm den Marsch durch sein Gebiet. Jedoch eroberte er noch in demselben Jahre (353) die athenische Bundesstadt Methone unweit des thermäischen Busens. Im folgenden Jahre (352) rief ihn der thessalische Adel gegen die Tyrannen von Pherä zur Hülfe, und da diese ihrerseits bei dem phokischen Feldherrn Onomarchos Unterstützung fanden, griff der König damals zuerst in den Gang des phokischen oder heiligen Krieges ein.

Phokischer Krieg. Die Phokier nämlich, wegen des Anbaus eines dem delphischen Tempel gehörigen Grundstücks von den Amphiktyonen zu einer Geldbuße verurteilt, hatten sich gegen dieses Urteil aufgelehnt. Als dann die Thebaner, Thessaler und Lokrer den heiligen Krieg gegen Phokis beschlossen, hatte der phokische Feldherr Philomelos nicht nur den delphischen Tempel besetzt (355), sondern auch den Tempelschatz angegriffen, um von dem Gelde seine Söldner zu unterhalten. Anfangs glücklich, erlitt er 354 im Kephisosthale eine schwere Niederlage und tötete

sich auf der Flucht. Die Reste seines Heeres führte Onomarchos heim, der jetzt die Leitung des Krieges übernahm. Dieser drang nach Besiegung seiner Feinde in Mittelgriechenland sogar nach Thessalien vor, wo er die Tyrannen von Pherä gegen den Adel, die Aleuaden, unterstützte, bis er 352 im Kampfe gegen den von den Aleuaden herbeigerufenen Makedonenkönig Schlacht und Leben verlor. Die Nachricht von diesem Siege Philipps veranlaßte endlich die Athener zu thatkräftigem Handeln. Da man fürchtete, der König könne durch die Thermopylen nach Mittelgriechenland vordringen, schiffte man schleunigst eine Abteilung Bürger unter Führung des Nausikles dorthin ein und versperrte durch Besetzung des Passes dem Könige den Weg. Infolgedessen begnügte sich Philipp damit, durch Einnahme des Hafens Pagasä und der Halbinsel Magnesia sich die Herrschaft über Thessalien zu sichern. Dann zog er nach Norden ab, und im Herbste desselben Jahres finden wir ihn wieder in Thrakien.

Thrakischer Krieg. Hier gaben Grenzstreitigkeiten des Kersobleptes mit seinem westlichen Nachbar Amadokos und mit den griechischen Städten Byzanz und Perinth einen willkommenen Vorwand zur Einmischung. Philipp benutzte dazu die Zeit, wo es den Athenern wegen des im ägäischen Meere herrschenden Nordostpassats unmöglich war, Truppen nach dem Hellespont zu senden. Er konnte daher ungehindert im Bunde mit Amadokos in das Gebiet des Kersobleptes eindringen. Im November 352 erhielten die Athener die Nachricht, daß Philipp Heraion Teichos, eine Festung des Kersobleptes an der Propontis, belagerte. Infolgedessen beschlossen sie zwar umfassende Rüstungen; als aber bald darauf die Nachricht eintraf, der König sei krank oder gar tot, unterblieben die beschlossenen Rüstungen. So konnte Philipp nach seiner Genesung die thrakischen Angelegenheiten nach eigenem Ermessen ordnen. Kersobleptes mußte sich seinen Bedingungen fügen und seinen Sohn als Geisel an den makedonischen Hof schicken.

Erste Rede wider Philipp. So standen die Sachen, als Demosthenes, der schon in seinen früheren Reden wiederholt vor Philipp gewarnt hatte, in einer Volksversammlung des Frühjahrs 351, in der wieder einmal über den Krieg gegen Philipp beraten wurde, das Wort ergriff und die unter dem Namen der ersten philippischen erhaltene Rede hielt. Gegen seine bisherige Gewohnheit hat der Redner diesmal nicht gewartet, bis die anderen

Redner ihre Vorschläge gemacht haben. Er entschuldigt dies damit, daß ja der Gegenstand der Beratung nicht neu und die Vorschläge der anderen und ihre Erfolglosigkeit bekannt seien. Zunächst sucht er den Bürgern Mut einzuflößen, indem er zeigt, daß an dem bisherigen Unglück der Athener in diesem Kriege nur ihre eigene Schlaffheit und Unthätigkeit schuld sei. Wenn freilich die Bürger bei dieser Art der Kriegführung beharrten, würde ihnen selbst Philipps Tod nichts nützen, da ihnen bald ein neuer Philipp erstehen würde. Es kann aber anders werden, wenn die Bürger ihre Pflicht thun, und es muß anders werden. Daher schlägt Demosthenes vor, 50 Trieren und Transportschiffe für die Hälfte der Reiterei in Bereitschaft zu setzen. Da aber Philipp für seine Angriffe gewöhnlich die Zeit wähle, wo die Athener durch die Passatwinde oder den Winter verhindert seien, Truppen nach dem Norden zu entsenden, müsse man ein ständiges Heer auf dem Kriegsschauplatz unterhalten. Der Redner schlägt daher vor, 2000 Mann zu Fuß und 200 Reiter dahin zu senden, und zwar müsse ein Viertel dieser Streitmacht aus Bürgern bestehen, da nur dann die Söldner ihre Pflicht thun würden. Der Transport dieser Truppen solle durch 10 schnell segelnde Trieren gedeckt und die Bürger in bestimmten Zwischenräumen durch andere abgelöst werden. Die Kosten berechnet der Redner auf jährlich 92 Talente (414 000 ℳ). Wie dieses Geld aufzubringen sei, hatte er in einem besonderen Plane dargelegt, den er der veröffentlichten Rede nicht beigefügt hat. Im letzten Teil der Rede, den Dionysios von Halikarnassos fälschlich für eine besondere Rede hielt, schildert der Redner die Vorteile, die er sich von der Aufstellung einer solchen Streitmacht verspricht. Während sie im Winter auf einer der nördlichen Inseln Quartier nehmen könne, solle sie im Sommer Philipps Häfen blockieren und auf dem Festlande im kleinen Kriege seine Heereszüge belästigen. Dann werde nicht nur des Königs Kaperei auf dem Meere aufhören, sondern er werde auch zu Lande nicht ungestraft neue Eroberungen machen können. „Ich habe," so schließt der Redner, „auch sonst nie euch zu Gefallen etwas zu reden mich entschlossen, von dessen Nutzen für euch ich nicht überzeugt war, und auch jetzt habe ich freimütig, einfach und ohne Rückhalt meine Ansicht dargelegt. Wie ich aber weiß, daß es euch nützt, das Beste zu hören, so möchte ich auch wissen, daß es dem nützen werde, der euch das Beste rät; denn dann würde ich viel lieber

sprechen. Obgleich aber nun die für mich daraus erwachsenden Folgen ungewiß sind, entschließe ich mich dennoch wegen der Überzeugung von dem Nutzen, der euch aus der Befolgung meiner Ratschläge erwachsen wird, so zu reden. Möge denn das die Oberhand gewinnen, was euch allen nützen wird!" Die ernsten Mahnungen dieser Rede scheinen jedoch keinen unmittelbaren Erfolg gehabt zu haben. Erst im September 351 ging Charidemos, wie Demosthenes anderswo berichtet, mit einem athenischen Geschwader nach den nördlichen Gewässern.

Rede für die Rhodier. Daß aber die staatsmännische Thätigkeit sich noch nicht ausschließlich auf den Kampf gegen Makedonien beschränkte, zeigt die fast ein ganzes Jahr nach der ersten Philippika gehaltene Rede für die Freiheit der Rhodier. Auf Anstiften des karischen Fürsten Maussollos, eines Vasallen des Perserkönigs, hatte sich die Volksgemeinde von Rhodos 357 vom Bunde mit Athen losgesagt. Aber der Abfall war von einer oligarchischen Umwälzung begleitet gewesen, bei der gleichfalls Maussollos seine Hand im Spiel hatte, und die ihn thatsächlich zum Herrn von Rhodos machte, da nur mit Hülfe einer karischen Besatzung die neuen Machthaber sich behaupten konnten. So blieb das Verhältnis auch nach dem Tode des Maussollos, als dessen Schwester und Gattin Artemisia den Thron bestiegen hatte. Alle Versuche der vertriebenen rhodischen Demokraten, sich wieder in den Besitz der Insel zu setzen, blieben ohne Erfolg. Daher wandten sie sich im Jahre 351/0 um Hülfe nach Athen. Hier, wo man den Abfall der Rhodier im Bundesgenossenkriege noch nicht verschmerzt hatte, zeigte man im allgemeinen wenig Neigung, sich um ihretwillen in einen Krieg mit Artemisia oder gar mit König Ochos einzulassen. Dennoch wagt es Demosthenes, im Gegensatz zu den leitenden Staatsmännern dem Volke die Unterstützung der Rhodier zu empfehlen. Er weiß wohl, daß bei den Athenern, wenn sie auch das Richtige erkannt und beschlossen haben, vom Beschlusse zur Ausführung noch ein weiter Schritt ist. Deshalb will er ihnen zunächst die Furcht vor einem Kriege mit Persien benehmen. Zwar habe er selbst vor wenigen Jahren (in der Rede von den Symmorien) von einem solchen Kriege abgeraten; aber damals habe es sich um einen Angriff auf persisches Gebiet gehandelt, jetzt beabsichtige man nur die Vertreibung karischer Truppen von einer Insel, die gar nicht

zum Reiche des Großkönigs gehöre. Hierin werde dieser ebensowenig einen Kriegsfall sehen, wie einst (364) in der Vertreibung einer persischen Besatzung von Samos durch Timotheos. Ferner handle es sich jetzt um den Kampf gegen die Oligarchie, die geborene Feindin aller freien Verfassungen. Athen habe von jeher als Hort der Freiheit in Hellas gegolten, und von der Verpflichtung, sich dieses Rufes würdig zu zeigen, dürfe man sich nicht durch Furcht vor einem barbarischen Reiche oder gar vor einem Weibe abhalten lassen. Zwar hätten die Rhodier keine Hülfe verdient; helfe man ihnen aber dennoch, so werde man für die Zukunft an ihnen um so treuere Bundesgenossen haben. — Die Rede des Demosthenes blieb ohne Erfolg; das Gesuch der Rhodier ward abgewiesen, und ihre Insel blieb auch ferner im Besitze der karischen Fürsten.

Olynthischer Krieg. Man wird es den Athenern nicht sehr verargen, daß sie sich wegen der treulosen Bundesgenossen von Rhodos nicht in einen neuen Krieg verwickeln wollten. Dagegen bot sich ihnen bald eine Gelegenheit, ihren alten Feind, König Philipp, in seinem eigenen Gebiete anzugreifen, und daß sie diese nicht nachdrücklich benutzten, sollten sie später bereuen. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen Philipp und dem chalkidischen Städtebunde unter Olynths Führung hatte sich bald getrübt. Schon auf seiner Rückkehr vom thrakischen Feldzuge im Winter 352/1 hatte der König olynthisches Gebiet betreten, und die Olynthier hatten sich damals beeilt, mit Athen freundliche Beziehungen anzuknüpfen. Aber Philipp unternahm damals noch keinen ernstlichen Angriff, sondern zog mit seinem Heere nach Westen weiter, um in Illyrien und Epeiros Krieg zu führen. Inzwischen suchte er durch Bestechungen in den chalkidischen Städten Freunde zu gewinnen, und dies gelang ihm so gut, daß sogar die Olynthier seinen heftigsten Gegner, Apollonides, verbannten. Erst im Sommer 349 schritt er zum offenen Angriff auf einige kleinere chalkidische Städte, und damals mag das erste der drei Hülfsgesuche der Olynthier nach Athen gelangt sein, von denen Philochoros[1]) unter dem Jahre 349/8 berichtet hatte.

Erste olynthische Rede. In dieselbe Zeit ist auch die erste der drei olynthischen Reden des Demosthenes zu setzen. Ich halte

[1]) Philochoros aus Athen verfaßte um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christo ein Werk über athenische Geschichte.

dabei an der überlieferten Reihenfolge fest, welche Dionysios von Halikarnassos und einige neuere Kritiker ohne Grund haben ändern wollen. Der Redner ermahnt seine Mitbürger, ein Bündnis mit Olynth abzuschließen und endlich selbst in den Krieg zu ziehen. Er schlägt die Entsendung eines doppelten Hülfscorps vor; das eine solle Olynth und die Chalkidier decken, das andere Einfälle in Makedonien machen. Die Kosten könnten aus den vorhandenen Geldmitteln leicht bestritten werden, wenn man diese, statt sie an den Festen zu verschleudern, für den Krieg verwende. Wolle man das nicht, so müsse man eine Vermögenssteuer ausschreiben. In beredten Worten stellt Demosthenes der rastlosen Thätigkeit Philipps die Unthätigkeit und Schlaffheit der Athener gegenüber. Noch habe man es in der Hand, den Krieg an den Grenzen Makedoniens zu führen; lasse man aber auch diese Gelegenheit zu thatkräftigem Handeln ungenutzt vorübergehen, so werde Philipp bald nach Attika kommen, und die Verteidigung des eigenen Landes werde dann von den Bürgern weit größere Opfer fordern, als er jetzt verlange.

Zweite olynthische Rede. Nicht lange nach der ersten scheint Demosthenes die zweite olynthische Rede gehalten zu haben, da beide fast ganz dieselbe politische Lage voraussetzen: „An vielen Dingen, ihr Athener," so beginnt der Redner, „kann man, wie mir scheint, sehen, daß das Wohlwollen der Götter offenbar unserer Stadt zu teil wird, nicht zum mindesten aber an den gegenwärtigen Umständen. Denn daß sich Leute gefunden haben, die mit Philipp Krieg führen wollen, welche ein angrenzendes Land und einige Macht besitzen und, was das Allerwichtigste ist, eine solche Meinung vom Kriege haben, daß sie die Versöhnung mit ihm erstens für unzuverlässig, sodann aber für den Untergang ihres eignen Vaterlandes halten, das gleicht mir ganz und gar einer göttlichen und himmlischen Wohlthat." Zu dieser frohen Zuversicht sucht er seine Zuhörer zu erheben, indem er ihnen zeigt, daß Philipps Macht, so gewaltig sie auch scheine, doch nicht von Bestand sein könne, da sie auf Ungerechtigkeit, Meineid und Lüge gegründet sei, sondern wie ein auf schlechtem Grunde erbautes Haus bei einem kräftigen Anstoß in sich zusammenstürzen müsse. Demosthenes ermahnt seine Mitbürger noch einmal, die günstige Gelegenheit, die sich ihnen durch den olynthischen Krieg und die Unzufriedenheit der Thessaler biete, zu benutzen, aber nicht nur Gesandte zu schicken, sondern selbst in den Krieg zu ziehen, die

nötigen Steuern zu zahlen und sich von dem Einfluß schlechter Ratgeber frei zu machen.

Dritte olynthische Rede. Erheblich später als die beiden ersten ist die dritte olynthische Rede gehalten, vielleicht erst im Anfang des Jahres 348, als Philipp, der den olynthischen Krieg wegen der in Thessalien ausgebrochenen Unruhen für einige Zeit unterbrochen hatte, nach Unterwerfung der Thessaler mit großer Heeresmacht abermals auf der chalkidischen Halbinsel erschien und die Olynthier von neuem von Athen Hülfe erbaten. Wieder tadelt Demosthenes scharf die Schlaffheit und Unthätigkeit seiner Mitbürger und fordert sie auf, Gesetzgeber einzusetzen, nicht um neue Gesetze zu geben, sondern um einige der vorhandenen, die dem Staate schädlich seien, abzuschaffen. Er denke vor allem an die Gesetze über die Schaugelder (θεωρικά)[1]) und einige über den Kriegsdienst. Es sei aber billig, daß der Antrag zur Aufhebung dieser Gesetze von denselben Männern ausgehe, die sie gegeben hätten, da sich schwerlich ein anderer bereit finden werde, sich der Gefahr auszusetzen, wegen eines heilsamen, aber mißliebigen Antrages von seinen Mitbürgern den Tod zu erleiden. Übrigens ist es keine völlige Abschaffung der bestehenden Geldverteilungen, die Demosthenes verlangt, sondern er fordert nur von den Bürgern eine entsprechende Gegenleistung. Die jüngeren Männer sollen das Geld als Sold für geleistete Kriegsdienste, die älteren als Besoldung für die Verwaltung der Ämter empfangen. Nur unter dieser Voraussetzung und wenn die Bürger sich endlich entschließen, selbst in den Krieg zu ziehen, ist eine Besserung der Lage möglich.

Euböischer Krieg. Der Wunsch des Demosthenes, daß ein Antrag auf Verwendung der Theorika für den Krieg, den er selbst aus Furcht vor den Folgen einer Klage wegen gesetzwidrigen Antrages nicht zu stellen wagte, von anderer Seite gestellt werden möchte, sollte noch im Laufe des olynthischen Krieges in Erfüllung gehen, als noch ein euböischer Krieg hinzukam. Über die Gleichzeitigkeit beider Kriege kann nach einer Stelle der fälschlich unter Demosthenes' Namen überlieferten Rede wider Neaira kein Zweifel sein, und das Hülfsgesuch des Tyrannen Plutarchos von Eretria, durch welches der euböische Feldzug veranlaßt ward, ist demnach nicht, wie viele neuere Forscher, gestützt auf die von Dionysios von Halikarnassos gegebene Datierung der

[1]) Vgl. S. 27.

Rede wider Meidias gethan haben, in den Anfang des Jahres 350, sondern in den des Jahres 348 zu setzen. Seit dem glücklichen Feldzug von 357 gehörten die euböischen Städte wieder dem atheniſchen Bunde an, und dieſes Verhältnis dauerte fort, als in einigen Städten der Insel Tyrannen die Herrſchaft erlangten. Aber als Philipp von Theſſalien aus auch hier Einfluß gewann, erhob ſich gegen den mit Athen befreundeten Tyrannen Plutarchos von Eretria die Volkspartei unter Führung eines gewiſſen Kleitarchos. Das Geſuch des Plutarchos um atheniſche Unterſtützung ward von Meidias, den wir ſchon aus den Vormundſchaftshändeln als Gegner des Demoſthenes kennen, und von Eubulos warm empfohlen. Demoſthenes bekämpfte auch in dieſer Frage die Politik des Eubulos, indem er es für unvereinbar mit den demokratiſchen Grundſätzen der Athener erklärte, einen Tyrannen gegen die Volkspartei zu unterſtützen. Aber der Einfluß des Eubulos ſiegte. Phokion ward mit Hopliten und Reitern dem Plutarchos zur Hülfe geſandt. Auch Demoſthenes nahm als Hoplit an dieſem Zuge teil.

Antrag des Apollodoros. Als um dieſelbe Zeit auch ein neues Hülfsgeſuch der Olynthier eintraf, ſtieg die Begeiſterung der Bürger für den Krieg ſo hoch, daß Apollodoros, der Sohn des Wechslers Paſion, es wagen durfte, einen Antrag vor Rat und Volk zu bringen, das Volk möge darüber abſtimmen, ob die Überſchüſſe der Verwaltung als Schaugelder oder als Kriegsgelder verwandt werden ſollten. Man beſchloß die Gelder für den Krieg zu verwenden.[1]) Anfangs verlief der euböiſche Feldzug günſtig,

[1]) Neuerdings iſt die Vermutung ausgeſprochen worden, daß Apollodoros mit dieſem Antrage Demoſthenes den Dank abſtattete für eine Prozeßrede, die dieſer für ihn verfaßt hatte. Freilich ſind die meiſten der in Sachen des Apollodoros geſchriebenen Reden wegen ihres Stils dem Demoſthenes abzuſprechen, während die gegen Apollodoros in einem großen Privatprozeß geſchriebene Rede für Phormion entſchieden ein echtes Werk des Redners iſt. Dieſer Prozeß ward 350/49 zu Ungunſten des Apollodoros entſchieden; aber bald nachher klagte dieſer einen Zeugen Phormions, den Wechsler Stephanos, wegen falſcher Ausſage an. Nun befinden ſich in der überlieferten Sammlung der Demoſtheniſchen Reden auch zwei von Apollodoros gegen Stephanos gehaltene, deren erſte in ihrem Stile der Rede für Phormion nahe verwandt iſt. Zwar iſt es wenig ehrenvoll für Demoſthenes, wenn er erſt der einen, dann der anderen Partei diente, zumal da die Klage des Apollodoros gegen Stephanos indirekt wieder gegen Phormion gerichtet war, und nicht mit

und Phokion, der die Ortschaft Tamynä im Gebiet von Eretria besetzt und sich mit den Söldnern des Plutarchos vereinigt hatte, fühlte sich bald seinen Gegnern so sehr überlegen, daß er zur Feier der Dionysien (im April) einen großen Teil seines Heeres nach Hause beurlauben zu können glaubte.

Demosthenes und Meidias. Unter den Beurlaubten befand sich auch Demosthenes, der für das genannte Fest freiwillig eine Choregie übernommen hatte. Diese Gelegenheit benutzte sein alter Feind Meidias, dessen Groll durch den Widerspruch des Redners gegen den von ihm empfohlenen Zug nach Euböa neu angefacht war, um sich an seinem persönlichen und politischen Gegner empfindlich zu rächen. Während Demosthenes auf die Ausrüstung und Einübung des Chors viel Geld verwandte, um an den Dionysien des Jahres 348 für seine Phyle den Siegespreis zu gewinnen, suchte Meidias dies auf jede Weise zu hintertreiben. Er drang in die Werkstatt ein, wo die kostbaren Gewänder für die Choreuten angefertigt wurden, und bestach den Chorlehrer, so daß Demosthenes die Einübung des Chors einem andern übertragen mußte. Als dann das Fest selbst herankam, gewann er die Preisrichter durch Geld, versperrte den Eingang zur Bühne und gab endlich im Theater vor allen Zuschauern dem Choregen eine Ohrfeige. Dadurch erreichte Meidias zwar, daß Demosthenes den Preis nicht erhielt. Als dieser aber nach Beendigung des Festes in der Volksversammlung die Beschwerde (προβολή) erhob, Meidias habe durch ungebührliche Handlungen die Feier des Festes gestört, sprach das Volk trotz aller Fürsprache seiner Freunde den Meidias schuldig. Demosthenes aber beruhigte sich hierbei nicht, sondern reichte, gestützt auf die günstige Entscheidung des Volkes, bei den Thesmotheten[1]) wider Meidias eine Klage wegen Mißhandlung ein. So kam es, daß dieser unerfreuliche Handel sich noch geraume Zeit hinzog.

Unrecht tadeln Aischines und Plutarch sein Verhalten in dieser Sache. Andrerseits aber wäre es bedenklich, die erste Rede gegen Stephanos, wie einige gethan haben, nur deshalb dem Redner abzusprechen, weil ihre Echtheit auf seinen Charakter ein ungünstiges Licht wirft. Wir müssen eben zugeben, daß Demosthenes sich zur Erreichung seiner politischen Zwecke nicht immer lauterer Mittel bediente.

[1]) Die sechs Thesmotheten, die jüngsten der neun Archonten, hatten in zahlreichen Prozessen die Voruntersuchung zu führen und die Hauptverhandlung vor den Geschworenen zu leiten.

Ausgang des euböischen Krieges. Inzwischen hatten auf Euböa die Gegner des Plutarchos neue Streitkräfte gesammelt, so daß Phokion in seiner Stellung bei Tamynä sich schwer bedroht sah. Er erbat daher Verstärkung aus Athen, und hier wurden zu diesem Zwecke wieder einmal freiwillige Trierarchen aufgeboten. Ehe aber dieses Geschwader in See ging, hatte Phokion schon durch ein glückliches Treffen bei Tamynä sich aus seiner mißlichen Lage befreit. Jetzt hielt man in Athen den Besitz von Euböa für gesichert und unterließ alle ferneren Rüstungen. Ja, sogar der auf Antrag des Apollodoros gefaßte Beschluß, die Schaugelder für den Krieg zu verwenden, ward von seinem Gegner Stephanos als gesetzwidrig angefochten, und Apollodoros verfiel in eine Geldbuße von einem Talent (4500 ℳ). Nach einer Nachricht, deren Glaubwürdigkeit freilich zweifelhaft ist, brachte sogar Eubulos damals ein Gesetz zustande, welches für die Zukunft jeden ähnlichen Antrag mit der Todesstrafe bedrohte. Im Sommer 348 hielt auch Phokion Euböa für soweit gesichert, daß er mit dem größten Teil seines Heeres nach Athen zurückkehrte. Eine kleine Abteilung, die er dort zurückließ, geriet aber bald durch die Treulosigkeit des Plutarchos in Gefangenschaft und konnte von ihren Mitbürgern nur durch ein Lösegeld von 50 Talenten (228 000 ℳ) befreit werden. Die fruchtbare Insel aber war für eine Reihe von Jahren den Athenern verloren.

Olynths Fall. Auch der olynthische Krieg verlief unglücklich. Zwar hatten die Athener auf das erste Hülfsgesuch der Olynthier ein Bündnis mit ihnen abgeschlossen und Chares mit Schiffen und Truppen nach der Chalkidike entsandt, und auf ein erneutes Gesuch hatte Charidemos gleichfalls Weisung erhalten, sich mit seiner Streitmacht vom Hellespont dorthin zu begeben. Aber beide Hülfssendungen bestanden nur aus Söldnern, und als Philipp nach Unterdrückung der thessalischen Unruhen mit größerer Streitmacht die chalkidischen Städte angriff und einige derselben eroberte, wandten sich die Olynthier zum dritten Male nach Athen und baten um Entsendung eines Bürgerheeres. Jetzt endlich gingen im Sommer 348 unter Chares 2000 Hopliten, 300 Reiter und 17 Trieren nebst den nötigen Transportschiffen nach Olynth ab. Ehe jedoch dieses Geschwader seinen Bestimmungsort erreichte, war die Stadt im August 348 in Philipps Hände gefallen. Zwei vornehme Bürger, Lasthenes und Euthykrates,

hatten sich für Geld bereit gefunden, dem Könige die Thore ihrer Vaterstadt zu öffnen. Olynth und alle verbündeten Städte wurden zerstört und die Einwohner, welche nicht getötet oder geflohen waren, als Sklaven verkauft.

Ausgleich mit Meidias. Noch immer schwebte die Klage des Demosthenes wider Meidias. Nachdem dieser vergeblich versucht hatte, jenen durch Geld zur Zurücknahme zu bewegen, suchte er die Entscheidung auf jede Weise zu verzögern. Zwei Freunde des Meidias klagten Demosthenes wegen Fahnenflucht an, obgleich er doch mit Urlaub zur Erfüllung seiner choregischen Pflicht nach Hause zurückgekehrt war. Als dann einer der beiden Kläger von einem gewissen Aristarchos ermordet ward, beschuldigte Meidias seinen Gegner der Anstiftung oder Mitwissenschaft dieses Mordes und suchte auf Grund dieser Beschuldigung die Zurückweisung des Redners bei der gesetzlichen Prüfung der für das Jahr 347/6 erlosten Ratsherren zu erwirken. Obgleich auch dies ihm nicht gelang, war doch der Ausgang des Prozesses höchst zweifelhaft, da die politischen Freunde des Meidias, besonders Eubulos, ihren ganzen Einfluß aufboten, eine für diesen günstige Entscheidung herbeizuführen. Dies bewog endlich Demosthenes, gegen eine von Meidias gezahlte Entschädigung von 30 Minen (2250 ℳ) seine Klage zurückzunehmen. Die Klagerede, welche er bereits entworfen und teilweise ausgearbeitet hatte, ist dennoch veröffentlicht. Sie zeigt trotz ihrer Unfertigkeit eine von leidenschaftlichem Hasse eingegebene schwungvolle Beredsamkeit, die ihren Eindruck auf die Richter schwerlich verfehlt hätte. Ihre Abfassung, die Dionysios in das Jahr 349/8 setzt, gehört in das Jahr der Friedensverhandlungen mit König Philipp (347/6), und die zeitweilige Annäherung, die damals zwischen den athenischen Parteien stattfand, mag auch Demosthenes und Meidias bestimmt haben, ihre persönlichen Streitigkeiten beizulegen.

Friedenssehnsucht. Die Zerstörung Olynths und der anderen chalkidischen Städte hatte zwar anfangs in Athen große Erbitterung hervorgerufen, und auf einen Antrag des Eubulos, den sein Schreiber Aischines in glänzender Rede empfahl, hatte man beschlossen, alle hellenischen Staaten durch Gesandte zum gemeinsamen Kampfe gegen Philipp aufzufordern. Bald aber machte sich das Bedürfnis nach Frieden allgemein bemerkbar. Als nun der Schauspieler Aristodemos, der wegen des Loskaufs der in

Olynth gefangenen Athener mit Philipp unterhandelt hatte, die Nachricht zurückbrachte, daß auch der König zu einem billigen Frieden bereit sei, begrüßte das Volk diese Nachricht mit Freuden. Ein Antrag des Philokrates, mit Philipp Friedensverhandlungen anzuknüpfen, fand daher sowohl bei der Regierungspartei des Eubulos, als auch bei der Oppositionspartei des Demosthenes Zustimmung. So ward denn etwa im Februar 346 eine Gesandtschaft von 10 Athenern und einem Vertreter der athenischen Bundesgenossen nach Pella geschickt, um den König aufzufordern, Gesandte behufs Abschlusses eines Friedens nach Athen zu schicken. Die Gesandtschaft bestand aus Männern beider Parteien; neben dem Antragsteller Philokrates waren die bedeutendsten Demosthenes, damals Mitglied des Rates, und Aischines.

Aischines. Aischines (389—314) war der Sohn des Atrometos, eines armen, aber ehrbaren Schulmeisters. Die in der Schule des Vaters erhaltene Bildung suchte er zuerst als Schauspieler zu verwerten, ohne es jedoch weiter als bis zum Tritagonisten (Darsteller von Rollen dritten Ranges) zu bringen. Später diente er verschiedenen Beamten als Schreiber, zuletzt dem Eubulos, dessen Politik er durch seine angeborene Beredsamkeit unterstützte. Da er nach dem Falle Olynths verschiedene hellenische Staaten als athenischer Gesandter zum Kampfe gegen Philipp aufgefordert hatte, galt er für einen entschiedenen Gegner des Königs.

Erste Friedensgesandtschaft. Auf der ersten Reise nach Makedonien verkehrten daher Aischines und Demosthenes freundschaftlich mit einander. Philipp empfing die Gesandten freundlich und erteilte den einzelnen nach Maßgabe ihres Alters der Reihe nach das Wort. Während nun Aischines in ausführlicher Rede die Ansprüche der Athener auf Amphipolis darlegte, war Demosthenes, der als der jüngste zuletzt das Wort erhielt, schüchtern und befangen, blieb mehrfach stecken und machte deshalb einen ungünstigen Eindruck. Philipp antwortete freundlich auf die Reden der Gesandten und erklärte sich bereit, zum Abschluß eines Friedens und Bündnisses demnächst Gesandte nach Athen zu schicken. Hinsichtlich der Bedingungen gab er zwar keine bestimmte Zusage, ließ es aber an allgemeinen Versprechungen und Geschenken nicht fehlen. Da er jedoch gerade damals zu einem neuen Feldzuge gegen Kersobleptes aufbrach, gab er wenigstens den Gesandten

die Zusicherung, während der Friedensverhandlungen die athenischen Besitzungen auf dem Chersones nicht anzugreifen.

Anträge des Demosthenes. Nach der Rückkehr von der Gesandtschaftsreise stellte Demosthenes, um den Abschluß des Friedens möglichst zu beschleunigen, bei Rat und Volk den Antrag, die Prytanen sollten nach Ankunft der makedonischen Gesandten zwei Volksversammlungen zur Beratung über den Frieden mit Philipp ausschreiben. In der ersten derselben sollte es jedem Bürger gestattet sein, Anträge wegen des Friedens zu stellen; in der zweiten sollte über die eingebrachten Anträge abgestimmt werden. Falls die makedonischen Gesandten früh genug einträfen, sollte die erste dieser Versammlungen noch vor Beginn der großen Dionysien am 8. Elaphebolion (5. April 346) stattfinden. Da die Gesandten Philipps jedoch erst eben vor dem Feste ankamen, erwirkte Demosthenes einen neuen Beschluß, wodurch die Beratung über den Frieden auf die ersten Tage nach dem Feste, den 18. und 19. Elaphebolion (15. und 16. April) festgesetzt ward. Zugleich wurden den makedonischen Gesandten Antipatros, Parmenion und Eurylochos für die Dauer des Festes Ehrenplätze im Theater bewilligt.

Friede des Philokrates. Nach dem Feste begannen die Friedensverhandlungen in der Volksversammlung. Die makedonischen Gesandten erklärten, daß der König bereit sei, auf Grund des gegenwärtigen Besitzstandes mit Athen und dessen Bundesgenossen Frieden und Bündnis zu schließen. So sehr nun auch Demosthenes und seine Freunde von der Notwendigkeit des Friedens überzeugt waren, so wünschten sie doch nicht, durch ein Bündnis ihrer Vaterstadt neue Verpflichtungen aufzulegen. Statt des gegenwärtigen Besitzstandes wollten die athenischen Patrioten nur den rechtmäßigen Besitzstand als Grundlage eines billigen Friedens anerkennen. Auch über den Begriff der athenischen Bundesgenossen konnte man sich nicht einigen. Philipp wollte als solche nur die anerkennen, welche im Bundesrat vertreten waren, während die Athener auch den Thrakerfürsten Kersobleptes, die Phokier und die Bewohner der thessalischen Stadt Halos in den Vertrag eingeschlossen sehen wollten. Einige forderten sogar, daß innerhalb einer bestimmten Frist jedem hellenischen Staate der Anschluß an den Frieden gestattet sein sollte. So verlief die Verhandlung des ersten Tages wenig günstig für das Zustandekommen des Ver-

trages; aber nachdem abends die makedonischen Gesandten mit einigen athenischen Staatsmännern von neuem verhandelt und dabei Geld und gute Worte nicht gespart hatten, ging am 19. Elaphebolion der Antrag des Philokrates durch, wonach Friede und Bündnis zwischen Philipp und den Athenern und ihren beiderseitigen Bundesgenossen auf Grund des jetzigen Besitzstandes geschlossen werden sollte. Nur das erreichten die Athener, daß die Worte „außer den Phokiern und Haliern" nicht ausdrücklich in die Urkunde aufgenommen wurden.

Beschwörung des Friedens. Der Friedensvertrag ward im Namen des athenischen Staates von den Strategen in Gegenwart der makedonischen Gesandten beschworen. Einige Tage später beschloß man in einer Volksversammlung, in der Demosthenes durchs Los zum Vorsitz berufen war, daß noch an demselben Tage auch die Mitglieder des Bundesrates den Eid auf den Frieden leisten sollten. Da erschien ein Abgesandter des Odrysenkönigs Kersobleptes und begehrte, als Vertreter eines Bundesgenossen Athens, gleichfalls den Frieden zu beschwören. Einen in diesem Sinne gestellten Antrag wies zwar Demosthenes, weil er den Vereinbarungen des Friedens widersprach, zurück, und als er dennoch gezwungen wurde, ihn zur Abstimmung zu bringen, scheint er abgelehnt zu sein. Trotzdem erschien, als nach Schluß der Versammlung die makedonischen Gesandten im Amtshause der athenischen Strategen die Mitglieder des Bundesrates vereidigten, auch hier wieder der Abgesandte des Kersobleptes, ward aber von den Strategen von der Eidesleistung ausgeschlossen. Dann kehrten die makedonischen Gesandten in ihre Heimat zurück.

Zweite Friedensgesandtschaft. Es fehlte nun nur noch die Beschwörung des Friedens durch Philipp und seine Bundesgenossen. Zu diesem Zwecke erhielten dieselben Männer, welche an der ersten Friedensgesandtschaft teilgenommen hatten, noch einmal den Auftrag, nach Makedonien zu reisen. Demosthenes suchte diese Reise möglichst zu beschleunigen, da gleich nach der Abreise der makedonischen Gesandten beunruhigende Nachrichten vom thrakischen Kriegsschauplatz einliefen. Hieron Oros, eine wichtige Festung des Kersobleptes, war von Philipp erobert, ebenso einige andere Plätze, und dieser hatte sich nicht darum gekümmert, daß einige derselben von Chares mit athenischen Besatzungen belegt waren. Deshalb trieb Demosthenes zur Eile und erwirkte einen Rats-

beschluß, der die Gesandten anwies, möglichst schnell nach Norden aufzubrechen und den König da, wo er eben wäre, aufzusuchen und zu vereidigen. Die Reise ging zunächst über Euböa. In Oreos, einer Stadt im Norden dieser Insel, entstand unter den Gesandten Uneinigkeit. Während nämlich Demosthenes forderte, man solle zu Schiffe nach dem thrakischen Kriegsschauplatz fahren, weigerten sich seine Kollegen dessen, und so wurde die Reise langsam über Thessalien nach Pella fortgesetzt. Als man Philipp hier nicht antraf, wiederholte Demosthenes seine Forderung, nach Thrakien weiter zu reisen; doch vergebens: man zog es vor, in Pella des Königs Rückkehr zu erwarten. Endlich nach mehreren Wochen kehrte Philipp, nachdem er Kersobleptes völlig gedemütigt und zur Abtretung eines Landstrichs an der Küste gezwungen hatte, an der Spitze seines siegreichen Heeres in seine Hauptstadt zurück, wo ihn außer den athenischen noch thessalische, thebanische, phokische und spartanische Gesandte erwarteten, um seine Hülfe in dem jetzt schon fast 10 Jahre dauernden phokischen Kriege zu erbitten. Er behandelte die athenischen Gesandten sehr freundlich, beschwor den Frieden und bat dieselben, ihn auf seinem Zuge nach Thessalien zu begleiten, um zwischen ihm und den Bewohnern dieser Landschaft zu vermitteln und zugleich seinen thessalischen Bundesgenossen die Eide auf den Frieden abzunehmen. Den wahren Zweck dieses Zuges wußte er den Athenern wie den Phokiern und Spartanern geschickt zu verheimlichen. Vergebens versuchte Demosthenes, der die wahren Absichten Philipps ahnte, schleunigst abzureisen; er ward daran verhindert. Als jedoch der König zum Abschied den Gesandten reiche Gastgeschenke gab, wies Demosthenes das seine zurück und bat den König, dasselbe für den Loskauf der in makedonischer Gefangenschaft befindlichen Athener zu verwenden. Zu demselben Zwecke hatte er auf dieser Reise ein ganzes Talent (4500 ℳ) aus eigenen Mitteln aufgewandt. Nach Vereidigung der thessalischen Bundesgenossen der Makedonier zu Pherä kehrten die athenischen Gesandten im Juli 346 nach Hause zurück.

Gesandtschaftsbericht. Bei der Berichterstattung im Rat erhob Demosthenes gegen seine Kollegen den Vorwurf, daß sie ihrem Auftrage zuwider Philipp nicht auf dem Kriegsschauplatze aufgesucht und dadurch den Verlust einiger Plätze in Thrakien verschuldet hätten. Auf seinen Antrag beschloß der Rat, den Gesandten die üblichen Ehren zu verweigern und beim Volke Maß-

regeln zum Schutze der Phokier und der Thermopylen zu beantragen. In der Volksversammlung aber wußten Aischines und Philokrates von den Absichten des Königs so viel Gutes zu erzählen, daß man Demosthenes gar nicht zu Worte kommen ließ, sondern auf Antrag des Philokrates beschloß, das Bündnis mit Philipp auch auf seine Nachkommen auszudehnen und die Phokier aufzufordern, das delphische Heiligtum sofort den Amphiktyonen zu übergeben. Als Demosthenes noch einmal zu widersprechen versuchte, erklärte Philokrates: „Es ist nicht zu verwundern, daß Demosthenes und ich verschiedener Meinung sind; denn er trinkt Wasser, ich Wein.“ Die neuen Beschlüsse sollten durch zehn Gesandte Philipp und den Phokiern mitgeteilt werden. Als die Wahl aber wieder ungefähr auf dieselben Männer fiel, die schon zweimal bei Philipp gewesen waren, lehnte Demosthenes ab, und man mußte statt seiner einen anderen wählen.

Ende des phokischen Krieges. Aber noch vor der Abreise der Gesandten ging ein Schreiben Philipps ein, worin die Athener aufgefordert wurden, mit den übrigen Amphiktyonen gegen die phokischen Tempelräuber zu Felde zu ziehen. Dazu hatte man in Athen wenig Lust, und Aischines, der in seinen Reden über Philipps Absichten gerade das Gegenteil ausgesagt hatte, hielt es jetzt für besser, zu Hause zu bleiben, damit nicht während seiner Abwesenheit das Volk sich von Demosthenes zu Feindseligkeiten gegen Philipp hinreißen ließe. Er meldete sich daher krank, und sein Bruder ward statt seiner zum Gesandten erwählt. Aber schon in Chalkis erfuhren die Gesandten, daß Phaläkos, der Führer der Phokier, da er von Athen keine Hülfe erwarten konnte, gegen Zusicherung freien Abzuges für sich und seine Söldner das phokische Land und Volk Philipp überliefert habe. Auf diese Nachricht kehrten die Gesandten um, und nach ihrer Heimkehr begab sich einer von ihnen sofort in die im Peiraieus tagende Volksversammlung. Auf seinen Bericht beschloß das Volk, dennoch Gesandte an Philipp zu schicken, um sich für die Phokier bei ihm zu verwenden. Abermals lehnte Demosthenes ab, Aischines dagegen, der wieder völlig gesund in der Versammlung saß, nahm jetzt die Wahl an. Als die Gesandten in Delphi eintrafen, hielten die Amphiktyonen bereits Gericht über die unglücklichen Phokier. Strenge genug fiel das Urteil aus, wenn auch Aischines sich rühmt, durch seine Fürsprache bei König Philipp noch schwereres Unheil

abgewandt zu haben. Die Phokier verloren ihre beiden Stimmen im Amphiktyonenrate, die mit dem Vorsitz bei den pythischen Spielen auf Philipp, den Rächer des Gottes, übertragen wurden. Das phokische Land ließ man zwar den früheren Bewohnern, zwang sie aber, ihre Städte zu zerstören, sich in Dörfern anzusiedeln und dem delphischen Gotte jährlich eine Abgabe von 50 Talenten (225 000 ℳ) zu entrichten, bis der geraubte Tempelschatz ersetzt wäre. So endete im Sommer 346 der für Griechenland so unheilvolle phokische Krieg.

Rede vom Frieden. In Athen herrschte hierüber große Verstimmung, und man gab ihr dadurch Ausdruck, daß man zu den im September 346 unter Philipps Vorsitz mit großem Prunk gefeierten Pythien nicht die übliche Festgesandtschaft abordnete. Bald darauf erschien eine amphiktyonische Gesandtschaft mit einem Schreiben Philipps, um die Anerkennung der delphischen Beschlüsse von seiten Athens zu fordern und sich über die Unterlassung der Festgesandtschaft und die Aufnahme phokischer Flüchtlinge zu beschweren. Vergebens suchte Aischines diese Forderungen zu befürworten; man schenkte denen mehr Gehör, die zu schleunigen Kriegsrüstungen rieten. Dieser unbesonnenen Kriegslust trat Demosthenes mit der Rede „über den Frieden“ entgegen (Herbst 346). Da er wohl weiß, daß sein Vorschlag den Wünschen der Mehrzahl seiner Mitbürger zuwider ist, erinnert er sie an frühere Fälle, in denen seine Befürchtungen sich später als richtig erwiesen haben, an seine Warnung vor der Unterstützung des Tyrannen Plutarchos von Eretria, vor den Beziehungen des Schauspielers Neoptolemos zu Makedonien während des Krieges und vor den falschen Vorspiegelungen, die einige der Gesandten nach der Rückkehr von der zweiten Friedensgesandtschaft dem Volke über Philipps Absichten betreffs der Phokier gemacht hätten. Da er in allen diesen Fällen das Richtige vorausgesagt habe, glaubt er auch jetzt Gehör beanspruchen zu dürfen, wenn er rät, den jetzigen Frieden, so wenig ehrenvoll er auch sei, zu erhalten. Werde es später, wie zu erwarten sei, über Amphipolis oder irgend einen anderen Streitpunkt wieder zwischen Philipp und Athen zum Kriege kommen, so werde es seinen Mitbürgern nicht an Bundesgenossen fehlen, während die jetzt in Delphi versammelten Amphiktyonen nicht für den König die Waffen ergreifen würden. Versage man aber jetzt den del-

phischen Beschlüssen die Anerkennung, so würden die einzelnen Staaten diesen Vorwand benutzen, um ihre privaten Streitigkeiten mit Athen auszufechten. Einen solchen Krieg müsse man vermeiden; denn wenn man um des Friedens willen den einzelnen Staaten gegenüber manchen berechtigten Anspruch aufgebe, wäre es doch unvernünftig, wegen des Schattens in Delphi gegen alle zugleich Krieg anzufangen. Das Volk beschloß im Sinne des Demosthenes. Zwar kennen wir den Wortlaut der den Gesandten erteilten Antwort nicht; aber wir wissen, daß Philipp und die übrigen Amphiktyonen von weiteren Schritten gegen Athen absahen und bald darauf in ihre Heimat zurückkehrten.

Athen nach dem Frieden. Erst jetzt konnten sich beide Parteien voll und ganz des Friedens erfreuen, und der Segen, der Athen wie Makedonien durch den ungestörten Handel und Verkehr erwuchs, machte sich bald bemerkbar. In Athen hob sich der Wohlstand der Bürger, und der durch den Krieg erschöpfte Staatsschatz füllte sich wieder. Neue Schiffshäuser, neue Trieren, ein großes Zeughaus für die Flotte konnten gebaut werden, und dennoch gelangten jährlich große Überschüsse zur Verteilung an die Bürger. Auch Demosthenes, der auf der zweiten Gesandtschaftsreise viel Geld im Interesse seiner gefangenen Mitbürger verwandt hatte, konnte die ihm durch den Frieden gewordene Muße von Staatsgeschäften noch einmal dazu verwenden, sich als Sachwalter neues Vermögen zu erwerben; denn eben aus dieser Zeit stammen die jüngsten seiner echten Privatreden. Wie uns Aischines berichtet, befaßte sich Demosthenes damals auch mit dem Unterricht junger Leute in der Beredsamkeit. Im politischen Leben freilich teilte er nicht die übertriebenen Hoffnungen, die einige seiner Mitbürger auf den Frieden mit Makedonien setzten. Der alte Isokrates hatte bald nach dem Friedensschluß von 346 ein Schreiben an König Philipp veröffentlicht, in welchem er ihn aufforderte, nach Beilegung aller Streitigkeiten unter den Hellenen die vereinigten griechischen Stämme zum Rachekriege gegen Persien zu führen. Auch sonst war die Friedenspartei, an deren Spitze noch immer Eubulos und Phokion standen, jetzt erheblich stärker als früher, und nicht alle Staatsmänner, die sich um diese Männer scharten, meinten es mit ihrer Vaterstadt ebenso ehrlich wie diese. So stand Philokrates seit den Friedensverhandlungen im makedonischen Solde und rühmte sich wiederholt der von Philipp

empfangenen Geschenke. Auch Aischines ward von seinen Gegnern der Bestechung beschuldigt, ohne daß es ihnen jedoch gelungen ist, diese Beschuldigung genügend zu begründen. Dieser Partei, welche gute Beziehungen zu Makedonien zu unterhalten suchte, trat eine andere gegenüber, die überzeugt war, daß es über kurz oder lang doch wieder zum Bruche zwischen Athen und Philipp kommen müßte. Als die Seele dieser Patriotenpartei tritt immer mehr Demosthenes hervor, neben ihm die Redner Lykurgos und Hypereides, beide einige Jahre älter. Lykurgos (etwa 390—325) aus dem altadligen Priestergeschlechte der Eteobutaden hatte als Jüngling den Unterricht Platons genossen und teilte dessen aristokratische Gesinnung. Er war ein warmer Verehrer der alten Dichter und der alten Kunst und wünschte nichts sehnlicher, als den alten Glanz Athens aus der Zeit des Perikles wieder erstehen zu sehen. Er zeigte große Sittenstrenge und ein ausgeprägtes Rechtsgefühl und verfolgte mit unerbittlicher Strenge jeden Frevel gegen Religion, Sitte und Bürgerpflicht. An Charakter sehr verschieden von dem strengen Lykurgos und dem nüchternen Demosthenes war der leichtlebige und den sinnlichen Genüssen jeder Art ergebene Hypereides (389—322), ein Mann, der durch glänzende Rednergabe nach dem Urteil einiger sogar den Demosthenes übertraf und daher zum Rechtsanwalt und Staatsmann besonders befähigt war. Außer diesen Männern erscheinen noch der derbe Hegesippos, Nausikles, Timarchos und andere als Führer dieser Partei, die es nicht zugeben wollte, daß die freien Hellenen sich dem Willen des makedonischen Königs unterordneten.

Gesandtschaftsklage wider Aischines. Der Kampf der Parteien ward nicht nur in der Volksversammlung, sondern auch vor Gericht ausgefochten. Schon bei der Rechenschaftsablage der Gesandten im Sommer 346 hatten Demosthenes und Timarchos wider Aischines die Klage wegen Verletzung seiner Gesandtenpflicht auf der zweiten makedonischen Gesandtschaftsreise bei der Rechenschaftsbehörde eingereicht.

Aischines' Klage wider Timarchos. Der Umstand, daß die Klage von Timarchos mit unterschrieben war, bot Aischines eine willkommene Gelegenheit zur Gegenklage. Timarchos, der damals schon im reiferen Alter stand, zweimal Mitglied des Rates gewesen war und auch andere Ämter bekleidet hatte, war in seiner Jugend sehr leichtsinnig gewesen. Jetzt klagte Aischines

ihn an, daß er wegen unsittlichen Lebenswandels und Verschwendung seines väterlichen Erbes das Recht, als Kläger vor Gericht aufzutreten, verwirkt habe. Über diese Klage mußte entschieden werden, ehe die Gesandtschaftsklage zur Verhandlung kam. Aischines hielt in dieser Sache 345 seine noch erhaltene Rede wider Timarchos, in der er die alten Sünden seines Gegners so geschickt aufzudecken verstand, daß dieser verurteilt ward und von der Klage gegen Aischines zurücktreten mußte.

Philipps Einfluß im Peloponnes. Während Philipps Freunde in Athen diesen Sieg über ihre Gegner gewannen, dehnte der König selbst in der Stille seinen Einfluß bis nach dem Peloponnes aus. Zuerst erfolgte in Elis mit seiner Hülfe eine oligarchische Umwälzung. Dann baten ihn die Messenier, Arkader und Argiver um Hülfe gegen Sparta. Er schickte zunächst Geld und Söldner und versprach, später selbst zu kommen. Die Athener, welche eine völlige Vernichtung Spartas fürchteten, beschlossen daher, die Peloponnesier vor Philipps herrschsüchtigen Absichten zu warnen. Demosthenes selbst ging zu diesem Zwecke nach Argos und Messene, wo er an dem Beispiele der Olynthier und der Thessaler, in deren Städten Philipp soeben (345) Zehnmännerherrschaften eingesetzt hatte, zeigte, was man von Philipps Freundschaft zu erwarten hätte. „Hütet euch," sagte er, „daß ihr nicht, während ihr einen Krieg vermeiden wollt, einen Herrn bekommt."

Zweite philippische Rede. Wie wenig Erfolg diese Gesandtschaft hatte, geht daraus hervor, daß schon 344 Gesandte der Argiver und Messenier in Athen erschienen, um sich über die spartanerfreundliche Haltung dieser Stadt zu beschweren. Ob damals auch makedonische Gesandte dort waren, läßt sich aus der bei dieser Gelegenheit gehaltenen zweiten philippischen Rede des Demosthenes nicht entscheiden. Des Königs Freunde unterstützten die Beschwerde der Peloponnesier und suchten seine Härte gegen die Phokier dadurch zu entschuldigen, daß er von den Thebanern zu so harten Maßregeln gezwungen sei. Dem gegenüber sucht Demosthenes darzuthun, daß alle Unternehmungen des Königs gegen Athen gerichtet seien. Von den Thebanern oder Argivern habe er nichts zu fürchten, da jene in den Perserkriegen mit den Barbaren gemeinsame Sache gemacht, diese ihnen wenigstens keinen Widerstand geleistet hätten. Daher habe Philipp nach Unterwerfung der Phokier sich den Thebanern gefällig gezeigt und

erweise jetzt den Argivern Wohlthaten. Wie aber die Athener zur Zeit der Perserkriege die Anträge seines Ahnherrn Alexander zurückgewiesen hätten, so dürfe auch er von ihnen nicht erwarten, daß sie die Freiheit der Hellenen preisgeben würden. Auch den Peloponnesiern werde des Königs Freundschaft nicht zum Heile gereichen, und er habe ihnen daher im vorigen Jahre dringend Mißtrauen gegen Philipp empfohlen. Der Redner wiederholt seine in Messene und Argos gesprochenen Worte, läßt den Entwurf einer den peloponnesischen Gesandten zu erteilenden Antwort verlesen, den er aber der veröffentlichten Rede nicht eingefügt hat, und wendet sich schließlich gegen die Redner, welche durch falsche Vorspiegelungen über die Absichten des Königs ihrer Vaterstadt schon manchen Nachteil gebracht haben und noch mehr Unheil bringen werden, wenn das Volk nicht ihrem verräterischen Treiben bald ein Ende macht.

Verurteilung des Philokrates. In der That wurden in der nächsten Zeit einige der bestochenen Freunde Philipps unschädlich gemacht. Gegen Philokrates, den Urheber des Friedens von 346, reichte Hypereides, von Demosthenes unterstützt, eine Meldeklage[1]) ein, daß er als Redner dem Volke wissentlich nicht das Beste rate, da er von König Philipp bestochen sei. Da der Angeklagte sich der empfangenen Geschenke oft öffentlich gerühmt hatte, wartete er den Urteilsspruch nicht ab, sondern ging in freiwillige Verbannung. Die Richter verurteilten den Abwesenden zum Tode.

Antiphons Hinrichtung. Um dieselbe Zeit ließ Demosthenes (wir wissen nicht, in welcher amtlichen Eigenschaft) im Peiraieus einen gewissen Antiphon verhaften, den man beschuldigte, er habe Philipp versprochen, die athenischen Schiffshäuser anzuzünden. Freilich bewirkte Aischines, der den Demosthenes der Vergewaltigung des Antiphon beschuldigte, seine vorläufige Entlassung aus der Haft; aber jetzt nahm der Areopag die Sache in die Hand, ließ Antiphon abermals festnehmen und nach erfolgter Verurteilung hinrichten.

Delischer Streit. Dieselbe Behörde verwarf bald darauf die durch das Volk erfolgte Wahl des Aischines zum Vertreter

[1]) Eine Meldeklage (εἰσαγγελία) wurde beim Rat oder bei der Volksversammlung gegen die eingereicht, welche auf Umsturz der Verfassung sannen, mit dem Landesfeinde in verräterischem Einvernehmen standen oder als Redner infolge von Bestechung dem Volke nicht das Beste rieten.

Athens im delischen Rechtsstreit. Die Bewohner der kleinen Insel Delos hatten nämlich bei den Amphiktyonen in Delphi gegen die Athener Klage erhoben, daß sie sich widerrechtlich die Schutzherrschaft über den Tempel des Apollon auf ihrer Insel anmaßten. Da der Areopag nun zu Aischines nicht das Vertrauen hatte, daß er in Delphi das Interesse seiner Vaterstadt nachdrücklich wahrnehmen würde, bestellte er statt seiner den Hypereides zum Fürsprecher Athens. Dieser hielt im Frühjahr 343 vor den Amphiktyonen seine delische Rede und erreichte, daß die Kläger abgewiesen wurden. Um dieselbe Zeit scheint auch Demosthenes als athenischer Gesandter (Pylagore) an der Versammlung der Amphiktyonen teilgenommen zu haben.

Python in Athen. Der wachsende Einfluß der Patriotenpartei, welcher sich in allen diesen Vorgängen zeigte, erfüllte König Philipp mit Besorgnis. Er sandte daher im Sommer 343 den Python von Byzanz, einen redegewandten Schüler des Isokrates, nach Athen. Dieser beschwerte sich in glänzender Rede vor dem Volke darüber, daß athenische Redner König Philipp, der doch ihre Freundschaft so hoch schätze, bei ihren Mitbürgern und anderen Hellenen verleumdeten, und forderte die Athener auf, wenn sie mit dem Vertrage von 346 nicht zufrieden wären, Vorschläge zur Abänderung desselben zu machen. Dem gegenüber legte Demosthenes dar, daß Philipp kein anderes Ziel im Auge habe, als sich zum Herrn über ganz Hellas zu machen. Hegesippos aber riet dem Volke, den makedonischen Gesandten beim Worte zu nehmen und dem Könige wirklich Vorschläge zur Abänderung des Philokratischen Friedens zu unterbreiten.

Hegesippos' makedonische Gesandtschaft. Das Volk beschloß diesem Antrage gemäß, und Hegesippos selbst ging an der Spitze einer Gesandtschaft von 10 Männern nach Makedonien, um König Philipp die Vorschläge der Athener zu überbringen. Man wünschte nichts Geringeres, als die Bestimmung des Friedens, wonach jede Partei ihren gegenwärtigen Besitz behalten sollte (ἑκατέρους ἔχειν, ἃ ἔχουσιν), dahin zu ändern, daß jede Partei ihren rechtmäßigen Besitz erhalten sollte (ἑκατέρους ἔχειν τὰ ἑαυτῶν). Es handelte sich dabei neben der Rückgabe der thrakischen Festungen, die Philipp nach Abschluß des Friedens eingenommen hatte, auch um die kleine Insel Halonnesos nördlich von Euböa unweit der thessalischen Küste. Diese Insel war nämlich den Athenern durch Seeräuber,

diesen wieder durch Philipp entrissen. Als die Gesandten dem Könige diese Vorschläge unterbreiteten, entließ er sie ungnädig ohne bestimmte Antwort und ohne Gastgeschenke.

Gesandtschaftsprozeß des Aischines. Bald darauf kam auch die seit drei Jahren schwebende und auch nach der Verurteilung seines Mitklägers Timarchos von Demosthenes aufrecht erhaltene Klage wider Aischines wegen Verletzung seiner Gesandtenpflicht zur gerichtlichen Verhandlung (Sommer 343). Groß war von allen Seiten der Zudrang zu diesem Wettkampf der beiden berühmten Männer, deren Reden über die Truggesandtschaft (*περὶ παραπρεσβείας*) noch erhalten sind.

Klagerede des Demosthenes. Die Klagerede des Demosthenes beginnt mit einer Ermahnung an die Richter, ihrem Eide gemäß sich bei ihrer Entscheidung nicht von persönlichen Rücksichten, sondern nur vom Interesse des Staates leiten zu lassen. Dann bezeichnet der Redner die Punkte, worüber man von einem Gesandten Rechenschaft fordern müsse. Er beschränkt seine Anklage auf die Schlußverhandlung über den Frieden und die zweite makedonische Gesandtschaft. Während nämlich Aischines auf der ersten Gesandtschaftsreise noch das größte Mißtrauen gegen Philipp gezeigt habe, sei er am 19. Elaphebolion (16. April) plötzlich zu des Königs Freunden übergegangen und habe den schimpflichen Antrag des Philokrates unterstützt. Auf der zweiten Gesandtschaftsreise habe er dann seinem Auftrage zuwider gehandelt, indem er verhinderte, daß die Gesandten Philipp auf dem Kriegsschauplatz aufsuchten. Dadurch habe er den Verlust der thrakischen Festungen und den Untergang des Kersobleptes verschuldet und nach der Rückkehr durch falsche Vorspiegelungen über die Absichten des Königs das Volk so getäuscht, daß es den Bericht des Demosthenes nicht hören wollte und Beschlüsse faßte, die den Untergang der Phokier herbeiführten. Hätte er dies aus Unkenntnis der wahren Absichten Philipps gethan, so müßte er diesen jetzt hassen; da er aber noch immer ein Freund des Königs sei, könne er nur im Interesse desselben so gehandelt haben, durch Geschenke des Königs bestochen. Dafür müsse er eine schwere Strafe erleiden, und man dürfe sich von der Bestrafung des Verräters nicht durch Furcht vor Philipp abhalten lassen. Wenn aber Aischines behaupten sollte, nicht im Interesse Philipps, sondern nur um der Erhaltung des Friedens willen so gehandelt zu haben, so möge man bedenken, daß eben

dieser Friede Philipp neue Bundesgenossen und Hülfsquellen verschafft habe, während Athen seit demselben fast ganz isoliert dastehe. Auch das Privatleben seines Gegners sucht der Redner zu verdächtigen und ergeht sich besonders breit über die Mißhandlung einer olynthischen Frau durch Aischines bei einem Gastmahl in Makedonien. Er ermahnt die Fürsprecher seines Widersachers, besonders Eubulos und Phokion, sich nicht durch Friedensliebe verleiten zu lassen, einen schlechten Bürger der gerechten Strafe zu entziehen. Die Anklage des Demosthenes, deren Beweisführung sich nicht auf Thatsachen, sondern nur auf Schlüsse stützt, ward nicht sehr beifällig aufgenommen; bei der Erzählung von der Mißhandlung der olynthischen Frau brachen die Zuhörer sogar, wie Aischines sagt, in lautes Zischen aus.

Verteidigung des Aischines. Nun erhielt Aischines das Wort zur Verteidigung. Wegen der Maßlosigkeit der von seinem Gegner erhobenen Beschuldigungen hält er es für unnötig, auf jeden einzelnen Punkt der Anklage zu antworten; er will nur durch schlichte Erzählung der Thatsachen sich zu rechtfertigen versuchen. Er schildert dann in großer Breite den ganzen Gang der Friedensverhandlungen, wobei er alle Verantwortlichkeit für den Frieden dem Philokrates zuschiebt, als dessen Genosse Demosthenes bezeichnet wird. Zwar kann er nicht leugnen, auch selbst für den Frieden gesprochen zu haben; er rechtfertigt dies aber mit der durch die Kriegführung des Chares geschaffenen traurigen Lage des Staates und stellt es durchaus in Abrede, daß er am 18. und 19. Elaphebolion in verschiedenem Sinne geredet habe. Auch am Ausschluß des Kersobleptes vom Frieden sei er unschuldig. Er habe diesen für einen Vasallen Philipps gehalten, und als dennoch ein Vertreter des Thrakerkönigs an der Beschwörung des Friedens teilzunehmen wünschte, habe nicht er, sondern Demosthenes den dahin gehenden Antrag zurückgewiesen und ihn von der Eidesleistung ausgeschlossen. Den Verlust der thrakischen Plätze dürfe man den Gesandten nicht zur Last legen, da Hieron Oros schon vor ihrer Abreise von Athen in Philipps Besitz gewesen sei. Daß die Gesandten Auftrag gehabt hätten, den König in Thrakien aufzusuchen, bestreitet er entschieden. In dem Bericht über die zweite Gesandtschaft, den er nicht leugnen kann, will er seine wirkliche Überzeugung ausgesprochen haben. Daß dadurch der Untergang der Phokier herbeigeführt sei, stellt er in Abrede; viel-

mehr habe Phaläkos sich Philipp ergeben, weil er zu diesem mehr Vertrauen gehabt habe als zu den Athenern und Spartanern. Was aber die jetzige traurige Lage der Phokier betreffe, so beruft er sich auf die zu seiner Fürsprache erschienenen Gesandten, daß er durch seine Rede vor Philipp und den Amphiktyonen noch schwereres Unheil von jenem Volke abgewandt habe. Bei allen seinen Handlungen habe er sich nur von der Rücksicht auf den Frieden leiten lassen. Die Behauptung seines Gegners von der Mißhandlung einer Olynthierin erklärt er für Verleumdung; er läßt sich durch Phokion die dem Staate geleisteten Kriegsdienste bezeugen, sucht durch Vorführung seines greisen Vaters, seiner Brüder und seiner kleinen Kinder Mitleid zu erwecken und ruft endlich Eubulos und andere angesehene Männer als Fürsprecher auf.

Freisprechung des Aischines. Der geschickten Verteidigung des Aischines und der Fürsprache seiner einflußreichen Freunde gelang es, seine Freisprechung, wenn auch nur mit einer Mehrheit von 30 Stimmen, zu erwirken. Wir haben keinen Grund, die Glaubwürdigkeit dieser Nachricht zu bezweifeln; denn wenn auch Demosthenes' Rede vor ihrer Veröffentlichung hie und da verändert sein mag, so nimmt doch Aischines in seiner Verteidigung mehrfach so deutlich auf die Worte seines Gegners Bezug, daß wir an der Thatsache der gerichtlichen Verhandlung nicht zweifeln können.

Euböische Verhältnisse. Der Sieg des Aischines war aber kein glänzender und nicht geeignet, den Einfluß des Demosthenes wesentlich zu schwächen. Dies zeigt auch der bald nachher auf seinen Antrag abgeschlossene Vertrag mit Chalkis auf Euböa. Seit dem unglücklichen Zuge von 348 war der Einfluß Athens auf dieser Insel vernichtet, der makedonische dagegen von Jahr zu Jahr gewachsen. Im Jahre 343 nun sandte Philipp von Thessalien aus eine Truppenabteilung unter Parmenion nach Euböa, und es gelang, in Oreos und Eretria Freunde des Königs als Machthaber einzusetzen. In Chalkis aber widerstanden die Brüder Kallias und Taurosthenes an der Spitze der Volkspartei den Anträgen des Königs, den sie vergeblich für die Bildung eines euböischen Städtebundes zu gewinnen versucht hatten. Da Kallias nun einen makedonischen Angriff auf Chalkis fürchtete, trat er mit Athen in Verhandlung über ein Schutzbündnis. Zwar

suchten Aischines und seine Freunde dieses zu hintertreiben, indem sie verlangten, Chalkis solle unter den alten Bedingungen in den Seebund eintreten; aber Demosthenes erklärte, daß bei der jetzigen politischen Lage nur ein auf gleiches Recht für beide Teile gegründetes Bündnis möglich sei, und bestimmte das Volk zum Abschluß desselben.

Demosthenes' zweite peloponnesische Gesandtschaft. Um dieselbe Zeit vertrieb Philipp den Molosserkönig Arybbas, einen Oheim seiner Gemahlin Olympias, und setzte seinen Schwager Alexander als König der Molosser ein. Von Epeiros aus knüpfte er mit Ambrakia und Ätolien Verbindungen an, und man fürchtete in Athen, er werde über Naupaktos nach dem Peloponnes vordringen. Deshalb schlossen die Athener mit dem vertriebenen Molosserfürsten und seinen Söhnen ein Bündnis ab, und Demosthenes ging zum zweiten Male als Gesandter in den Peloponnes und dann zu den Staaten am ionischen Meere. Es gelang ihm, die Achäer und Korinthier, sowie die korinthischen Kolonien Leukas und Kerkyra für ein Bündnis mit Athen zu gewinnen. Philipp aber kehrte, ohne den Übergang nach dem Peloponnes versucht zu haben, nach Makedonien zurück, wo er sich wieder zu einem thrakischen Feldzuge rüstete.

Hegesippos' Rede über Halonnesos. Vor Antritt dieses Feldzuges schickte er jedoch im Frühjahr 342 den Athenern ein Schreiben als Antwort auf die ihm im vorigen Jahre durch Hegesippos überbrachten Abänderungsvorschläge zum Friedensvertrage. Der König erklärte sich bereit, Halonnesos den Athenern zu schenken, bestritt aber ihr Eigentumsrecht auf die Insel. Übrigens sei er bereit, über diese Streitfrage und über andere, die zwischen ihm und den Athenern schwebten, sich dem Schiedsspruch eines unparteiischen Staates zu unterwerfen. Eine Antwort auf dieses Schreiben enthält die unter Demosthenes' Namen überlieferte Rede über Halonnesos. Nun wissen wir zwar, daß auch Demosthenes in dieser Angelegenheit ungefähr im Sinne der erhaltenen Rede sprach. In Form und Anlage aber unterscheidet sich diese von seinen echten Reden so sehr, daß schon im Altertum einige Kritiker sie ihm abgesprochen haben. Dieselben haben aus persönlichen Beziehungen, die sich in der Rede finden, auf Hegesippos als Verfasser geschlossen, der ja auch als Führer der letzten Gesandtschaft nach Makedonien zu einer Antwort auf Philipps

Schreiben besondere Veranlassung hatte. Dieser Ansicht haben sich auch die meisten neueren Gelehrten angeschlossen. Der Redner erklärt es für unvereinbar mit der Würde Athens, ein Geschenk von Philipp anzunehmen, und für unmöglich, einen unparteiischen Schiedsrichter über die zwischen Athen und Makedonien schwebenden Streitfragen zu finden. Auch den von Philipp angebotenen Handelsvertrag weist er zurück. Die Antwort des Volkes auf Philipps Schreiben lautete denn auch ablehnend. Trotzdem hielt der König die Zeit zu einem offenen Bruche mit Athen noch nicht für gekommen.

Thrakischer Krieg. Vielmehr wandte er sich zunächst gegen die thrakischen Fürsten Kersobleptes und Teres, und dieser Krieg beschäftigte ihn länger, als er erwartet hatte. Im offenen Felde zwar waren die Thraker den wohl geschulten makedonischen Truppen bei weitem nicht gewachsen; als aber der König auch ins Gebirge vorzudringen versuchte, machten sie ihm jeden Fußbreit Landes streitig. So sah sich Philipp genötigt, im unwirtlichen Thrakien zu überwintern, wobei viele seiner Leute den Anstrengungen erlagen.

Diopeithes auf dem Chersones. Die mißliche Lage des Königs benutzte Diopeithes, der athenische Feldherr auf dem Chersones, um mit den Thrakern gemeinsame Sache zu machen. Zur Verstärkung der früher von Chares auf dem Chersones angelegten athenischen Bürgerkolonie hatten die Athener 343 neue Ansiedler unter Diopeithes dorthin entsandt. Während diese von den übrigen Griechenstädten auf der Halbinsel freundlich aufgenommen wurden, wiesen die Kardianer sie mit Rücksicht auf die ihnen 357 zugestandene Unabhängigkeit und im Vertrauen auf Philipps Bundesgenossenschaft zurück. Diopeithes schritt nun zu Feindseligkeiten gegen Kardia. Er begann sie zwar ohne Genehmigung des athenischen Volkes; auch bezog er die Mittel zu diesem Kriege nicht von Athen, sondern zwang die durch den Hellespont segelnden Kauffahrer, sich von ihm freies Geleit zu erkaufen. Bald beschränkte er seine Angriffe nicht mehr auf das Gebiet von Kardia, sondern er machte auch einen Einfall in den seit 346 unter makedonischer Herrschaft stehenden Küstenstrich an der Propontis, plünderte und brandschatzte und zog sich, ehe der König aus dem oberen Thrakien zur Hülfe kommen konnte, nach dem Chersones zurück. Über diesen Friedensbruch beschwerte sich Philipp im Frühjahr 341 in einem an Rat und Volk von Athen gerichteten Schreiben und drohte, jede fernere Verletzung der bestehenden Verträge mit einem

Angriff auf die atheniſchen Beſitzungen auf dem Cherſones zu erwidern. Die Redner der Friedenspartei forderten deshalb die ſofortige Abberufung des Diopeithes.

Rede vom Cherſones. Ihnen trat Demoſthenes mit der Rede „von den Angelegenheiten im Cherſones" entgegen. Nicht darum handle es ſich, ſo führt er aus, was Diopeithes thue und thun wolle, ſondern um den Krieg, den Philipp ſchon ſeit zehn Monaten in Thrakien führe, und die Gefahr, die daraus Athen und den atheniſchen Beſitzungen erwachſe. Zwar billige auch er nicht alle Handlungen des Diopeithes, am wenigſten die Beläſtigung der Kauffahrer. Wenn aber dieſer ſich vergangen habe, ſo könne man ihn zu jeder Zeit durch eine Meldeklage[1]) zur Verantwortung ziehen; Philipp dagegen könne man wegen des Raubes, den er fortwährend an Hellenen und Barbaren begehe, nicht zu jeder Zeit ſtrafen. Man dürfe daher auf keinen Fall die von Diopeithes geworbenen Söldner entlaſſen; denn es ſei wahrſcheinlich, daß Philipp nach Eroberung Thrakiens, das er doch nicht um ſeiner ſelbſt willen zu beſitzen wünſche, gegen Byzanz ziehen werde. Wenn dann die Byzantiner bei Athen Hülfe ſuchen würden, dürfe man ſie trotz ihrer früheren Feindſeligkeiten gegen Athen dem Könige nicht preisgeben. Sei dann aber die Streitmacht auf dem Cherſones aufgelöſt, und wähle Philipp zu ſeinem Angriff auf Byzanz oder den Cherſones, wie gewöhnlich, die Zeit der Eteſien (Paſſatwinde), ſo werde Athen ihm gegenüber völlig machtlos ſein. Auch dürfe man nicht die makedoniſche Kriegserklärung abwarten; denn Philipp werde ſelbſt dann noch vorgeben, Frieden mit Athen zu halten, wenn er gegen Attika ſelbſt heranrücke. Begreife man denn nicht, daß die fortwährende Ausdehnung der makedoniſchen Macht auf Koſten helleniſcher und barbariſcher Staaten eine Gefahr für Athen in ſich berge? Der Redner führt die anderen Hellenen redend ein und läßt ſie den Athenern Vorwürfe machen, daß ſie zwar immer durch Geſandte vor Philipp warnen, ſelbſt aber nichts gegen ihn unternehmen und nicht einmal die zehnmonatliche Beſchäftigung des Königs in Thrakien zur Befreiung Euböas benutzt haben. Solange man nicht den Worten Thaten folgen laſſe, dürfe auf keine Unterſtützung durch die anderen Hellenen gerechnet werden. Daher ſei die Streitmacht auf dem Cherſones

[1]) Über die Meldeklage vgl. S. 47. Auch Beamte, welche ihre Pflicht verletzt hatten, konnten durch eine ſolche Klage belangt werden.

nicht aufzulösen, sondern durch Geld, Schiffe und Mannschaften zu verstärken, und wenn man Diopeithes nicht gestatten wolle, sich in der bisherigen Weise selbst Geld zu verschaffen, seien Steuern zu zahlen. Erst dann könnten Gesandtschaften zu anderen Staaten Erfolg haben. Vor allem aber müßten die Redner bestraft werden, die unter dem Scheine der Friedensliebe nur Philipps Interesse förderten. Die Beredsamkeit des Demosthenes hatte den gewünschten Erfolg. Diopeithes blieb in seiner Stellung und erhielt von Athen neue Verstärkungen.

Dritte philippische Rede. Obgleich das athenische Volk so das vertragswidrige Vorgehen des Diopeithes gebilligt hatte, unternahm Philipp doch vorläufig nichts gegen Athen, sondern setzte zunächst nach Herbeiziehung neuer Truppen aus Thessalien und Makedonien den Krieg gegen die Odrysenfürsten fort. So war denn die politische Lage wenig verändert, als Demosthenes etwa zwei Monate später (Mai 341) infolge eines neuen Hülfsgesuches der Ansiedler auf dem Chersones die dritte philippische Rede hielt, die letzte und gewaltigste seiner erhaltenen Staatsreden. Daß die politische Lage sich während des Friedens mit Philipp weit trauriger gestaltet hat als je im Kriege, erklärt Demosthenes dadurch, daß die meisten Redner, teils um dem Volke zu gefallen, teils um Philipps willen dem Volke nicht das Beste raten, sondern das, was es am liebsten hört. Er selbst will freimütig und ohne Schmeichelei reden. Zunächst sucht er nachzuweisen, daß Philipp, obgleich er dem Namen nach noch immer mit Athen in Frieden lebe, doch in allen seinen Unternehmungen seit dem Friedensschluß stets Athen feind sei. Mit der offenen Kriegserklärung werde er aber, wie bei den Olynthiern und Phokiern, so auch bei den Athenern warten, bis er in ihrem eigenen Lande stehe. Es sei thörichter Leichtsinn, daß seine Mitbürger den beständigen Fortschritten Philipps ruhig zusähen. Ebenso unbegreiflich sei es, daß die anderen Hellenen, die doch früher den Übergriffen der Athener, Spartaner und Thebaner mit den Waffen in der Hand entgegengetreten seien, jetzt Philipp gestatteten, hellenische Staaten zu knechten. Und doch seien jene echte Söhne von Hellas, dieser der König eines verachteten Barbarenvolkes. Dies sei nur dadurch erklärlich, daß fast in allen hellenischen Staaten das Wort der erkauften Verräter mehr gelte als das der Freunde der Freiheit. Wohin das führe, zeige das Beispiel von Olynth, Oreos und Eretria. Daher solle

man sich, solange es noch Zeit sei, zu Thaten aufraffen; denn nicht von Chalkis oder Megara, sondern nur von Athen könne die Befreiung von Hellas ausgehen. Er fordert daher auf, Geld beizusteuern, die vorhandene Streitmacht zu verstärken und Gesandte auszuschicken nach dem Peloponnes, nach Chios und Rhodos, zum Perserkönig, um alle zum gemeinsamen Kampfe gegen Philipp aufzufordern.

Gesandtschaften und Bündnisse. Das Volk genehmigte die Anträge des Demosthenes, der überhaupt in den nächsten Jahren völlig als der Leiter der atheniſchen Bürgerschaft erscheint. Er war nun vor allem bemüht, für den Krieg mit Philipp, den er wünschte, Bundesgenossen zu gewinnen. Er selbst ging als Gesandter nach dem Hellespont, knüpfte mit Abydos an der asiatischen Seite der Meerenge freundschaftliche Beziehungen an und schloß mit den Thrakerfürsten ein Bündnis ab, ohne sie jedoch dem Untergange entreißen zu können; denn noch in demselben Sommer (341) machte Philipp dem Odryſenreich ein Ende. Dagegen war die völlige Versöhnung von Athen und Byzanz und das Schutz- und Trutzbündnis zwischen beiden Städten, welches Demosthenes auf dieser Reise zustande brachte, wenigstens für Byzanz von großem Nutzen. Die Reise nach Chios und Rhodos übernahm Hypereides, erreichte aber nur, daß die Bewohner dieser Inseln den Byzantiern gegen Philipp Hülfe versprachen. Die Gesandtschaft an König Ochos von Persien, welche Ephialtes übernahm, erhielt abschlägigen Bescheid, da jener den Athenern ihre Unterstützung der aufständischen Statthalter noch nicht verziehen hatte. Trotzdem schickte der Großkönig bald darauf dem Diopeithes Hülfsgelder, und auch andere atheniſche Staatsmänner erhielten Geldgeschenke von ihm. Auch dem Demosthenes wirft Aischines vor, daß er ein solches erhalten habe. Erfolgreicher als im Osten war die Politik des Demosthenes im eigentlichen Hellas. Zunächst gelang es seinem Freunde Kallias von Chalkis endlich, einen Bund aller euböischen Städte zu stiften. Von den makedonisch gesinnten Tyrannen auf der Insel trat Kleitarchos von Eretria dem Bunde bei, Philistides von Oreos dagegen ward vertrieben, und bei der Einrichtung der neuen Demokratie in Oreos schoß Demosthenes dieser Stadt ein Talent (4500 ℳ) vor. Kallias und Demosthenes bereisten dann gemeinsam den Peloponnes und die Küsten und Inseln des ionischen Meeres, um überall zum Bunde gegen Philipp auf-

zufordern. In der That erschienen im Frühjahr 340 Gesandte von Euböa, Megara, Korinth, Achaja, Akarnanien, Ambrakia, Leukas und Kerkyra in Athen, um über den Abschluß eines Bündnisses gegen Makedonien zu beraten. Die Leitung des Bundes ward Athen übertragen, doch ward allen Mitgliedern volle Selbständigkeit zugesichert.

Belagerung von Perinthos. Inzwischen führte Philipp noch immer Krieg in Thrakien. Er hatte gehofft, daß nach Unterwerfung des Odrysenreiches die griechischen Städte an der Küste sich ihm anschließen würden; aber Perinthos an der Propontis und Byzantion am Bosporos wiesen alle seine Anträge zurück. Deshalb zog der König 341 mit Heeresmacht vor Perinth und belagerte die Stadt. Da sie aber auf einer Landzunge lag, konnte er mit der Landmacht allein nichts ausrichten; eine Durchfahrt der Flotte durch den Hellespont aber hätte Diopeithes leicht hindern können. Daher ließ Philipp einen Teil seines Heeres in den athenischen Chersones einrücken, um die Fahrt seiner Flotte durch die Meerenge zu decken. So hatte auch er den Frieden gebrochen, und die Athener verfehlten nicht, sich hierüber zu beschweren. Gleichzeitig gingen sie zu offenen Feindseligkeiten über. Sie kaperten makedonische Schiffe, griffen einen Herold des Königs auf und ließen seine Briefe auf der Rednerbühne vorlesen.

Philipps Ultimatum. Deshalb schickte Philipp aus dem Lager vor Perinth ein Schreiben an Rat und Volk von Athen, worin er ihnen die Schuld am Friedensbruch zuschrieb und nachdrücklich die Bestrafung der zum Kriege hetzenden Redner forderte. Dieses Schreiben ist uns in den Handschriften der Demosthenischen Reden erhalten. Die von neueren Gelehrten gegen seine Echtheit vorgebrachten Gründe sind nicht stichhaltig.

Athenische Kriegserklärung. Die Antwort der Athener auf dieses Schreiben konnte bei dem damaligen Einfluß des Demosthenes nicht zweifelhaft sein. Auf seinen Antrag beschloß das Volk (340), da Philipp schon längst dem Frieden von 346 zuwider handle, die Friedensurkunde zu vernichten und sich mit allen Kräften zum Kriege zu rüsten. Hegesippos und andere Redner der Patriotenpartei unterstützten diesen Antrag. Die Erwiderungsrede auf das Schreiben Philipps, welche uns unter Demosthenes' Namen überliefert ist, hat jedoch ebensowenig Anspruch auf Echtheit wie die vierte philippische Rede. Beide scheinen vielmehr von

einem Nachahmer aus Bruchstücken echter Reden des Demosthenes zusammengesetzt zu sein. Der Krieg mußte zunächst im Norden geführt werden, wo Perinth, durch seine terrassenförmige Lage auf einer Halbinsel geschützt und von den Byzantiern und den persischen Statthaltern in Kleinasien unterstützt, allen Angriffen Philipps glücklich widerstand. Die Athener sandten daher Schiffe und Mannschaften nach dem Chersones und nach den Inseln Thasos, Tenedos und Prokonnesos. Demosthenes selbst scheint damals als Trierarch nach Thasos gegangen zu sein. Zu derselben Zeit vertrieben sie unter Phokions Führung den letzten makedonisch gesinnten Tyrannen auf Euböa, Kleitarchos von Eretria.

Belagerung von Byzanz. Inzwischen hatte Philipp die erfolglose Belagerung von Perinth aufgegeben und sich gegen Byzanz gewandt. An der Rettung dieser Stadt, die den Zugang zum Schwarzen Meere beherrschte, mußte den Athenern besonders viel liegen, da das getreidearme Attika alljährlich viele Schiffsladungen Brotkorn von den fruchtbaren Küsten jenes Meeres bezog. Sie sandten daher zwei Hülfsgeschwader, das erste unter Chares, das zweite unter Phokion, nach Byzanz, und da auch von Chios, Rhodos und Kos Hülfe eintraf, gelang es den Belagerten und ihrem umsichtigen Führer Leon, alle Künste und Angriffe des Königs zu vereiteln. Philipp mußte daher auch hier seinen Plan aufgeben, und nachdem er seine von Chares in den Pontos hineingedrängte Flotte durch allerlei Kriegslisten glücklich wieder durch die Meerengen in das ägäische Meer gebracht hatte, zog er nach Norden ab, um, bevor er den entscheidenden Schlag gegen Athen und Hellas ausführte, durch einen Feldzug gegen die an der unteren Donau wohnenden Skythen und Triballer die Nordgrenze seines Reiches zu decken. Von diesem Zuge kehrte er erst im Sommer 339 nach Makedonien zurück.

Demosthenes Vorsteher des Seewesens. Die Zwischenzeit benutzte Demosthenes, um die Wehrkraft seiner Vaterstadt möglichst zu heben. Er genoß damals das unbedingte Vertrauen des Volkes und war an den Dionysien des Jahres 340 zum ersten Male mit einem goldenen Kranze ausgezeichnet worden. Zum Vorsteher des Seewesens erwählt, führte er endlich den lange gehegten Plan einer gerechteren Verteilung der trierarchischen Lasten durch. Die seit 357 bestehende Einrichtung der trierarchischen

Verbände (Symmorien),[1]) in denen die reichsten Bürger die Ausrüstung der Kriegsschiffe besorgten und dann einen Teil ihrer Auslagen von den minder begüterten einzogen, hatte zu Bedrückungen dieser durch jene geführt. Demosthenes setzte nun trotz des Widerstandes der Reichen durch, daß die zu leistenden Beiträge durch Gesetz genau bestimmt und die reichsten Bürger allein zur Ausrüstung eines oder mehrerer Schiffe verpflichtet wurden. Um für den Krieg die nötigen Geldmittel flüssig zu machen, ließ er den kostspieligen Bau des Schiffszeughauses einstweilen einstellen und bewirkte endlich, daß die bisher in die Theorikenkasse abgeführten Überschüsse der Verwaltung wieder der Kriegskasse überwiesen wurden (339).

Amphissäischer Krieg. Die Entscheidung in dem Kriege sollte wieder durch einen amphiktyonischen Streit herbeigeführt werden. Die Lokrer von Amphissa beantragten bei der Versammlung der Amphiktyonen zu Delphi gegen die Athener eine Geldstrafe, weil sie im Tempel zu Delphi vor seiner völligen Entsühnung Schilde aufgehängt hatten, die in der Schlacht bei Platää (479) den Persern und Thebanern abgenommen waren. Freilich ward diese Anklage von Aischines, der als Vertreter Athens an dieser Sitzung teilnahm, so geschickt widerlegt, daß er im Gegenteil nachwies, die Amphissäer seien strafwürdig, weil sie das seit Solons Zeit dem delphischen Gotte geweihte Gebiet von Kirrha angebaut hätten. Die Folge war die Verurteilung der Amphissäer zu einer hohen Buße und ein sofort unternommener Plünderungszug der Amphiktyonen in das Gebiet von Kirrha. Dann kehrten die Gesandten in ihre Heimat zurück mit der Einladung zu einer außerordentlichen Sitzung des Amphiktyonenrates, in welcher über die Eintreibung der Buße von Amphissa beraten werden sollte. Aischines empfahl den Athenern, auch diese Versammlung zu beschicken. Demosthenes aber widersprach unter Hinweis auf die Gefahr einer makedonischen Einmischung. Das Volk, welches damals ganz unter seinem Einfluß stand, beschloß, die außerordentliche Sitzung des Amphiktyonenrates nicht zu beschicken. Auch die Thebaner, die alten Bundesgenossen der Amphissäer, schickten keinen Vertreter zu dieser Sitzung. Dennoch erklärten die versammelten Amphiktyonen unter Vorsitz des Kotyphos von Pharsalos sich für beschlußfähig und übertrugen ihrem Vorsitzenden die Führung des heiligen Krieges. Der von Kotyphos

[1]) Vgl. S. 21. *συμμορία* von *συν* und *μέρος*.

im Sommer 339 unternommene Feldzug gegen Amphissa hatte jedoch nicht den gewünschten Erfolg, und deshalb übertrug die Herbstversammlung der Amphiktyonen die Führung des Krieges dem inzwischen aus den Donauländern zurückgekehrten König Philipp. Auch an diesem Beschlusse hatten die Athener und Thebaner nicht teilgenommen, und als Philipp von Norden heranrückte, fand er die nach Phokis und Lokris führenden Pässe durch athenische Söldner besetzt. Aber die Verbreitung der falschen Nachricht von einem Aufstande in Thrakien und der scheinbare Rückzug des Königs machten die Feinde sorglos und öffneten Philipp den Weg nach Lokris. Bald zeigte es sich, daß er nicht nur zur Vollstreckung des amphiktyonischen Urteils gegen Amphissa nach Hellas gekommen war; denn er besetzte und befestigte Elateia, ein phokisches Städtchen, das durch seine Lage am oberen Kephisos sich zum Ausgangspunkt eines Einfalls in Böotien ganz besonders eignete.

Bündnis mit Theben. Die Bestürzung, welche die Kunde hiervon in Athen hervorrief, schildert Demosthenes lebhaft in der Rede vom Kranze: „Abend war es. Da kam jemand zu den Prytanen mit der Meldung, daß Elateia besetzt sei. Darauf standen die einen sofort während der Mahlzeit auf und vertrieben die Leute aus den Buden auf dem Markte und zündeten die Reiser an, die anderen holten die Feldherren und riefen den Trompeter, und voll Lärms war die Stadt. Am folgenden Morgen aber mit Tagesanbruch beriefen die Prytanen den Rat in das Rathaus, ihr aber ginget zur Volksversammlung, und ehe noch jener die Tagesordnung festgestellt und sein Gutachten abgefaßt hatte, saß schon das ganze Volk oben (auf der Pnyx)." In dieser Volksversammlung, deren Verlauf der Redner dann weiter beschreibt, meldete sich lange niemand zum Wort, bis endlich Demosthenes auftrat und beantragte, sofort die ganze waffenfähige Mannschaft nach Eleusis ausrücken zu lassen und den Thebanern durch Gesandte ein Bündnis anzubieten. Der Antrag ward angenommen, und er selbst ging als Gesandter nach Theben. Hier fand er makedonische Gesandte vor, welche den Thebanern gleichfalls ein Bündnis anboten. Aber seiner feurigen Beredsamkeit gelang es, die Thebaner zu einem Schutz- und Trutzbündnis mit Athen zu bestimmen, dem sich die schon früher mit Athen verbündeten Staaten anschlossen.

Krieg gegen Philipp. Die atheniſche Streitmacht rückte nun ſofort in Böotien ein. In Theben empfing man ſie ehrenvoll und gewährte ihr Quartier in der Stadt. Dann rückten die verbündeten Athener und Thebaner an die phokiſche Grenze, wo man auf den Feind ſtieß. Zwei Treffen fielen zum Nachteil der Makedonier aus, worüber in Athen, wie in Theben großer Jubel herrſchte. Demoſthenes war in beiden Städten der gefeiertſte Mann und ſein Einfluß faſt unbeſchränkt. Aber der kriegeriſche Erfolg war nur vorübergehend. Philipp, der auf dem gebirgigen Gelände ſeine Truppen nicht genügend entfalten konnte, wußte ſeine Gegner in die Ebene von Chaironeia zu locken, und hier erfolgte im Auguſt 338 die Entſcheidung. Auf dem rechten Flügel der griechiſchen Schlachtordnung ſtanden die Thebaner, auf dem linken die Athener, in der Mitte die übrigen Verbündeten. In den Reihen der Athener ſtand auch Demoſthenes als Hoplit. Dieſe waren anfangs gegen den ihnen gegenüberſtehenden König im Vorteil; aber ein kühner Vorſtoß des jungen Königsſohnes Alexander gegen die heilige Schar der Thebaner entſchied die Schlacht zu Gunſten der Makedonier. Die Verluſte der Griechen an Toten, Verwundeten und Gefangenen waren groß, die übrigen retteten ſich durch die Flucht, unter ihnen auch Demoſthenes. Der König veranſtaltete zur Feier des Sieges auf dem Schlachtfelde ſelbſt ein frohes Mahl, und als er nachher trunken die Reihen der Gefangenen durchwanderte, ſoll er die Einleitungsworte des atheniſchen Volksbeſchluſſes über die Kriegserklärung nach jambiſchem Versmaß geſprochen haben:

Δημοσθένης Δημοσθένους Παιανιεύς τάδ' εἶπεν.

Aus den Reihen der gefangenen Athener aber ſoll der Redner Demades ihn zurecht gewieſen haben mit den Worten: „O König, das Schickſal hat dir die Rolle des Agamemnon zugeteilt, und du ſpielſt die des Therſites?“ Infolge dieſes Vorwurfs benahm der König ſich mit mehr Würde und zeichnete Demades vor allen anderen Gefangenen aus.

Folgen der Schlacht bei Chaironeia. Die Nachricht von der Niederlage rief in Athen große Beſtürzung hervor. Man fürchtete, daß Philipp gegen Athen ziehen würde, und traf daher auf Antrag des Hypereides umfaſſende Maßregeln. Die Stadt ſollte in Verteidigungszuſtand geſetzt und die Wachen an den Grenzen verſtärkt werden. Die geſamte waffenfähige

Bürgerschaft ward aufgeboten. Man versprach den Verbannten und Ehrlosen Wiederherstellung ihrer bürgerlichen Rechte, den Metöken das Bürgerrecht, den Sklaven die Freiheit, wenn sie sich am Verteidigungswerke beteiligen wollten: Auswanderung der Bürger ward bei Todesstrafe verboten. Bald traf auch der Rest des geschlagenen Heeres ein; denn die Führer der verbündeten Hellenen sahen ein, daß jeder fernere Widerstand im offenen Felde nutzlos sein würde. Unter den Athenern, welche zurückkehrten, befand sich auch Demosthenes, der sich sofort an den Maßregeln des Hypereides eifrig beteiligte. Dasselbe that ihr gemeinsamer Freund Lykurgos, der seit 338 das Finanzwesen leitete. Daß die verlorene Schlacht das Ansehen dieser Männer nicht erschüttert hatte, zeigt der Umstand, daß Demosthenes zum Vorsteher des Getreidewesens erwählt ward und als Gesandter nach den benachbarten Inseln und den peloponnesischen Küstenstädten ging. Ehe er aber von dieser Reise zurückkehrte, waren die Friedensverhandlungen mit Philipp schon eingeleitet. Von den verbündeten Hellenen mußten sich natürlich die Thebaner zuerst dem Sieger unterwerfen, da derselbe nur noch zwei Tagemärsche von ihren Mauern entfernt war. Hart genug waren Philipps Bedingungen; denn die Thebaner mußten nicht nur auf die Hegemonie über die böotischen Landstädte verzichten, sondern auch eine makedonische Besatzung in ihre Burg aufnehmen. Weit glimpflicher verfuhr der König mit Athen. Bald nach der Einnahme Thebens sandte er den gefangenen Demades, der schnell seine Freundschaft gewonnen hatte, dorthin, um dem Volke vorzustellen, wie viel dem Könige an einem friedlichen Ausgleich gelegen sei. Demosthenes war damals noch als Gesandter abwesend, und die Furcht vor einer Belagerung machte das Volk zu Friedensverhandlungen gern bereit. Daher wurden Demades, Phokion und Aischines an Philipp abgesandt, um zunächst wegen des Loskaufs der Gefangenen zu unterhandeln. Der König empfing sie freundlich und versprach, die gefangenen Athener ohne Lösegeld freizugeben und demnächst durch seinen Sohn Alexander nach Hause geleiten zu lassen, der dem Volke zugleich die Friedensbedingungen des Königs überbringen sollte. Bald darauf erschienen denn auch Alexander und Antipatros mit Friedensvorschlägen, und auf Antrag des Demades nahm das Volk die Bedingungen des Siegers an. Athen mußte seine auswärtigen Besitzungen außer Samos, Delos

und vielleicht Lemnos und Imbros aufgeben, wofür es als einzigen Ersatz das den Thebanern abgenommene Oropos erhielt; aber gerade diese schimpfliche Bereicherung auf Kosten ihrer Bundesgenossen im letzten Kriege trug viel dazu bei, den Athenern die übrigen Bedingungen annehmbar zu machen. Es ward ihnen freigestellt, sich auf einem demnächst nach Korinth zu berufenden Bundestage aller Hellenen zur Beratung über einen unter Philipps Führung in Aussicht genommenen Krieg gegen Persien durch Gesandte vertreten zu lassen.

Leichenrede des Demosthenes. Auch nach dem Frieden blieb das Ansehen des Demosthenes ungeschmälert. Als daher im Spätherbst 338 für die im letzten Kriege gefallenen Bürger eine öffentliche Leichenfeier veranstaltet wurde, übertrug das athenische Volk ihm das ehrenvolle Amt des öffentlichen Leichenredners. Er entledigte sich dieser Aufgabe mit Würde; aber die unter seinen Schriften erhaltene Grabrede auf die bei Chaironeia gefallenen Bürger ist so wenig in seinem Geiste und Stil geschrieben, daß schon die meisten alten Kritiker sie ihm abgesprochen haben.

Bundestag zu Korinth. Nachdem Philipp die peloponnesischen Verhältnisse geordnet und das allein noch Widerstand leistende Sparta völlig gedemütigt hatte, hielt er in Korinth einen Bundestag aller Hellenen ab, von dem sich unter den festländischen Griechen nur die Spartaner ausschlossen. Hier ließ sich der König zum Bundesfeldherrn aller Hellenen in einem demnächst zu unternehmenden Rachekriege gegen Persien wählen. Die von den einzelnen Staaten zu stellenden Kontingente an Schiffen und Mannschaften wurden festgesetzt und ein allgemeiner Landfriede für Hellas verkündet. Die Streitigkeiten der einzelnen Staaten unter einander sollten vom Amphiktyonenrate entschieden, alle Hellenen aber, die gegen Philipp Söldnerdienste annehmen würden, als Landesverräter mit ewiger Verbannung bestraft werden.

Philipps Ende. So stand Philipp unbestritten an der Spitze der Hellenen, und nachdem er im Sommer 337 noch die Illyrier, die sich auf Demosthenes' Antrieb gleichzeitig mit den Hellenen erhoben, gezüchtigt hatte, betrieb er eifrig die Vorbereitungen für den persischen Feldzug. Schon hatten die makedonischen Heerführer Parmenion und Attalos in Asien den

Kampf gegen das Perserreich eröffnet, als König Philipp mitten in seinen Plänen bei der Hochzeit seiner Tochter Kleopatra mit dem Molosserfürsten Alexander zu Ägä von der Hand des Meuchelmörders Pausanias fiel (Juli 336).

Athen nach dem Frieden. Die Athener verhielten sich seit dem Frieden von 338 zwar ruhig und verpflichteten sich auf dem Bundestage von Korinth zur Stellung von Schiffen und Reitern für den Perserkrieg. Daß aber das Volk bei weitem nicht mit der makedonischen Hegemonie zufrieden war, zeigt die Erfolglosigkeit aller Angriffe, die sich nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges gegen Demosthenes richteten. Nicht nur ward er in allen Prozessen, mit denen seine Gegner ihn damals bedrohten, freigesprochen, sondern man übertrug ihm auch wichtige Ämter. Gleich nach dem Abzuge Philipps aus Griechenland ging man mit Ernst an die Ausbesserung der verfallenen Stadtmauern. Zu diesem Zwecke ward der ganze Mauerring nach den Phylen in 10 Abschnitte geteilt, und Demosthenes ward von seiner Phyle zum Vorsteher des Mauerbaus erwählt. Deshalb wies man ihm 10 Talente (45 000 ℳ) an, denen er aus eigenen Mitteln noch 100 Minen (7500 ℳ) hinzufügte. Ebenso leistete er, als er 337/6 das Amt eines Vorstehers der Theorikenkasse bekleidete, dieser einen bedeutenden Vorschuß aus eigenen Mitteln. Dadurch erwarb er sich viele Freunde, und einer derselben, Ktesiphon, stellte im Rate den Antrag, ihn wegen seiner Freigebigkeit und seiner durch Wort und That stets bewiesenen Sorge für das Wohl seiner Vaterstadt an den Dionysien des Jahres 336 im Theater mit einem goldenen Kranze zu ehren. Als aber dieser Antrag dem Volke zur Genehmigung vorgelegt wurde, reichte Aischines gegen Ktesiphon die Klage wegen Gesetzwidrigkeit ein, da es unstatthaft sei, einen Beamten vor der Rechenschaftsablage zu bekränzen, da ferner die Bekränzung im Theater den Gesetzen zuwider sei, und da die staatsmännische Thätigkeit des Demosthenes dem Vaterlande nur zum Nachteil gereicht habe und daher keine Auszeichnung verdiene. Dadurch war Ktesiphons Antrag vorläufig suspendiert. Ehe jedoch die Klage zur gerichtlichen Verhandlung kam, vergingen noch volle sechs Jahre. An kleinen Erfolgen der makedonischen Partei fehlte es auch sonst nicht. So erwirkte dieselbe, als man über einen Glückwunsch an Philipp zur Hochzeit seiner Tochter beriet, einen Beschluß, der

jeden, der an König Philipp sich vergreifen würde, für vogelfrei erklärte. Wie wenig ernst dieser Beschluß gemeint war, sollte sich bald genug zeigen, als Philipp wirklich durch Mörderhand fiel.

4. Hellenische Befreiungsversuche bis zum Tode des Demosthenes.

(336—322 v. Chr.)

Erste Erhebung gegen Alexander. Als die erste Nachricht von der Ermordung Philipps in Athen eintraf, befand sich Demosthenes in tiefer häuslicher Trauer. Seine einzige Tochter war gestorben. Demosthenes war noch unverheiratet, als er 354 in der Sache des Leptines als Anwalt auftrat. Später hatte er sich mit der Tochter eines athenischen Kleruchen von Samos vermählt, und dieser Ehe war eine einzige Tochter entsprossen, die ihm eben in den Tagen von Philipps Ermordung durch den Tod entrissen ward. Aber die Freude über den Tod seines Feindes und die daran geknüpften Hoffnungen auf Abschüttelung der makedonischen Hegemonie verdrängten völlig den Schmerz über den Tod des einzigen Kindes. Die erste Kunde vom Tode des Königs erhielt der Redner von Lemnos aus durch Charidemos. Noch traute er der Nachricht nicht recht; doch ging er sofort in den Rat und erzählte, er habe einen Traum gehabt, der dem Vaterlande Heil verkünde. Als dann die Bestätigung der Nachricht eintraf, legte er alle Zeichen der Trauer um die erst vor sieben Tagen verschiedene Tochter ab. Er erschien in weißen Festkleidern, mit einem Kranze geschmückt, in Rat und Volksversammlung, wo er zum Aufstande gegen Alexander, den 20jährigen Sohn und Nachfolger Philipps, den er einen Knaben und Gimpel nannte, aufforderte. Rat und Volk, die noch vor kurzem den Mörder Philipps mit der Acht bedroht hatten, bewilligten ihm jetzt Ehrenbezeugungen und beschlossen, den Göttern ein Dankfest für die Ermordung des Königs zu veranstalten. Auch in anderen griechischen Städten, namentlich in Theben, bereitete man eine Erhebung vor. Aber man hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Alexander war in politischen und militärischen Dingen trotz seiner Jugend nicht mehr unerfahren. Während des letzten thrakischen Krieges seines Vaters hatte er in Makedonien die Regierung geleitet, und bei Chaironeia

hatte er wesentlich den Sieg der makedonischen Waffen herbeigeführt. Er wußte auch bei dem plötzlichen Tode seines Vaters die richtigen Maßregeln zu ergreifen. Er ließ sofort den Mörder Philipps festnehmen und hinrichten, versicherte sich der Ergebenheit der Truppen und beseitigte diejenigen seiner Verwandten, von denen er Gefahr für seinen Thron fürchtete. Auf die erste Nachricht von Unruhen in Hellas erschien er mit einem Heere in Mittelgriechenland und schlug unweit Thebens ein Lager auf. Die Thebaner mußten sich unterwerfen, und auch die Athener beeilten sich, durch eine Gesandtschaft unter Demades um Entschuldigung zu bitten. Auch Demosthenes war zum Gesandten erwählt worden, lehnte aber die Wahl ab oder kehrte unterwegs um. Demades, Phokion und die übrigen Gesandten erreichten, daß Alexander den Athenern ihre übereilten Schritte verzieh; nur verlangte er, daß sie zu dem nach Korinth zu berufenden Bundestage aller Hellenen Gesandte schicken sollten. In dieser Versammlung, von der sich wieder nur die Spartaner ausschlossen, ward Alexander an Stelle seines Vaters zum Oberfeldherrn der Hellenen gegen Persien erwählt und so die makedonische Hegemonie über Hellas von neuem anerkannt.

Thebens Empörung und Untergang. Die erste Erhebung der Griechen war im Keime unterdrückt worden. Als aber Alexander im folgenden Jahre (335) daran ging, vor Eröffnung des Perserkrieges die barbarischen Völker der Balkanhalbinsel, die Thraker, Geten und Illyrier völlig zu unterwerfen, regten sich bei den Hellenen wieder Freiheitsgelüste, die durch Gesandte und Geldspenden des Perserkönigs Dareios III. Kodomannos (336 bis 330) angefacht wurden. In mehreren peloponnesischen Städten und in Ätolien vertrieb man die makedonische Partei. In Athen war das Volk zwar vorsichtig genug, öffentlich die persische Unterstützung abzulehnen; aber die persischen Gesandten wandten sich nun privatim an einige Führer der antimakedonischen Partei, die sich nicht weigerten, das Geld anzunehmen, um damit unter der Hand eine neue Erhebung vorzubereiten. Nicht weniger als 300 Talente (1 350 000 ℳ) sollen damals zu Agitationszwecken in die Hände des Demosthenes niedergelegt sein. Zuerst schlug man in Theben los. Thebanische Flüchtlinge kehrten aus Athen in ihre Vaterstadt zurück, überfielen und töteten die sich sorglos in der unteren Stadt bewegenden Führer der makedonischen Besatzung

der Burg, ließen Böotarchen wählen und begannen, die Makedonier auf der Burg zu belagern. Es hatte sich nämlich in Hellas das Gerücht verbreitet, Alexander sei im Kampfe gegen die Illyrier gefallen. Von Athen aus unterstützten Demosthenes und seine Freunde die thebanische Erhebung mit Waffen, die sie für persisches Geld gekauft hatten, und forderten das Volk auf, sich dem Aufstande anzuschließen. Auch vom Peloponnes versprach man Hülfe. Aber noch hielt sich die makedonische Besatzung auf der Kadmeia, und noch war den Thebanern weder von Athen noch vom Peloponnes ein Hülfscorps gesandt, als plötzlich gemeldet ward, der tot geglaubte Alexander stehe mit einem Heere wenige Meilen von Theben. Anfangs wollte man es nicht glauben, aber nachdem der König den Thebanern zwei Tage Bedenkzeit gelassen hatte, erschien er am dritten Tage unmittelbar vor den Mauern der Stadt und begann die Belagerung. Mit einem Angriff zögerte er zwar noch in der Hoffnung auf einen friedlichen Ausgleich; als aber wider seinen Willen sich doch an einer Stelle ein Kampf entspann, nahm derselbe bald größere Ausdehnung an, und auch die belagerte makedonische Besatzung der Burg machte einen Ausfall. So wurden die von beiden Seiten angegriffenen Thebaner leicht überwältigt und ihre Stadt eingenommen. Nach Beschluß eines Kriegsrats, in dem ihre alten Feinde, die vertriebenen Bewohner von Platää, Thespiä und Orchomenos den Ausschlag gaben, ward die Stadt von Grund aus zerstört und die Einwohner als Sklaven verkauft. Nur die Priester und die Nachkommen des Dichters Pindaros schonte man, wie man auch außer den Tempeln das Haus dieses Dichters stehen ließ.

Athens Ausgleich mit Alexander. Auf die Nachricht von der Zerstörung Thebens kehrte das peloponnesische Hülfsheer am Isthmos um. Die Athener waren noch nicht ausgerückt, als thebanische Flüchtlinge ihnen die Kunde von dem furchtbaren Ereignis brachten. Man unterbrach daher sofort die Feier der Mysterien und gewährte allen thebanischen Flüchtlingen die freundlichste Aufnahme. Die Führer der Patriotenpartei waren eifrig bemüht, die Stadt in Verteidigungszustand zu setzen; aber das Volk schien diesmal wenig geneigt, es auf eine Belagerung ankommen zu lassen. Vielmehr beschloß man auf Antrag des Demades, eine Gesandtschaft an Alexander abzuschicken, um ihm zur Rückkehr aus dem illyrischen Kriege und zur Unterdrückung des thebanischen

Aufstandes die Glückwünsche des atheniſchen Volkes zu überbringen. Wohl mochte der König ſich mit Unmut abwenden, als Demades ihm dieſe Botſchaft überbrachte; jedoch hegte auch er den Wunſch, weitere Feindſeligkeiten zu vermeiden. Er erklärte ſich daher bereit, den Athenern zu verzeihen, wenn ſie die thebaniſchen Flüchtlinge auswieſen und die zehn hervorragendſten Männer der antimakedoniſchen Partei, unter ihnen Demoſthenes, Lykurgos und Charidemos, auslieferten. Dieſe Forderung rief in der Volksverſammlung lebhafte Debatten hervor. Phokion glaubte mit Rückſicht auf die mißliche Lage der Stadt die Forderungen des Königs bewilligen zu müſſen. Hypereides und Demoſthenes widerſprachen. Letzterer riet dem Volke, es nicht zu machen wie in der Fabel die Schafe, die ihre Wächter, die Hunde, den Wölfen auslieferten. Demades fand wieder einen Ausweg. Auf ſeinen Antrag beſchloß das Volk, Alexander zu bitten, die Unterſuchung gegen die Staatsmänner und Feldherren, deren Auslieferung er forderte, den Athenern ſelbſt zu überlaſſen, ſowie auf die Ausweiſung der thebaniſchen Flüchtlinge zu verzichten. Mit dieſer Bitte gingen wiederum Demades und Phokion zum Könige, und dieſer erwies ſich auch diesmal den Athenern gnädig. Er ließ ſeine übrigen Forderungen fallen und verlangte als einzige Genugthuung die Auslieferung des Feldherrn Charidemos. Dieſer entzog ſich ihr durch ſchleunige Flucht zum Perſerkönig, der ihn nicht lange nachher wegen einer freimütigen Äußerung hinrichten ließ. Alexander aber kehrte, ohne das attiſche Gebiet betreten zu haben, nach Makedonien zurück, wo er mit großem Eifer die Vorbereitungen für den Perſerkrieg betrieb.

Atheniſche Politik während der Feldzüge Alexanders in Aſien. Nach dem Scheitern der thebaniſchen Erhebung mochte Demoſthenes endlich die Überzeugung gewonnen haben, daß vorläufig jedes fernere Unternehmen gegen Makedonien ausſichtslos ſein würde. Auch verdankten er und ſeine Freunde nur der Verwendung ihrer politiſchen Gegner, beſonders des Demades, ihre Rettung von der Auslieferung an Alexander. Alles dies war wohl geeignet, eine Annäherung der politiſchen Parteien in Athen herbeizuführen. So ſehen wir denn in den nächſten Jahren Demoſthenes und Lykurgos neben Demades und Phokion an der Leitung der Politik beteiligt, und alle hielten an den mit Alexander geſchloſſenen Verträgen feſt. Demgemäß ſtellte

Athen bei Eröffnung des persischen Feldzuges (334) 20 Schiffe zur Bundesflotte, und auch als die persische Flotte unter Memnon im ägäischen Meere erschien und die Milesier im Vertrauen auf diese dem Sieger vom Granikos ihre Thore verschlossen, wies Demosthenes in besonnener Weise auf die Aussichtslosigkeit eines solchen Unternehmens hin, und man versagte den Milesiern die erbetene Unterstützung. Andrerseits aber setzten Demosthenes und Hypereides es gegen Phokions Antrag durch, daß eine Forderung Alexanders, Athen solle ihm zur Verstärkung seiner Flotte noch mehr Schiffe stellen, unter Hinweis auf den korinthischen Vertrag abgelehnt ward. Auch sonst kam es oft zu Wortgefechten zwischen den Rednern beider Parteien, ohne daß jedoch eine von beiden ganz die Oberhand erlangt hätte. Als einst Demosthenes seinen Willen gegen Phokions Widerspruch nicht durchsetzen konnte, soll er ihm voll Unmut zugerufen haben: „Die Athener werden dich töten, wenn sie rasend werden," worauf Phokion gelassen erwiderte: „Und dich, wenn sie vernünftig sind." Der andauernde Friede war für die Stadt sehr wohlthuend, und unter der umsichtigen Finanzverwaltung des Lykurgos (338—326) erholte sie sich allmählich von den Wunden des letzten Krieges.

Unruhen des Jahres 330. Auch während der Unruhen des Jahres 330 verhielt Athen sich ruhig. Als nämlich Alexander das Küstengebiet des Mittelmeeres verließ und auf der Verfolgung des Dareios in das innere Asien vordrang, erhoben sich in Europa einige Freunde der Freiheit gegen die makedonische Herrschaft. In Thrakien forderte Seuthes, ein Sprößling des alten Fürstenhauses, seine Landsleute zum Aufstande auf. Daß er auch mit Athen Verbindungen anknüpfte, beweist der erhaltene Anfang eines athenischen Ehrenbeschlusses aus dem Jahre 330 für Rhebulas, den Sohn des Seuthes und Bruder des Kotys. Bald schlug auch im Peloponnes der Spartanerkönig Agis los. Wir wissen, daß es in Athen nicht an Männern fehlte, die zum Anschluß an diese Erhebung rieten. Ob freilich die unter dem Namen des Demosthenes überlieferte Rede „über die Verträge mit Alexander" in diese Zeit gehört, ist zweifelhaft. Man kann sie auch der Zeit vor der Erhebung Thebens zuweisen. Jedenfalls ist sie dem Demosthenes schon im Altertum mit Recht abgesprochen worden. Wer der Verfasser ist, wissen wir nicht; denn auch die Angaben derer, die sie dem Hypereides oder Hegesippos zuschreiben, haben

wenig Wahrscheinlichkeit. Ein Antrag auf Beteiligung am Aufstande scheint damals wirklich in Athen gestellt zu sein, von wem, wissen wir nicht. Demosthenes wird von Aischines nur beschuldigt, daß er Unruhen in Thessalien habe hervorrufen wollen. Demades, der damals Vorsteher der Theorikenkasse[1]) war, hielt die Athener von einer Unterstützung des Agis zurück, indem er ihnen vorstellte, wie viel vorteilhafter es für sie sei, das vorhandene Geld für ein bevorstehendes Fest als für den Krieg zu verwenden. Bald machte der Sieg des Antipatros bei Megalopolis über Agis allen Kriegsgelüsten ein Ende. Sparta mußte jetzt dem allgemeinen hellenischen Bunde beitreten. Von den Athenern verlangte Antipatros, daß Demosthenes sich einem Verhör vor einem amphiktyonischen Gerichte unterziehen sollte; doch wies das Volk diese Forderung zurück.

Lykurgos' Klage wider Leokrates. Wie stark überhaupt noch immer die antimakedonische Partei in Athen war, beweist der Ausgang zweier Prozesse, die 330 zur Verhandlung gelangten. Leokrates, ein reicher athenischer Geschäftsmann, hatte 338 auf die Nachricht von der Niederlage bei Chaironeia seine Vaterstadt mit Sack und Pack verlassen. Als er nach langem Aufenthalt in der Fremde 330 zurückkehrte, klagte ihn Lykurgos des Landesverrats an, und nur mit genauer Not entging er der Verurteilung.

Prozeß des Ktesiphon. Bald darauf (etwa im August 330) kam auch die Klage des Aischines wider Ktesiphon wegen gesetzwidrigen Antrages zur gerichtlichen Verhandlung. Weshalb die Entscheidung mehr als 6 Jahre verzögert war, und weshalb Aischines gerade damals den Prozeß wieder aufnahm, wissen wir nicht. Da durch die Klage weniger Ktesiphons längst verjährter Antrag als vielmehr die ganze staatsmännische Thätigkeit des Demosthenes angegriffen wurde, konnte man voraussehen, daß dieser selbst die Verteidigung übernehmen würde, und wie einst beim Gesandtschaftsprozeß des Aischines, strömte auch jetzt eine große Menschenmenge zu dem Redekampfe der beiden berühmten Männer zusammen. Die damals von ihnen gehaltenen Reden sind uns erhalten. Es sind die jüngsten Denkmäler ihrer Kunst. — Die Klagerede des Aischines sucht darzuthun, daß der Antrag des Ktesiphon gesetzwidrig sei, weil er die Bekränzung eines Beamten vor der Rechenschaftsablage verlange und

[1]) Vgl. S. 27.

weil die vom Volke bewilligten Bekränzungen nach dem Gesetze nicht im Theater, sondern in der Volksversammlung zu verkünden seien. Sodann bemüht der Redner sich zu zeigen, daß Demosthenes eine solche Ehre nicht verdiene, weil seine staatsmännische Thätigkeit nur Unheil über Athen gebracht habe. Zuerst nämlich habe jener in Gemeinschaft mit Philokrates den Frieden mit Philipp zustande gebracht und gegen den Wunsch der Bundesgenossen Athens zugleich ein Bündnis. Durch ihn sei Kersobleptes vom Frieden ausgeschlossen. Als Philipp dann wider Erwarten die Phokier vernichtete und die Thebaner begünstigte, habe Demosthenes sich dem gerechten Zorne seiner Mitbürger nur dadurch zu entziehen gewußt, daß er seine Mitgesandten beschuldigte und sich als den größten Feind Philipps gebärdete. Er habe dann unablässig gegen diesen gehetzt, bis er einen neuen Krieg zustande brachte. Er habe unter schimpflichen Bedingungen mit Euböa und Theben Bündnisse abgeschlossen. Aus der Schlacht sei er geflohen und habe dann die Frechheit gehabt, den gefallenen Bürgern die Lobrede zu halten. Beim Tode Philipps habe er in unnatürlicher Weise alle Trauer um die einzige Tochter unterdrückt und eine unwürdige Freude an den Tag gelegt. Mit persischem Gelde habe er die Thebaner zur Erhebung gegen Alexander getrieben und dadurch den Untergang Thebens herbeigeführt. Dann aber habe er sich mit Alexander ausgesöhnt und daher in den letzten Jahren jede Gelegenheit zum Kriege unbenutzt gelassen. An diese Verdächtigung der politischen Thätigkeit schließen sich Schmähungen über seine Herkunft, sein Privatleben und seinen Charakter. Zum Schlusse mahnt der Redner die Richter, den gesetzwidrigen Antrag des Ktesiphon zu verwerfen und dem Demosthenes die unverdiente Ehre zu versagen. —

Rede vom Kranze. Über die Erwiderung Ktesiphons auf die Anklage des Aischines wissen wir nichts. Die eigentliche Verteidigung übernahm Demosthenes. Seine in dieser Sache gehaltene Rede vom Kranze ist die jüngste und bedeutendste seiner erhaltenen Gerichtsreden. Nach einem Gebet an die Götter bittet der Redner die Richter, ihrem Eide gemäß beiden Parteien gleiches Wohlwollen entgegenzubringen und ihm zu verzeihen, wenn er durch die Art der Anklage genötigt werde, viel von sich selbst und seiner eigenen Thätigkeit zu sprechen. Er wendet sich dann zunächst gegen die Beschuldigung, daß er in Gemeinschaft mit Philokrates

den Frieden von 346 zustande gebracht habe. Dieser sei Athen durch die traurige Lage aufgezwungen, und daß er so schlimme Folgen gehabt habe, daran sei neben Philokrates besonders Aischines schuld, der dem Volke falsche Vorspiegelungen über Philipps Absichten gemacht habe. Demosthenes sucht dann nachzuweisen, wie er ferner stets das Wohl seiner Vaterstadt im Auge gehabt habe. Er habe als Gesandter den Athenern neue Bundesgenossen gewonnen und die Hellenen vor Philipps Plänen gewarnt. Er habe die Befreiung von Euböa und die Rettung der Byzantier veranlaßt und eine gerechtere Verteilung der Leistungen der Bürger für die Flotte herbeigeführt. Hier unterbricht der Redner die Schilderung seiner politischen Thätigkeit, um sich gegen die Gründe zu wenden, die Aischines für die Gesetzwidrigkeit von Ktesiphons Antrag beigebracht hat. Er sei so weit entfernt, seine Rechenschaftspflicht zu leugnen, daß er sich nicht nur für die verwalteten Ämter, sondern für sein ganzes Leben dem Staate zur Rechenschaft verpflichtet glaube. Aber für das, was er aus eigenen Mitteln zum Besten des Staates beigesteuert habe, sei er keinem Menschen Rechenschaft schuldig. Auch sei es unrichtig, daß das Gesetz die Bekränzung im Theater verbiete; vielmehr sei diese zulässig, sobald das Volk sie beschließe. Auf die Schmähungen des Aischines antwortet er mit einer in den grellsten Farben gegebenen Schilderung der ärmlichen Verhältnisse, in denen sein Gegner aufgewachsen ist. Er erinnert an die Unterstützung, die Aischines dem Brandstifter Antiphon, dem Python und anderen Gesandten Philipps gewährt habe. Aischines habe sich stets mit Philipps und Alexanders Gastfreundschaft gebrüstet, in Wirklichkeit aber sei er nur ihr Söldling. In Philipps Interesse habe er die Amphiktyonen zum Kriege gegen Amphissa aufgereizt und dadurch ihm Gelegenheit zur Besetzung von Elateia gegeben. Die Erwähnung dieses Ereignisses giebt dem Redner Veranlassung, zu seiner eigenen Thätigkeit zurückzukehren. Er erinnert daran, wie in der allgemeinen Bestürzung nach der Einnahme von Elateia er es gewesen sei, der das Bündnis mit Theben empfohlen und abgeschlossen und dadurch bewirkt habe, daß die Entscheidungsschlacht nicht in Attika, sondern drei Tagemärsche von der attischen Grenze stattfand. Für den unglücklichen Ausgang der Schlacht sei nicht er verantwortlich, sondern die Heerführer und die Götter. Zum Schlusse vergleicht der Redner noch einmal seine und seines Gegners

politische Laufbahn mit einander und bittet die Richter zu entscheiden, wessen Thätigkeit dem Vaterlande mehr Nutzen gebracht habe.

Ausgang des Prozesses. Der Eindruck der kraftvollen und gewandten Verteidigung, in der Demosthenes in kluger Berechnung den schwächsten Punkt, den Nachweis der Gesetzlichkeit des Antrages, in die Mitte gestellt hat, war ein überwältigender. Ktesiphon ward nicht nur freigesprochen, sondern der Kläger erhielt nicht einmal den fünften Teil der Stimmen. Er verfiel dadurch in eine Geldbuße von 1000 Drachmen (750 *M*) und verlor das Recht, ferner in solchen Sachen als Kläger aufzutreten. Verstimmt über diesen Mißerfolg, verließ Aischines auf immer seine Vaterstadt und lebte fortan in Ephesos, Rhodos und Samos, wo er 314 starb. Auf Rhodos soll er die später so berühmte Rednerschule gestiftet haben. Als er hier einst seinen Schülern die Rede wider Ktesiphon vorlas und diese sich wunderten, daß er mit dieser dem Demosthenes unterlegen sei, soll er geantwortet haben: „Ihr würdet euch nicht wundern, wenn ihr selbst das Untier hättet reden hören."

Demosthenes Vorsteher des Getreidewesens. Nach seinem Siege über Aischines behauptete sich Demosthenes noch sechs Jahre in der Gunst des Volkes; doch wissen wir aus dieser Zeit nur wenig über seine Thätigkeit. Während einer schlimmen Getreideteurung, die damals entstand, erwählte ihn das Volk zum Vorsteher des Getreidewesens, und in diesem Amte verwandte er außer dem Gelde, welches ihm der Staat zum Ankauf von Getreide zur Verfügung gestellt hatte, noch aus eigenen Mitteln ein ganzes Talent. Zwar ward er auch diesmal bei der Rechenschaftsablage von seinen Feinden angegriffen; aber es gelang ihm, alle Beschuldigungen zu widerlegen.

Lykurgos' Tod. Auch sein Freund Lykurgos, der 12 Jahre lang (338—326) die Finanzverwaltung Athens geleitet hatte, entging, als er 326 von seinem Amte zurücktrat, nicht dem Schicksal, von seinem Amtsnachfolger der Unterschlagung angeklagt zu werden. Zwar gelang es ihm, über alle verwalteten Gelder genaue Rechnung abzulegen; aber trotzdem zog man, als er bald darauf (325) gestorben war, seine Söhne aufs neue vor Gericht und verurteilte sie zu einer großen Geldbuße. Durch den Tod des Lykurgos hatte Demosthenes seinen besten Freund verloren; bald sollte er sich mit Hypereides in verhängnisvoller Weise entzweien.

Harpalos. Während sich Alexander auf dem indischen Feldzuge befand, hatte sein Schatzmeister Harpalos in Susa und Babylon mit den ihm anvertrauten Schätzen in unverantwortlicher Weise gewirtschaftet und von dem Gelde seines Königs ein schwelgerisches Leben geführt. Als sich dann wider Erwarten die Kunde verbreitete, daß Alexander zurückkehre, machte er sich unter Mitnahme von 2000 Talenten (9 Millionen ℳ) aus dem Staube, verschaffte sich in Kleinasien Söldner und Schiffe und fuhr nach Athen, wo Charikles, der sittenlose Schwiegersohn des sittenstrengen Phokion, sein Gastfreund war. In Athen gab es viele, welche zur Erhebung gegen Makedonien rieten. Demosthenes aber versprach sich von einem auf das gestohlene Geld gestützten Aufstande keinen Erfolg und riet dem Volke, dem Harpalos die Einfahrt in den athenischen Hafen zu verbieten. Demgemäß erhielt Philokles, der Feldherr im Peiraieus, die Weisung, ihn an der Landung in Attika zu hindern. Infolgedessen mußte Harpalos wieder umkehren und wandte sich nun nach dem Vorgebirge Tainaron, wo damals ein Werbeplatz für Söldner war. Bald aber kehrte er allein mit einem einzigen Schiffe nach Athen zurück, und diesmal wehrte ihm Philokles die Landung nicht. In der Volksversammlung zwar gelang es den gemeinsamen Bemühungen des Phokion und Demosthenes, das Volk von der Annahme des entwendeten Geldes abzuhalten. Um so mehr aber zeigten sich einzelne angesehene Männer, zu denen auch Phokions Schwiegersohn gehörte, geneigt, Geschenke von Harpalos anzunehmen. Bald aber forderten Antipatros und Olympias schriftlich und gleichzeitig Alexander durch einen Gesandten die Auslieferung des Harpalos und der geraubten Gelder. Demosthenes dagegen wies diese Forderung als unvereinbar mit der Würde eines freien Staates zurück und beantragte, Harpalos selbst und seine Gelder in Gewahrsam zu nehmen, bis man sie an Alexander selbst ausliefern könne. Das Volk beschloß daher, Harpalos zu verhaften und von ihm eine Erklärung darüber zu fordern, wieviel Geld er nach Athen mitgebracht habe. Harpalos ward also festgenommen und gab an, 700 Talente (3 150 000 ℳ) mitgebracht zu haben, wovon sich aber nur noch etwa die Hälfte bei ihm vorfand. Das vorhandene Geld nahm Demosthenes (wir wissen nicht, in welcher amtlichen Eigenschaft) in Empfang, versäumte es aber, dem Volke sofort über die Höhe der Summe Bericht zu erstatten.

Hinsichtlich der fehlenden Gelder forderte das Volk jeden, der von Harpalos etwas empfangen hätte, zur freiwilligen Ablieferung auf und versprach ihm in diesem Falle Straflosigkeit. Als diese Aufforderung erfolglos blieb, beauftragte man den Areopag mit der Untersuchung über den Verbleib der fehlenden Gelder; aber auch diese Behörde ließ noch geraume Zeit verstreichen, ehe sie mit dem Ergebnis hervortrat.

Demosthenes in Olympia. Inzwischen hatte sich in Hellas die Kunde verbreitet, Alexander wolle bei der bevorstehenden Feier des großen olympischen Festes im Sommer 324 den versammelten Hellenen wichtige Botschaften verkündigen lassen, die sich auf die Gewährung göttlicher Ehren an den König und auf die Rückkehr aller hellenischen Verbannten in ihre Heimat bezögen. Beide Forderungen waren den Athenern unangenehm, besonders aber die letztere, da sie die seit 40 Jahren auf Samos ansässigen attischen Kleruchen gezwungen hätte, die Insel ihren alten Besitzern zurückzugeben. Um die Ansprüche Athens auf diese Insel unter Hinweis auf den korinthischen Vertrag geltend zu machen, schickte das Volk Demosthenes als Führer der athenischen Festgesandtschaft nach Olympia. Als nun der makedonische Gesandte Nikanor unter großem Jubel der anwesenden Verbannten die Botschaft des Königs verkündete, trat ihm Demosthenes mit einer längeren Rede entgegen, ohne jedoch etwas auszurichten. Die Athener beschlossen daher, bei dem Könige selbst durch Gesandte gegen die Rückkehr der vertriebenen Samier zu protestieren, während sie ihm die verlangten göttlichen Ehren auf Antrag des Demades bewilligten.

Harpalischer Prozeß. Die Haltung des Demosthenes in der Sache des Harpalos hatte ihn mit vielen seiner früheren Freunde, die jede Gelegenheit zur Erhebung gegen Makedonien benutzen wollten, entzweit, und als es nun gar Harpalos gelang, aus dem Gefängnis zu entfliehen, beschuldigte man ihn immer lauter der Bestechung. Sogar Hypereides erhob diese Beschuldigung gegen seinen früheren Freund, und Demosthenes verlangte daher, daß der Areopag endlich das Ergebnis seiner Untersuchung veröffentlichen solle. Nach langem Zögern erstattete diese Behörde dem Volke Anzeige, und auf der Liste der nach ihrer Meinung von Harpalos bestochenen Athener standen oben an Demosthenes und Demades mit je 20 Talenten (90 000 ℳ), dann Philokles, Charikles u. a. mit geringeren Beträgen. Allen

diesen Männern ward nun vor den Geschworenen der Prozeß gemacht, der im Jahre 3243 zur Verhandlung kam. Unter den vom Volke ernannten Anklägern waren die hervorragendsten Hypereides, Pytheas und Stratokles. Wir besitzen noch zwei Anklagereden wider Demosthenes in dieser Sache, die eine von Hypereides, die andere von Deinarchos. Letztere beruft sich für die Schuld des Angeklagten, ohne weitere Beweise beizubringen, einfach auf die Anzeige des Areopags und ergeht sich im übrigen in Schmähungen über das Leben und die Politik des Demosthenes. Hypereides kann es seinem früheren Freunde nicht verzeihen, daß er Harpalos aus dem Gefängnis habe entweichen lassen, und daß er die günstige Gelegenheit zum Kriege versäumt habe, als ganz Hellas über Alexanders Forderungen empört war. Als Grund zu dieser veränderten Politik sei nur Bestechung durch Harpalos denkbar. Die Verteidigungsrede des Demosthenes besitzen wir leider nicht; doch wissen wir, daß er behauptete, das Geld, dessen Unterschlagung man ihm zur Last legte, zu einem Vorschuß an die Theorikenkasse verwandt zu haben. Jedenfalls befriedigte seine Verteidigung die Richter nicht; denn sie verurteilten ihn zu einer Geldbuße von 50 Talenten (225 000 ℳ). Daß er jedoch nicht von Harpalos bestochen war, soll sich nach dessen Tode aus seinen Rechnungsbüchern herausgestellt haben. Da Demosthenes die hohe Buße nicht zahlen konnte, ward er als Staatsschuldner ins Gefängnis geworfen.

Demosthenes in der Verbannung. Mit Hülfe seiner Freunde gelang es ihm jedoch, nach dem Peloponnes zu entkommen, wo er in Aigina und Troizen lebte. Wie schwer er diese Verbannung ertrug, und wie sehr er sich nach seiner Vaterstadt sehnte, zeigen seine aus dieser Zeit stammenden Briefe. Damals soll er in seinem Unmut zu einigen befreundeten Jünglingen gesagt haben: „Wenn mir von Anfang an zwei Wege offen gestanden hätten, der eine auf die Rednerbühne, der andere in das Grab, und wenn ich alle Leiden eines Staatsmannes vorher gekannt hätte, so hätte ich den Tod gewählt."

Lamischer Krieg. Nach dem Sturze des Demosthenes ging die Leitung der Geschäfte in Athen für kurze Zeit in die Hände der makedonischen Partei über. Aber noch war jener kein Jahr in der Verbannung, als sich in Hellas die Kunde verbreitete, daß König Alexander im Juli 323 in Babylon gestorben sei.

Diese Nachricht rief überall in Hellas die alten Freiheitsgelüste wieder wach. Die Seele der Bewegung war der Athener Leosthenes, ein Söldnerführer, der schon bei Lebzeiten Alexanders am Vorgebirge Tainaron ein Heer von 8000 Mann gesammelt hatte und nun seine Dienste den Athenern und Ätolern anbot, die über die von Alexander angeordnete Rückkehr der Verbannten besonders erbittert waren. In Athen warnte vergebens der besonnene Phokion vor übereilten Schritten, vergebens mahnte Antipatros durch Gesandte an die Verträge; das Volk beschloß auf Antrag des Hypereides den Krieg und erwählte Leosthenes zu seinem Feldherrn. Während man nun in Athen Schiffe ausrüstete und die Bürger unter die Waffen rief, zog Leosthenes mit seinen Truppen zunächst nach Ätolien und dann, durch die Ätoler verstärkt, nach den Thermopylen. In der Nähe dieses Passes bei Herakleia gewann er einen Sieg über Antipatros, und dieser mußte, da die Thessaler ihm den Rückzug abschnitten, sich in die Festung Lamia werfen, von deren Belagerung durch Leosthenes der ganze Krieg den Namen des lamischen erhalten hat. Das Heer des Leosthenes wuchs bald durch Zuzug aus Thessalien und Mittelgriechenland. Auch im Peloponnes schlossen sich einzelne Staaten dem hellenischen Bunde an. Hier wirkten als Gesandte des athenischen Volkes Hypereides und Polyeuktos für die Sache der Freiheit, während ihre Mitbürger Pytheas und Kallimedon im makedonischen Sinne thätig waren. Demosthenes, der noch immer als Verbannter im Peloponnes lebte, söhnte sich, um auch für die Sache der Freiheit wirken zu können, mit Hypereides wieder aus und schloß sich seinen früheren Freunden an. Als in einer arkadischen Stadt Demosthenes und Pytheas zusammentrafen, soll dieser geäußert haben, wie in einem Hause, in welches Eselsmilch getragen werde, sicherlich jemand krank sei, so dürfe man auch annehmen, daß in einer Stadt, in welche eine athenische Gesandtschaft käme, irgend etwas faul sei. Demosthenes soll darauf schlagfertig erwidert haben: „Wie aber die Eselsmilch den Kranken Heilung bringt, so gereicht auch die athenische Gesandtschaft den Staaten zum Heile.“

Rückkehr des Demosthenes. Die Thätigkeit des Demosthenes für die Erhebung gegen Makedonien erwarb ihm wieder die Gunst des Volkes, so daß dieses ihm die Rückkehr in seine Vaterstadt ermöglichte. Zwar ließ das Urteil des Gerichts,

welches über ihn eine Geldstrafe von 50 Talenten verhängte, sich nicht aufheben. Damit er aber durch Zahlung der Buße wieder in den Besitz seiner bürgerlichen Rechte eintreten könnte, beschloß das Volk, ihm für ein bevorstehendes Fest die Schmückung des Altares des Retters Zeus zu übertragen und ihm für diesen Zweck, der nur einen geringen Aufwand erforderte, die Summe von 50 Talenten zur Verfügung zu stellen. So ward denn Demosthenes auf einer Triere von Aigina abgeholt und zog unter großem Jubel des Volkes vom Peiraieus in die Stadt, wo er sich sofort wieder den Staatsgeschäften widmete.

Ausgang des lamischen Krieges. Unterdessen waren zwischen Antipatros und Leosthenes vergebens Friedensverhandlungen angeknüpft. Bald darauf wurde dieser bei einem Ausfall der Belagerten so schwer verwundet, daß er nach wenigen Tagen starb. Sein Nachfolger Antiphilos schlug zwar das unter Leonnatos heranrückende Entsatzheer, und Leonnatos selbst fiel. Aber gleichzeitig entkam Antipatros aus Lamia, sammelte die Reste vom Heere des Leonnatos und erhielt bald neue Verstärkungen durch Krateros. Die vereinigten makedonischen Truppen gewannen dann bei Krannon einen entscheidenden Sieg über die Griechen. Nach diesem Siege hatten Antipatros und Krateros bald ganz Thessalien in ihrer Gewalt und konnten in Mittelgriechenland einrücken. Da sahen sich auch die Athener genötigt, durch Gesandte, unter denen Demades, Phokion und Demetrios von Phaleron genannt werden, um Verzeihung und Frieden zu bitten. Antipatros verfuhr mit den Athenern nicht so glimpflich wie einst Philipp und Alexander. Sie mußten auf Oropos und Samos verzichten, die ärmeren Bürger von der Teilnahme an der Volksversammlung ausschließen und eine makedonische Besatzung in Munychia aufnehmen. Außerdem verlangte er die Auslieferung der bedeutendsten Redner der Patriotenpartei.

Ende des Demosthenes. Als die Gesandten dem Volke diese Bedingungen überbrachten, verließen Demosthenes, Hypereides und ihre Genossen sofort die Stadt, worauf ein von Demades beantragter Volksbeschluß sie alle zum Tode verurteilte. Nicht lange nachher ward Hypereides mit einigen Freunden im Heiligtum des Aiakos auf Aigina von Archias von Thurioi, einem der Häscher des Antipatros, ergriffen und an Antipatros ausgeliefert, der sie alle hinrichten ließ. Derselbe Archias spürte auch Demosthenes in

seinem Versteck im Tempel des Poseidon auf der Insel Kalaureia bei Troizen auf. Da er aber nicht wagte, den Schutzflehenden von den Stufen des Altars fortzureißen, suchte er ihn zu bewegen, im Vertrauen auf Antipatros' Gnade sich ihm freiwillig zu ergeben. Demosthenes erklärte sich scheinbar dazu bereit, erbat sich aber die Erlaubnis, vorher einen Brief zu schreiben. Während des Schreibens sog er aus dem Griffel ein Gift ein, das er lange mit sich geführt hatte. Dann überlieferte er sich dem Archias, um den Tempel noch lebend zu verlassen, fiel aber noch am Altar des Gottes tot zu Boden und entzog sich so durch freiwilligen Tod der Rache seiner Feinde. Er starb im 63. Jahre seines Lebens am 16. Pyanepsion (12. Okt.) 322 v. Chr. und ward von den Bewohnern von Kalaureia außerhalb des Tempelbezirks bestattet.

Ehrenbeschluß des Demochares. Mehr als 40 Jahre waren seit dem Tode des Demosthenes verflossen, als seine Mitbürger sein Andenken durch Errichtung eines ehernen Standbildes auf dem Markte ehrten (280). Es geschah dies auf Antrag des Demochares, des Neffen des Redners und des damaligen Führers der demokratischen und antimakedonischen Partei in Athen. Der uns im Leben der 10 Redner erhaltene Volksbeschluß zählt die Verdienste des Demosthenes um seine Vaterstadt, besonders seine freiwilligen Gaben zum allgemeinen Besten auf und gewährt außerdem dem ältesten seiner Verwandten (denn direkte Nachkommen hatte er nicht) die Speisung im Prytaneion und einen Ehrensitz im Theater. Unter der Bildsäule ward die Inschrift angebracht:

„Hättest die Kraft du gehabt, Demosthenes, gleich deiner Einsicht,
Hätt' Makedoniens Schwert nie die Hellenen beherrscht."[1])

Erhaltene Bilder. Ob die uns erhaltenen Bilder des Demosthenes Nachbildungen dieser von Polyeuktos angefertigten Statue sind, ist zweifelhaft. Eine im Vatikan erhaltene Bildsäule zeigt den Redner stehend, nur mit dem Mantel bekleidet, der den Oberkörper auf der rechten Seite freiläßt. In den Händen hält er eine Schriftrolle. Alle erhaltenen Bilder zeigen in den scharfen Zügen und der vielfach durchfurchten Stirn die Spuren ernsten Nachdenkens und herber Lebensschicksale. Durch das auf-

[1]) *Εἴπερ ἴσην ῥώμην γνώμῃ, Δημόσθενες, εἶχες,*
οὔποτ' ἂν Ἑλλήνων ἦρξεν Ἄρης Μακεδών.

fallende Anpressen der Unterlippe an die Zähne scheint der Künstler in gleicher Weise wie Michelangelo bei seinem Moses die gewaltsame Überwindung des Stammelns angedeutet zu haben.

Charakter des Demosthenes. Von Natur schwächlich und in der Jugend verzärtelt, hatte Demosthenes mit bewunderungs- und nachahmungswürdiger Thatkraft alle Schwierigkeiten überwunden, die sich ihm bei seiner Ausbildung zum Redner und Staatsmann entgegenstellten. Gleichzeitig aber hatten die ernsten und anhaltenden Studien, denen er als Jüngling oblag, ihn dem frohen Leben seiner Altersgenossen entfremdet und vor der Zeit zum ernsten Manne gemacht, und die Widerwärtigkeiten, denen er durch die Gewissenlosigkeit seiner Vormünder und die Anfeindungen ihrer Freunde ausgesetzt war, hatten seinem Charakter früh eine gewisse Bitterkeit aufgeprägt. Als Gesellschafter mag er wenig liebenswürdig gewesen sein und mußte dafür manchen Spott anhören. Wo es aber galt, bedrängten Mitbürgern zu helfen oder zum Wohle des Staates Opfer zu bringen, hatte er stets eine offene Hand. In der Abwehr persönlichen Unrechts und schwerer Beleidigungen war er zwar anfangs leidenschaftlich und unerbittlich; aber mit der Zeit legte sich sein Zorn, wie die Vergleiche mit den Vormündern und Meidias und die Rücknahme der Klage gegen seinen Vetter Demomeles zeigen. Eine Folge seiner natürlichen Schwäche war der Mangel an Mut, der ihm oft von seinen Gegnern vorgeworfen wird. Wir wissen, daß er sich bisweilen bei wichtigen Gelegenheiten vom Volke überschreien ließ, und daß er aus Schüchternheit vor Philipp in seiner Rede stecken blieb. Auch sprach er sein ganzes Leben lang nur höchst ungern unvorbereitet. Dennoch überwand er bisweilen diese Scheu, und als nach der Besetzung von Elateia durch Philipp niemand in Athen Rat wußte, entflammte er allein das Volk zu thatkräftigem Handeln. Seine kriegerischen Leistungen standen hinter denen seines Gegners Aischines zurück; aber eine Pflichtverletzung hat man ihm in dieser Beziehung nicht nachweisen können, und den Vorwurf grober Feigheit in der Schlacht bei Chaironeia, den Aischines ihm macht, hat er gewiß nicht verdient, da ihn sonst seine Mitbürger schwerlich zum Lobredner auf die Gefallenen erwählt hätten. Den Entbehrungen der Kerkerhaft entzog er sich durch die Flucht, und die Verbannung aus dem Vaterlande ertrug er ebenso schwer, wie später Cicero.

Dagegen war er in der Hervorhebung seiner eigenen Verdienste um den Staat weit weniger eitel und prahlerisch als dieser, vielmehr spricht er von denselben stets mit großer Zurückhaltung und Bescheidenheit. Wie weit der Vorwurf der Geldgier berechtigt ist, den ihm seine Gegner machen, läßt sich schwer entscheiden; denn die Bestechungen, die sie ihm zur Last legen, lassen sich weder sicher beweisen noch sicher widerlegen. Das Ausleihen von Geld auf Seezins, woraus ihm Plutarch einen Vorwurf macht, galt damals in Athen nicht als Wucher, und daß er aus der Anfertigung von Ehrenbeschlüssen für andere Gewinn zog, ist ein unbewiesener Vorwurf seiner Gegner. Jedenfalls steht fest, daß er seine Einnahmen nur zum geringsten Teil für sich verwandte, daß er vielmehr notleidenden Mitbürgern stets gern half und für Staatszwecke oft große Summen freiwillig hergab, daß er endlich zur Zeit des Harpalischen Prozesses außer zwei Wohnhäusern kaum etwas besaß und die ihm auferlegte Buße nicht zahlen konnte. Bei dem Ausgleich mit den Vormündern und Demomeles erlitt er freiwillig Einbuße an seinem Vermögen, und auch zum Vergleich mit Meidias bestimmte ihn nicht die gebotene Abfindungssumme, sondern politische Interessen. Ebenso war es die Rücksicht auf das Staatswohl und nicht Gewinnsucht, die ihn bewog, für Apollodoros eine Rede gegen Stephanos zu schreiben, wenn es auch wenig ehrenhaft erscheint, denselben Mann zu unterstützen, dessen Verurteilung er kurz zuvor durch die Rede für Phormion bewirkt hatte. Wo das Interesse des Staates in Frage kam, traten eben alle persönlichen Rücksichten bei Demosthenes zurück, wie denn auch die Unterdrückung der Trauer um seine Tochter beim Tode Philipps kein Beweis von Gefühllosigkeit ist, sondern nur davon, daß er das Vaterland mehr liebte als seine Familie.

Politik des Demosthenes. „An dem Patriotismus des Demosthenes und dessen Eifer für die Macht und Ehre Athens," sagt ein neuerer Geschichtsschreiber,[1]) „wird niemand zweifeln, und mit vollstem Recht wird er als der größte Redner aller Zeiten bewundert; ob er aber in gleicher Weise als Staatsmann groß, ob er der Staatsmann der nationalen Politik Griechenlands war, ist eine andere Frage." Man hat die von Demosthenes verfochtene Politik als unhellenisch bezeichnet, weil die Makedonier

[1]) J. G. Droysen, Geschichte Alexanders des Großen. (4. Aufl.) S. 28.

ein hellenischer Stamm waren, dessen Könige sich die Einigung aller Hellenen und den Kampf gegen den persischen Erbfeind als Ziel gesetzt hatten, während Demosthenes im Kampfe gegen Makedonien sogar beim Perserkönig Hülfe suchte. Man hat ferner auf den Nutzen hingewiesen, den Alexander durch die Eroberung des Perserreiches und die Ausbreitung der griechischen Bildung über Vorderasien und Ägypten der ganzen Menschheit gebracht hat, während im Falle eines Sieges der Demosthenischen Politik höchstens ein neues attisches Bundesreich entstanden wäre. Will man aber die Politik des Demosthenes richtig würdigen, so kann dies nur vom athenischen Standpunkt geschehen. Als er den Kampf gegen Philipp begann, konnte er nicht ahnen, welche weltgeschichtliche Aufgabe die makedonischen Könige zu lösen hatten. Ihm wie allen seinen Zeitgenossen und sogar dem lange Zeit am makedonischen Hofe lebenden Aristoteles galt das makedonische Volk als barbarisch, und noch in Alexanders Heer und in den Kämpfen seiner Nachfolger tritt der Gegensatz zwischen Hellenen und Makedonen wiederholt scharf hervor. Dem in demokratischen Anschauungen aufgewachsenen Athener erschien ferner ein König schon an sich als ein Feind der Freiheit, und daß Philipp und Alexander die Einigung der Hellenen und den Kampf gegen Persien weniger aus hellenischem Nationalgefühl als aus Ehrgeiz und Eroberungslust unternahmen, müssen auch wir einräumen. Durch den zielbewußten und unermüdlichen Kampf gegen den makedonischen Eroberer, der zur Einmischung in die griechischen Angelegenheiten auch nicht das geringste Recht hatte, hat Demosthenes sich und seiner Vaterstadt bei Hellenen und Barbaren Achtung verschafft. Eine Einigung aller Griechen konnte für ihn nur den Zweck des gemeinsamen Kampfes gegen Makedonien haben, und daß er hierbei auch persische Hülfe in Anspruch nahm, darf man ihm nicht zu sehr verargen, da bei der damaligen Schwäche des Perserreiches die Griechen von diesem nichts zu fürchten hatten. Daß er in diesem Kampfe unterlag, war eine Folge der heillosen Zersplitterung der hellenischen Staaten und der Parteiungen in ihrem Innern; aber er hat für sein Ideal auch sein Leben zu opfern sich nicht geweigert.

Demosthenes als Redner. Als Redner steht Demosthenes unerreicht da. Zwar mögen Hypereides und Demades ihn an natürlicher Redegabe übertroffen haben; was ihm aber in dieser

Beziehung abging, ersetzte er durch eisernen Fleiß und sorgfältige Ausarbeitung seiner Reden. Durch geschickte Anordnung des Stoffes wußte er die Schwächen seiner Beweisführung zu verdecken. In der Wahl und Stellung der Worte war er sehr sorgfältig, und indem er den Hiatus und die Häufung kurzer Silben möglichst vermied, gab er seiner Rede einen gewissen rhythmischen Fluß, so daß man bisweilen Verse zu hören glaubte. Welchen Eifer er auf die Ausbildung seines Vortrags verwandte, ist oben gezeigt worden. Abweichend von der Sitte der älteren Redner, die während des Vortrages ihre Hände ruhig unter dem Gewande hielten, begleitete er seine Rede durch lebhafte Handbewegungen. In den gerichtlichen Reden versteht er es, sich in den Geist seiner Klienten hinein zu versetzen. Vor Advokatenkniffen, vor willkürlicher Deutung von Gesetzesparagraphen und anderen Urkunden, vor Schmähung und Verleumdung seiner Gegner scheut er sich ebensowenig wie diese; doch schließt er sich in den Staatsreden der damals, wie es scheint, allgemein beobachteten Sitte an, keinen seiner politischen Gegner mit Namen zu nennen. Was aber seine Staatsreden und nicht minder einige der Gerichtsreden, wie die gegen Leptines, gegen Aristokrates und die vom Kranze, besonders eindringlich und nachdrucksvoll macht, ist der sittliche Ernst und die warme Begeisterung für das Wohl und die Freiheit des Vaterlandes, die wir in ihnen erkennen. Man begreift daher, daß in der Zeit der tiefsten Schmach unseres eigenen Vaterlandes ein deutscher Gelehrter[1]) den Versuch machen konnte, durch Übersetzung der Staatsreden des Demosthenes seine eigenen Landsleute zum Kampf gegen den korsischen Eroberer zu begeistern.

[1]) Friedrich Jacobs, Demosthenes' Staatsreden (Leipzig 1805).

Zeittafel.

403. Athen durch Thrasybulos von der Herrschaft der Dreißig befreit.
394. Konon stellt die langen Mauern wieder her.
387. Friede des Antalkidas.
384 (vor Mitte des Jahres). Demosthenes geboren.
383. Die Spartaner besetzen die Burg von Theben.
379. Befreiung Thebens.
378. Gründung des zweiten athenischen Seebundes.
376 (erste Hälfte). Der Vater des Demosthenes stirbt.
(Herbst). Chabrias schlägt die Spartaner bei Naxos.
371. Schlacht bei Leuktra.
366 (Juni). Demosthenes wird mündig.
(Herbst). Kallistratos und Chabrias im oropischen Prozeß freigesprochen.
366—364. Demosthenes Ephebe.
366—362. Isaios Lehrer des Demosthenes.
364. Pelopidas fällt in Thessalien.
Demosthenes übernimmt an Thrasylochos' Stelle eine Trierarchie.
364/3. Prozeß gegen Aphobos.
362. Epameinondas siegt und fällt bei Mantineia.
Kallistratos aus Athen verbannt, Aristophon Leiter des Volkes.
362/1. Prozeß gegen Onetor.
361. Alexander von Pherä schlägt die Athener bei Peparethos.
Um 360. Älteste Privatreden des Demosthenes.
359—336. Philipp II. König von Makedonien.
359—338. Artaxerxes III. Ochos König von Persien.
359. Demosthenes als Trierarch im Hellespont.
Kotys von Thrakien (383—359) ermordet; thrakischer Thronstreit.
357. Demosthenes geht als Trierarch nach Euböa.
Die thrakischen Fürsten überlassen den Athenern den Chersones.
Philipp besetzt Amphipolis; die Athener erklären ihm den Krieg.
Ausbruch des Bundesgenossenkrieges (357—355); Chabrias fällt vor Chios.
Trierarchische Symmorien auf Antrag des Periandros eingerichtet.
Philipp besetzt Pydna und Potidäa und gründet Philippoi.
356. Bündnis der Athener mit Ketriporis von Thrakien.
355. Rede wider Androtion.
Die abtrünnigen Bundesgenossen als selbständig anerkannt.
355—346. Heiliger Krieg gegen Phokis.
354. Rede gegen Leptines.
Eubulos Vorsteher der athenischen Finanzen.

354/3. Rede von den Symmorien.
353. Philipp besetzt Abdera, Maroneia, Methone.
353/2. Reden wider Timokrates und für die Megalopoliten.
352. Philipp schlägt den Phokier Onomarchos in Thessalien und besetzt Pagasä und Magnesia; die Athener versperren ihm den Marsch durch die Thermopylen.
Rede wider Aristokrates.
Philipps erster Krieg gegen Kersobleptes.
351 (Frühjahr). Demosthenes' erste Rede wider Philipp.
351/0. Rede für die Freiheit der Rhodier.
350/49. Rede für Phormion.
349. Philipp beginnt den Krieg gegen Olynth.
349/8. Die drei olynthischen Reden des Demosthenes.
348 (Febr.). Phokion zur Unterstützung des Tyrannen Plutarchos nach Euböa gesandt.
Antrag des Apollodoros über die Theorika.
(April). Demosthenes, als Chorege an den Dionysien von Meidias beleidigt, erhebt Klage wider diesen.
(Sommer). Unglücklicher Ausgang des euböischen Krieges.
(Aug.). Philipp zerstört Olynth.
347/6. Ausgleich des Demosthenes mit Meidias.
346 (Febr.). Erste Friedensgesandtschaft der Athener an Philipp; Philipps zweiter Krieg gegen Kersobleptes.
(15. u. 16. April). Friede des Philokrates.
(Mai bis Juli). Gesandtschaft zur Vereidigung Philipps.
(Juli). Philipp unterwirft die Phokier.
(Sept.). Die pythischen Spiele unter Philipps Vorsitz gefeiert.
(Herbst). Rede vom Frieden.
345. Aischines' Rede wider Timarchos.
Jüngste Privatreden des Demosthenes.
Philipp setzt in Thessalien Zehnmännerherrschaften ein.
Demosthenes als Gesandter in Argos und Messene.
344. Zweite philippische Rede.
Philokrates verurteilt, Antiphon hingerichtet.
343. Hypereides' delische Rede. Demosthenes Pylagore.
(Sommer). Python als Gesandter Philipps in Athen.
Hegesippos' makedonische Gesandtschaft.
Gesandtschaftsprozeß des Aischines.
(Herbst). Vertrag zwischen Athen und Chalkis.
Demosthenes als Gesandter im Peloponnes und am ionischen Meere.
342 (Frühjahr). Hegesippos' Rede über Halonnesos.
Philipps letzter thrakischer Krieg.
341 (Frühjahr). Demosthenes' Rede vom Chersones.
(Mai). Dritte philippische Rede.
(Sommer). Demosthenes als Gesandter in Thrakien.
Philipp vernichtet das Odrysenreich und belagert Perinthos.

340. Hellenischer Bund zum Kampfe gegen Philipp.
Philipps Ultimatum; atheniſche Kriegserklärung.
Philipp belagert Byzanz.
339. Philipps Zug in die Donauländer.
Demosthenes Vorsteher des Seewesens; sein trierarchisches Gesetz.
Heiliger Krieg gegen Amphissa.
(Herbst). Philipp besetzt Elateia.
Bündnis zwischen Athen und Theben.
338 (Aug.). Schlacht bei Chaironeia.
Lykurgos Vorsteher der atheniſchen Finanzen.
Friede des Demades.
(Spätherbst). Leichenrede für die bei Chaironeia Gefallenen.
Bundestag zu Korinth.
337. Philipp unterdrückt einen Aufstand in Illyrien.
336 (Frühjahr). Ktesiphons Antrag auf Bekränzung des Demosthenes.
(Juli). Philipp ermordet.
Die Tochter des Demosthenes stirbt.
336—323. Alexander der Große.
336 (Sommer). Alexander unterdrückt die Unruhen in Griechenland und läßt sich in Korinth zum Bundesfeldherrn gegen Persien wählen.
335. Empörung und Zerstörung Thebens; Athen erlangt Alexanders Verzeihung.
334. Alexanders Aufbruch nach Asien.
330. Unruhen in Thrakien und im Peloponnes; Agis bei Megalopolis von Antipatros geschlagen.
Lykurgos' Rede wider Leokrates.
Demosthenes' Rede vom Kranze.
326. Rücktritt des Lykurgos von der Finanzverwaltung.
325. Tod des Lykurgos.
324. Harpalos in Athen.
Demosthenes als Festgesandter in Olympia.
324/3. Harpalischer Prozeß; Demosthenes entflieht aus dem Gefängnis und lebt als Verbannter im Peloponnes.
323 (Juli). Alexander der Große stirbt.
323/2. Lamischer Krieg; Demosthenes kehrt aus der Verbannung zurück.
322. Niederlage der Griechen bei Krannon.
(Herbst). Hypereides und Demosthenes verbannt und zum Tode verurteilt.
(Okt.). Hypereides auf Aigina ergriffen, Demosthenes stirbt in Kalaureia.
Um 280. Ehrenbeschluß für Demosthenes auf Antrag des Demochares.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

I. Demosthenes' Jugend und Bildung zum Redner 2
Geburtsjahr 2. — Eltern 3. — Tod des Vaters, Wirtschaft der Vormünder 4. — Erziehung, Verwaltung des Vermögens 5. — Mündigkeitserklärung, Beschwerde gegen die Vormünder, Isaios 6. — Kallistratos 7. — Oropischer Streit, Ephebendienst 8. — Klage gegen die Vormünder, Thorylochos und Meidias 9. — Verhandlung wider Aphobos, Klage gegen Onetor 10. — Ausgang des Vormundschaftsstreites, rednerische Ausbildung 11. — Historische Studien, Poesie, Philosophie 12. — Ausbildung des Vortrags 13.

II. Demosthenes als Rechtsanwalt und Staatsmann bis zum Beginn des Kampfes gegen Philipp 15
Demosthenes Rechtsanwalt, Reden für Privatprozesse 15. — Rede vom trierarchischen Kranz 16. — Hellespontische und euböische Trierarchie 17. — Vertrag mit den thrakischen Fürsten, Krieg gegen Philipp von Makedonien, Bundesgenossenkrieg 18. — Reden wider Androtion und gegen Leptines 19. — Rede von den Symmorien 21. — Reden wider Timokrates und für die Megalopoliten 22. — Rede wider Aristokrates 23.

III. Demosthenes im Kampfe gegen König Philipp 25
Philipps erste Thaten 25. — Athenische Kriegführung 26. — Weitere Fortschritte Philipps, photischer Krieg 27. — Thrakischer Krieg, erste Rede wider Philipp 28. — Rede für die Rhodier 30. — Olynthischer Krieg, erste olynthische Rede 31. — Zweite olynthische Rede 32. — Dritte olynthische Rede, euböischer Krieg 33. — Antrag des Apollodoros 34. — Demosthenes und Meidias 35. — Ausgang des euböischen und olynthischen Krieges 36. — Ausgleich mit Meidias, Friedenssehnsucht 37. — Aischines, erste Friedensgesandtschaft 38. — Anträge des Demosthenes, Friede des Philokrates 39. — Beschwörung des Friedens, zweite Friedensgesandtschaft 40. — Gesandtschaftsbericht 41. — Ende des phokischen Krieges 42. — Rede vom Frieden 43. — Athen nach dem Frieden 44. — Gesandtschaftsklage wider Aischines, Aischines' Klage wider Timarchos 45. — Philipps Einfluß im Peloponnes, zweite philippische Rede 46. — Verurteilung des Philokrates, Antiphons Hinrichtung, delischer Streit 47. — Python

in Athen, Hegesippos' makedonische Gesandtschaft 48. — Gesandtschaftsprozeß des Aischines, Klagerede des Demosthenes 49. — Verteidigung des Aischines 50. — Freisprechung des Aischines, euböische Verhältnisse 51. — Demosthenes' zweite peloponnesische Gesandtschaft, Hegesippos' Rede über Halonnesos 52. — Thrakischer Krieg, Diopeithes auf dem Chersones 53. — Rede vom Chersones 54. — Dritte philippische Rede 55. — Gesandtschaften und Bündnisse 56. — Belagerung von Perinthos, Philipps Ultimatum, athenische Kriegserklärung 57. — Belagerung von Byzanz, Demosthenes Vorsteher des Seewesens 58. — Amphissäischer Krieg 59. — Bündnis mit Theben 60. — Krieg gegen Philipp, Folgen der Schlacht bei Chaironeia 61. — Leichenrede des Demosthenes 62. — Bundestag zu Korinth, Philipps Ende 63. — Athen nach dem Frieden 64.

IV. Hellenische Befreiungsversuche bis zum Tode des Demosthenes . 65

Erste Erhebung gegen Alexander 65. — Thebens Empörung und Untergang 66. — Athens Ausgleich mit Alexander 67. — Athenische Politik während der Feldzüge Alexanders in Asien 68. — Unruhen des Jahres 330 S. 69. — Lykurgos' Klage wider Leokrates, Prozeß des Ktesiphon 70. — Rede vom Kranze 71. — Ausgang des Prozesses, Demosthenes Vorsteher des Getreidewesens, Lykurgos' Tod 73. — Harpalos 74. — Demosthenes in Olympia, Harpalischer Prozeß 75. — Demosthenes in der Verbannung, lamischer Krieg 76. — Rückkehr des Demosthenes 77. — Ausgang des lamischen Krieges, Ende des Demosthenes 78. — Ehrenbeschluß des Demochares, erhaltene Bilder 79. — Charakter des Demosthenes 80. — Politik des Demosthenes 81. — Demosthenes als Redner 82.

Zeittafel 84

II.02845

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Gymnasial-Bibliothek.

Herausgegeben von

Dr. E. Pohlmey, und **Hugo Hoffmann**,
Professor. Gymnasialoberlehrer.

Dreiundzwanzigstes Heft:

Die römischen Schauspiele

von

Dr. Ernst Schulze.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1895.

Die Schauspiele

zur

Unterhaltung des römischen Volkes.

Von

Dr. Ernst Schulze,
Direktor des Progymnasiums in Homburg v. d. H.

Mit elf Abbildungen.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1895.

Lehrer-Bibliothek
des
Gymnasiums zu STOLP

4 110

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Vorwort.

Ein Dreifaches iſt bei der vorliegenden Schilderung der Schauſpiele im alten Rom erſtrebt worden. Es ſollte ein geſchichtlicher Überblick über ihre Entſtehung gegeben, ſodann ihre Einrichtung und Ausſtattung klar gemacht, endlich ihr Verlauf möglichſt anſchaulich geſchildert werden. Von Werken neuerer Gelehrter, die vorzüglich benutzt worden ſind, ſeien genannt: O. Ribbeck, Die römiſche Tragödie im Zeitalter der Republik, und desſelben: Geſchichte der römiſchen Dichtung; L. Müller, Quintus Ennius. Eine Einleitung in das Studium der römiſchen Poeſie; Plautus' ausgewählte Komödien, erklärt von Aug. Lorenz; L. Friedländer, Darſtellungen aus der Sittengeſchichte Roms; K. Zangemeiſters Abhandlung über Cirkusſpiele in den **Annali dell' Instituto archeologico 1870**; Pompeji von Joh. Overbeck und Aug. Mau; **Martialis epigrammata** mit erklärenden Anmerkungen von L. Friedländer, ferner Paulys Realencyklopädie und das Pariſer **Dictionnaire des antiquités grecques et romaines** von Daremberg.

Die Schilderung des Verlaufs der Schauſpiele ſchließt ſich möglichſt eng an die Darſtellung der alten Schriftſteller an. Stellen aus den alten Autoren und aus einigen Inſchriften ſind dem Texte beigefügt, damit der Leſer einerſeits die lateiniſchen oder griechiſchen Ausdrücke für die wichtigeren der erwähnten Vorgänge kennen lernt, andrerſeits ſich darüber unterrichten kann, aus welchen Quellen die Darſtellung geſchöpft iſt.

Einige Abbildungen sind in den Text eingeschoben, um dem Worte durch das Bild größere Klarheit und Anschaulichkeit zu geben; doch ist zu wünschen, daß dem Leser eine Sammlung von Abbildungen antiker Denkmäler zur Hand ist, um sie an geeigneter Stelle zu betrachten. Da A. Baumeisters Bilder aus dem griechischen und römischen Altertum, für Schüler zusammengestellt, München 1889, wohl am weitesten verbreitet sind, ist auf diese an mehreren Stellen hingewiesen worden.

Homburg v. d. Höhe, den 20. November 1894.

Dr. E. Schulze.

Inhalt.

Seite

Einleitung. Maßvolle, künstlerische Gestaltung der Spiele bei den Griechen, gröbere Mittel der Belustigung bei den Römern, doch auch bei ihnen religiöser Ursprung der Schauspiele. 1—3

I. Die dramatischen Schauspiele (ludi scaenici). 3—44

Von Athen aus verbreiten sich Dramen, Theatergebäude und Schauspieler durch die hellenische Welt. Die Griechenstädte Unteritaliens vermitteln den Römern die Kenntnis des Bühnenspiels. Im Jahre 240 erste dramatische Aufführung in Rom. Scenische Spiele an den vier großen Festen, Geldaufwand aus Staatsmitteln. — Die Dichter: Nävius, Ennius, Pacuvius, Accius; Plautus, Terentius; Varius, Ovidius, Seneca. Die Atellanen (Pomponius), der Mimus (Laberius), der Pantomimus. — Inhalt der Stücke: 1. Tragödien aus allen griechischen Sagenkreisen (fabula palliata), 2. aus römischer Sage und Geschichte (fabula praetextata). Die Hauptcharaktere der Komödie. Inhaltsangabe des Miles gloriosus. — Einrichtung und Ausstattung des römischen Theaters. Anfangs hölzerne Bühne und keine Bänke zum Sitzen. Das erste steinerne Theater baut Pompejus. Einteilung des Zuschauerraums. Die Bühne: Hintergrund, Coulissen, Vorhang, Maschinerie. — Die Schauspieler sind Sklaven. Der Leiter der Truppe, Ausbildung der Schauspieler, ihre Honorare und Ehrengaben. Die Bühnentracht. Ehrenpreise für die beste Aufführung. Gesprochene und gesungene Partien. — Das zuschauende Publikum, seine Unruhe, Stand der Bildung, Äußerungen des Beifalls und Mißvergnügens; Anspielungen der Schauspieler auf die Gegenwart. Schwinden der Teilnahme am Drama. Verödung der Theater in der Zeit der Völkerwanderung. — Terenzlektüre in den Klöstern. Wiederbelebung der antiken Bühnenstücke in Italien, Frankreich, England, Deutschland und Einwirkung auf die nationale Bühne der Neuzeit.

7—10 · 10—23 · 23—26 · 26—35 · 35—40 · 40—44

II. Die Cirkusspiele (ludi circenses). 44—67

Wettrennen zu Ehren des Consus und des Mars. Die Rennen mit den römischen Spielen, dann mit anderen ludi stati und ludi votivi verknüpft. — Allmähliche Entstehung des circus maximus im Thale zwischen Palatin und Aventin. Beschreibung des Baues: 1. Außenseite, 2. Zuschauerraum, Zahl der Plätze, 3. Arena, a) carceres, b) spina und metae. — Die Zurüstungen zu den Rennen. Ursprünglich fahren römische Bürger mit eigenen Pferden; kurze Rennen, später 10—24 missus an einem Tage. Sklaven und Freigelassene sind Cirkuskutscher; ihre Einnahmen, Zahl der Siege,

53—59

Seite

Grabmäler. Pferde aus Italien, Sicilien, Afrika, Spanien. Pferdezucht. Die domini quadrigarum; factiones albata, russata, veneta, prasina. Ihr Personal, ihre Ställe, hohe Preise für Stellung der Wagen. Leidenschaftliche Teilnahme des römischen Volks am Siege ihrer Lieblingsfarbe. — Verlauf eines Rennens. Die Pompa 59—67
der kapitolinischen Götter. Die Wettfahrt selbst und das Verhalten des Publikums. Unterhaltungen anderer Art im Cirkus. — Ausbreitung der Wettrennen im römischen Reiche; ihre Fortdauer bis in christliche Zeit.

III. Die Schauspiele des Amphitheaters (munera). 68—105

1. Geschichtlicher Überblick. a) Gladiatorenkämpfe (gladiatoria munera) zum erstenmal 264 bei einer Leichenfeier veranstaltet nach etruskischer Sitte; erst 105 von Staats wegen gegeben. Cäsar läßt als Ädil 320 Paare fechten, Augustus im ganzen 10000; Fechterspiele unter Trajan, Commodus, Gordian. Aufhören der Spiele 404. — b) Tierhetzen (venationes). Vorführen aus- 70—74
ländischer Tiere bei Triumphen; 186 v. Chr. erste Tierhetze. Scaurus bringt Krokodil und Nilpferd; Pompejus Nashorn, Luchs, Affen; Cäsar die Giraffe; Augustus den Tiger; Domitian den Auerochsen nach Rom. Einfangen und Versenden der Tiere. Verminderung der Raubtiere in Nordafrika. — c) Seeschlachten (naumachiae) 74—78
für die schaulustige Menge veranstaltet von Cäsar im Jahre 46 auf dem Marsfelde, von Augustus 2 v. Chr. auf dem rechten Tiberufer, von Claudius 52 n. Chr. auf dem Fuciner See.

2. Einrichtung des Gladiatorentums. a) Zusammen- 78—88
setzung der Fechterbanden aus Kriegsgefangenen, Sklaven, Freiwilligen, Verbrechern. Die Verurteilung ad bestias ist eine verschärfte Todesstrafe; sie wird mit theatralischer Pracht umgeben. — b) Die Gladiatorenkasernen. Zucht und Übung der Fechter. — c) Verschiedenartige Bewaffnung: Samnites, secutores, Thraeces, retiarii, Galli, Murmillones, hoplomachi, velites, essedarii, equites. — d) Ort der Aufführungen, Erbauung von Amphitheatern.

3. Das Fest des Kaisers Titus zur Einweihung seines 89—101
Amphitheaters im Jahre 80. Zug der Tiere, Bewirtung der Zuschauer, Gladiatorenparade und Kämpfe. Mimische Aufführungen: Orpheus, Paris. Seiltänzer, Auswerfen von Losen. Nachtvorstellung: Hero und Leander. Tierhetzen, abgerichtete Tiere. Reiterkämpfe, Seeschlacht. Erkrankung des Titus. — Verödung und Zerstörung des Amphitheaters in späteren Jahrhunderten. Erhaltungsarbeiten. Beleuchtung der Ruine in unsern Tagen.

Schluß. Verbreitung der Amphitheater im römischen Reiche. 101—105
Die Arena in Trier, die Mosaiken bei Nennig und bei Kreuznach. Gründe für die Hartherzigkeit der Zuschauer. Die Fechterspiele beförderten die Roheit der Massen und waren sehr kostspielig. Das Übermaß der Festtage und die unmenschlichen Schauspiele wirkten zersetzend auf das römische Volk.

Einleitung.

Nichts gewährt uns einen tieferen Einblick in das Seelenleben eines Volkes als die Betrachtung der Vergnügungen, durch die es nach den Tagen ernster, mühevoller Arbeit Erheiterung und Erholung zu gewinnen sucht. Denn während die Arbeit dem Menschen durch die Natur des Bodens, durch die Lage seines Wohnorts und die Forderungen des Klimas mit fast unabweisbarer Notwendigkeit vorgeschrieben ist, sind die Vergnügungen das Ergebnis seiner eignen Neigungen und seiner freien Wahl.

Nirgends werden wir, wenn wir Umschau halten bei den Völkern alter und neuer Zeit, ein Volk finden, das es besser verstanden hat als das griechische, ein schönes Gleichgewicht herzustellen zwischen Tagen der Arbeit und Tagen der Muße, das die Festtage zu wahren und ganzen Freudentagen zu gestalten wußte. Versetzen wir uns im Geiste an das Ufer des Alpheios zur Zeit, wo unter dem Schutze eines unverbrüchlichen Gottesfriedens die olympischen Spiele gefeiert werden, so sehen wir die Vertreter aller hellenischen Stämme in freudigster Stimmung die heilige Altis erfüllen. Vor dem Antlitz des majestätischen Zeusbildes erhält am fünften Festtage der schnellste Läufer, der gewandteste Ringer den Kranz, zu dem ein Knabe mit goldenem Messer von dem heiligen Ölbaum Zweige geschnitten hat, und unendlicher Jubelruf umrauscht den glücklichen Sieger. An den Panathenäen, die von den Attikern zu Ehren ihrer Schutzgöttin gefeiert wurden, folgten auf die musischen Wettkämpfe die gymnischen und ritterlichen Spiele, in denen schöne Jünglinge den Preis der Gewandtheit und Kraft zu erringen trachteten, und wenn dann am 28. Hekatombaion in feierlichem Festzuge edle Frauen und Jungfrauen mit dem neugewebten Gewande der Göttin, ehrwürdige Greise mit weißem Barte und schlanke Jünglinge auf mutigen Rossen sich hinaufbewegten auf die Akropolis, um der Athene für ihren Schutz zu danken, so konnten

wohl die Götter selbst in freudiger Erwartung dem Herannahen eines solchen Festzugs entgegensehen, wie es hellenische Denkweise auf den Marmorplatten des herrlichen Parthenonfrieses kunstvoll geschildert hat.[1])

Am Lenäenfeste schloß sich in Athen an den Festzug zu Ehren des Dionysos die Aufführung neuer Tragödien. Drei Tage hintereinander wurden je drei Tragödien dem versammelten Volke vorgeführt. Da fragen wir mit Recht, was größerer Bewunderung würdig ist, ob die lange Zeit hindurch nicht versiegende Schaffenskraft der dramatischen Dichter oder die hohe Bildungsstufe eines Publikums, das verständnisvoll genießend einer solchen Reihe ernster Kunstwerke seine Aufmerksamkeit zuzuwenden vermochte. In den Städten unsrer modernen Staaten würden wir, auch abgesehen von dem ruhelosen Geschäftsleben der Gegenwart, eine gleich kunstsinnige Gemeinde schwerlich finden.

Eine schöne Vereinigung von Frömmigkeit und Frohsinn, ein edler Wetteifer, alle von den Göttern empfangenen Gaben des Leibes und der Seele vollkommen zu entfalten, eine unübertroffene Fähigkeit, die Freuden des Volks durch maßvollen Glanz und durch edle Schöpfungen der bildenden Kunst und der Poesie zu verklären, spricht sich in den Festfeiern des griechischen Volkes aus.

Ganz anders geartet als die Griechen, zumal die Attiker, waren die alten Bewohner Latiums. Ernst und nüchtern war der römische Bauer, der berechnende Verstand überwog bei ihm weit die künstlerisch gestaltende Phantasie. Die harten Arbeiten des Ackerbaus und die Gefahren und Anstrengungen ununterbrochener Kriege minderten die Lust und beschränkten die Muße zu fröhlichen Festfeiern. Doch konnte auch der Römer den Trieb nach Erholung und Erheiterung nicht unbefriedigt lassen. Auch in Rom waren die festlichen Schauspiele mit der Verehrung der Götter aufs engste verknüpft. Alle Staatsfeste setzten sich aus zwei Teilen zusammen, aus einem rein religiösen: dem Opfer nebst Gebeten und sonstigen Ceremonien, und einem mehr auf die Volksmenge berechneten: den Spielen, bei denen aber auch die Götter als die erhabensten Zuschauer gegenwärtig gedacht wurden. Bekanntlich schreibt die Sage schon dem Romulus die Einführung von Wettrennen zu Ehren des Gottes Consus zu; sie sollen die Gelegen-

[1]) Baumeister, Bilder Nr. 731.

heit zum Raube der Sabinerinnen geboten haben. Bei Veranstaltung einer Leichenfeier ließ ein römischer Großer im Jahre 264 v. Chr. zum erstenmal Gladiatoren auf dem Forum auftreten.[1])

Die den kapitolinischen Göttern, Jupiter, Juno und Minerva, geweihten ludi Romani des Jahres 240 gewährten dem römischen Volke zum erstenmal den Anblick einer dramatischen Aufführung. Votivspiele, die Marcus Fulvius Nobilior im Jahre 186 zum Dank für die Hülfe der Götter nach seinem Siege in Ätolien veranstaltete, erhielten durch eine bis dahin in Rom unbekannte Tierhetze einen besonderen Glanz.[2])

Bei unsrer Betrachtung der Schauspiele zur Unterhaltung des römischen Volkes wollen wir nicht die Zeitfolge der Einführung der verschiedenen Gattungen für die Anordnung maßgebend sein lassen, sondern wir wollen mit den Schauspielen beginnen, die, aus griechischem Geiste geboren, in Rom freudige Aufnahme und liebevolle Pflege fanden, so daß sie eine Nachblüte erlebten, deren Schöpfungen den europäischen Völkern späterer Jahrhunderte Vorbild und Anregung zu eigenem Schaffen gegeben haben. Dies sind die dramatischen Schauspiele. An zweiter Stelle sollen die Wagenrennen behandelt werden, die, von Griechen und Römern seit alter Zeit gepflegt, die Stammesverwandtschaft beider Völker kundthun und doch auch tiefgehende Züge der Verschiedenheit des Volkscharakters erkennen lassen. Zuletzt wollen wir die Gladiatorenkämpfe und die Tierhetzen betrachten. Diese Schauspiele stehen in unversöhnlichem Gegensatze zu dem Geiste des hellenischen Volks; auf dem Boden der weltgebietenden Roma erwachsen, tragen sie die unverkennbaren Züge römischer Herrschermacht und Größe, aber auch römischer Härte und Grausamkeit.

I. Die dramatischen Schauspiele
(ludi scaenici).

Wenngleich die Stürme des peloponnesischen Krieges die politische Machtstellung Athens geknickt hatten, wenngleich durch

---

[1]) Decimus Junius Brutus munus gladiatorium in honorem defuncti patris primus edidit. Liv., periocha lib. 16.

[2]) Athletarum quoque certamen tum primo Romanis spectaculo fuit, et venatio data leonum et pantherarum. Liv. 39, 22.

den Tag von Chäronea der atheniſchen Freiheit und Unabhängigkeit ein Ende gemacht worden war, ſo blieb doch Athen die geiſtige Hauptſtadt der Welt. Auf attiſchem Boden war der edelſte Sproß der Dichtkunſt, das Drama, erwachſen und erſtarkt. Athens tragiſche Dichter hatten in ihren Heldengeſtalten das Menſchheitsideal mit Künſtlerhand gezeichnet und durch die Schilderung der Kämpfe des Sterblichen mit dem Schickſale die Seele in ihrer Tiefe erſchüttert. Die Dichter der neuen attiſchen Komödie hatten wohl verzichten müſſen auf die unvergleichliche Freiheit ariſtophaniſchen Witzes, aber ſie hatten in ihren Intriguen- und Charakterkomödien einen ſolchen Schatz von Humor und Weltklugheit niedergelegt, die Typen ganzer Menſchenklaſſen ſo anſchaulich ausgeprägt, daß damit auch auf dem Gebiete des Luſtſpiels die muſtergültigen Vorbilder aufgeſtellt waren. Athen mußte auch nach den Tagen Alexanders des Großen immer noch als die klaſſiſche Heimat heiterer Geſelligkeit, geiſtreichen Geſprächs und frohen Lebensgenuſſes, als Herrſcherin auf dem Gebiete des Geſchmacks und der Kunſt gelten.

Von Athen aus verbreitete ſich mit dem Ruhme des attiſchen Dramas die Luſt an dramatiſchen Aufführungen durch die ganze helleniſche Welt. Nach dem Vorbilde des Dionyſostheaters in Athen wurden Theatergebäude an den Ufern des Schwarzen Meeres, wie in Ägypten, Kyrene und in dem fernen Maſſilia errichtet. Gut organiſierte Schauſpielertruppen, die unter einem kunſterfahrenen Leiter ſtanden, verherrlichten die Feſte ihrer reichen Heimatſtädte durch dramatiſche Aufführungen. In die weniger wohlhabenden Städte entſandten Genoſſenſchaften „Dionyſiſcher Künſtler“ kleine Wandertruppen, die ſich aus Schauſpielern, Muſikern und einem Regiſſeur (*διδάσκαλος*) zuſammenſetzten.[1])

Dieſe ſehr zahlreichen Truppen griechiſcher Schauſpieler machten im ganzen Umkreiſe helleniſcher Kultur die Schöpfungen atti-

[1]) Eine ſolche Genoſſenſchaft heißt auf einer Inſchrift *τὸ κοινὸν τῶν περὶ τὸν Διόνυσον τεχνιτῶν τῶν ἀπ' Ἰωνίας καὶ Ἑλλησπόντου*. Dieſe Genoſſenſchaften von Bühnenkünſtlern beſtanden aus freigebornen Bürgern und genoſſen mancherlei Vorrechte, waren aber zu unbedingtem Gehorſam gegen ihren ſelbſtgewählten Obmann verpflichtet. Die Kaſſe der Geſellſchaft ſtand unter der Verwaltung eines eignen Rechnungsführers (*ἐπιμελητής*). Reiche Bürger vermachten ihrer Stadt bisweilen bedeutende Summen, damit aus den Zinſen die Gemeinden den Aufwand für dramatiſche Aufführungen beſtreiten könnten.

scher Dichtkunst bekannt. Es gab kaum irgend eine ansehnliche Stadt mit griechischer Bevölkerung, wo nicht auf der Bühne die edeln Heldengestalten der Sophokleischen Dramen, die leidenschaftlich bewegten Stücke des Euripides, die lebenswahren Charakterköpfe der Menandrischen Komödie einem lebhaft teilnehmenden Zuschauerkreise vorgeführt worden wären. Die reichen hellenischen Pflanzstädte Siziliens und Unteritaliens mit ihrer geistreichen, auf Genuß bedachten Bevölkerung waren ganz besonders warme Freundinnen und eifrige Pflegerinnen des Dramas.

Hier im Süden der Halbinsel tritt bei seinem siegreichen Vordringen das Römertum in den Bannkreis der überlegenen griechischen Kultur. Es ist gezwungen, wenn es nicht in Barbarei verharren will, sich die idealen Schätze der Griechen anzueignen, wie es sich mit starker Hand die Städte Großgriechenlands angeeignet hat. Nicht aus Büchern schöpften die Römer ihre erste Kenntnis des griechischen Dramas, sondern aus eigener Anschauung lernten römische Offiziere in Tarent, in der echt griechischen Pflanzstadt Neapel und in dem befreundeten Syrakus griechische Schauspielkunst kennen, und mit lebendiger Anknüpfung an die scenischen Spiele in jenen Griechenstädten wurde die Bühne und die Bühnenkunst nach Rom übertragen.

Im Theater von Tarent war es, wo der römische Gesandte Postumius im Jahre 282 v. Chr. in übermütigster Weise beleidigt wurde. Aus dem eroberten Tarent kam zehn Jahre später der sechsjährige Knabe Andronikus nach Rom, der als Jüngling den Kindern des Livius Salinator Unterricht erteilte, von diesem freigelassen wurde und dem römischen Volke zuerst den Genuß einer Theatervorstellung bereitete.

Mit ungeheurer Anstrengung war der erste punische Krieg zu Ende geführt und im Friedensschluß die herrliche Insel Sizilien unter Roms Oberhoheit gestellt worden. Da glaubten die kurulischen Ädilen des folgenden Jahres (240) bei Veranstaltung der römischen Spiele das Volk durch eine ganz neue Art von Vergnügung überraschen zu müssen. Sie ließen nach griechischem Vorbild die Aufführung von Dramen vorbereiten. Mit anerkennenswertem Mute unternahm es Livius Andronikus, ein Nichtrömer, die noch sehr ungelenke lateinische Sprache zur Dichtung einer Tragödie und einer Komödie geschmeidig zu machen. Er, der Dichter, übte eine von ihm geworbene Schauspielertruppe

ein und führte den Römern auf einer leicht gezimmerten Bretterbühne als Darsteller der Hauptrollen seine Dichtungen vor.

Mochte es auch der dichterischen Sprache des Livius noch an Würde und Schwung, seinem Versbau an Reinheit fehlen, dennoch haben seine dramatischen Dichtungen, denen er bis gegen das Ende des zweiten punischen Krieges oblag, eine zweifache gewaltige Wirkung gehabt: sie haben im römischen Volke die Liebe zum Bühnenspiel entzündet und eine Reihe bedeutender Talente zum Wetteifer auf der Bahn dramatischen Schaffens angespornt.

Von jener Zeit an verlangte das Volk, daß die vier großen, alljährlich wiederkehrenden Feste durch Bühnenspiele verschönert würden. Es waren dies die aus der Königszeit herstammenden römischen Spiele, die im September unter Leitung der kurulischen Ädilen gefeiert wurden; die im November gefeierten plebejischen Spiele, für welche die plebejischen Ädilen zu sorgen hatten; im April (seit 194) die zu Ehren der phrygischen Göttermutter veranstalteten Megalesia, endlich die im Juli gefeierten apollinarischen Spiele (seit 213), bei denen die Prätoren den Vorsitz führten.

Der römische Senat hatte für die Darbringung der Opfer und für die Ausrichtung der Spiele an diesen religiösen Festen bestimmte Summen aus dem Staatsschatze ausgeworfen. Die ludi Romani wurden anfangs mit einer Summe von 200 000 Sesterzen (etwa 35 000 M.) bestritten, doch mußte diese Summe infolge der wachsenden Ansprüche auf 333 000 Sesterz im Jahre 217, im Jahre 51 auf 760 000 Sesterz erhöht werden.[1]) Es reichten aber diese Summen bei weitem nicht aus. Das Volk verlangte von den Ädilen und den übrigen Festgebern glänzende Ausstattung der Spiele, daher mußten diese Beamten den größeren Teil der Kosten aus ihrem Privatvermögen beisteuern. Oft hielten sie sich dann durch Erpressungen in den Provinzen für ihre großen Ausgaben schadlos.

An jedem der genannten Feste wurden mehrere Tage hintereinander Bühnenstücke aufgeführt, und diese Aufführungen wurden wiederholt, wenn eine geringfügige Störung die Erneuerung des

---

[1]) Vgl. Dionys., antiqu. Rom. VII, 71. *ἡ βουλὴ ἀναλοῦσθαι ἔταξε καθ' ἕκαστον ἐνιαυτὸν εἰς τε τας θυσίας καὶ τοὺς ἀγῶνας ἀργυρίου πεντακοσίας μνᾶς.*

Festes als geboten erscheinen ließ.[1]) Aber zu diesen regelmäßigen Theatertagen trat in jedem Jahre noch eine ganze Reihe außerordentlicher hinzu. Entweder gab ein siegreich heimkehrender Feldherr Bühnenspiele zur Verherrlichung seines Triumphs, oder es wurde die Einweihung eines neu erbauten Tempels gefeiert oder die Bestattung eines angesehenen Mannes von seinen Verwandten durch Aufführung von Dramen in würdiger Weise verherrlicht.

Bei dieser großen Zahl von Theatertagen, welche der immer wachsenden Freude des Volkes an Bühnenspielen entsprach, hatte man in Rom ein starkes Bedürfnis nach neuen dramatischen Dichtungen. Diese wurden geschaffen von den begabten fruchtbaren Dichtern, die hauptsächlich in dem Jahrhundert vom zweiten punischen Kriege bis zur Zeit der Gracchen hervortraten. Wir können sie hier nur kurz erwähnen.

Noch gleichzeitig mit Livius Andronikus wirkte Cnejus Nävius, gebürtig aus einer latinischen Stadt in Kampanien. Er übertraf in der Tragödie durch dichterische Kraft seinen Vorgänger und mischte in seine Komödien beißende Anspielungen auf römische Vornehme, was ihm Haß und Verfolgung zuzog. Den Sohn des kalabrischen Städtchens Rudiä, Quintus Ennius (239—169), der als Centurio römischer Bundesgenossen mit nach Korsika gezogen war, brachte von dort im Jahre 204 Marcus Porcius Cato nach Rom. Tiefer als Nävius in den Geist griechischer Dichtung und in die Feinheit griechischer Metrik eingedrungen und zugleich mit feinstem Gefühle für die Eigenart der lateinischen Sprache ausgerüstet, hat er durch seine Tragödien und durch sein Epos, die Annales, auf die Entwicklung der römischen Sprache und Dichtung entscheidenden Einfluß geübt. Sein Schwestersohn, Marcus Pacuvius (220—132), aus der römischen Kolonie Brundisium stammend, zeigt in seinen Dramen Vorliebe für verwickelte Handlungen und für erschütternde Scenen, dabei vermeidet er nicht immer ein Übermaß von Pathos und pomphafter Redeweise. Der fruchtbarste der römischen Tragiker war Lucius Accius (170—95);

---

[1]) Liv. XXIII, 30, 17. Aediles curules ... ludos Romanos fecerunt, qui per triduum instaurati sunt. Plebei ludi ter instaurati. — Cic., de harusp. resp. 11. Si ludius constitit aut tibicen repente conticuit aut si aedilis verbo aut simpulo (mit der Schöpfkelle) aberravit, ludi non sunt rite facti et mentes deorum immortalium ludorum instauratione placantur.

wir kennen die Titel von etwa fünfzig Tragödien, die er verfaßt hatte. Er war berühmt durch die Würde des Ausdrucks, die Erhabenheit der Gedanken und durch seine meisterhafte Behandlung des Dialogs. Er beherrschte ebenso den milden, rührenden Ausdruck tiefen Gefühls, wie er die Töne männlichen Selbstbewußtseins und überschäumender Leidenschaft zu treffen wußte, hierin der Erscheinung seiner leidenschaftlichen Zeitgenossen, der Gracchen, des Marius, des Saturninus, vergleichbar.

Dasselbe Zeitalter, das die großen römischen Tragiker hervorbrachte, erzeugte auch die zwei großen Komödiendichter Titus Maccius Plautus (254—184) und Publius Terentius (185—159). Und wie die römischen Tragiker neben Sophokles namentlich die verwickelteren Stücke des Euripides und jüngerer Dichter nachahmten, so war das Vorbild des Plautus und Terentius nicht die politische Komödie des Aristophanes, sondern die jüngere Intriguen- und Charakterkomödie, die auf dem Boden des Alltagslebens erwachsen, durch Menandros und Philemon zur höchsten Blüte gebracht worden war. Mit unvergleichlicher Frische und urwüchsigem Humor bearbeitete Plautus diese Stücke und verstand es meisterhaft, durch seine bisweilen sehr derben Witze seine Zuhörer zu kräftigem Lachen zu reizen. Glatter und gewählter ist die Sprache, feiner und vornehmer der Witz, mit dem Terentius seinen Landsleuten die griechischen Urbilder in lateinischem Gewande vorführt. Die Ausgelassenheit mutwilliger Einfälle meidet er und mildert das Burleske allzu grell aufgetragener Farben und zu derb gezeichneter Rollen zu maßvollerer Lustigkeit. Man merkt den Stücken des Terentius an, daß er in dem feingebildeten Kreise des Publius Cornelius Scipio und Cajus Laelius als gern gesehener Genosse zu verkehren pflegte.[1])

Von dem Vorrat an dramatischen Werken, der in der erwähnten Blütezeit geschaffen worden war, zehrte das römische Theater bis zum Schlusse der Republik. Unter Augustus schrieb Lucius Varius Rufus eine vortreffliche Tragödie, „Thyestes," die zur Verherrlichung der Feier des Sieges von Aktium im Jahre 29 v. Chr. zum erstenmal zur Aufführung kam und die, ebenso wie die Medea des Publius Ovidius Naso, noch

[1]) Cic., ad Attic. VII, 3, 10. Terentii fabellae propter elegantiam sermonis putabantur a C. Laelio scribi.

hundert Jahre später Bewunderung erregte.[1]) Als letzte Ausläufer der Tragödiendichtung sind die Dramen zu nennen, die unter Senekas Namen gehen, doch sicher nicht den Philosophen dieses Namens zum Verfasser haben, vielleicht verschiedenen Dichterlingen ihren Ursprung verdanken. Diese Dichtungen, welche die gräßlichsten Mythen zum Inhalt haben, sind arm an Handlung und an dramatischer Kunst. Eine schwungvolle, aber oft übertriebene Rhetorik kann den Mangel an Wärme des Gemüts nicht ersetzen; die Entsetzlichkeit vieler Schilderungen soll die abgestumpften Nerven eines übersättigten Geschlechts erregen. Wenn wir aber die Unmöglichkeit der Darstellung mancher Vorgänge bedenken, wie z. B. daß der rasende Herkules die Dejanira mit der Keule zerschmettert, so erscheint es gewiß, daß diese Stücke nicht für die Bühne, sondern nur für den Vortrag von Deklamatoren bestimmt waren.

Die Senekatragödien bedeuten den Niedergang der tragischen Kunst. Auf dem Gebiete der Komödie vollzieht sich eine ähnliche Wandelung. Als das römische Publikum die Gestalten des griechischen Lustspiels zur Genüge kennen gelernt hatte und nach anderem Unterhaltungsstoff verlangte, bot man ihm die in dem heiteren Kampanien entstandene Volksposse mit ihren dem niederen Leben entlehnten lächerlichen Charakteren. Nach dem Städtchen Atella hießen diese Stücke fabulae Atellanae. Lucius Pomponius Bononiensis, ein Zeitgenosse Sullas, verknüpfte die bisher improvisierten lächerlichen Scenen zu einer Reihe komischer Verwicklungen und verlieh damit der Atellane das Bürgerrecht in der Litteratur. Auf das derbe, burleske Bauernspiel von Atella folgte der Mimus, der sich gewöhnlich als lustiges Nachspiel (exodium) an eine Tragödie anschloß. Hier beschränkte sich der Dichter nicht auf die Vorführung typischer Bauerngestalten, sondern zeichnete mit scharfem Griffel ein völlig realistisches Bild menschlicher Thorheiten und Laster; Wort und Gebärde setzten dabei oft alle Rücksicht auf Anstand beiseite.

---

[1]) Als ausgezeichneten Epiker rühmt Horaz den Varius in der Ode (I, 6), worin er selbst es ablehnt, die Heldenthaten des Agrippa zu besingen: „Scriberis Vario fortis et hostium victor." — Quintil. inst. orat. X, 1, 98 sagt: Varii Thyestes cuilibet Graecarum comparari potest. Ovidii Medea videtur mihi ostendere, quantum ille vir praestare potuerit, si ingenio suo imperare quam indulgere maluisset.

Decimus Laberius, ein römischer Ritter, der ein Jahr nach Cäsar starb, führte ihn in die Litteratur ein. Im Pantomimus endlich verstummte das Drama. Ein einzelner Tänzer stellte mit fein ausgeprägter Gebärdensprache, in wechselnder Gewandung eine ganze Handlung dar, während ein reich besetztes Orchester seine Bewegungen mit rauschender Musik begleitete. Der geniale Tänzer Pylades, ein Liebling des Augustus, entzündete in Rom die Leidenschaft für pantomimische Darstellungen.

Nachdem wir auf die Gattungen der Bühnenspiele, die nach und nach in Rom Eingang fanden, einen Blick geworfen und die bedeutenderen Dichter von Dramen kurz charakterisiert haben, wollen wir den Inhalt der Stücke und die wichtigsten Charaktere, die den Bürgern Roms auf der Bühne vorgeführt wurden, etwas näher betrachten. Hier befinden wir uns bei der Tragödie in der umgekehrten Lage wie bei der Komödie. Die Überreste der ersteren sind klägliche Trümmer, aus denen sich kein klares Bild zusammensetzen ließe, wenn nicht die ganz oder teilweise erhaltenen Tragödien der Griechen ihnen zur Seite stünden. Von den Komödien des Plautus und Terenz dagegen sind gerade die besten fast unversehrt erhalten geblieben und gestatten uns einen Rückschluß auf die verloren gegangenen griechischen Urbilder.

Im Anschluß an die Griechen behandelten die römischen Tragödiendichter ganz überwiegend mythologische Stoffe. Nach der griechischen Tracht der Schauspieler in Stücken solchen Inhalts hieß ein derartiges Drama fabula palliata. Hier steht in erster Reihe der trojanische Sagenkreis. Der zürnende Achilles, der alte Priamus, der seines Sohnes Leiche dem Sieger abzukaufen trachtet, der mit Ulixes um die Waffen des Achilles streitende Ajax, die kriegsgefangene, unglückliche Andromache, die vergeblich versucht, vom Haupte ihres Sohnes Astyanax den Todesstreich der siegreichen Griechen abzuwehren, das waren alles Gestalten, mit denen das römische Publikum durch wiederholte Aufführungen wohl vertraut war. Auch die schlimmen Schicksale, welche die nach Trojas Fall heimkehrenden Griechen im Vaterlande ereilten, wurden in lateinischer Bearbeitung auf die Bühne gebracht, so der Tod des Agamemnon durch Ägisthus und der harte Empfang des Teucer durch seinen Vater Telamon. Diesen hatte Pacuvius in seiner Tragödie „Teucer“ geschildert.

Kummervoll hat der greise König von Salamis lange Jahre

hindurch auf die Heimkehr seiner Söhne geharrt. Am Wiedersehen verzweifelnd, hat er Trauerkleider angelegt, mit ihm trauern die Seinen. Da erscheint ein Bote und bringt Kunde vom Griechenheer, doch lautet sie trübe. Ein heftiger Sturm hat die Schiffe der Heimkehrenden fast alle vernichtet. Nun tritt Teucer auf, doch allein, ohne seinen Bruder Ajax und ohne dessen Sohn. Da bereitet ihm der leidenschaftliche Alte einen furchtbaren Empfang. Mit zornglühenden Augen ruft er ihm, den er für einen Verräter hält, zu:

„Wie, du wagst es, ohne Ajax zu betreten Salamis?
Fürchtest nicht des Vaters Anblick, der du mich, den alten Mann,
Kinderlos in Nacht und Elend stürzest! Denn du mordetest
Deinen Bruder und das Kindlein, das man deiner Hut vertraut!“ [1])

Nichts fruchtet die mannhaft feste Verteidigung des Teucer, welcher den Sturm schildert, in dem sein Schützling Eurysaces ihm von der Seite gerissen worden ist.[2]) Teucer findet mit seiner Erzählung keinen Glauben, vielmehr meint Telamon, er habe den Bruder beseitigt, um das väterliche Reich einst zu erben. Mit harten Worten treibt der Vater den Sohn in die Verbannung. Da ruft Hesiona, Teucers Mutter, die Salaminier für ihren Sohn gegen den unbeugsamen König unter die Waffen. Ein Kampf entbrennt, doch tritt jetzt Teucer in kindlicher Verehrung und edler Selbstüberwindung zum Schutze des Telamon auf. Er erringt den Sieg und scheidet dann freiwillig von Salamis, indem er, obwohl selbst schwer bekümmert, den niedergebeugten Genossen Mut zuspricht mit den Worten:

. . . pátria est, ubicumque ést bene.[3])

---

[1]) Cic., de oratore II, 46, 193.

[2]) Es war dies die Glanzstelle im Teucer des Pacuvius:
Grándo mixta imbrí largifico súbito praecipitáns cadit,
Undique omnes vénti erumpunt, saévi exsistunt túrbines,
Strépitus fremitus clámor tonitruum ét rudentum sibilus.
Cic., epist. ad famil. VIII, 2, 1.

[3]) Vgl. Horat., carm. I, 7, 21:
Teucer Salamina patremque
Cum fugeret, . . . sic tristes affatus amicos:
‚Quo nos cunque feret melior fortuna parente
Ibimus, o socii comitesque!‘

In den Bereich der thebanischen Sagen führten den römischen Theaterbesucher die Dramen, welche das harte Geschick des Ödipus und der Antigone behandelten. Auch die Antiope des Pacuvius, die nach Ciceros Angabe dem Drama des Euripides genau nachgebildet war, spielt in Böotien.

Antiope hatte, von ihrem Vater verstoßen, auf dem Kithäron Zwillinge, Söhne des Jupiter, geboren. Von ihrem Oheim aufgefunden, wird Antiope der Dirce übergeben, die sie zur Strafe für ihren Fehltritt viele Jahre lang gefangen hält und schmählich mißhandelt. Inzwischen sind die Knaben von einem Hirten aufgenommen und erzogen worden. Zethus hat sich der Rinderzucht gewidmet, Amphion pflegt Musik und Dichtkunst. Die verschiedene Lebensrichtung der Brüder giebt zu ausführlichen Erörterungen Anlaß. Zethus fordert den Bruder auf, den Liedern und der Leier zu entsagen, dem Ackerbau oder dem edlen Waffenhandwerke seine Kraft zu weihen. Dieser erwidert, ohne Pflege des Schönen gebe es keinen edeln Besitz, die Ruhe der Seele verleihe allein Halt in den Stürmen des Lebens, ein gesunder Geist sei besser als ein starker Arm, Klugheit erreiche in der Stadt und im Felde mehr als rohe Gewalt.[1]) Der hinzutretende Pflegevater giebt doch der kräftigen That den Vorzug vor schön gesetzten Worten.

Zu der Wohnung der Jünglinge kommt, endlich ihrer Quälerin entronnen, Antiope und fleht um gastliche Aufnahme. In dem Glauben, eine entflohene Sklavin vor sich zu haben, sind Amphion und Zethus im Begriffe, die Antiope der verfolgenden Dirce zu entsetzlicher Bestrafung auszuliefern. Da vermittelt der Hirt die Erkennung zwischen den Söhnen und der Mutter. Diese ruft in ihrer Freude: Salvéte, gemini, méa propages sanguinis! An

---

[1]) Seine Vorliebe für Übung des Geistes beweist Amphion in dem Stücke dadurch, daß er den böotischen Greisen folgendes Rätsel aufgiebt:

Quadrupés tardigrada agréstis humilis áspera,
Brevi cápite, cervice ánguina, aspectú truci,
Evíscerata inánima cum animali sono.

Die Alten können die Lösung nicht finden; Amphion giebt sie ihnen mit dem Worte testudo. — In welchem Zusammenhange mit der Handlung des Stückes dieses Spiel des Scharfsinnes stand, wissen wir nicht, doch lag dem Amphion eine Anspielung auf die Leier, das Geschenk des Merkur, mit deren Klang er selbst Steine bewegte, nah genug. Vgl. Hor., epist. II, 3, 394. Dictus et Amphion . . . Saxa movere sono testudinis.

Dirce, der Peinigerin ihrer wiedergefundenen Mutter, vollziehen die Jünglinge die furchtbare Strafe, die uns die berühmte Farnesische Marmorgruppe im Museum zu Neapel vor Augen führt.[1]) Sie binden sie, — was natürlich nicht auf der Bühne vor sich geht, sondern durch einen Boten erzählt wird — trotz der Fürbitte der versöhnlichen Antiope, an einen wilden Stier und lassen sie zu Tode schleifen. Auf Jupiters Befehl, den Merkur kund thut, besteigt Zethus den Thron von Theben, Amphion siedelt nach dem kunstliebenden Athen über.

Dem ätolischen Sagenkreise war der Meleager des Accius entnommen. Der Stoff, der zu glänzenden Berichten und feiner psychologischer Entwicklung in hohem Grade geeignet war, hatte schon seit Euripides die tragischen Dichter vielfach beschäftigt. Das Auftreten der Atalante unter den zur Jagd gerüsteten Männern, das Aufkeimen der Liebe in Meleagers Herzen, der heftige Streit mit den Oheimen, die nicht dulden wollen, daß Atalante das Fell des erlegten Ungeheuers als Beutestück erhalte, die Gewaltthat des Meleager gegen seine Verwandten, enthalten erschütternde Gegensätze, die in dem unbändigen Zorne der Althäa über den Tod ihrer Brüder die höchste Steigerung erfahren. Nachdem die Erbitterung über die That des Sohnes die Mutterliebe besiegt hat, wirft Althäa das verhängnisvolle Scheit, an das Meleagers Leben geknüpft ist, in die Flammen.[2]) Ihres Sohnes Leben entflieht. Die Mutter eilt reuevoll an sein Sterbebett, doch Atalante weist sie, als die Mörderin Meleagers, herb von dieser heiligen Stätte hinweg.

Aus der Argonautensage zog hauptsächlich die dämonische Gestalt der Medea, die, von Eifersucht ergriffen, an dem treulosen Jason furchtbare Rache nimmt, die römischen Dichter mächtig an. Ehe Ovid den Stoff in einer Tragödie behandelte, hatten schon drei der älteren Tragiker sich an ihm versucht. Die Perseussage ist wiederholt in Tragödien mit dem Titel „Andromeda" behandelt worden. Die Sagen von Prometheus, Herkules und Erechtheus und besonders die furchtbaren Schicksale des Pelopidenhauses kamen ebenfalls in Rom auf die Bühne. Daher dürfen wir behaupten, daß die ganze Fülle großartiger

[1]) Vgl. Baumeister, Bilder Nr. 800.

[2]) Den Seelenkampf der Althäa schildert ergreifend auch Ovid, Metam. VIII, 462 ff.

idealer Gestalten, der ganze Reichtum ergreifender Mythen, die von dem griechischen Volksgeiste geschaffen, von den großen griechischen Tragikern ausgestaltet worden waren, von römischen Dichtern in das Gewand lateinischer Verse gekleidet, der empfänglichen Bevölkerung Latiums zur Bereicherung und Veredlung ihres Geisteslebens in Bühnenspielen dargeboten worden ist.

Die griechische Sagenwelt war aber nicht das einzige Gebiet, von dem sich die römischen Dichter die Stoffe für das ernste Drama holten. Das römische Volk war ein politisches Volk, wie kein zweites im Bereiche der Menschheit. Senat und Volk waren erfüllt von der Überzeugung, daß sie zum Herrschen berufen seien. Mit heldenhafter Selbstverleugnung hatten sie alle ihre Kräfte in den Dienst des Staates gestellt und jahrhundertelang große Thaten auf der Weltbühne vollbracht. Da lag es nah, daß sie auch auf der Bühne, die die Welt bedeutet, einen Abglanz der Großthaten ihres Volkes zu sehen wünschten. Diesem Wunsche kam schon Nävius entgegen, indem er mit glücklichem Griffe Stoffe der heimatlichen Sage und Geschichte zu dramatischer Bearbeitung wählte. Er schrieb einen „Romulus“ und ein Drama „Clastidium“, das die Überwindung des gallischen Anführers Viridomarus durch Marcus Claudius Marcellus im Jahr 222 zum Gegenstand hatte. So wurde er der Vater des nationalen historischen Dramas, der **fabula praetextata**, wie es nach der Tracht der auftretenden Personen genannt wurde. Wir wissen, daß außerdem der Raub der Sabinerinnen und die Vertreibung der Tarquinier, der Opfertod des Publius Decius Mus in der Schlacht bei Sentinum (295), das tragische Ende des Lucius Aemilius Paullus bei Cannä und der Fall des greisen Konsuls Marcellus bei Venusia (208) dramatisch behandelt worden sind; doch sind die erhaltenen Reste so gering, daß der Versuch, eines dieser Stücke auch nur in den allgemeinen Umrissen wiederherzustellen, aufgegeben werden muß.

Solche historische Stücke mögen wohl hauptsächlich bei Gelegenheit von Triumphalspielen und bei Leichenfeiern berühmter Staatsmänner und Feldherrn zur Aufführung gekommen sein, und wenn sie auch im Stile etwas weniger erhaben waren als die mythologischen Tragödien, in denen Götter und Heroen auftreten, so hat sie doch gewiß die männliche Kraft der lateinischen Sprache und die würdevolle Vornehmheit des römischen Geistes mit einem

edlen, eindrucksvollen Pathos erfüllt. Hingegen ist nicht zu leugnen, daß die Scenen von Kampf und Sieg, die von römischen Heldenthaten unzertrennlich waren, der Neigung Vorschub leisteten, die Bühne durch ein Übermaß von Waffengeklirr und Siegespracht ihrer edleren Bestimmung zu entfremden.

Vorgänge aus dem Alltagsleben führten, wie bereits erwähnt, die Dichter der neuen attischen Komödie und, ihnen nachdichtend, Plautus und Terenz ihren Zuschauern vor. Nach Athen, selten in eine andere griechische Stadt, versetzen Plautus und seine Nachfolger ihr römisches Publikum und zwar in die Zeit, wo Alexanders Nachfolger um die Herrschaft streiten und in der reichen, aber politisch ohnmächtigen Stadt ein verfeinerter Lebensgenuß das höchste Ziel des wohlhabenden Bürgers geworden ist.

Vor dem Hause unter freiem Himmel geht, wie die Gewohnheit des Südens es mit sich bringt, die ganze Handlung vor sich. In den meisten Stücken kehrten in immer wechselnden Situationen eine Anzahl stehender Figuren wieder: ein leichtsinniger, verschwenderischer Jüngling, ein sparsamer Vater, ein Mädchen, das in der Gewalt eines nichtswürdigen Kupplers schmachtet, dessen freie Geburt aber häufig erkannt wird, so daß das Hindernis der Ehe wegfällt.[1]) Vater und Sohn tragen den weißen, ärmellosen Chiton, darüber den Mantel. Der Alte wird durch eine weiße Perücke und einen weißen Mantel kenntlich gemacht. Der Jüngling hat schwarzes Lockenhaar und hat einen purpurfarbenen Mantel an; ihre Fußbekleidung ist der leichte Schuh (soccus).[2]) Der Kuppler erscheint kahlköpfig, mit spitz zulaufendem Bocksbart, in kurzem, buntem Mantel. Zu diesen Gestalten kommen noch der dürre Wucherer (danista), der, katzenartig, argwöhnisch blickend, einherschleicht und seine Opfer mit unerbittlicher Grausamkeit festhält; der demütige, aber dabei schlaue Parasit, den es nach den Freuden der reich besetzten Tafel gelüstet, der Koch, der, auf dem Markte zur Herrichtung eines Festmahls gemietet, mit Schürze und großem Messer auftritt und in hochtönenden Worten seine unübertreffliche, allgemein beliebte Kunst

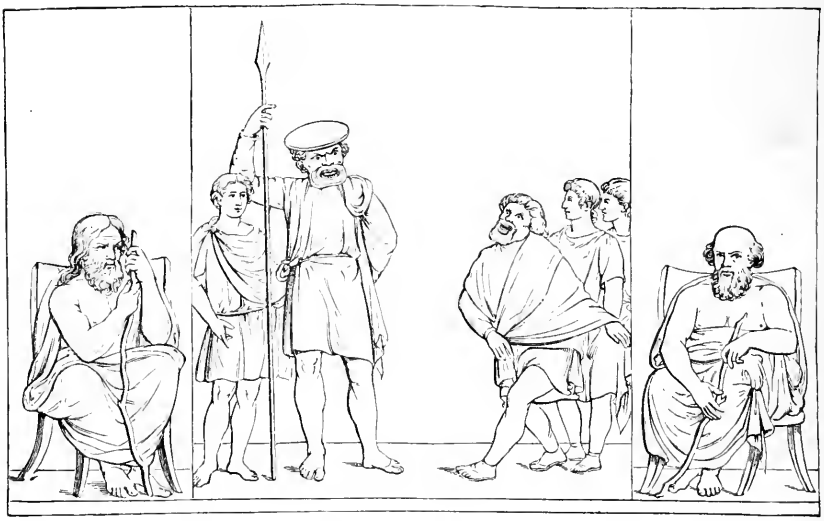
---

[1]) Vgl. Hor., epist. II, 1, 171. Adspice, Plautus,
Quo pacto partes tutetur amantis ephebi,
Ut patris attenti, lenonis ut insidiosi.

[2]) Daher ist soccus fast gleichbedeutend mit Komödie, vgl. Hor., ib. II, 3, 90. prope socco dignis carminibus.

preist, vor allem aber die Sklaven, von dem dummehrlichen Knechte vom Lande und dem groben Thürhüter bis zum feinen, verschlagenen Kammerdiener, der oft seinen jungen Herrn zu leichtsinnigen Streichen verleitet, aber ihn auch aus den schlimmsten Verlegenheiten durch seine Schlauheit rettet.[1])

Doch wir wollen, statt Einzelheiten aufzuführen, lieber versuchen, durch Inhaltsangabe eines bestimmten Stückes anschaulich zu machen, welchen Eindruck die römischen Zuschauer um das



Scene aus einer Komödie.

Jahr 200 v. Chr. bei Aufführung einer Komödie hatten. Wir wählen hierzu den Miles gloriosus des Plautus.

Der Dichter versetzt die Zuschauer in eine der reichsten Handelsstädte Kleinasiens, nach Ephesus. Den Hintergrund der Bühne

[1]) Das beigegebene Bild zeigt uns einen prahlerischen Offizier in selbstbewußter, stolzer Haltung. Vor ihm steht in demütig gebückter Stellung, mit eingezogenem Halse (contracta cervicula. Quintilian., institut. orat. XI, 3, 180), ein Schmarotzer, der, lebhaft gestikulierend, den Kriegsmann mit Schmeicheleien überschüttet, um von ihm zu einer guten Mahlzeit eingeladen zu werden. Die rechts und links im Hintergrunde stehenden Jünglinge sind gut gekleidete und frisierte Diener. — Die beiden bärtigen Alten, die zu beiden Seiten auf Sesseln sitzen und derbe Stöcke in den Händen haben, müssen wir uns unterhalb der Bühne in der Orchestra sitzend denken. Es sind Polizeibeamte (ῥαβδοῦχοι, lictores), deren Aufgabe es ist, die Ordnung unter dem Publikum aufrecht zu erhalten (vgl. Aristoph., Friede v. 734. *Χρὴν μὲν τύπτειν τοὺς ῥαβδούχους, εἴ τις . . .*).

bilden zwei aneinander stoßende, mehrstöckige Privathäuser mit kleinen, vergitterten Fensteröffnungen,[1]) rechts — vom Zuschauer — das des Söldnerhauptmanns Pyrgopolinices, links das des reichen Periplecomenus. Vor diesem steht auf der Straße ein Altar.

Aus seiner Hausthür tritt Pyrgopolinices (urbicapus v. 1046. Festungseroberer, Eisenfresser). Auf dem Haupte trägt er einen Helm mit mächtigem Federbusche. Lange Locken wallen ihm wie eine Mähne um die Schultern.[2]) Über den Rücken und den linken Arm hat er einen leichten Mantel mit glänzendem Purpursaum geworfen. An der Seite trägt er ein ungeheures Schwert. Den metallnen Schild übergiebt er den Söldlingen, die hinter ihm herschreiten, und ruft ihnen zu, sie möchten ihn so blank putzen, daß er heller strahle als die Mittagssonne. Bald gehe es wieder in die Schlacht, nach der sein tapferes Schwert schon längst sehnsüchtig verlange. „Doch wo steckt Artotrogus?"[3])

Sogleich tritt der Gerufene, der Knappe des Hauptmanns, sich demütig bückend, neben den Gebieter und beginnt ihm, der durch einen Faustschlag Elefanten niederstrecke und durch seinen bloßen Hauch Feindesmassen zerstreut habe, in plumpster Weise zu schmeicheln. Sein Gedächtnis für nie gesehene und nie geschehene Heldenthaten des eitlen Prahlers ist erstaunlich, — der Bratenduft schärft es.[4])

Geschickt geht dann der Schmeichler auf das zweite Thema über, das die Eigenliebe des Pyrgopolinices kitzelt. Dieser ist ein Achilleus nicht nur an Tapferkeit, sondern auch an männlicher Schönheit. Alle Frauen verlieben sich in ihn. Noch gestern haben zwei Epheserinnen den Artotrogus beschworen, er solle den bezaubernd schönen Mann wieder durch ihre Straße führen. Leider ist Pyrgopolinices gerade eben durch Geschäfte in Anspruch genommen. Der König Seleukus, sein guter Freund, hat ihn dringend gebeten, Rekruten für ihn auszuheben. Er muß seinem

[1]) Fenestrae clatratae, s. die Abbildung in Ziegelers Pompeji, Gymnas.-Bibl. XX, S. 65.

[2]) v. 60. Caesaries quam decet! v. 915. Quidni noverim magnidicum, cincinnatum. Griechisch: *ἐπίσειστος κόμη*.

[3]) *Ἀρτότρωγος* = Brotknupperer, *Φιλοκωμάσιον* = Freundin heiterer Gelage (*κῶμοι*), *Παλαιστρίων* = Turnkünstler, *Περιπλεκόμενος* = der Umarmende, der Freund in der Not.

[4]) v. 45. Pyrgop.: Edepól memoria's óptuma. — Artotrogus beiseite: Offaé monent.

Freunde den Gefallen thun, kommandiert seinem Gefolge „marsch“ und zieht, seinen Mantel mit kräftigen Armbewegungen schwenkend, mit seinen Leuten im Paradeschritt nach dem Markte ab.

Unter den Zuschauern befand sich bei der ersten Aufführung gar mancher Römer, der gegen Hannibals wettergebräunte Soldaten todesmutig gefochten hatte; mit kräftigem Lachen sah er den waffenrasselnden griechischen Bramarbas, die lächerliche Kehrseite römischer Feldherrnwürde, von der Bühne abtreten.

Sobald die Soldaten verschwunden sind, tritt der Sklave Paläſtrio aus dem Hause des Söldnerhauptmanns. Er beklagt sein Schicksal, das ihn vor wenigen Monaten in das Haus des verächtlichen, albernen und feigen Prahlers geführt habe, denn früher habe er es viel besser gehabt, als er noch in Athen bei dem milden jungen Pleusicles war. Dieser hatte sich in ein hübsches Bürgermädchen, Philocomasium, verliebt. An demselben Mädchen aber fand der zufällig in Athen anwesende Pyrgopolinices ebenfalls Gefallen und entführte sie zu Schiffe nach Ephesus, während Pleusicles gerade verreist war. Paläſtrio wollte seinem Herrn nachreisen, um ihn von der Entführung des Mädchens zu benachrichtigen, auf dem Meere aber fiel er Seeräubern in die Hände, die ihn nach Ephesus schleppten. Hier ist er als Sklave ins Haus des Pyrgopolinices gekommen und hat unvermutet die Philocomasium getroffen, die noch mit treuer Liebe an Pleusicles hängt und den Hauptmann verabscheut. Paläſtrio hat durch einen Kaufmann einen Brief nach Athen gesandt und seinen alten Herrn herbeigerufen. Pleusicles ist in Ephesus eingetroffen und hat sich bei Periplecomenus, einem Freunde seines Vaters, einquartiert. Da dessen Haus unmittelbar an das des Pyrgopolinices stößt, hat Paläſtrio in die Zwischenwand ein Loch gemacht und dadurch der Philocomasium ermöglicht, mit Pleusicles unbemerkt zusammen zu kommen.

Durch diesen Monolog hat Paläſtrio die Zuhörer geschickt über die Lage der Dinge aufgeklärt. Mit Spannung sehen sie dem Verlaufe der Handlung entgegen und ahnen, daß der schlaue Sklave der Retter der Liebenden und der Bestrafer des aufgeblasenen, selbstgefälligen Entführers sein werde.

Jetzt tritt Periplecomenus in heftiger Erregung aus der Thür seines Hauses und ruft, nach innen gewandt, seinen Sklaven zu, sobald sie künftig einen fremden Menschen auf dem Dache ihres

Hauses sähen, sollten sie ihm die Beine zerschlagen und ihn auf die Straße werfen. Eben sei unter dem Vorwande, einen entflohenen Affen einfangen zu wollen, ein Sklave des Söldners auf den Ziegeln seines Daches umhergeklettert. Nun erblickt Periplecomenus den Palästrio, freut sich des Zusammentreffens, ruft aber aus, alles sei verloren. Jener Sklave des Soldaten habe vom Dache aus Philocomasium im Nachbarhofe mit Pleusicles zusammen sitzen sehen. Nun werde der Bramarbas von dem geheimen Verkehre der Liebenden Kunde erhalten und Philocomasium strafen.

Palästrio sinnt eine kurze Zeit nach, dann hat er eine List erdacht, durch die der drohenden Gefahr begegnet werden kann. Er will dem Sklaven, der vom Dache aus die Entdeckung gemacht hat, sagen, es sei eine Zwillingsschwester der Philocomasium, beide einander so ähnlich wie ein Ei dem andern,[1]) aus Athen angekommen und im Hause des Periplecomenus eingekehrt. Diese Schwester, nicht aber die Philocomasium, habe der Späher erblickt. Sofort soll Periplecomenus der Philocomasium sagen, sie müsse eilig in das Haus des Soldaten zurückkehren.

Sobald Palästrio allein ist, kommt sein dummer Mitsklave Sceledrus aus dem Hause, erzählt von seiner Entdeckung und klagt über die bevorstehende Strafe, denn er ist zum Wächter der Philocomasium bestellt, darf aber deren Zimmer nicht betreten. Noch sei sie in dem Nachbarhause. Palästrio sagt dem Sceledrus, er müsse sich getäuscht haben. Philocomasium sei gewiß zu Hause, er wolle nachsehen; inzwischen möge Sceledrus die Thür des Nachbars genau im Auge behalten. In höchst ergötzlicher Weise wird nun Sceledrus genarrt und völlig verwirrt gemacht, indem Philocomasium zuerst an der Thür des eignen Hauses erscheint und den Sklaven wegen Verleumdung mit Strafe bedroht, gleich darauf aber als angebliche Zwillingsschwester aus dem Nachbarhause tritt, um an dem Straßenaltar den Göttern für die glückliche Seereise zu danken, und den Sceledrus nicht zu kennen vorgiebt. Zuletzt beschwört Sceledrus sie, ihm wegen seiner Dummheit Gnade angedeihen zu lassen.

Die Gefahr des Augenblicks ist abgewendet. Jetzt muß aber ein Plan geschmiedet werden, um Philocomasium aus den Händen des Pyrgopolinices zu retten und diesen zu züchtigen. Den Ent-

[1]) Tám similem quam lácte lactist. v. 239.

wurf dieses Anschlags und die Vorbereitungen zur Ausführung bringt der zweite Akt.

Vorsichtig tritt Palästrio aus dem Hause und blickt umher, ob kein Späher seine Lauschernetze ausspannt.[1]) Nachdem er sich davon überzeugt hat, daß die Luft rein ist, ruft er den Periplecomenus und den Pleusicles zur Beratung herbei. Pleusicles, der herzensgute und feingebildete, aber unerfahrene, schüchterne Jüngling, fürchtet, daß er seinem bejahrten Gastfreunde durch seine lange Anwesenheit und seine Liebesangelegenheit zur Last falle. Periplecomenus aber, der heitere Lebemann, der zwar selbst Junggesell geblieben ist, um von Familiensorgen verschont zu bleiben, aber doch im weißen Haar[2]) die Gefühle der Jugend versteht, beruhigt ihn, indem er sagt: „Wenn man seinen lieben Freunden Opfer bringt, ist dies Gewinn.“[3]) Pleusicles dankt ihm verbindlich: „Ja bei Gott, dein ganzes Wesen atmet Liebenswürdigkeit.“

Inzwischen hat Palästrio eine neue List ersonnen, um Philocomasium aus den Klauen des Pyrgopolinices zu befreien. Da dieser eitle Narr von seiner Paris-Schönheit und seiner Unwiderstehlichkeit überzeugt ist, sollen zwei hübsche und gewandte Mädchen herbeigeholt werden, von denen die eine in Matronentracht als angebliche Gemahlin des Periplecomenus, die andere als ihre Zofe ausgestattet werden soll. Jene soll durch Palästrio dem Hauptmann einen Ring zusenden, ihn ihrer glühenden Liebe versichern und um eine Zusammenkunft bitten. Kein Zweifel, daß der Tölpel in die Falle gehen wird. Periplecomenus entfernt sich mit Pleusicles, um die nötigen Vorkehrungen zu treffen.

Palästrio bleibt eine kurze Zeit allein, dann erscheint, in dem langen faltenreichen, weißen Gewande der römischen Matrone mit den schlichten sechs Haarflechten, Acroteleutium mit ihrer Zofe. Die würdevolle, sittsame Haltung des Mädchens erregt Palästrios Bewunderung. Er ist entzückt über die Leichtigkeit, mit der beide sich in die ihnen zugedachten Rollen finden. Mit solchen Künstlerinnen muß das kecke Spiel zum Schaden des stadtbekannten,

---

[1]) Sét speculabor, né quis aut hinc á láeva aut a déxtera!
Nóstro consilió venator ádsit cum auritis plagis. 605.

[2]) Si álbicapillus hic videtur, ne útiquam ab ingenióst senex. v. 628.

[3]) Ín bono hospite átque amico quaéstus est quod súmitur. v. 667.
Tuí quidem edepol ómnes mores ád venustatém valent.

vielgehaßten Wüstlings gelingen. Während diese ins Haus eintreten, geht Palästrio auf den Markt, um dem Hauptmann sein neues Liebesglück zu verkünden.

Zu Beginn des dritten Aktes kommt er mit dem Kriegshelden zurück und redet ihm zu, nach der anstrengenden Arbeit für den König Seleucus nun auch an sein eigenes Behagen zu denken. Dabei giebt er ihm den Ring der schönen Frau als Unterpfand ihrer Liebe. Nach Schilderung der in Pyrgopolinices verliebten Nachbarsfrau rät er auf die Frage, was denn mit Philocomasium werden solle, diese nach Athen zurück zu schicken, da ihre Mutter gerade nach Ephesus gekommen sei, um sie zu suchen. Den Trennungsschmerz werde sie am leichtesten überwinden, wenn ihr der Hauptmann die geschenkten Schmucksachen als Eigentum überlasse.

Die nun aus dem Hause tretende Zofe, selbst ein allerliebstes Geschöpfchen, schildert dem Soldaten die Liebessehnsucht ihrer Herrin so groß, daß er sich erweichen läßt, sie zu sehen.[1]) Nur will er vor der Zusammenkunft die Philocomasium aus seinem Hause entfernen. Während Palästrio vor der Thür wartet, erscheint Pleusicles; er wird angewiesen sich sogleich einen Schifferanzug, dunkeln Mantel (pallium ferrugineum) und breitkrämpigen Hut (causia), zu besorgen und auf Abfahrt nach Athen zu drängen. Nach seinem Abgange kommt der Hauptmann vergnügt aus seinem Hause, da Philocomasium, wenngleich nur unter Thränen und durch Geschenke seinerseits beruhigt, in die Abreise gewilligt und den Palästrio sich als Diener ausgebeten habe. Dieser stellt sich unglücklich über die Trennung von seinem guten Herrn. Inzwischen tritt die angeblich verliebte Frau mit ihrer Zofe aus dem Hause des Periplecomenus. Der Soldat hört aus ihrem eigenen Munde, daß sie ohne ihn nicht leben könne, daß sie sich von ihrem Manne habe scheiden lassen und nun allein in dem ihre Mitgift bildenden Hause wohne. Dahin soll Pyrgopolinices ihr nachfolgen.

Im Reisemantel und mit bedecktem Haupte tritt Philocomasium aus dem Hause des Soldaten. Pleusicles, als Steuermann verkleidet, meldet im Auftrage der Mutter, sie solle sogleich an Bord kommen. Von Trennungsschmerz überwältigt, fällt sie in

[1]) Quae pér tuam nunc vitám vivit: sit néene, in te spes únost. v. 1042.

eine erheuchelte Ohnmacht,[1]) der verkappte Pleusicles fängt sie zärtlich auf. Thränen vergießend nimmt auch Paläſtrio Abſchied von ſeinem Herrn, dem er verſichert, erſt nach ſeiner Abreiſe werde er völlig einſehen, wie treu er ihm immer geweſen ſei.

Nachdem alle drei nach dem Hafen abgegangen ſind, wird Pyrgopolinices durch einen zierlichen Diener in das Haus des Periplecomenus gerufen. Er folgt dem Rufe und fällt damit in den ihm gelegten Hinterhalt. Plötzlich erhebt ſich in dem Hauſe ein furchtbarer Lärm. Der Bramarbas, der mit zahlloſen Heldenthaten geprahlt, der ſich nicht nur den Liebling, ſondern ſogar den Enkel der Göttin Venus genannt hat, iſt von handfeſten Knechten gepackt und niedergeworfen worden. Der Helm, die Chlamys, das Schlachtſchwert ſind ihm entriſſen, die Hände geknebelt worden. Halbnackt wird er unter Prügeln und Schimpfworten auf die Bühne getragen. Ihm als ertapptem Ehebrecher droht die ſchlimmſte Strafe. Seine Entſchuldigungen werden mit neuen, kräftigeren Schlägen beantwortet. Endlich ſchwört er, ſich für die erhaltenen Prügel an niemand rächen zu wollen, zahlt eine Mine (75 Mark) für Erlaß ſtrengerer Strafe und erfährt zum Schluß durch Sceledrus, daß Philocomaſium nicht durch einen Seemann im Auftrage ihrer Mutter nach Athen geholt, ſondern durch ihren früheren Liebhaber mit Paläſtrios Hülfe entführt worden iſt. Er iſt alſo um die Geliebte, um ſein Geld, um ſeine Geſchenke und um ſeinen Sklaven geprellt und hat Verhöhnung und Prügel obendrein erduldet.

Plautus führte ſeine Zuhörer nicht in eine erhabene, ideale Welt, ſondern in eine Welt leichtſinnigen Treibens und lockerer Sitten. Aber er verſteht es, die Perſonen ſo lebenswahr zu geſtalten, die verwickelte Handlung mit ſo großer Geſchicklichkeit zu lenken, den Dialog ſo geiſtreich zu führen und die lateiniſche Sprache ſo genial zu überraſchenden Witzen und Anſpielungen zu benutzen, daß wir wohl begreifen, weshalb ſeine Stücke ſich lange in der Gunſt des Publikums erhielten. Die Römer hatten ihre helle Freude an dem ſchalkhaften Gaukelſpiel, in dem die treu Liebenden zuletzt glücklich vereinigt werden und der dumme und rohe Prahlhans die verdiente Züchtigung erhält. Die ſtark karikierte, aber

[1]) Palaestrio: Postquam áps te abit, animó male
Fáctumst huic repénte miserae. [v. 1326.]
Pyrgop.: Cúrrite intro, adférte aquam.

packende und höchst ergötzliche Schilderung des prahlerischen Offiziers rückt den Miles gloriosus aus der Zahl der Intriguenstücke in die der Charakterstücke. — Am schärfsten und besten ist dem Plautus die typische Charakterschilderung bei dem Geizhals in der Aulularia gelungen. Diesem gereicht der gefundene Schatz zum Unheil. Er schwebt in ewiger Angst, kann nicht mehr schlafen, beargwöhnt und haßt alle Menschen und will seine Tochter nicht verheiraten. Da wird ihm der Goldtopf gestohlen. Das bringt die Heilung. Er sieht ein, daß das Gold all die ausgestandenen Qualen nicht wert ist.

Wir haben schon eben Gelegenheit gehabt, bei Besprechung des Miles gloriosus einige Worte über die Ausstattung der Bühne zu sagen. Jetzt wollen wir im Zusammenhang über die Einrichtung des römischen Theaters seit Einführung der Bühnenspiele bis zur Herstellung steinerner Prachtbauten einen Überblick geben.

Noch in der Zeit nach der Niederwerfung Hannibals war die Zurüstung für die Theatervorstellungen eine ungemein einfache. Ein leichtes hölzernes Gerüst (proscaenium) von der Gestalt eines Rechtecks wurde aufgeschlagen und diente als Bühne; die hohe, gleichfalls hölzerne Rückwand (scaena) bildete den Hintergrund. Vor der Bühne war der Zuschauerraum (cavea) durch hölzerne Schranken abgegrenzt. Er hatte keine gesonderten Plätze und war nicht mit Sitzen ausgestattet, aber er zog sich an dem Abhange eines Hügels aufwärts, damit die entfernter stehenden Zuschauer über die Köpfe ihrer Vordermänner hinwegsehen konnten. Auf dem ebenen Platze zunächst der Bühne hatte der jedesmalige Festgeber seinen erhöhten Sitz. Priester, Senatoren und Beamte saßen in seiner Nähe auf Sesseln, die sie sich hatten nachtragen lassen, doch konnten auch Plebejer sich in ihre Reihen eindrängen. Erst im Jahre 194 wurde der vorderste Raum den Senatoren vorbehalten, indem er durch eine Schranke von der übrigen cavea abgesondert wurde. Die Neuerung erregte beim niederen Volke lebhaften Unwillen.[1])

---

[1]) Liv., XXXIV, 54, 4. Horum aedilium ludos Romanos primum senatus a populo secretus spectavit, praebuitque sermones . . . . . novitas . . . ., quid repente factum, cur immisceri sibi in cavea patres plebem nollent? cur dives pauperem consessorem fastidiret?

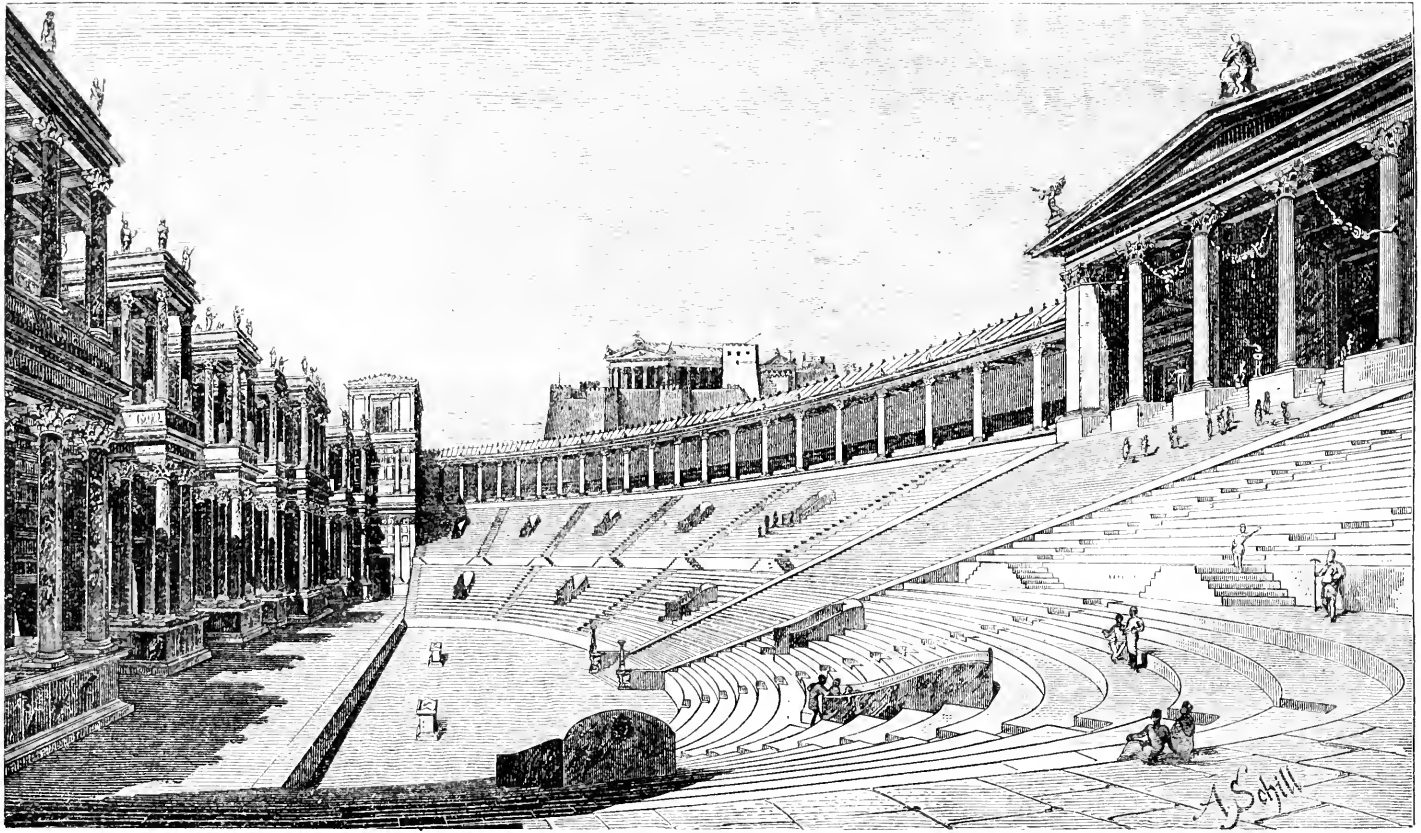
Um das häufige Aufschlagen und Abbrechen der hölzernen Bühne überflüssig zu machen, sollte im Jahre 154 an der Westseite des palatinischen Hügels ein steinerner Bau errichtet und zugleich der Zuschauerraum besser und bequemer ausgestattet werden. Schon war das Werk begonnen, da ließ der Konsular Publius Cornelius Scipio Nasica in altrömischer Strenge den Bau wieder niederreißen und das Material versteigern. Zugleich wurde durch Senatsbeschluß verboten, in nächster Nähe der Stadt ein Theater mit Sitzplätzen einzurichten.[1]) Die Männer der alten, strengen Richtung wollten den Theaterbesuch eindämmen und wenigstens die Frauen durch die Beschwerlichkeit des langen Stehens davon abschrecken.

Doch schon neun Jahre später (145), als der Siegesjubel über die Bezwingung Karthagos und Griechenlands die starren Bande altväterischen Herkommens sprengte, ließ Mummius einen schönen Holzbau für die Bühne und bequeme, im Halbkreis aufsteigende Sitzplätze für die Zuschauer herrichten. Aber mit Schluß der Feier verschwand die Zurüstung wieder, — ein stehendes Theater hatte Rom immer noch nicht. Im Jahre 68 ließ Marcus Amilius Scaurus als Ädil ein Theater mit ungeheurer Pracht erbauen. Die Hinterwand der Bühne wurde damals zuerst aus Marmor hergestellt und mit Hunderten kostbarer Säulen und Bildwerke reich geschmückt. Dennoch mußte auch dieser ganze Bau gleich nach Beendigung der Spiele wieder abgerissen werden.

Das zweite Konsulat des Cnejus Pompejus, das Jahr 55 v. Chr., ist der Wendepunkt in der Geschichte des römischen Theaterbaues. Pompejus hatte auf dem Marsfelde das erste steinerne Theater und zwar für 40 000 Zuschauer errichtet und ließ es in dem genannten Jahre einweihen.[2]) Obgleich die brennbaren Teile dieses Baues mehrfach durch Feuer beschädigt worden sind,

[1]) Vell. Paterc., I, 15. Cassius censor a Lupercali in Palatium versus theatrum facere instituit. Valer. Maxim., II, 4, 2. Theatra incohata quidem sunt a Messalla et Cassio censoribus, ceterum auctore P. Scipione Nasica omnem apparatum operis eorum subiectum hastae venire placuit. Atque etiam senatus consulto cautum est, ne quis in urbe propiusve passus mille subsellia posuisse sedeusve ludos spectare vellet, ut scilicet remissioni animorum standi virilitas propria Romanae gentis iuncta esset.

[2]) Cassius Dio. XXXIX, 38. *κἀν ταῖς αὐταῖς ἡμέραις ὁ Πομπήιος τὸ θέατρον, ᾧ καὶ νῦν λαμπρυνόμεθα, καθιέρωσε.* Mit dem



Theater des Pompejus.

stand das Theater doch bis in die letzte Zeit des Altertums. Augustus erbaute westlich vom Kapitol ein Theater, das er im Jahre 11 v. Chr. unter dem Namen seines Neffen Marcellus weihte,[1]) und veranlaßte den Balbus, ein drittes Theater, unweit des von Pompejus errichteten zu bauen.

Wir wenden uns zur Beschreibung der Einrichtung des römischen Theaters, wie es durch den Bau des Pompejus gestaltet worden war. Für die Zuschauer war ein halbkreisförmiger Bau bestimmt, der, die ebener Erde befindliche Orchestra in kleinem Bogen umfassend, stufenweise zu dem größten Halbkreis emporstieg und hier oben in einer gedeckten Säulenhalle seinen Abschluß fand. Diese hatte den Zweck, Schutz gegen die Witterung zu bieten und das Verhallen der Stimme des Schauspielers zu verhindern. Bei dem Theater des Pompejus war die Halle durch einen Tempel der Venus Victrix, der bei Siegesfeiern mit kostbaren Beutestücken und Kränzen geschmückt wurde, unterbrochen.[2])

Sämtliche Sitzstufen (gradus) waren in doppelter Weise geteilt. Erstens waren in horizontaler Richtung wenigstens zwei breite Umgänge (praecinctiones) mit mannshoher Rückwand zwischen die Sitzstufen eingeschoben und zerlegten so den Raum in die infima, media und summa cavea, etwa unserm ersten und zweiten Range und der Galerie entsprechend. Zweitens liefen radienförmig von der Orchestra bis zu der oberen Säulenhalle Treppen empor und zerteilten die Sitzplätze in sieben oder mehr keilförmige Abschnitte (cunei). Wollte man also einen Platz bestimmen, so mußte man den horizontalen Abschnitt der cavea, den keilförmigen Ausschnitt und die Sitzstufe bezeichnen. Dies geschieht auch auf Einlaßmarken (tesserae), die sich erhalten haben (cav. II.

Theater in Verbindung stand die Porticus Pompei und ein als curia Pompei bezeichneter Raum, wo Cäsar ermordet wurde.

[1]) Die äußern Umfassungsmauern des Marcellustheaters, die wegen ihrer schönen Architektur berühmt sind, stehen noch heute. Der Palazzo Orsini ist in die alten Mauern hineingebaut, und in mehreren der untern Eingangsbögen haben Handwerker ihre Werkstätten aufgeschlagen. Die drei Theater, das des Pompejus, das des Marcellus, das des Balbus, werden öfter erwähnt, z. B. von Ovid Trist. III, 12, 24. resonant terna theatra.

[2]) Die beigegebene Abbildung zeigt eine Rekonstruktion des Theaters des Pompejus. Den ebenen Raum der Orchestra muß man sich mit den Ehrensesseln der Senatoren angefüllt denken. Das Bühnengebäude war wohl etwas einfacher gegliedert.

cun. III. grad. VIII). An der Rückwand der horizontalen Umgänge befanden sich Thüren, durch die man ins Innere des Baues und auf getrennten Treppen hinab ins Freie gelangte. An der Außenwand des Zuschauerraumes ragten Balken in die Höhe, an denen zum Schutze gegen die Sonne Zelttücher (vela) über das versammelte Publikum gezogen werden konnten. Anfangs nahm man einfache leinene Tücher, diese wurden später gefärbt und verbreiteten über den ganzen Raum eine magische Beleuchtung. Nero ließ im Jahr 66 sogar purpurfarbene Tücher ausspannen,[1]) in deren Mitte er selbst, in einem Wagen fahrend und von goldnen Sternen umgeben, durch Stickerei dargestellt war.

Der Platz der Orchestra,[2]) wo im griechischen Theater der Chor seine Aufstellung nahm, war für die Sessel der Senatoren, für Priester und auswärtige Gesandte bestimmt; die vierzehn nächsten Sitzreihen hinter der Orchestra nahmen die Ritter ein,[3]) den übrigen Teil des Raumes erfüllte das Volk.

Die Bühne durfte sich über die Orchestra nicht mehr als fünf Fuß erheben und war doppelt so lang[4]) wie letztere, jedoch von geringer Tiefe. Seitdem man den einfachen Bretterbau früherer Zeiten durch einen Steinbau ersetzt hatte, bildete den Hintergrund der Bühne die Fassade eines Palastes, die durch Säulen und Karniese gegliedert, durch Nischen mit Bildsäulen belebt und geschmückt war. Das gewölbte Hauptthor des Mittelgebäudes (valvae regiae) diente dem Aus- und Eingang des Herrschers, zwei kleinere Thüren in den Seitenflügeln des Gebäudes waren die Zugänge zu den Wohnungen der Gäste und der Dienerschaft.

Dieser Hintergrund reichte in den meisten Fällen für die Tragödie, die gewöhnlich vor dem Palaste eines Königs spielt,

---

[1]) Cassius Dio LXIII, 6. *τὰ παραπετάσματα τὰ διὰ τοῦ ἀέρος διαταθέντα, ὅπως τὸν ἥλιον ἀπερύκοι, ἄλουργὰ ἦν, καὶ ἐν μέσῳ αὐτῶν ἅρμα ἐλαύνων ὁ Νέρων ἐνέστικτο, πέριξ δὲ ἀστέρες χρυσοῖ ἐπέλαμπον.*

[2]) Vitruvius, de architectura lib. V, 6. in orchestra senatorum sunt sedibus loca designata.

[3]) Cicero, epist. ad famil. X, 32, 1. C. Caesar ludis, quos Gadibus fecit, Herennium Gallum histrionem, annulo aureo donatum, in XIIII sessum deduxit — tot enim fecerat ordines equestris loci.

[4]) Bei dem großen Theater in Pompeji ist die Bühne 33 m lang, 6, 6 m tief. Sie war gewiß von einem sich nach hinten senkenden Dache bedeckt.

aus, daher heißt er scaena tragica, doch gab es daneben noch die scaena comica und die scaena satyrica. In der Komödie brauchte man die Darstellung von Privathäusern mit Söllern (scaena comica). Wenn die Handlung in der freien Natur vor sich ging, mußte der Hintergrund eine Landschaft, Berge, Wald und Felsenhöhlen darstellen (scaena satyrica). Ein solcher Hintergrund hieß auch scaena ductilis, weil er, auf eine zweiteilige Bretterwand gemalt, vor die feststehende Palastfassade geschoben und durch Auseinanderziehen nach beiden Seiten wieder entfernt werden konnte.

Seitencoulissen (ἡ περίακτος, scaena versilis) erhielt das römische Theater erst im Jahre 79 v. Chr. durch die Ädilen Lucius und Marcus Licinius Lucullus. Sie hatten die Gestalt dreiseitiger Prismen und drehten sich um zwei Zapfen, von denen der untere in den Boden, der obere in das Dach der Bühne eingelassen war. Rechts vom Zuschauer öffnete sich die Straße zum Forum, die links abtretenden Schauspieler gingen nach dem Hafen oder in die Fremde.

Bis zum Jahre 133 hat das römische Theater sich ohne Vorhang behelfen müssen. Wenn ein Akt zu Ende war und die Schauspieler von der Bühne abtraten, blieb diese leer und das Publikum wurde durch Flötenspieler unterhalten. Als aber mit der Hinterlassenschaft des Königs Attalus von Pergamum schöne Teppiche und Vorhänge nach Rom gekommen waren, wurde die Bühne mit einem Vorhange ausgestattet.

Da die antike Bühne keinen Schnürboden besaß, konnte der Vorhang nicht von oben herabgelassen und bei Beginn eines Aktes wieder hinaufgezogen werden. Vielmehr wurde er bei Beendigung eines Aktes von unten emporgehoben (aulaeum tollitur), beim Anfang des nächsten Aktes heruntergelassen (aulaeum premitur, mittitur). Der herabgelassene Vorhang ruhte, wie die Ruine des großen Theaters in Pompeji zeigt, in einer rinnenförmigen Vertiefung, die sich hinter der Vorderwand der Bühne hinzog, da wo bei uns die Lampen sind. Das Aufziehen des Vorhangs besorgten wahrscheinlich unter der Bühne verborgene Maschinisten, indem sie an Stricken zogen, die hoch oben am vorderen Rande des Bühnendaches über Rollen liefen.

Natürlich sah man beim Emporsteigen des Vorhangs zuerst die Helmspitzen, dann Kopf, Schultern und Brust der in leuchtenden

Farben kunstvoll eingewebten Helden, die zuletzt mit den Füßen auf der Bühne aufzustehen schienen. Treffend vergleicht daher Ovid das allmähliche Hervorwachsen der aus der Saat der Drachenzähne vor Kadmus' Augen entstehenden Helden mit dem langsamen Auftauchen der Gestalten beim Emporsteigen eines figurenreichen Theatervorhangs.[1])

Nahe bei der Vertiefung für den Vorhang war die Versenkung, aus der die Schatten Verstorbener zur Oberwelt heraufzusteigen und wieder zu verschwinden pflegten.[2]) Natürlich bestand der Fußboden der Bühne auch nach Einführung des Steinbaues aus Holz. Schauder und Entsetzen erregte es, wenn man in der Iliona des Pacuvius die Königin im Palaste schlafen und das blutige Schattenbild des von seinem eigenen Vater Polymestor gemordeten, unbeerdigten Deiphilus aus der Tiefe emporsteigen sah und die dumpfen Klagetöne vernahm:[3])

„Dich, Mutter, ruf ich, die du sorglos sanftem Schlafe dich ergiebst,
Erwache, Mutter, hab' Erbarmen und bestatte deinen Sohn!
Ich fleh' dich an, laß nicht die Geier und die Wölfe meinen Leib,
Den blutbedeckten und entstellten, schnöde zerren durch den Staub!"

Mit Benutzung der steinernen Rückwand und des Daches der Bühne konnte man Götter, von Wolken umgeben, in der Höhe erscheinen lassen, was unter Begleitung starker Donnerschläge geschah;[4]) auch besaß das Theater die nötigen Vorrichtungen, um den Perseus mit seinen Flügelschuhen durch die Luft herbeikommen und die Medea auf ihrem Schlangenwagen sich von der Erde er-

---

[1]) Ovid., Metam. III, 110. crescitque seges clipeata virorum.
Sic ubi tolluntur festis aulaea theatris,
Surgere signa solent, primumque ostendere vultus,
Cetera paulatim. placidoque educta tenore
Tota patent imoque pedes in margine ponunt.
Vergil., Georg. III, 25. utque purpurea intexti tollant aulaea Britanni.

[2]) Scholiast zu Ciceros Rede pro P. Sestio 59, 126: Polydori umbra secundum consuetudinem scaenicorum ab inferiore aulaei parte procedit.

[3]) S. Cic. Tusc. disp. I, 44, 106; vgl. Verg. Aen. I, 654.

[4]) Phaedri fabul. V, 7, 23. Aulaeo misso, devolutis tonitribus
Di sunt locuti more translaticio.

heben zu lassen. Da wir aber bei der Beschreibung des Amphitheaters die kunstvolle Maschinerie (pegmata) bei Aufführungen noch zu erörtern haben, wollen wir hier auf diesen Punkt nicht näher eingehen.

Wir wenden uns nun zu den Schauspielern, die berufen waren, die dramatischen Gestalten der Dichter der schaulustigen Menge auf der Bühne zu verkörpern. Die Auffassung, welche das römische Volk von der Würde eines Bürgers hatte, gestattete es einem Freien nicht, auf der Bühne zur Belustigung des Publikums aufzutreten. Die Schauspieler waren daher Sklaven und von den bürgerlichen Ehrenrechten ausgeschlossen.[1] Hatten sie schlecht gespielt und Mißfallen erregt, so wurden sie mit Schlägen gezüchtigt. Wenn uns eine solche Mißachtung dieser Künstler fast unbegreiflich erscheint, so müssen wir uns daran erinnern, daß im vorigen Jahrhundert auch in Deutschland der Schauspielerstand sehr gering geschätzt und seinen Mitgliedern ein christliches Begräbnis versagt wurde.[2]

Durch gute Leistungen in ihrer Kunst erlangten die Schauspieler häufig ihre Freilassung, dann traten sie bisweilen schon in republikanischer Zeit mit den ersten Männern Roms in freundschaftlichen Verkehr. Roscius, der als berühmter Künstler freiwillig auf sein Spielhonorar verzichtete, erhielt von Sulla einen goldnen Ring als Zeichen bürgerlicher Ehre geschenkt und Cicero erklärte ihn, den hochachtbaren, edelgesinnten Mann, des Eintritts in den Senat für würdig. In der Kaiserzeit finden sie selbst bei Hofe die beste Aufnahme, und wenn sie sich auf der Straße zeigen, umdrängt sie eine bewundernde Menge. Männer und Frauen bemühen sich wetteifernd um die Ehre, an ihrer Seite zu gehen.[3]

An der Spitze einer Schauspielertruppe stand ein erfahrener Künstler (dominus gregis), ein Freigelassener, der die Neulinge unterwies, die Stücke seinen Leuten einstudierte und in diesen die Hauptrolle selbst übernahm. Mit einem solchen Schauspieldirektor schloß jeder Festgeber einen Kontrakt, durch den bestimmt wurde,

---

[1] Cic., de re publ. IV, 10. Cum artem ludicram scaenamque totam probro ducerent, genus id hominum non modo honore civium reliquorum carere, sed etiam tribu moveri notatione censoria voluerunt.

[2] Vgl. Ad. Stahr, Lessings Leben. I, 45.

[3] Seneca, natur. quaest. VII, 32, 2. Mares inter se uxoresque contendunt, uter det latus illis.

welchen Preis er ihm für Ankauf eines neu gedichteten Stücks, ferner für dessen Einstudierung und einmalige Aufführung zahlen wolle. Das Stück mußte der Schauspieldirektor seinerseits für ein nach Übereinkunft festzusetzendes Honorar von einem Dichter erwerben. Wenn das Stück durchfiel, erhielt er das dem Dichter gezahlte Geld von dem Festgeber nicht ersetzt; gefiel aber das Drama, so war es von nun an Eigentum des Schauspieldirektors, der es mit seiner Truppe in kleineren Städten aufführte.

Zu Schauspielern wählte man schön gewachsene Männer von starker, wohltönender Stimme. Auf ihre Ausbildung wurde die größte Sorgfalt verwendet. Nicht nur mußten die Worte des Dichters dem Gedächtnis ganz fest eingeprägt werden, sondern es mußte die Stimme durch stufenweise Übungen zu immer größerer Fülle gesteigert, der Ausdruck der Gemütsbewegungen erlernt, der Gang, die Haltung des Körpers, die Bewegung der Hände dem Charakter der Rolle angepaßt, der Faltenwurf der Gewänder nach den Gesetzen der Schönheit geregelt werden. Auch verlangte man, daß die gleichzeitig auftretenden Personen sich zu Gruppen von plastischer Schönheit vereinigten, und hieraus ergaben sich abermals hohe Anforderungen an die Bewegungen und die Körperhaltung jedes Schauspielers. Der berühmte Schauspieler Quintus Roscius führte dem Volke keine Bewegung auf der Bühne vor, die er nicht vorher zu Hause geübt und erprobt hatte. Er schrieb auch ein Werk über die Schauspielkunst und leitete mit so großem Erfolge die Ausbildung der Mitglieder seiner Truppe, daß das Publikum jedem seiner Schüler gleich beim ersten Auftreten besondere Gunst entgegenbrachte.[1]) Der Wert eines seiner Unterweisung übergebenen Sklaven steigerte sich durch die erworbene Kunstfertigkeit aufs zwanzigfache.

Die Schauspielergagen waren anfänglich knapp bemessen, stiegen aber schon zu Ciceros Zeit zu beträchtlicher Höhe. Roscius, der ruhmgekrönte Künstler, erhielt an jedem Spieltage für sich allein 1000 Denare (700 M.) und hätte in seiner letzten Lebens-

[1]) Cic., pro Roscio Comoedo 10, 27. Panurgus fuit Fannii (sc. servus). Is fit ei cum Roscio communis . . . . Quid erat Fannii? corpus. Quid Roscii? disciplina. Facies non erat, ars erat pretiosa . . . . Quam spem et exspectationem, quod studium et quem favorem secum in scaenam attulit Panurgus, quod Roscii fuit discipulus? qui huius nomen audierant, illum eruditum et perfectum existimabant.

zeit jährlich 600 000 Sesterze (105 000 M.) durch die Leistungen seiner Truppe für sich persönlich verdienen können, wenn er es nicht vorgezogen hätte, dem römischen Volke seine Kunst unentgeltlich zu widmen. Weniger großmütig war sein Kunstgenosse Clodius Äsopus, der bei der Einweihung des von Pompejus erbauten Theaters im Jahre 55 zum letztenmal auftrat. Er hinterließ seinem verschwenderischen Sohne ein Vermögen von 20 Millionen Sesterzen (fast $3^1/_2$ Mill. Mark), das er durch seine künstlerischen Leistungen erworben hatte.[1]) Viel niedriger waren natürlich die Spielhonorare der Schauspieler zweiten und dritten Ranges, doch gab es auch für diese in Rom gute Tage. So schenkte z. B. Vespasian bei den Schauspielen, die er zur Einweihung der neu hergestellten Bühne des Marcellustheaters gab, jedem der mitwirkenden Künstler 40 000 Sesterze, den berühmtesten aber 200 000 bis 400 000.

Außer der Bezahlung in barem Gelde erhielten die Schauspieler noch Ehrengaben, die meistens in Kränzen aus Goldblech (corollae aureae) bestanden; nur der sparsame jüngere Kato machte den Versuch, nach altväterlicher Sitte die Künstler mit nützlicheren Gaben, mit Schweinefleisch, Wein, Gurken und Brennholz abzufinden, er wurde aber ausgelacht. Manche Kaiser schenkten den beliebtesten Bühnenkünstlern Häuser und Landgüter oder verliehen ihnen gut bezahlte Nebenämter.

Die Bühnentracht der Schauspieler in Rom war im wesentlichen der griechischen nachgebildet. Die Könige in der Tragödie, die immer von Dienern begleitet auftraten, trugen ein purpurnes Schleppgewand (palla) und führten ein langes goldnes Scepter in der linken Hand.[2]) Die Füße standen auf dem hohen hölzernen Kothurn (crepida), welcher der hochragenden, durch Auspolsterung verstärkten Gestalt nur langsames Schreiten gestattete. Auf dem Haupte trugen sie in älterer Zeit, als die Maske noch nicht eingeführt war, weiße oder schwarze Perücken (galearia), um das Alter der dargestellten Person zu bezeichnen. Als ums Jahr 110 v. Chr. der Gebrauch der Maske begann, wurde das Aussehen des tragischen Schauspielers durch die große

[1]) Vgl. Hor., sat. II, 3, 239.

[2]) Ovid., amor. III, 1, 13. Laeva manus sceptrum late regale movebat, Lydius alta pedum vincla cothurnus erat.

Schallmuschel vor dem Munde noch seltsamer.[1]) Doch hatte die Maske nicht nur den Vorteil, daß sie den vollen Klang der Stimme zusammenhielt und ihn in die weiten Räume des Theaters dringen ließ, sondern sie brachte auch den Grundcharakter der Rolle: Hochmut oder Niedergeschlagenheit, ruhige Würde oder stürmische Leidenschaft in kräftigen Zügen zur Anschauung. Achilles trug eine jugendliche Maske mit goldnem Diadem, doch führte er nicht das königliche Scepter. Ulixes war kenntlich an der spitz zugehenden Schiffermütze.[2]) Die Frauenrollen wurden von Männern gegeben, deren Gesichter und Hände weiß gefärbt waren (manus gypsatae). Diener und Soldaten erschienen in dem kurzärmeligen, bis zu den Knieen reichenden Chiton.

Tragödien-Masken. Sklavenmaske.

In der fabula praetextata traten die Schauspieler in der römischen Nationaltracht auf, Könige und Feldherrn trugen die purpurverbrämte Toga.

So wie die Dichter, die miteinander wetteiferten, durch ihre Dramen den Beifall des Publikums zu gewinnen, bisweilen in feindlichen Gegensatz zu einander gerieten, so standen sich auch verschiedene Schauspielertruppen manchmal feindlich gegenüber. Dies geschah z. B., als Terenz durch seine Behandlung des Lustspiels den erbitterten Widerspruch des Cäcilius hervorgerufen hatte. Die Gegner suchten nicht nur die Leistungen des Terenz herabzusetzen, sondern störten sogar durch lärmende Unterbrechungen die Proben

[1]) Juvenal., satir. III, 175 . . . . personae pallentis hiatum in gremio matris formidat rusticus infans. Vgl. Baumeister, Bilder Nr. 551.

[2]) Baumeister, Bilder Nr. 290. 297.

und Aufführungen der von Ambivius Turpio geleiteten Truppe.[1]) Umgekehrt wurden auch für Geld Claqueurs (favitores) geworben und im Theater verteilt, die an geeigneten Stellen Beifall klatschen und dadurch den Erfolg eines Stückes sichern sollten.[2])

Da an mehreren aufeinander folgenden Tagen desselben Festes verschiedene neue Dramen aufgeführt zu werden pflegten, so entstand der Gebrauch, der besten Aufführung einen Preis zuzuerkennen. Der Leiter der siegreichen Schauspielertruppe erhielt am letzten Tag der Spiele aus der Hand des Festgebers eine Palme als Zeichen der Anerkennung dafür, daß er das beste Stück ausgewählt, seine Truppe am sorgfältigsten einstudiert und selbst als Träger der Hauptrolle den Zuschauern den größten Genuß bereitet hatte.[3])

In allen Dramen, in den Tragödien wie in den Komödien, wechselten gesprochene Scenen (diverbia) mit Gesangpartieen (cantica), während die eigentliche Oper, in der ununterbrochen gesungen wird, dem Altertume fremd war. Doch unterschied sich der gesprochene Dialog der Tragödie sehr wesentlich von dem der Komödie. Jener wurde in getragener, hochtönender, dem Recitativ nicht unähnlicher Weise mit stärkster Anspannung der Stimme gesprochen, dieser näherte sich der Sprechweise des täglichen Lebens, hielt sich aber durch künstlerische Veredlung in einiger Höhe über der gemeinen Wirklichkeit.[4]) — Die Monologe und lyrischen Partien, besonders auch die Chorstellen wurden mit Flötenbegleitung gesungen. Der Chor hatte jedoch in der römischen Tragödie nicht die gleiche Bedeutung wie in der griechischen, er trat nicht in der Orchestra, sondern auf der Bühne auf und war nicht während des ganzen Stückes zugegen. — In der musikalischen Begleitung der Gesänge trat gegen Ende der Republik eine Wandelung ein.

---

[1]) Terent., prolog. Phorm. 32. pér tumultum nóster grex motús locost.

[2]) Plauti Amphitruo 78. Virtúte ambire opórtet, non favitóribus.
Sat habét favitorum sémper, qui recté facit.

[3]) Plauti Poenul. prolog. 36. Quodque ád ludorum cúratores áttinet,
Ne pálma detur quoíquam artifici iniúria.

[4]) Quinctil., instit. orat. II, 10, 13. Actores comici neque ita prorsus, ut nos vulgo loquimur, quod esset sine arte, neque procul tamen a natura recedunt, quo vitio periret imitatio: sed morem communis huius sermonis decore quodam scaenico exornant. Vom tragischen Schauspieler heißt es vociferatur, vom komischen sermocinatur.

Die ernsten Melodien mit einfacher Instrumentierung, wie sie die Tragiker des vorhergehenden Jahrhunderts ihren Stücken beigegeben hatten, wurden durch schnelleres Tempo und lauter schallende Instrumente ihrem Charakter entfremdet und dem Verlangen des Zeitalters nach stärkeren Eindrücken angepaßt.

Das Bild, das wir uns von den Bühnenspielen im alten Rom zu machen suchen, würde unvollständig sein, wenn wir nicht auch das Publikum ins Auge fassen wollten, das ihnen beiwohnte.

Die römischen Theateraufführungen waren Volksvorstellungen im vollsten Sinne des Wortes. Sie waren unentgeltlich, denn sie wurden von Vornehmen zur Belustigung des Volks und, um seine Gunst zu gewinnen, gegeben und sie wurden von einer großen Menge besucht, die sich aus Hochstehenden und Niedrigen, aus Männern, Frauen und Kindern zusammensetzte.[1]) Auch Sklaven, die ihre Herren begleiteten, sind gewiß oft genug anwesend gewesen.

Nachdem in den verschiedenen Bezirken der Stadt durch Wandinschriften die zu erwartenden Schauspiele bekannt gemacht und die Eintrittsmarken (tesserae) für den Theaterbesuch verteilt worden waren, stellten sich am Morgen der Aufführung die Schaulustigen in Menge ein. Zuerst füllten sich die weiten Kreise der summa cavea, später kamen die Ritter und die Senatoren, die ihre bestimmten Plätze näher an der Bühne hatten. In Erwartung des angekündigten neuen Stückes wurde lebhaft über den Dichter und die Schauspieler verhandelt, aber ebenso jede auffallende Erscheinung unter den Anwesenden besprochen, schön geschmückte Frauen, Gesandte aus fernen Ländern oder berühmte Staatsmänner. Wenn ein hochangesehener Mann seinem Platze in der Orchestra zuschritt, begrüßten ihn die Senatoren ehrerbietig, das Volk aber erhob sich und huldigte ihm durch dreimaliges Beifallklatschen.[2]) Als Mäcenas nach schwerer Krankheit zum erstenmal wieder das von Pompejus erbaute Theater auf dem Marsfelde betrat, sprang das ganze Volk, wie durch einen Zauberschlag bewegt, von den Sitzen empor und begrüßte den Genesenen

---

[1]) Cic., Tuscul. disp. I, 16, 37. Frequens consessus theatri, in quo sunt mulierculae et pueri, movetur audiens tam grande carmen.

[2]) Vgl. Hor., carm. I, 20 und II, 17, 25. populus frequens Laetum theatris ter crepuit sonum.

mit drei Beifallssalven, deren Echo von dem vatikanischen Hügel jenseits des Tiber zurückgeworfen wurde.

Der Brandung des aufgeregten Meeres ähnlich ging fortwährend ein Brausen durch die tausendköpfige Versammlung, bis endlich ein Herold auf der Bühne erschien, mit weitschallender Stimme den Anfang des Spiels verkündete und Ruhe gebot. Aber auch dann noch gab es mancherlei Störungen: zu spät kommende Zuschauer wurden von den Theaterdienern (dissignatores) zu ihren Plätzen geleitet, Säuglinge,[1]) die zu der Volksbelustigung mitgebracht worden waren, erhoben weinend ihre Stimme, Sklaven, die ihre Herren begleitet hatten und nun einer benachbarten Schenke zueilten, lärmten auf den Treppen,[2]) schwatzhafte Weiber konnten den Strom ihrer Beredsamkeit nicht zügeln. Doch endlich gelang es mit Hülfe der Theaterpolizei, die nötige Ruhe herzustellen,[3]) und mit lebhafter Teilnahme folgten die Zuschauer dem Gange des Stücks, wenn es durch seinen Gehalt ihrer Aufmerksamkeit würdig zu sein schien.

Über den Stand der Bildung einer so verschiedenartig zusammengesetzten Zuhörerschaft ein richtiges Urteil zu fällen, ist nicht leicht. Wir müssen zugeben, daß Plautus manchen sehr derben Witz deswegen gemacht hat, weil er die Empfänglichkeit der großen Masse für solche Späße kannte. Unbillig jedoch ist es, den Römern jeden feineren Geschmack abzusprechen, weil sie zweimal der Aufführung der Hekyra des Terenz in den Jahren 165 und 160 nicht bis zu Ende beiwohnten, sondern wegliefen, um Seiltänzer und Gladiatoren zu sehen.[4]) Das Stück ist matt und in hohem Grade unerquicklich, daher ist es gar nicht zu verwundern, daß das weniger gebildete Publikum sich lieber einem andern Schauspiel zuwandte, welches gleichzeitig und ebenfalls ohne

---

[1]) Vgl. Prolog zu Plaut. Poenul. v. 28.
Nutrices pueros infantes minútulos
Domi procurent néve spectatum ádferant!

[2]) Ib. v. 41. Dum lúdi fiunt, in popinam, pédisequi,
Inrúptionem fácite.

[3]) Ib. v. 11. Exsúrge, praeco, fác populo audiéntiam.

[4]) Prologus Hecyrae v. 1: haec quóm datast
Nova, ei novom intervénit vitium et cálamitas,
Ut néque spectari néque cognosci pótuerit:
Ita pópulus studio stúpidus in funámbulo
Animum óccuparat. u. v. 40.

Bezahlung geboten wurde. Damit wir über den Ungeschmack der Römer nicht zu hart urteilen, braucht nur daran erinnert zu werden, daß man in Hamburg 1768 in dem deutschen Nationaltheater nach Aufführung der Minna von Barnhelm Seiltänzer auftreten lassen mußte, um Besucher anzulocken, und daran, daß Goethe sich 1817 von der Leitung des Theaters in Weimar zurückzog, weil der Herzog Karl August darauf bestand, einen Hund auf der Bühne zu sehen.[1])

Wir müssen entschieden anerkennen, daß eine große, allgemein verbreitete Vorliebe für Bühnenspiele das römische Volk erfüllte, denn ohne diese wäre es unerklärlich, daß schon im zweiten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung das Theater bei Aufführung von Komödien wie von Tragödien immer dicht besetzt war. Das Publikum hatte nicht nur für die derbe Komik des Plautus, sondern auch für den kunstvollen Aufbau und die feine Charakterzeichnung Terenzianischer Stücke Verständnis, es folgte mit lebhafter Teilnahme den erschütternden Schicksalen griechischer Heroen und hörte, wie wir bei Besprechung der Antiopa gesehen haben, mit Aufmerksamkeit Erörterungen über allgemeine Fragen des Menschenlebens und der Weltordnung zu. Griechische Ausdrücke, wie z. B. architecto, techinae, cantharus, sycophantia, prothyme, pancratice und Anspielungen auf hellenische Geschichte, Geographie und Dichtungen, wie z. B. Lycurgus, Thales, odiorum Ilias, Phaon Lesbius wurden von den römischen Zuhörern verstanden. Auch an die Feinheit des Gebärdenspiels und an den richtigen Vortrag der Verse stellte das Publikum hohe Anforderungen,[2]) und mit der Musik der Tragödien waren Kenner so vertraut, daß sie bei den ersten Tönen der Flöte, ohne die Worte des Textes zu hören, nur nach der Melodie angeben konnten, zu welchem Stücke das Lied gehöre.[3])

Beifall und Unzufriedenheit wurde im römischen Theater mit gleicher Lebhaftigkeit geäußert. Bei jedem Fehler eines

---

[1]) Ad. Stahr, Lessings Leben u. Werke. I, 292. — Lewes, Goethes Leben u. Werke, übers. v. Frese, I, 317.

[2]) Cic., paradox. III, 26. Histrio si paullum se movit extra numerum aut si versus pronunciatus est syllaba una brevior aut longior, exsibilatur et exploditur.

[3]) Cic., academ. II, 7, 20. In eo genere exercitati primo inflatu tibicinis Antiopam esse aiunt aut Andromacham.

Schauspielers erhob sich Geschrei, es wurde mit den Füßen aufgestampft und gepfiffen, wozu einzelne sich Hirtenpfeifen (pastoritiae fistulae) mitbrachten, und bisweilen verstummte der Lärm nicht eher, als bis der ungeschickte Schauspieler die Bühne verlassen hatte.[1]) Dagegen wurde, wenn eine Stelle gut gefallen hatte, mit solchem Nachdruck und so vielmal hintereinander Bravo und da capo gerufen (revocare),[2]) daß die Kraft des Schauspielers sich erschöpfte, auch das Beifallklatschen wollte oft kein Ende nehmen.

Ganz besonders zündend wirkten persönliche Anspielungen, welche sich in einem Stücke finden ließen und vom Schauspieler durch angemessene Gebärden allen Zuhörern verständlich gemacht wurden. Ungeheuren Beifall fand der Schauspieler Diphilus, als er im Jahre 59 in der Rolle des Prometheus, der sich gegen die Tyrannei des Zeus auflehnt, die Worte:

„Uns zur Qual bist du der Große"

so sprach, daß er mit der Hand auf den anwesenden Pompejus hindeutete. Das ganze Theater wurde durch dieses und einige andere Schlagworte in Aufregung versetzt und verlangte stürmisch die mehrmalige Wiederholung.[3])

Zwei Jahre später benutzte der Tragöde Äsopus die Bitten des Euryfaces für seinen in der Verbannung schmachtenden Großvater Telamon, um eine Kundgebung für den verbannten Cicero hervorzurufen. Mit dem Ausdruck schmerzlicher, sehnsuchtsvoller Erregung sprach der Schauspieler die Worte:

„Ihn, der unserm Staate standhaft Hülfe brachte in der Not,
Der sein Leben nicht geschont hat in Gefahr des Vaterlands,
Ihn, den besten Freund, den besten Führer, ihn, den besten
Geist,[4])

---

[1]) Vgl. Cic., pro Roscio Comoedo 11, 30. Eros e scaena non modo sibilis, sed etiam convicio explodebatur.

[2]) Die Römer drückten ihren Beifall aus durch den griechischen Ruf σοφῶς (vgl. Martialis, epigr. VI, 48. tam grande sophos clamat tibi turba togata), wie wir uns im gleichen Falle eines italienischen Zurufs bedienen.

[3]) Cic., ad Attic. II, 19, 3. Ludis Apollinaribus Diphilus tragoedus in nostrum Pompeium petulanter invectus est:

„Nostra miseria tu es Magnus" . . . miliens coactus est dicere.

[4]) Cic., pro Sestio 56. 57. § 120—122. Einige für Cicero besonders ehrenvolle Worte erlaubte sich der Schauspieler einzulegen. § 121. illud actor adiungebat amico animo: ‚súmmo ingénio praéditum.'

Laßt ihr in Verbannung jagen, in Verbannung bleiben ihn. Nichts von Treue wißt ihr Griechen, nichts von Liebe, nichts von Dank."

Rauschender Beifall aus dem weiten Zuschauerkreise belohnte den Äsopus, der mit seinem Hinweis auf das unverdiente Schicksal seines Freundes Cicero den Römern das Herz bewegt hatte.

Bei den Spielen zu Ehren der Leichenfeier Cäsars wurden Scenen aus dem Waffengericht des Pacuvius vorgetragen. Als nun Ajax kurz vor seinem Tode, in einem Canticum über den Undank der Seinen klagend, ausruft:

„Dazu hab ich sie gerettet, daß sie meine Mörder sind?" — da war es den Zuhörern, die der Milde Cäsars gegen die besiegten Gegner gedachten, als spräche der ermordete Diktator aus dem Grabe zu ihnen.

In der Kaiserzeit waren Anspielungen der Schauspieler auf den Herrscher sehr gefährlich, dennoch wurden sie gewagt. Unter Neros Regierung begleitete der Schauspieler Datus die Worte: „Heil dir, Vater! Heil dir Mutter!" mit den Gebärden des Trinkens und des Schwimmens und deutete dadurch die Vergiftung des Claudius und die Ertränkung der Agrippina der rasch verstehenden Menge an. Nero wollte seinen Ärger nicht zu deutlich merken lassen und begnügte sich damit, den allzu kühnen Künstler aus Italien zu verweisen. Kaligula dagegen ließ einen Dichter, in dessen Stück er eine verdächtige Anspielung zu finden glaubte, ergreifen und auf einem Scheiterhaufen mitten im Amphitheater verbrennen.

Ein Schwinden der Teilnahme an dem kunstmäßigen Drama und die Vorführung prunkvoller Schaustellungen auf der Bühne beklagt Cicero schon im Jahre 55, als Pompejus in der Clytämnestra des Accius den von Troja heimkehrenden Agamemnon wie einen römischen Triumphator einziehen ließ.[1]) Sechshundert mit Beutestücken beladene Maulesel schritten über die Bühne. Dieser Prunk gewährte wohl dem gaffenden Pöbel Befriedigung, zerstörte

[1]) Cic., ad famil. VII, 1, 2. Apparatus spectatio tollebat omnem hilaritatem. Quid enim delectationis habent sescenti muli in Clytaemnestra aut in Equo Troiano creterrarum tria milia aut armatura varia peditatus et equitatus in aliqua pugna? quae popularem admirationem habuerunt, delectationem tibi (M. Mario) nullam attulissent.

aber bei den edleren Geistern die künstlerische Wirkung der ergreifenden Tragödie.

Noch schlimmer war es zur Zeit des Horaz. Nicht nur das niedere Volk, sondern auch die Ritter, die Vertreter der feinsten Bildung, wendeten ihre Aufmerksamkeit mehr der glänzenden Ausstattung als dem inneren Werte der Bühnendichtungen zu.[1]) Es kam vor, daß die ungeduldige Menge schreiend nach einer Bärenhetze oder nach Faustkämpfern verlangte;[2]) und um der Schaulust des verwöhnten Publikums zu genügen, ließ man nicht nur Streitwagen und Schiffe, sondern auch Giraffen und weiße Elefanten über die Bühne ziehen.

Die zunehmende Teilnahmlosigkeit der Römer den dramatischen Dichtungen gegenüber bewirkte es allmählich in der Kaiserzeit, daß man nur einzelne Glanzstellen von Tragödien, in denen sich die Meisterschaft der Schauspieler besonders zeigen konnte, zur Aufführung brachte und damit den Zusammenhang des dramatischen Kunstwerks zerriß. Der possenhafte Witz der Atellanen, in denen groteske Tänze und klatschende Ohrfeigen das Lachen der Zuschauer erregten, die auf Sinnenreiz berechneten Scenen und die zauberhaften Verwandlungen der Pantomimen trugen über das kunstmäßig aufgebaute Drama den Sieg davon.

Doch dürfen wir nicht meinen, daß die Freude an dramatischen Aufführungen schon in der ersten Hälfte der Kaiserzeit ganz erloschen sei, sie hatte sich vielmehr von Rom aus über den lateinisch sprechenden Westen des Weltreichs verbreitet. Augustinus erzählt, welchen gewaltigen Eindruck auf ihn, den siebzehnjährigen Jüngling (371 n. Chr.), die Aufführung von Liebesstücken und von Tragödien im Theater zu Karthago gemacht habe. Erst als die Barbarenschwärme der Völkerwanderung nach Italien hereinstürmten, als die Felder verwüstet, die Bewohner der Städte verarmt waren, verschwanden die Schauspielertruppen und sanken die Theater in Trümmer.

---

[1]) Hor., epist. II, 1, 187. Equitis quoque iam migravit ab aure voluptas
Omnis ad incertos oculos et gaudia vana e. q. s.
Die goldgestickten Gewänder der Fürsten, die silbernen Rüstungen der Helden, die kostbare Ausschmückung des Hintergrundes mit Bildsäulen und selbst mit Gemälden fesselten das Auge.

[2]) Hor., epist. II, 1, 186. Media inter carmina poscunt
Aut ursum aut pugiles.

Jahrhundertelang fehlte den germanischen Völkerstämmen, die mit Jugendkraft den altersschwachen römischen Staat niedergeworfen hatten, das Vermögen, eine neue, höhere Kultur zu begründen. Ihre Sprache war zu ungelenk, um eigenen Gedanken und Gefühlen einen edeln Ausdruck zu verleihen, zu wenig beliebt war das Zusammenleben in Städten, als daß in diesen Reichtum und Kunstsinn hätten erwachsen können. Doch ging bei den Völkern, die sich als Erben in die Länder des alten Römerreichs geteilt hatten, das geistige Erbe des Römertums im Mittelalter nicht verloren. Die Komödien des Terenz, die nicht mehr von der Bühne her zum Ohre einer fröhlichen Festversammlung dringen konnten, wurden in den Klöstern des Abendlandes emsig abgeschrieben und mit Vergnügen gelesen. Zur Zeit Karls des Großen wurde eine ausführliche Erklärung des Terenz aus antiken Quellen zusammengestellt, um beim Unterricht in den Klosterschulen zu dienen. Bekannt ist, daß in der Zeit der Ottonen die deutsche Nonne Hrosvith im Kloster Gandersheim bei Braunschweig die Komödien des Terenz gelesen hatte, aber an den Schilderungen irdischer Liebe Anstoß nahm, so daß sie durch eigene lateinische Dichtungen voll christlicher Frömmigkeit und jungfräulicher Entsagung die Herzen ihrer Schwestern vor dem Gifte des heidnischen Dichters zu bewahren trachtete.

Als nach der engen Gebundenheit des Mittelalters stillwirkende Kräfte allmählich eine selbständige, von den Fesseln kirchlicher Bevormundung befreite Wissenschaft, eine unabhängige, weltliche Kunst zu schaffen bestrebt waren, begann auch das römische Drama die Geister der aufstrebenden Völker wieder zu erfreuen und zu eigenem Schaffen anzuregen.

Die Wiederbelebung der antiken Bühnenstücke begann in Italien. Schon ums Jahr 1480 wurden in Rom Dramen, wie Senekas Hippolytus, in lateinischer Sprache unter freiem Himmel in den säulenumgebenen Höfen der Paläste römischer Kirchenfürsten aufgeführt. Ein gemalter Bühnenhintergrund (picturata scena) wurde dem einfachen Holzgerüst, auf dem die Schauspieler auftraten, im Jahre 1485 gegeben. Am Hofe des kunstsinnigen und prachtliebenden Herzogs Herkules I. kam am 25. Januar 1486 in Ferrara die italienische Übersetzung der Menaechmi des Plautus zur Aufführung,[1]) und 1514 brach

[1]) S. J. L. Klein, Geschichte des italienischen Dramas. I, 248 ff.

Trissino dem selbständigen italienischen Drama Bahn mit seinem Trauerspiel „Sofonisbe“.

Mit königlicher Freigiebigkeit nahm Franz I. Gelehrte und Künstler in Frankreich auf. Mit Italien, dem Mutterlande der Kunst und des Geschmacks, trat er besonders nach seinen Feldzügen in engen Verkehr. Italienische Schauspieler wanderten von Ferrara nach Paris und führten daselbst römische Dramen in italienischer Übersetzung auf. Bald darauf begann (nach 1530) die Übertragung antiker Stücke ins Französische, und als Frankreich sich nun eine neue ideale Kunstform zu schaffen unternahm, diente ihm das antike Drama, namentlich das römische, als Muster.[1]) Als Robert Garnier, der im sechzehnten Jahrhundert als Meister der französischen Tragödie angesehen wurde, 1573 seinen Hippolyte, 1579 La Troade schrieb, stand er ganz unter dem Einflusse Senekas, dessen Vorliebe für das Schreckliche und für hochpathetische Ausdrucksweise wir auch noch bei den Klassikern der französischen Tragödie wiedererkennen.

Die geniale Lustigkeit des Plautus zog auch den größten Lustspieldichter Frankreichs, Molière, unwiderstehlich zum Studium und zur Nachahmung römischer Dichtung hin. In seinem Amphitryon (1667) schloß er sich eng an das gleichnamige Stück des Plautus an, sein Avare (1668) ist der Aulularia nachgebildet. Und wenngleich Molière seinen Amphitryo durch geschickte Erfindung einer Nebenhandlung erweitert und seinem zärtlichen Jupiter durch echt französische Galanterie einen nationalen Stempel aufgedrückt hat, so verdankt er doch außer dem Kern des dramatischen Aufbaus auch viele treffende Witze und glücklich erfundene Situationen seinem antiken Vorbilde.

In England hatte schon um das Jahr 1370 Robert Baston lateinische Komödien im Anschluß an Plautus gedichtet. Heinrich VIII. begünstigte das Studium der alten Sprachen, das damals in den übrigen Ländern mit Begeisterung getrieben wurde. Selbst die Vergnügungen des Hofes erhielten einen klassischen Anstrich. So wurde z. B. 1520 ein Stück des Plautus im königlichen Palaste zu Greenwich aufgeführt. Auch unter Elisabeth, die ihre einsame Jugend in ernsten Studien hingebracht hatte, dauerte diese Vorliebe

[1]) Vgl. Adolf Ebert, Entwicklungs-Geschichte der französischen Tragödie. — Lafontaine gab 1654, vierzehn Jahre vor dem Erscheinen seiner Fabeln, als sein Erstlingswerk eine französ. Übersetzung vom „Eunuch“ des Terenz heraus.

für das römische Drama fort. Die Königin selbst hatte in den ersten Jahren ihrer Regierung, etwa 1560, Muße gefunden, den Hercules Oetaeus Senekas in englische Verse zu übersetzen. Die Handschrift ist noch vorhanden, doch ist die Übersetzung, an sich betrachtet, ohne künstlerischen Wert. Im Jahre 1564 beehrte die Königin die Universität Cambridge mit ihrem Besuche.[1]) Bei dieser Gelegenheit führte eine auserlesene Schar von Schülern, die hier und in Oxford mit den römischen Dramatikern wohl vertraut waren, vor der Königin und ihrer Umgebung die Aulularia des Plautus, die Komödie des mißtrauischen, zuletzt von seinem Fehler geheilten Geizhalses, auf. Die Bühne war in einer großen Halle aufgeschlagen, Fackeln in den Händen der Leibwächter erhellten den Raum. — In der Zeit von 1566—1581 erschienen in England Übersetzungen aller zehn Stücke des Seneka, doch machte sich nicht wie bei den geistesverwandten Franzosen ein bedeutsamer Einfluß auf die nationale Dichtkunst geltend. Shakespeares Dramen lassen keine Spur der Nachahmung altrömischer Stücke erkennen.

Die Humanisten fühlten sich auch in Deutschland vom Geiste der römischen Komödie angezogen. Reuchlin und Konrad Celtes verfaßten nach römischen Mustern lateinische Stücke, die 1498 und 1500 in Heidelberg und in Nürnberg von Schülern aufgeführt wurden. Kaiser Maximilian I. wohnte mit seinem Hofe einer solchen Aufführung bei und ließ die Schauspieler nach deren Beendigung glänzend bewirten. Auch Luther lobte die römischen Lustspiele und empfahl sie den Jünglingen zum Lesen. Unverkennbar ist im siebzehnten Jahrhundert der Einfluß Senekas in den Tragödien von Andreas Gryphius und Kaspar von Lohenstein. Die Übertreibung in der Charakterzeichnung, die Häufung des Entsetzlichen, das Gesuchte und Pomphafte ihres Ausdrucks erinnern vielfach an die Schwächen des römischen Vorbildes.

Dankbar aber müssen wir den römischen Lustspieldichtern dafür sein, daß sie Lessing, den großen Erneuerer der deutschen Bühnendichtung, zu dramatischem Dichten begeistert haben. In den klostermäßig stillen Räumen der Fürstenschule in Meißen vertiefte er sich in die Komödien des Plautus und Terenz, um Menschenkenntnis aus ihren scharf gezeichneten Bildern menschlicher Schwächen zu schöpfen. In Leipzig, wo er als Jüngling den

[1]) Vgl. Wartons History of english Poetry III, 306.

„jungen Gelehrten“ und den „Misogyn“ schreibt, verleugnet er die antiken Vorbilder nicht: er giebt seinen lächerlichen Gestalten ein typisches Gepräge und bezeichnet sie mit charakteristischen Namen, die er dem Altertum entlehnt. Auch in Berlin noch fesselte ihn die geistreiche Komik des Plautus. Er schrieb dort seine Abhandlung „Von dem Leben und den Werken des Plautus“ und übersetzte „die Gefangenen“ des römischen Dichters ins Deutsche.[1]) In diesem Stücke giebt sich der mit seinem Herrn in Kriegsgefangenschaft geratene, edelgesinnte Sklave Tyndarus für jenen aus, um selbst in der Gefangenschaft behalten zu werden, dem angeblichen Sklaven aber die Reise in die Heimat zu ermöglichen. Die feine Charakterzeichnung und der geschickte Aufbau des Dramas zogen Lessing an. Besonders aber erfreute ihn das lebendig geführte, witzige Wechselgespräch in den Stücken des Plautus. Als die Minna von Barnhelm, aus dem Pulverdampf des siebenjährigen Krieges strahlend emporsteigend, laut und eindringlich den Ruhm deutschen Wesens und deutscher Kunst verkündete, bewies dieses Lustspiel, daß die Schule, die Lessing bei den römischen Dramatikern durchgemacht, geholfen hatte, ihn zu der höchsten Stufe künstlerischen Schaffens emporzutragen.

Die Römer haben auf dem Gebiete der dramatischen Kunst keine neuen Bahnen eröffnet, aber sie haben, als das griechische Volk zu altern begann, die Idealgestalten der Tragödie und die Charakterköpfe der Komödie in die Hauptstadt ihres Weltreichs verpflanzt, sie nach dem nationalen Geschmacke umgeformt und dadurch ganz zu ihrem Eigentum gemacht. Wenn bei dieser Umformung manches von der hohen Idealität und künstlerischen Feinheit der griechischen Urbilder verloren gegangen ist, wenn in der römischen Tragödie die Kraft der Gesinnung und der Gang der äußeren Handlung, in der Komödie die realistische Sittenschilderung und die Derbheit des Witzes mehr in den Vordergrund getreten sind, so haben wir keinen Grund dies zu beklagen, denn gerade die genannten Eigentümlichkeiten brachten die römischen Dramen der Anschauung und dem Verständnisse der modernen Völker näher. Aus ihnen erklärt es sich, daß bei den jüngeren Völkern Europas das römische Drama, wie wir gesehen haben, siegreich Einzug hielt und auf die künstlerische Bildung der Neuzeit bestimmend einwirkte.

---

[1]) Lessing, Hempelsche Ausgabe, Band XI, S. 11—34; 37—79.

Doch wir kehren von dieser Abschweifung zurück in die alte Zeit und betrachten, wie sich die Festspiele der Wagenrennen in Rom von kleinen Anfängen bis zu ihrer größten Pracht und Ausdehnung entwickelt haben.

II. Die Cirkusspiele

(ludi circenses).

An körperlichen Übungen und an ritterlichen Wettkämpfen fand die abgehärtete Jugend Latiums schon in den ältesten Zeiten Vergnügen. Den beiden altitalischen Gottheiten Mars und Konsus zu Ehren wurden Rennen mit Pferden und Maultieren schon zu Beginn der Königszeit veranstaltet. Die Equirria wurden am 13. März auf dem schönen, grasbewachsenen Marsfelde gefeiert; die Consualia aber wurden dem Gotte der Saaten (Consus, zu consero gehörig) zuliebe nach Beendigung der Ernte, am 21. August, in dem Thale zwischen Palatin und Aventin abgehalten.[1]) Bei diesem Feste, dessen Einrichtung die Sage dem Romulus zuschreibt, sollen sich die Römer ihre Bräute geraubt haben.

Neben diese Feierlichkeiten trat sehr früh ein anderes Fest, das ursprünglich den Charakter eines Siegesdankfestes hatte. Wenn im Herbste das römische Heer siegreich von einem Feldzuge heimkehrte, wurde zur Einlösung des beim Auszuge aus der Stadt gethanen Gelübdes den hülfreichen Göttern zu Ehren ein Fest veranstaltet. Da aber die Feldzüge und mit ihnen die Siege sich Jahr für Jahr wiederholten, wurden aus den für einen einzelnen Fall gelobten Spielen jährlich wiederkehrende und zuletzt vom Staate festgesetzte: die ludi votivi verwandelten sich in sollemnes und zuletzt in ludi stati. Dies waren die ludi Romani, die am 15. September gefeiert wurden. Der ältere Tarquinius setzte diese Feier fest und bestimmte dafür einen Teil der Kriegsbeute.

Die drei wesentlichsten Bestandteile dieses alten, immer in hohem Ansehen stehenden Festes waren: das Opfer und der feier-

[1]) An der Südostecke des Palatins hatte der Gott Consus einen Altar, der später in die Arena des Cirkus aufgenommen wurde. Gewöhnlich war er von Erde bedeckt, nur dreimal im Jahre wurde er bei den Hauptfesten aufgedeckt.

liche Opferschmaus auf dem Kapitol, der Festzug vom Kapitol hinab in den Cirkus, drittens das Wettrennen und Wettfahren im Cirkus. Der enge Zusammenhang zwischen der Wohnung des Gottes oben auf dem Hügel und dem Festplatze unten im Thale kam auch darin zum Ausdrucke, daß die Front des kapitolinischen Tempels, dessen Giebel das Sieg und Herrschaft bedeutende Viergespann des Jupiter schmückte, nach Süden gewandt war und nach dem Cirkus hinabblickte.[1])

In den alten, einfachen Zeiten hatte ein Tag für das Fest genügt, da die Wettrennen nur eine Stunde in Anspruch nahmen. Nach der Vertreibung der Könige wurde ein zweiter, nach der Rückkehr der Plebejer vom Heiligen Berge ein dritter Feiertag hinzugefügt; zu Ciceros Zeit war das Fest fünfzehntägig, nach Cäsars Tod wurde der 16. Tag zugesetzt. Nachdem dies geschehen war, verlief das Fest in folgender Weise: Die neun ersten Tage (4.—12. September) waren für scenische Aufführungen bestimmt, an den Iden fand der große Opferschmaus auf dem Kapitole statt (Idibus: Jovi epulum), am 14. Sepkember nahm man die Prüfung der zum Rennen angemeldeten Pferde vor (probatio equorum), die fünf letzten Tage (15.—19. September) versammelten das schaulustige Volk bei den Wettrennen im Cirkus.

Außer den ludi Romani wurden noch andere Feste durch Veranstaltung von Cirkusspielen gefeiert; wir erwähnen nur die gegen Ende der Republik 14 Tage dauernden plebejischen und die siebentägigen Spiele der großen Mutter Cybele, die Megalesia. Ferner wurden seit dem Jahre 8 v. Chr. der Geburtstag des Augustus,[2]) der 23. September, und späterhin der Geburtstag des jeweilig regierenden Kaisers durch alljährlich wiederkehrende Cirkusspiele verherrlicht.

Neben diejenigen Spiele aber, deren alljährliche Feier der Senat angeordnet hatte, traten sehr häufig solche, die als außerordentliche für einen einzelnen Fall gelobt wurden. Wenn der Staat von einer verheerenden Pest heimgesucht oder von einem gefährlichen Kriege bedrängt wurde, so wurde nicht selten einer

---

[1]) Vgl. Dionys., antiqu. Rom. IV, 61. *ἐποιήθη (ὁ ναὸς) ἐπὶ κορυπίδος ὑψηλῆς βεβηκώς, ἐκ τοῦ κατὰ πρόσωπον μέρους πρὸς μεσημβρίαν βλέποντος τριπλῷ περιλαμβανόμενος στίχῳ κιόνων.*

[2]) Dio Cass., LV, 6, 6. *ἐς τὰ γενέθλια ἱπποδρομίαν ἰδίαν ἔλαβεν.*

der Konsuln ermächtigt, im Namen des Staates zu geloben, daß den Göttern, wenn sie die Gefahr glücklich abwendeten, ein außerordentlicher Dank abgestattet werden sollte. Dieser Dank bestand sehr häufig in Veranstaltung von Opfern und Spielen und zwar gewöhnlich Wettrennen. Die Geldsumme, die auf diese Feier verwendet werden sollte, wurde dabei bezeichnet oder dem Ermessen des Senats vorbehalten. Ein solches Gelübde wurde z. B. beim Beginn des makedonischen Kriegs und ebenso beim Ausbruche des Kriegs gegen Antiochus gethan. Den Wortlaut des letzteren hat uns Livius aufbewahrt.[1])

Außerhalb der älteren Ringmauer Roms, aber in nächster Nähe der Stadt lagen zwei Ebenen, die sich für Übungen im Reiten und Fahren eigneten, das Marsfeld und das Thal zwischen Palatin und Aventin. Das Marsfeld bot bei seiner großen Ausdehnung Raum für kriegerische Übungen großer Massen, es wurde, wie früher erwähnt, auch zu Wettrennen benutzt, allein für die Zuschauer war es ein unbequemer Platz, der den im Gedränge Stehenden einen Überblick über den Verlauf des Rennens nicht ermöglichte. Ungleich günstiger war hierzu das Thal, das sich lang und schmal von Nordwesten nach Südosten zwischen Palatin und Aventin hinzieht. Es ist natürlich, daß hierher bei festlichen Gelegenheiten schon in den ältesten Zeiten Reiter und Wagenlenker zogen, um dem versammelten Volke ihre Ausdauer und Geschicklichkeit zu zeigen. Die Zuschauer lagerten sich auf den grünbewachsenen Abhängen beider Hügel und schauten, ohne von ihren Vordermännern gestört zu werden, den Wettkämpfen zu, die sich in der Thalebene abspielten.

Die erste Einrichtung ordnungsmäßiger Sitzplätze für die Zuschauer wird dem älteren Tarquinius zugeschrieben,[2]) doch be-

[1]) Liv., XXXVI, 2. senatus consultum factum est, ut M' Acilius consul ludos magnos Jovi voveret. Id votum in haec verba praeeunte P. Licinio, pontifice maximo, consul nuncupavit: „si duellum, quod cum rege Antiocho sumi populus iussit, id ex sententia senatus populique Romani confectum erit, tum tibi, Juppiter, populus Romanus ludos magnos dies decem continuos faciet, donaque ad omnia pulvinaria dabuntur de pecunia, quantam senatus decreverit. quisquis magistratus eos ludos, quando ubique faxit, hi ludi recte facti donaque data recte sunto.“ — Vgl. Liv., XXXI, 9, 5. Civitas religiosa in principiis maxime novorum bellorum ... ludos Jovi donumque vovere consulem iussit.

[2]) Liv., I, 35, 8. Tunc primum circo, qui nunc maximus dici-

schränkte sich dessen Thätigkeit darauf, daß er den dreißig Kurien dreißig Plätze rechts und links von der Rennbahn anweisen ließ, an welchen sie auf eigene Kosten hölzerne Schaugerüste errichten durften. Auch die beiden Zielsäulen (metae) an den Enden der Bahn waren aus Holz.

Dieser unansehnliche Holzbau verwandelte sich im Laufe der Jahrhunderte in einen Steinbau, der wegen seiner Großartigkeit und seiner Pracht unter den Wunderwerken Roms eine der ersten Stellen einnahm. Schon im Jahre 330 v. Chr. wurden feste carceres, d. h. nebeneinander liegende, durch Wände getrennte steinerne Thorbogen, aus denen die Rennwagen gleichzeitig herausfuhren, erbaut. Doch erst Cäsar ließ für die Zuschauer einen Hallenbau aus Tuff herrichten, dem er die gewaltige Länge von $3^1/_2$ Stadien, ungefähr 650 m, gab. Auf diesem steinernen Unterbau erhoben sich noch zwei aus Holz gezimmerte Stockwerke, die ebenfalls für die Zuschauer bestimmt waren.

Augustus ließ für sich und seine Familie eine Loge (pulvinar, cubiculum) bauen, die, durch Seitenwände und ein Giebeldach von den Senatorenplätzen abgetrennt, ihm gestattete, den Rennen zuzusehen, ohne den Blicken aller ausgesetzt zu sein. Da im Jahre 35 n. Chr. die hölzernen Stockwerke des Cirkus zum Teil abgebrannt waren, ließ Claudius den Bau mit großer Pracht wiederherstellen.[1]) Die Carceres wurden aus Marmor erbaut, die Metä aus vergoldeter Bronze gefertigt.

Wiederum wurde der obere Teil des Cirkus unter Domitian ein Raub der Flammen. Trajan stellte ihn in der Zeit von 100 bis 104 n. Chr. prächtig wieder her. Von diesem Bau rühmt der jüngere Plinius, daß er, ein würdiger Versammlungsort des weltbeherrschenden Volks, an Schönheit mit den herrlichsten Tempeln wetteifere, und mit besonderem Danke hebt er es hervor, daß die kaiserliche Loge beseitigt sei, daß man also den Herrscher unter freiem Himmel, inmitten seines Volkes, in einer Reihe mit seinen Unterthanen sitzen sehen könne.[2])

tur, designatus locus est. Spectavere furcis duodenos ab terra spectacula (Schaugerüste) alta sustinentibus pedes.

[1]) Sueton., vita Claud. 21. Circo maximo marmoreis carceribus auratisque metis, quae utraque et tofina ac lignea antea fuerant, exculto . . . supra quadrigarum certamina Troiae lusum exhibuit.

[2]) Plinii Panegyricus c. 51. Immensum latus circi templorum pulchritudinem provocat, digna populo victore gentium sedes . . .

Da wir von diesem Bau, der in späterer Zeit nicht wesentlich verändert worden ist, durch Angaben von Schriftstellern und durch Abbildungen auf Münzen und Reliefs eine ziemlich genaue Kunde haben,[1]) wollen wir versuchen, ein Bild von dieser großartigen Anlage zur Befriedigung menschlicher Schaulust, der großartigsten, die in alten und in neuen Zeiten geschaffen worden ist, zu entwerfen.

Die zwei parallelen Langseiten des Cirkus erstreckten sich, im Südosten durch einen halbrunden Abschluß miteinander verbunden, in einer Ausdehnung von 650 Metern durch das Thal am Südabhang des Palatin. Die Außenseite zeigte eine lange Reihe schön gegliederter Arkaden. Jedesmal das dritte Thor[2]) führte zu einer Treppe, auf der man abwechselnd zu je einem Stockwerke der Zuschauersitze emporstieg. Je zwei nebeneinander liegende Arkaden aber waren mit den dahinter und darüber liegenden Räumen vermietet. Hier boten Garköche ihre warmen Speisen feil,[3]) Gastwirte erquickten die Durstigen mit Wein, Syrerinnen in bunter Tracht tanzten beim Zimbelklang ihre leichtfertigen Tänze, Astrologen und andere Wahrsager verkündeten leichtgläubigen Frauen und Männern des niedern Volks für geringe Zahlung ihr künftiges Schicksal.[4])

Per omne spatium una facies, omnia continua et paria, nec magis proprius spectandi Caesaris suggestus, quam propria, quae spectet. Licebit ergo civibus tuis invicem contueri: dabitur non cubiculum principis, sed ipsum principem cernere, in publico, in populo sedentem.

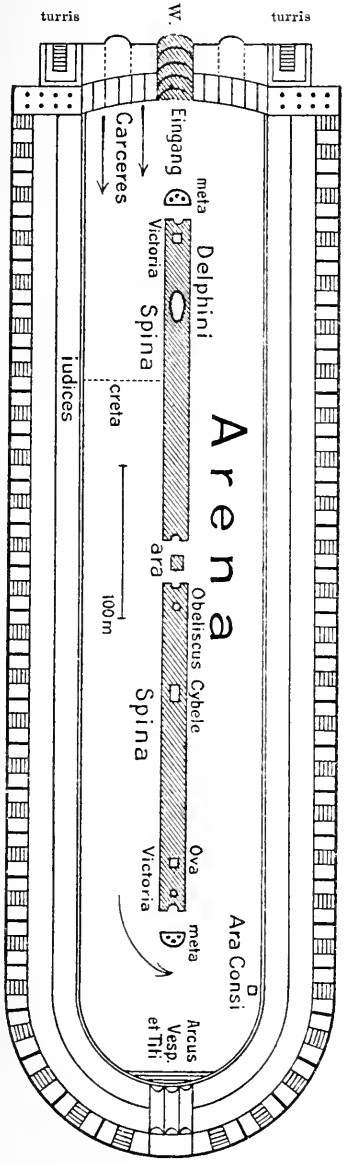
[1]) Von den im 16. Jahrhundert noch vorhandenen Mauerresten des Cirkus hat Sixtus V. (1566—1572) einen großen Teil abtragen lassen, um die Steine zum Ausbau der Peterskirche zu verwenden. Was jetzt noch übrig ist, liegt unter Schutt vergraben und harrt noch der Durchforschung.

[2]) Diese Eingänge hießen vomitoria, Macrob., Saturnal. VI, 4. Vomitoria in spectaculis dicimus, unde homines glomeratim ingredientes in sedilia se fundunt.

[3]) Vgl. Cic., pro Milone 26, 65. Quin etiam fuerit audiendus popa Licinius nescio qui de circo maximo, servos Milonis apud se ebrios factos sibi confessos esse de interficiendo Cn. Pompeio coniurasse. Bisweilen mieteten reiche Leute eine solche Gastwirtschaft für ihre Klienten und ließen ihnen hier ein Frühstück vorsetzen, vgl. Cic., oratio pro Murena 35, 73. viri primarii in circo totas tabernas tribulium causa compararunt ... Num senatus crimen putat .. locum ad spectandum dare aut ad prandium invitare?

[4]) Vgl. Cic., de divinat. I, 58, 132. Non habeo nauci haruspices vicanos, non de circo astrologos. Hor., sat. I, 6, 113. Fallacem circum vespertinumque pererro Saepe forum, adsisto divinis.

Ein architektonisch reichgeschmücktes, großes Marmorthor erhob sich auf der nordwestlichen Schmalseite des Cirkus und gewährte dem vom Kapitole herabkommenden Festzuge den Eintritt in die weiten Räume des Rennplatzes. Die zu diesem Thore führende Straße war rechts und links von Bildsäulen berühmter Cirkuskutscher eingefaßt. Die entgegengesetzte Schmalseite war durch einen schönen, dreithorigen Triumphbogen geschmückt, der von einem Viergespann gekrönt war. Ihn hatte der Senat und das Volk im Jahre 81 dem Vespasianus und Titus, den Überwindern des jüdischen Volks, zu Ehren errichtet.



Grundriß des Cirkus Maximus.

Betreten wir nun das Innere des gewaltigen Raumes. Über der langgestreckten Rennbahn erheben sich rechts und links glänzende Marmorwände, deren reich ornamentierte Brüstung von Vergoldung und Farbenschmuck glänzt. Dahinter steigen stufenähnlich die steinernen Sitze des Senatoren- und des Ritterstandes empor. In regelmäßigen Zwischenräumen erheben sich hier Bildsäulen von Göttern und Kaisern. Ein breiter horizontaler Gang trennt diese Sitzreihen der bevorzugten Klassen von denen des übrigen Volkes. Hinter diesem Gange erhebt sich das zweite Stockwerk des Zuschauerraumes. Noch höher und zugleich ferner von der Rennbahn steigt terrassenförmig das dritte aus Holz

gezimmerte Stockwerk auf, wo der ärmste Teil der Bevölkerung Roms sich drängte. Mehr als einmal kam es vor, daß das vordere Geländer eines Stockwerks brach oder daß der oberste Holzbau die Last der Menschenmasse nicht tragen konnte, sondern einstürzend Tausende unter seinen Trümmern begrub.

Ganz ungeheuer war die Zahl der Menschen, die auf den Sitzplätzen des Cirkus Raum hatten.[1]) Schon zu Cäsars Zeit hatten die oberen Galerien, deren Bänke in ununterbrochenem Zuge von der einen Langseite über das Halbrund der östlichen Schmalseite zur anderen Langseite hinüberreichten, eine Ausdehnung von acht Stadien, anderthalb Kilometern.[2]) Es konnten also auf einer solchen Sitzreihe 3000, im ganzen Cirkus aber 150 000 Menschen Platz finden. Durch weitere Vergrößerungen des Baues und durch Errichtung hölzerner Gerüste wurde die Zahl der Sitzplätze so vermehrt, daß sie unter Titus 250 000 betrug und im vierten Jahrhundert auf 385 000 stieg. Es hätten also damals im Cirkus Maximus sämtliche Einwohner von Stuttgart, Stettin, Karlsruhe und Lübeck zu gleicher Zeit Sitzplätze gefunden.[3])

Besondere Beachtung verdienen nun noch die carceres und die spina. Die Carceres befanden sich auf der westlichen Schmalseite des Cirkus. Rechts von dem großen Eingangsportale waren nebeneinander vier, später sechs Thore, aus denen die Rennwagen auf das gegebene Zeichen gleichzeitig herausfuhren; ebensoviele Thore links von dem Haupteingange nahmen die nach Beendigung des Rennens die Bahn verlassenden Wagen auf. Die Decke der Thore war gewölbt (carceres fornicati), und jedes

[1]) Auf obigem Grundrisse des Cirkus Maximus bedeuten die schraffierten Stellen zwischen den äußeren Parallellinien die von außen in das Gebäude führenden Eingangstreppen. Der dreithorige Triumphbogen am Ostende des Baues ist auf einem der Marmorstücke des kapitolinischen Stadtplans in den runden Abschluß des Cirkus eingetragen. Zu Cäsars Zeit waren die Sitzplätze an jener Stelle nicht unterbrochen. — Über den Weg, den die Triumphzüge durch den Cirkus nahmen, vgl. E. Pohlmey, Der römische Triumph. Gymnas.-Bibliothek I. S. 30.

[2]) Vgl. Dionys., antiqu. Rom. III, 68. *συνάγονται δ' αἱ στοαὶ εἰς τὸ αὐτὸ καὶ συνάπτουσιν αἱ μείζους ὑπὸ τῆς ἐλάττονος, μηνοειδες ἐχούσης τὸ σχῆμα, συγκλειόμεναι, ὥστε μίαν ἐκ τῶν τριῶν γενέσθαι στοὰν ἀμφιθέατρον, ὀκτὼ σταδίων, ἱκανὴν ὑποδέξασθαι πεντεκαίδεκα μυριάδας ἀνθρώπων.* Im Amphitheater zu Pompeji sind die Grenzlinien der Plätze sogar nur 37 cm voneinander.

[3]) 125 000 Ew., 115 000 Ew., 70 000 Ew., 65 000 Ew.

war so breit, daß es einem Viergespann und einem daneben haltenden Reiter genügenden Raum bot. Nach der Rennbahn zu waren die Thore durch zweiflüglige, eiserne Gitterthüren geschlossen. Die Riegel dieser Thüren waren mit einem Tau verbunden, durch dessen Anspannung sie gleichzeitig in die Höhe gezogen wurden.[1]) Die schmale Mauer zwischen den Thoren war durch Hermensäulen verziert.

Über alle Carceres hinweg erstreckte sich eine mit schöner Marmorbrüstung versehene Plattform, zu der man auf Treppen emporstieg, die sich in zwei Türmen zur Rechten und zur Linken der westlichen Schmalseite befanden. In der Mitte dieser Plattform, also gerade über dem Eingangsthore, erhob sich, von Säulen getragen, ein Baldachin, unter dem der Vorsitzende der Spiele Platz zu nehmen pflegte. Bildsäulen umgaben diesen Ehrenplatz auf beiden Seiten.

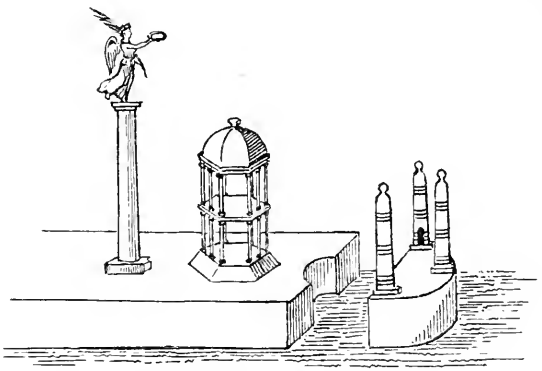
Mitten durch die Bahn, diese der Länge nach in zwei Hälften teilend, zog sich die Spina, eine von zwei parallelen Mauern eingefaßte Erhöhung, deren Endpunkte durch die metae bezeichnet wurden. Die Spina war ungefähr anderthalb Meter hoch und sechs Meter breit und war in der Mitte unterbrochen, wo ein Altar auf dem natürlichen Boden der Rennbahn errichtet war. Ein Teil der Spina war als ein ovales Wasserbecken aufgemauert; in dieses flossen die Wasserstrahlen aus den Mäulern von sieben Delphinen, die auf einer von Säulen getragenen Grundfläche befestigt waren. Am andern Ende der Spina ruhten auf einem gleichen Unterbau, zu dem man auf einer Leiter hinaufstieg, sieben große Eier, wahrscheinlich aus Holz. Von diesen Eiern wurde nach jedem Umlauf eins herabgenommen, so daß, wenn die Wagen sechs Umläufe beendigt hatten, nur noch eins sichtbar blieb. Bei den Delphinen war vermutlich eine Vorrichtung angebracht, die es ermöglichte, nach jedem Umlaufe je einen von ihnen um einen Zapfen umzudrehen. Die Censoren[2]) des Jahres 174 v. Chr.

[1]) Die Riegel (repagula) werden διὰ μιᾶς ὕσπληγγος ἅμα πᾶσαι (Dionys., III, 68) geöffnet; vgl. fortis equus reserato carcere currit. Ovid., ars am. III, 595; carceribus missos rapit ungula currus. Horat., Sat. I, 2, 114.

[2]) Vgl. Liv., XLI, 27, 6. ova curriculis numerandis. Die Eier und die Delphine sollten wohl an die Dioskuren und an Neptun, die Schutzgötter der Pferde, erinnern; vgl. das Mosaik von Barcelona, Baumeister, Bilder Nr. 96.

hatten diese Einrichtung getroffen, damit die Kutscher sowie die Zuschauer sich jederzeit mit einem Blicke darüber belehren konnten, wie viele Umläufe noch rückständig waren.

Die Spina war aus Marmor und mit reichem Schmucke versehen. Sie trug verschiedene kleine Tempel, hier war eine Bildsäule der großen Göttermutter, der auf einem Löwen reitenden Cybele, aufgestellt, hier hatte Augustus einen Obelisk errichtet, und an beiden Enden der Spina streckten geflügelte Siegesgöttinnen, auf Säulen stehend, den Wettfahrern glückverheißend einen Kranz entgegen.



Spina und Meta.

Die Metä standen an beiden Enden der Spina auf einer halbrunden gemauerten Basis, die von der Spina durch einen Zwischenraum von wenigen Schritten gesondert und durch eine Treppe im Innern zu ersteigen war. Jede Meta wurde durch drei hohe, oben abgestumpfte Bronzesäulen gebildet, deren glänzende Vergoldung den Kutschern schon aus der Ferne den gefährlichen Wendepunkt bezeichnete.

Auf der rechten Seite der Arena war von der Spina aus nach dem Zuschauerraum hinüber, nicht fern vom Eingang, eine weiße Linie (calx, creta) auf dem Boden gezogen, wie ein Mosaik von Lyon zeigt. Hier war der Platz der Preisrichter (tribunal iudicum, qui praesident ad cretam). Das Gespann, das nach siebenmaligem Umkreisen der Spina zuerst diese Linie überschritt, hatte den Sieg errungen. — Der Altar des Konsus im Südosten des Cirkus ist zu Anfang dieses Abschnittes erwähnt worden.

Es würde zu weit führen, wenn wir noch auf andere Cirkusbauten in Rom eingehen wollten. Erwähnt seien nur der Cirkus Flaminius, auf dem Marsfelde 220 v. Chr. erbaut; ein Cirkus, den Caligula auf dem rechten Tiberufer anlegte gerade da, wo sich jetzt die Peterskirche zum Himmel erhebt; endlich der 311 n. Chr. von Maxentius an der Appischen Straße erbaute, auf den das Grabmal der Cäcilia Metella hinabblickt.

In gleicher Weise, wie sich die Einfachheit der alten, hölzernen Sitzplätze des Cirkus zu der Pracht eines von Marmor und Gold strahlenden Riesenbaues fortentwickelte, hat sich auch die Einfachheit der Zurüstungen zu den Spielen allmählich zu ungeheurer Großartigkeit und zu verschwenderischem Glanze gesteigert. In der Zeit, als noch Konsulare ihr Landgut selbst bestellten, hatten römische Bürger Zweigespanne selbstgezüchteter Rosse beim Feste der kapitolinischen Götter eigenhändig gelenkt,[1]) und der Kranz, der dem Sieger zu teil wurde, galt für so ehrenvoll, daß er nach dem Zwölftafelgesetze dem Wagenlenker auf die Bahre gelegt werden durfte. Aber dies änderte sich. Im Cirkus erschienen am häufigsten Viergespanne, deren Pferde in einer Reihe nebeneinander liefen. Ein solches Viergespann zu bemeistern und mit ihm in kurzer Wendung um die Zielsäulen herumzujagen, war nicht mehr eine von Liebhabern leicht zu übende Geschicklichkeit, sondern eine Kunst, die unabläßige Übung erforderte. Auch wurde die Zahl der Wagen, die an mehreren aufeinanderfolgenden Festtagen liefen, immer größer. Denn die immer anspruchsvoller werdende Menge begnügte sich nicht mehr damit, eine Stunde am Tage das aufregende Schauspiel zu genießen, sondern wollte möglichst lange im Cirkus unterhalten sein.[2]) Für den Geburtstag des Tiberius setzte der Senat zehn Rennen von Viergespannen fest (Dio LVIII, 12), auch zwölf Rennen an einem Tage waren gewöhnlich, Caligula aber veranstaltete im Jahre 37 n. Chr.

[1]) Vgl. Plin., nat. hist. XXI, 7. ad certamina in circum per ludos et ipsi descendebant et servos suos equosque mittebant . . . . inde illa XII tabularum lex, ... ut ipsi mortuo, dum intus positus esset forisve ferretur, sine fraude esset imposita corona.

[2]) Livius bemerkt (XLIV, 9), daß im Jahre 169 v. Chr. noch nicht das Übermaß seiner Zeit eingeführt, sondern die Spiele sehr kurz gewesen seien: nondum hac effusione inducta . . . semel quadrigis, semel desultore (Wettreiter) misso vix unius horae tempus utrumque curriculum complebat.

zwanzig und vierundzwanzig an zwei aufeinander folgenden Tagen (Dio LIX, 7). Diese füllten den ganzen Tag aus, denn ein einzelnes Rennen (missus), bei dem vierzehnmal die Metä umfahren und jedesmal eine Strecke von über 8 Kilometern[1]) zurückgelegt werden mußte, dauerte gewiß fast eine halbe Stunde, und zu der Zeit des Rennens muß noch die der notwendigen Zwischenpausen zur Säuberung der Bahn hinzugerechnet werden.

Bei zehn Rennen an einem Tage wurden, wenn vier Viergespanne gleichzeitig liefen, gegen 160 Pferde der schauenden Menge vorgeführt, und die Zahl der Cirkuskutscher betrug dreißig bis vierzig. Bei der Vermehrung der Festtage und der für jeden einzelnen Tag bestimmten Rennen mußte daher die Nachfrage nach Cirkuskutschern und nach Rennpferden eine sehr bedeutende sein. Die Kutscher (aurigae, agitatores) mußten, um den gesteigerten Anforderungen zu genügen, sich ihrem gefährlichen Berufe ausschließlich widmen, und da sie für Geld sich zur Belustigung der Volksmenge hergaben, schien ihr Gewerbe eines freien Bürgers unwürdig zu sein. Daher bildeten sich Sklaven und Freigelassene zu Wagenlenkern aus. Ihr Stand entbehrte zwar des bürgerlichen Ansehens, aber geschickte Kutscher erhielten für errungene Siege oft sehr große Geldgeschenke, sie wurden von Freunden und Gönnern umringt und umschmeichelt, Tischgesellschaften unterhielten sich mit Begeisterung über ihre Siege, und Dichter verkündeten ihren Ruhm der Nachwelt. Als im 27. Lebensjahre (97 n. Chr.) Scorpus, „die Wonne der Römer, der Ruhm des brausenden Cirkus," einen frühzeitigen Tod gefunden hatte, fordert der Dichter Martial in einem Epigramme (X, 50) die Siegesgöttin auf, die Palme zu zerbrechen und Trauergewandung anzulegen, denn, um schöne Jahre betrogen, habe der Jüngling zu früh die schwarzen Rosse angeschirrt, zu früh die Zielsäule der Lebensbahn erreicht.[2]) Auch schöne Grabdenkmäler wurden berühmten Wagenlenkern errichtet. Das des Scorpus hat sich bis auf unsere Tage erhalten;

---

[1]) Rechnen wir die Länge der Bahn im Cirkus Maximus zu 600 m, so ergiebt sich für die Pferde, welche die Spina siebenmal umkreisen mußten, ein Weg von 14 . 600 = 8400 m. — In unserer Zeit wird jungen Tieren eine so große Anstrengung nicht zugemutet; sie laufen nur 2½ Kilometer. Ältere Pferde müssen unter dem Jockey 4 – 7 Kilometer weit rennen.

[2]) Heu facinus! prima fraudatus, Scorpe, iuventa
Occidis et nigros tam cito iungis equos!

die Inschrift nennt die Namen der vier Pferde, die zuletzt unter seiner geschickten Leitung gesiegt hatten.[1])

Während aber unter des Tiberius Regierung der gefeierte Wagenlenker Scirtus in dreizehn Jahren nur 96mal gesiegt hatte, lernen wir durch eine Inschrift den spanischen Wagenlenker Gajus Appulejus Diocles kennen, der unter Hadrian in der Zeit von 122—146 n. Chr. sich an 4257 Rennen in Rom beteiligte und 1462 Siege errang.[2]) Er hatte also durch die Zahl seiner Siege den Rang eines miliarius erlangt. In einem einzigen Jahre siegte er 99mal und zwar mit Benutzung eines fremden linken Handpferdes (alieno principio), was als der höchste Grad der Geschicklichkeit galt. Auch wagte er es zuerst, sieben Pferde nebeneinander, frei an der Leine, ohne Joch, anzuspannen und gewann mit dem Handpferde Abigejus den für dieses Rennen ausgesetzten Preis von 50 000 Sesterz. — Wir ersehen aus diesen Zahlen, daß die Menge der Renntage ungeheuer zugenommen hatte. Und wenn wir annehmen, daß jährlich 50 bis 60 Tage mit Cirkusspielen besetzt waren, so muß Diocles, der durchschnittlich 177mal im Jahre rannte, an jedem Renntage dreimal aufgetreten sein.

Die Summe aller von ihm gewonnenen Preise belief sich auf 35 863 120 Sesterz, über sieben und eine halbe Million Mark. Hiervon fiel ihm gewiß ein sehr bedeutender Teil zu. Aber obgleich diese ungeheure Bezahlung der berühmten römischen Wagenlenker uns in Staunen versetzt, so waren doch die Summen noch viel größer, die bei ihrem Auftreten durch Wetten der Zuschauer gewonnen und verloren wurden. Auch stehen die Einnahmen der besten englischen Jockeys unsrer Zeit hinter denen ihrer römischen Berufsgenossen nicht zurück. Der gefeierte Fred Archer soll an Gehalt und an Geschenken großer Pferdebesitzer jährlich 8 bis 10 000 Lstr. (200 000 M.) eingenommen haben.

---

[1]) Corpus inscript. lat. VI, 10052: Vicit Scorpus equis his. Pegasus, Elater, Andraemo, Cotynus. — Pferde, die hundertmal gesiegt hatten, hießen: centenarii.

[2]) Corpus Inscr. Latin. VI, 2, 10048. C. Appuleius Diocles factionis russatae, natione Hispanus Lusitanus, . . . omnium agitatorum eminentissimus, uno anno alieno principio vicit LXXXXVIIII . . . suisque septem equis in se iunctis, numquam ante hoc numero equorum spectato, certamine ad HS L in Abigeio victor eminuit.

Die Herbeischaffung der besten Pferde für die Cirkusspiele war eine wichtige Aufgabe. Anfangs beschränkte man sich auf Italien und bezog hauptsächlich aus dem Hirpinerlande und aus Apulien die schnellsten Renner. Doch bald gewannen die auf den üppigen Weiden Siciliens gezüchteten Pferde einen hohen Ruhm, den ihnen im dritten Jahrhundert n. Chr. die spanischen, afrikanischen und kappadocischen Renner streitig machten. Pferdekenner reisten, mit großen Geldsummen versehen, in diese fernen Länder, besuchten die großen Stutereien und wählten die stärksten und schnellsten Tiere aus. Diese wurden dann auf dem Seewege nach Italien geführt und in den Hafenstädten aufs sorgfältigste gepflegt, damit ihnen aus der Reise zu Schiffe kein Schaden erwachse.

Auch auf die Zucht edler und starker Rennpferde wurde große Sorgfalt verwendet, und wie heutzutage bei den Freunden des Sportes die Abstammung eines ausgezeichneten Renners genau bekannt ist, so waren auch im Altertum die begeisterten Liebhaber des Cirkus mit dem Stammbaum der berühmtesten Pferde wohl vertraut.[1]) Solche Pferde, deren Leistungen große Summen einbrachten, waren außerordentlich kostbar, daher wurden sie aufs beste gefüttert, nach dem Rennen sorgfältig vor Erkältung bewahrt und meistens sehr liebevoll behandelt. Ein in Algier gefundenes Mosaik zeigt uns ein solches Pferd, sorgsam mit einer Decke umhüllt, an seiner Krippe; dabei steht die Liebkosung:[2]) „Magst du siegen, magst du nicht siegen: wir haben dich lieb, Polydoxus."

Die Anstrengungen, die man den Rennpferden zumutete, waren gewaltig. Es wird berichtet, daß der Renner Tuscus 386mal, das Handpferd Viktor 429mal gesiegt habe. Nach dem als wahrscheinlich anzunehmenden Verhältnis der Siege zur Gesamtzahl der Rennen wie 1 : 4 muß jedes dieser Tiere 16—1700 mal gerannt sein. Diese Renner haben also — ungerechnet die vielen Übungsfahrten — etwa 13 000 Kilometer in angestrengtestem

[1]) Vgl. Martial., epigr. III, 63, 12. Hirpini veteres qui bene novit avos. Statii silv. V, 2, 21.

Romulei qualis per iugera circi,
Cum pulcher visu et titulis generosus avitis
Exspectatur equus, cuius de stemmate longo
Felix emeritos habet admissura (Stuterei) parentes:
Illum omnes acuunt plausus.

[2]) „Vincas, non vincas: te amamus, Polidoxe." Dictionnaire des antiquités grecques et romaines. Paris 1887. I, 2, p. 1198.

Laufe zurückgelegt, da jedes Rennen eine Strecke von 8 Kilometern umfaßte. Die Gesamtstrecke, welche von diesen Rennpferden im Cirkus durchmessen wurde, beträgt also ungefähr das Sechsfache der Entfernung von Berlin bis Madrid.

Es war unmöglich, daß ein römischer Beamter, dem die Veranstaltung von Cirkusspielen oblag, für ein Fest die nötige Zahl von Wagen selbst besorgte, geübte Wagenlenker und gute Rennpferde, wie sie das verwöhnte Volk verlangte, selbst zusammenbrachte. Da Feste mit Wettrennen mindestens siebenmal in jedem Jahre stattfanden, aber jedesmal von anderen Personen gegeben wurden, so mußte der große Bedarf an Wagen nebst Zubehör an Pferden und Menschen immer bereit gehalten werden. Dies geschah durch reiche Unternehmer aus der Klasse der römischen Ritter, und wer dieses Geschäft betrieb, hieß dominus quadrigarum.

Gegen Ende der Republik bildeten sich an Stelle kleinerer Unternehmungen dieser Art zwei große Gesellschaften, welche Pferde und Wagen, Kutscher und Knechte zusammenbrachten und in eigens für sie errichteten Gebäuden unterhielten. Um deutlich sichtbar zu machen, von welcher der um den Vorrang streitenden Gesellschaften die beim Rennen erscheinenden Wagen gestellt seien, bezeichnete jede Gesellschaft ihre Wagen, Kutscher und Pferde mit ihrer besondern Farbe. So entstand die weiße und die rote Gesellschaft (factio albata, factio russata). Die grüne Partei (factio prasina) trat unter Caligula, die blaue (veneta) unter Nero oder Vitellius hinzu. Allmählich erlangten die beiden letzten ein solches Übergewicht, daß die zwei andern, wenn auch nicht ganz verschwanden, so doch mit ihnen verschmolzen. Die weiße vereinigte sich mit der grünen, die rote mit der blauen, so daß fortan die Siege nur auf den Namen der blauen oder der grünen Partei lauteten. So war es in Rom in der letzten Kaiserzeit, so blieb es auch in Konstantinopel bis ins zehnte Jahrhundert, wo die langgenährte Glut der Leidenschaft für Cirkusspiele zugleich mit dem letzten Reste nationaler Kraft erlosch.

An der Spitze der vier Gesellschaften standen Direktoren (domini factionum), die bisweilen aus der Zahl der Wagenlenker gewählt wurden. Diese hatten ein sehr zahlreiches, teils aus Sklaven, teils aus besoldeten Freien bestehendes Personal von mehreren hundert Menschen zu leiten und zu beaufsichtigen. Außer den Wagenlenkern umfaßte die familia quadrigaria Aufseher über

die Ställe und Vorratshäuser, Schuhmacher, Schneider, Perlenarbeiter zur Ausschmückung der Geschirre (margaritarii), Ärzte, Lehrmeister für junge Rosselenker, denen zuerst ein Pferd, dann allmählich mehrere anvertraut wurden, Verwalter der Güter, von denen Heu und Hafer bezogen und wohin die Pferde auf die Weide geschickt wurden, Wasserträger (spartores), die auch im Cirkus die Pferde tränken oder die Räder begießen mußten, damit sie sich nicht entzündeten, und zahlreiche Knechte zu anderen niederen Dienstleistungen.

Die Ställe der vier Parteien und die zugehörigen Gebäude lagen vereinigt am Nordabhange des Kapitols. Sie waren prächtig eingerichtet, und wie manche Kaiser, z. B. Nero[1]) und Caracalla, eine Ehre hinein setzten, als Nebenbuhler der Wagenlenker von Beruf, in die Farben einer Partei gekleidet, die Rosse vor den Augen des Volkes zu lenken, so fand Caligula Vergnügen daran, ganze Tage in den Stallungen zu verweilen, dort zu speisen, sein Lieblingspferd mit einem Perlenhalsband zu schmücken und ihm das beste Futter in die elfenbeinerne Krippe zu schütten. Am Vorabend der Rennen ließ er die nächsten Straßen absperren, um die Nachtruhe des Tieres vor Störungen zu bewahren.[2])

Mit den Vorstehern der vier Parteien mußten die Festgeber, die von jeder der vier Farben die gleiche Anzahl von Rennegespannen bedurften, in Unterhandlung treten, um die nötigen Wagen und Kutscher zu erhalten. Verwöhnt durch großartige Bestellungen und durch kaiserliche Freigiebigkeit, wollten die Vorsteher für Feste kleineren Umfangs die gewünschten Wagen oft gar nicht oder nur für unerhörte Preise liefern. Als unter Neros Regierung die Vorsteher der Weißen und der Roten an den Prätor Aulus Fabricius unsinnig hohe Forderungen stellten, verzichtete dieser auf die Pferde und ließ Hunde an kleine, rote und weiße Wagen für das Rennen einspannen. Nero vermittelte, indem er

[1]) Tacit., annal. XIV, 14. Vetus illi (Neroni) cupido erat curriculo quadrigarum insistere; concertare equis regium et antiquis ducibus factitatum memorabat. Clausum valle Vaticana spatium, in quo equos regeret, haud promisso spectaculo. Mox ultro vocari populus Romanus laudibusque extollere. Dio Cass. LXXVII, 10. (Caracalla) ἡρμαηλάτει τῇ οὐενετίῳ στολῇ χρώμενος.

[2]) Sueton., Calig. 55. Prasinae factioni ita addictus et deditus, ut cenaret in stabulo assidue . . . . Pridie Circenses, ne inquietaretur (Incitatus equus), viciniae silentium per milites indicere solebat.

die Preise der Viergespanne nach eigener Entscheidung festsetzte (Dio Cass. LXI, 6, 2).

Zu allen Zeiten waren die Rennen im Cirkus beim römischen Volke beliebt. Der Dichter Ennius beschreibt die ungeduldige Erwartung, mit welcher das Volk der Eröffnung der Spiele entgegensah, und Livius (XLV, 1) berichtet, daß die Schlacht bei Pydna der im Cirkus versammelten Volksmenge zuerst durch ein am vierten Tage sich verbreitendes Gerücht, dann aber, am dreizehnten Tage nach der Schlacht, beim Eintreffen der Siegesnachricht abermals gerade im Cirkus durch den Konsul C. Licinius den Römern kundgegeben worden sei. Zur Leidenschaft aber wurde der Besuch des Cirkus erst in der Kaiserzeit. Hierzu trug die Bildung der vier, durch Farben unterschiedenen Parteien viel bei. Denn ohne etwas von der Kunst des Fahrens zu verstehen, ohne die Vorzüge eines Pferdes recht beurteilen zu können, konnte auch der Ungebildetste sich nun an eine Partei anschließen und dem Siege seiner Lieblingsfarbe zujubeln. Die Faktionen selbst suchten für ihre Renner günstige Stimmung im Volke zu erzeugen, und die Kaiser beförderten diese Art von Parteibildung. Ihnen war es willkommen, daß die Massen, denen jede Möglichkeit im Staatsleben ihre Kraft und ihren Willen zu bethätigen, genommen war, ein unpolitisches Gebiet gefunden hatten, auf dem sich ihre Leidenschaften ohne Gefahr für den Herrscher austoben konnten.

„Das Volk," sagt Juvenal, „das in früheren Zeiten
Herrschaft verlieh und Fasces und Heere und alles, es hält jetzt
Still sich zurück, es begehrt zwei Dinge nur ängstlich und eifrig:
Brot und die Spiele des Cirkus." [1])

Versuchen wir es jetzt, ein Bild von dem Verlaufe eines Festtags im Cirkus zu entwerfen.

Nachdem das Hauptopfer und der große Opferschmaus zu Ehren der kapitolinischen Götter, an dem sämtliche hohe Staatsbeamte und die Senatoren teilnahmen, am 13. September stattgefunden hatte, war der 14. der Prüfung der zum Rennen angemeldeten Pferde, die nicht jünger als fünf Jahre sein durften,

[1]) Juvenal., sat. X, 78. Nam qui dabat olim
Imperium, fasces, legiones, omnia, nunc se
Continet atque duas tantum res anxius optat,
Panem et circenses.

gewidmet. In der Frühe des 15. Septembers versammelten sich die Teilnehmer am Festzuge (pompa) auf dem Kapitole. Da die Feier ihrem Ursprunge nach ein Siegesdankfest war, erschien der Anführer des Zuges, der das Fest gebende Beamte, als Triumphator auf dem Viergespann. In goldgestickten Gewändern, das Adlerscepter in der Hand haltend, stand er auf dem Wagen, während ein Staatssklave einen aus Gold und Edelsteinen verfertigten Eichenkranz über seinem Haupte hielt.

Siegreicher Wagenlenker.

Auserwählte Knaben Roms zu Fuße und zu Pferde schlossen sich an. Die Wagenlenker mit ihren Gespannen folgten. Die Wagen waren zweirädrig und klein und von hinten zu besteigen; jeder war mit der Farbe derjenigen Faktion gestrichen, von der er gestellt war. Der Lenker trug eine kurzärmlige Tunika von derselben Farbe. Vom Gürtel aufwärts bis zu den Achselhöhlen war die Tunika mit verschlungenen Riemen fest umschnürt.[1]) In diesen Riemen steckt ein Messer, denn da die Wagenlenker sich die Zügel ihres Gespannes um den Leib

[1]) S. die beigegebene Abbildung der Marmorstatue eines Wagenlenkers im Vatikan. Ob sie einstmals an dem Wege zum Eingang des circus maxi-

banden, so liefen sie Gefahr, zu Tode geschleift zu werden, wenn sie vom Wagen fielen und dann die Zügel nicht durchschneiden konnten. Die Pferde trugen an der Stirn eine Feder zum Schmuck und um Hals und Brust ein zierliches Netzwerk in den Farben ihrer Partei; sie waren mit Glöckchen und Amuletten zur Abwehr schädlicher Einflüsse behängt. Unter dem Joche gingen die zwei mittleren, welche die Deichsel zwischen sich hatten; die beiden äußern waren nur mit Stricken angespannt, so daß sie volle Freiheit der Bewegung hatten.

Reiter, andere Kämpfer und Scharen von Waffentänzern schlossen sich an die Rennwagen an, umgeben von Flötenbläsern und Leierspielern. Darauf wurden elfenbeinerne Götterbilder, auf Tragbahren (fercula) befestigt, von Tempeldienern getragen. Wolken von Weihrauch stiegen ringsum aus goldnen und silbernen Pfannen empor. Dann kamen in hohen, zweirädrigen Wagen aus kostbarstem Stoffe (tensae) die Attribute der drei kapitolinischen Götter und im Anschluß an sie die Büsten verstorbener Kaiser und Kaiserinnen. Sie wurden auf der Spina in kleinen Tempeln aufgestellt, um so dem großen Volksfeste beizuwohnen. Die Bildnisse der Kaiserinnen wurden auf Wagen gefahren, die gewöhnlich von Maultieren, bisweilen aber auch von Elefanten gezogen wurden.[1]) Priester, Opfertiere, Diener, die kostbares Gerät trugen, Tänzer und Spielleute machten den Beschluß.

Der Zug bewegte sich vom Kapitol zum Forum hinab, wendete sich am Kastortempel südlich, erreichte durch die Tuskerstraße ziehend, den Ochsenmarkt und ging von hier aus gerade auf den Haupteingang des Cirkus zu.

Der Cirkus hatte sich, längst bevor die große Prozession anlangte, mit Menschen gefüllt. Schon in der Dunkelheit der Nacht[2]) wogte eine Menschenmenge durch das Thal am Cirkus und schob sich langsam durch die zahlreichen Eingänge bis hinauf in das dritte Stockwerk des Baues, wo man sich durch schilfgefüllte Kissen den Sitz auf den Holzbänken bequemer machte.[3]) Erst nach Tages-

mus gestanden hat, ist ungewiß. Beschrieben bei Helbig, Führer durch die öffentl. Sammlung in Rom. I, 255. Nr. 333.

[1]) Vgl. Sueton., Claud. 11. Aviae Liviae divinos honores et circensi pompa currum elephantorum decernenda curavit.

[2]) Sueton., Calig. 26. Inquietatus fremitu gratuita in circo loca de media nocte occupantium omnes fustibus abegit.

[3]) Martialis, epigr. XIV, 160. Tomentum Circense.

anbruch kamen die Wohlhabenderen, die sich durch ein kleines Eintrittsgeld einen bestimmten Platz gesichert hatten. Die besten Plätze, die Ehrenplätze der Senatorenfamilien, der Priester und anderer bevorzugter Gäste, füllten sich zuletzt. Die Brüstungen des Cirkus waren mit Blumengewinden geschmückt, ebenso waren die Zuschauer in Festkleidern erschienen, und eifrig ging das Gespräch zwischen Männern und Frauen herüber und hinüber.

Wie die Sonne höher steigt, vor deren Strahlen sich die Versammelten durch Hüte und Schirme zu schützen suchen, steigt auch die Ungeduld der harrenden Menge. Endlich ertönt aus der Ferne der Schall der Tuba und der Flöten, vermischt mit den Jubelrufen des Volks. Durch das große Eingangsthor fährt auf einem mit sechs schneeweißen Pferden bespannten Triumphwagen der Kaiser in die Arena.[1]) Alle Anwesenden legen Hüte und Mäntel ab, erheben sich von ihren Sitzen, und mächtig schallt der Ruf „Heil dem Kaiser" durch den weiten Raum. Und während nun die Prozession die Arena der Länge nach durchzieht, die Zielsäule umschreitet und zum Eingangsthor zurückkehrt, ertönen bald von der, bald von jener Stelle der Bänke laute Begrüßungen, Jubelrufe oder Siegeswünsche. Sie gelten dem Bilde der edlen Agrippina oder der reichgeschmückten Statue der Liebesgöttin oder der schlanken Erscheinung eines siegesgewiß um sich blickenden Wagenlenkers.

Schon hat die Erwartung des nahen Schauspiels alle Gemüter ergriffen, schon werden Wetten auf den Sieg eines Wagenlenkers oder einer Farbe abgeschlossen,[2]) und mit Ungeduld erwartet man die Beendigung des religiösen Teils der Feier. Dieser findet durch ein Opfer und durch Aufstellung der Götterbilder auf der Spina seinen Abschluß. Der Kaiser begiebt sich auf seinen Ehrenplatz, der Festgeber steigt hinauf zu seiner Loge über dem Eingangsthor, wo er inmitten seiner Familie und seiner Freunde Platz nimmt. Die Wagenlenker losen um die Reihenfolge, in welcher sie in die Thore der Carceres einfahren sollen.

---

[1]) Vgl. Dio Cass. LIX, 7, 4. τὸ ἅρμα τὸ πομπικόν, ἐφ' οὗ ἤχθη (Caligula), ἓξ ἵπποι εἵλκυσαν. — Ib. 8. καὶ πίλους τὸν Θετταλικὸν τρόπον ἐς τὰ θέατρα φορεῖν, ἵνα μὴ τῇ ἡλιάσει ταλαιπωρῶνται, ἐπετράπη.

[2]) Juven. sat. XI, 201. spectent iuvenes, quos clamor et audax sponsio . . . decet.

Jetzt sind die vier Thore rechts vom Haupteingange durch vierspännige Rennwagen besetzt. Ungeduldig stampfen die Rosse den Boden, feurig blitzen ihre Augen, ihr mutiges Gewieher und der heiße Dampf ihrer Nüstern dringt durch das noch verschlossene Gitter des Gewölbebogens hinaus in die freie Arena. Neben jedem Gespanne hält auf unruhig tanzendem Pferde ein Reiter, in die Farbe seines Wagens gekleidet. In höchster Spannung sind die Augen der Versammelten auf die Carceres gerichtet.[1]) Da endlich wirft der Vorsitzende von seinem Ehrensitze ein weißes Tuch (mappa) in die Bahn hinab.[2]) Sofort heben sich klirrend die Riegel der Gitterthüren, die Thorflügel springen auf und mit wildem Ungestüm stürmen die Viergespanne hinaus in die Arena, mit ihnen die sie begleitenden Reiter. Pfeilschnell fliegen sie über die Sandfläche dahin und jeder Wagenlenker sucht seinen Nebenbuhlern einen kleinen Vorsprung abzugewinnen, um in kurzer Wendung nach links vor ihm die Meta zu umkreisen. Bunt schimmern die Farben durch die Staubwolke, die unter den Hufen der galoppierenden Rosse hervorquillt.[3]) Peitschenknall und Zuruf des Lenkers treibt die edlen Tiere zu immer schnellerem Laufe.

Gewaltig aber übertönt den Lärm der Arena das tosende Geschrei der vieltausendköpfigen Zuschauermenge. Wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt, sind die meisten beim Flattern des weißen Tuches von ihren Sitzen aufgesprungen. Mit vorgebeugtem Leib und glühendem Auge verfolgt jeder den Wagen seiner Farbe und ruft, als könnte der Wagenlenker die Stimme eines einzelnen vernehmen, mit voller Kraft der Lunge Worte des Tadels oder der Ermunterung hinab: „Weg die Peitsche! zieh die Zügel an! Spare die Kraft der Pferde! — Was nimmst du für einen großen Bogen? Siehst du nicht den Weißen neben dir?“ Mit blitz-

---

[1]) Diese gespannte Erwartung schildert schon der Dichter Ennius († 169 v. Chr.) in seinen Annalen v. 82. Ausg. von L. Müller.

Exspectant veluti, consul cum mittere signum
Volt, omnes avidi spectant ad carceris oras,
Quam mox emittant pictis e faucibu' currus.

[2]) Vgl. Martial. XII, 29, 9. Cretatam praetor cum vellet mittere mappam.

[3]) Vergil., Georg. III, 110.

Fulvae nimbus arenae
Tollitur, humescunt spumis (equi) flatuque sequentum:
Tantus amor laudum, tantae est victoria curae.

schnellem Blicke nach rückwärts, von wo das Schnauben des nachjagenden Gespanns ertönt, erfaßt der Lenker die Absicht des Gegners, links an ihm vorbeizufahren. Ein Zuruf an seine Tiere genügt, um ihre Schnelligkeit zu verdoppeln. Mit wunderbarem Geschick drängt das linke Handpferd bis dicht an die Meta heran, ohne sie doch zu berühren, und einen Augenblick später fliegt es wieder in sausendem Galopp an der Spina entlang über die weite Sandfläche.

Schallender Beifallsruf der Freunde belohnt den glücklichen Erfolg. Rasch wird eine Umfahrt nach der andern zurückgelegt. Jetzt ist nur noch ein Ei sichtbar und nur ein Delphin nach den Carceres zugewendet. Die Spannung der Zuschauer hat ihren Höhepunkt erreicht. Die Wetten werden erhöht, und die Aufregung wächst ebenso bei den Senatoren und den Mitgliedern der Kaiserfamilie, wie bei den Freigelassenen, welche die obersten Holzgerüste füllen. Jünglinge, Frauen, Greise mit weißem Haar bangen um den Sieg ihrer Farbe wie um das Leben ihrer teuersten Angehörigen.

Jetzt sind der Grüne und der Blaue an der Spitze. Der Blaue ist nur um eine Wagenlänge zurück. Er hat ein herrliches junges Pferd, das zum erstenmal um die Palme läuft (equus anagon). Er treibt es an zu einer ungeheuren Kraftanstrengung, doch eben, wie er am Grünen vorbeifahren will, stößt er mit dessen Wagen zusammen. Ein Rad zerbricht und der Lenker fliegt in den Sand. Die Pferde gehen durch und schleifen ihren Herren durch den sich blutig färbenden Sand.[1]) Klagerufe schallen aus den Reihen der Zuschauer, bis es dem blauen Reiter gelingt, die scheuen Tiere einzufangen und den unglücklichen Lenker zu befreien. Der zertrümmerte Wagen wird durch eine Seitenthür aus der Arena entfernt.

Inzwischen ist das grüne Gespann unaufhaltsam weiter gejagt. Wenn auch den Tieren bei der ungeheuren Anstrengung der heiße

---

[1]) Den Untergang des von seinem Gespanne geschleiften Hippolytus schildert Ovid (Metam. XV, 524) ähnlich wie den eines verunglückten Cirkuskutschers: Excutior curru. Lorisque tenentibus artus
Viscera viva trahi, nervos in stirpe teneri,
Ossa gravem dare fracta sonum, fessamque videres
Exhalari animam nullasque in corpore partes
Noscere quas posses, unumque erat omnia vulnus.

Atem stoßweis aus den Nüstern dringt, wenngleich weiße Schaumflocken, Schweiß und Staub ihren Leib bedecken, so giebt es doch für sie keine Ermattung. Es winkt ihnen die weiße Linie, Siegesgewißheit erfüllt die edlen Tiere: mit stolz erhobenem Nacken stürmen sie über den weißen Streifen hinweg. Der Preis ist gewonnen, sie stehen still.

Unermeßliches Jubelgeschrei und freudiges Tücherschwenken von den Anhängern der Grünen begrüßt den ehrenvollen Sieg. Klagen und Verwünschungen ertönen aus den Reihen der Blauen, selbst Thränen sieht man den Augen der Besiegten entströmen. Juvenal sagt:[1])

„Höret das wilde Geschrei! Ganz Rom sitzt heute im Cirkus,
Und es verkündet das Jauchzen die Siege der grünen Gespanne.
Wären die Grünen besiegt, so sähe die Stadt man in Kummer,
Gleich als läge vernichtet das Heer in dem Staube von Kannä."

Die Pferde werden nach Beendigung des Rennens von den herbeigeeilten Dienern geliebkost und erquickt. Dann fährt der erste Sieger im Schritt vor die Loge des Festgebers, begrüßt ihn durch Senken der Peitsche und bittet um ein Ehrengeschenk. Es wird ihm ein Palmenzweig überreicht, silberne Kränze und kostbare seidene Kleider werden auf Anordnung seiner Gönner ihm überbracht, der Vorsitzende wirft ihm einen Beutel mit Silbermünzen zu. Dann ziehen die drei Sieger noch einmal um die Spina, umrauscht von dem Jubelruf der Menge, und verlassen durch die Thore links vom Haupteingange die Arena. Der erste Missus ist beendet.

Schon aber stehen aufs neue vier Rennwagen zum Auslaufen bereit.[2]) Die Bahn ist gesäubert, die Ova und die Delphine geordnet, und auf das Zeichen des Festgebers stürmen die Rosse

[1]) Satir. XI, 197.
Totam hodie Romam circus capit, et fragor aurem
Percutit, eventum viridis quo colligo panni.
Nam si deficeret, maestam attonitamque videres
Hanc urbem, veluti Cannarum in pulvere victis
Consulibus. —
Seneca, de ira II, 8, 1. cum videris circum, in quo maximam sui partem populus ostendit.

[2]) Ovid. amor. III, 2, 77.
Jamque patent iterum reserato carcere postes:
Evolat admissis discolor agmen equis.

des zweiten Missus in die Bahn. Nach dem sechsten oder nach dem zehnten Rennen wird eine längere Pause gemacht. Viele der Zuschauer steigen die Treppen hinab, um sich in den Schenken des äußeren Bogenganges mit Speise und Trank zu erquicken, doch bleiben auch viele sitzen, um nicht ihren guten Platz zu verlieren.

Auch in den Pausen fehlt es nicht an Unterhaltung. Reiter mit zwei Pferden (desultores) reiten durch die Bahn und springen während des Galoppierens von einem Tiere auf das andere; auch Wettläufer und Athleten zeigen sich. Seit Augustus wurde auch der ludus Troiae[1]) mit den Cirkusspielen verbunden. Dieser bestand darin, daß Knaben und Jünglinge aus senatorischen Familien in vollem Waffenschmucke kriegerische Reiterspiele aufführten. Der Kaiser Claudius schob, um den Zuschauern einen ungewöhnlichen Anblick zu bieten, zwischen die Pferderennen ein Wettfahren ein, bei dem Kamele an die Rennwagen gespannt waren, und ließ eine Jagd auf dreihundert Bären veranstalten.[2]) Die größte Anziehungskraft behielten aber immer die Wagenrennen selbst. Bei ihnen harrte die Volksmenge in fieberhafter Erregung aus, bis die Sonne sich senkte, und der Sieg einer Partei erschien so wichtig, daß man ihn den entfernten Freunden sofort durch geflügelte Boten, durch Schwalben oder Tauben, meldete, deren Federn man mit der Farbe der siegreichen Faktion bestrichen hatte.[3])

Die Leidenschaft für die Wagenrennen beschränkte sich nicht auf Rom. Sie breitete sich über Italien mit solcher Macht aus,

---

[1]) Das Wort ist abzuleiten von dem altlateinischen truare = moveri, davon truia, tröia, der Tummelplatz. Später wurde das Wort mit Troja, mit Aeneas und durch ihn mit dem julischen Hause in Beziehung gebracht. Dio Cass. LIX, 7, 4. *εὐγενεῖς παῖδες τὴν Τροίαν ἵππευσαν.* Ib. XLIII, 23. *τὴν ἱππασίαν τὴν Τροίαν καλουμένην οἱ παῖδες οἱ εὐπατρίδαι κατὰ τὸ ἀρχαῖον ἐποιήσαντο.* Sueton. Caes. 39. Troiam lusit turma duplex, maiorum minorumque puerorum.

[2]) Dio Cass. LX, 7, 3. *ἐν τῷ ἱπποδρόμῳ κάμηλοί τε ἅπαξ καὶ ἵπποι δωδεκάκις ἠγωνίσαντο, ἄρκτοι τε τριακόσιαι καὶ Λιβυκὰ θηρία ἴσα αὐταῖς ἐσῆγον.*

[3]) Plin., nat. hist. X, 71. Caecina Volaterranus, equestris ordinis, quadrigarum dominus, comprehensas hirundines in urbem secum auferens victoriae nuncias amicis mittebat in eundem nidum remeantes inlito victoriae colore. „Beim Derby-Rennen läßt man Tauben fliegen, um die Kunde von Sieg oder Niederlage nach den verschiedenen manors in England zu tragen.“ Moltkes Ges. Schriften, Bd. VI, 251.

daß selbst das kleine Landstädtchen Bovillä sich einen eignen Cirkus erbaute, dessen Reste noch jetzt zu sehen sind. In Gallien hatten Vienna und Lugdunum an der Rhone, in Belgika Trier, in Spanien Barcino (Barcelona), in Afrika hatten Karthago, in Ägypten Alexandria ihren Cirkus. Überall waren die in Rom gebräuchlichen Farben der Parteien eingeführt, überall schieden sich die Bewohner in Anhänger der Grünen und der Blauen und tobten bei den Wettfahrten in rasender Leidenschaft, die sich sogar bis zu blutigen Kämpfen der Zuschauer steigerte. Konstantinopel ist jahrhundertelang der Schauplatz der maßlosesten Aufregung und zügellosesten Wildheit der Cirkusparteien gewesen.

In Rom vermochte es kaum irgend jemand, sich dem zauberhaften Einflusse zu entziehen, den die aufregenden Rennen und der glühende Eifer der Parteien auf jeden Bewohner der Hauptstadt ausübten. Auf Straßen und auf Plätzen, bei Gastmählern und in den Bädern bildeten die Rennen den wichtigsten Unterhaltungsstoff. Mit fieberhafter Ungeduld erwarteten Jünglinge und Greise, Senatoren und Freigelassene den Tag der Rennen und verbrachten vor Aufregung die Nächte schlaflos. Der Sieg ihrer Farbe galt den Bürgern mehr als das Wohl des Staates. So gewaltig war die Leidenschaft für die Cirkusspiele, daß sie den Sturz der alten Götter und den Sturz des mehr als tausendjährigen Reiches überdauerte. Die christlichen Priester vermochten es nicht, die Volksmassen durch ihre Mahnungen von der Raserei des Cirkusbesuchs abzuhalten; und als der Ostgote Theoderich über Italien herrschte, mußte er, dem Verlangen der Römer nachgebend, Wettrennen veranstalten. Hierbei führte im Jahre 509 der Haß der Blauen gegen die Grünen zu einem blutigen Gefechte. Die letzten Cirkusspiele sah Rom, auf das sich die dunkeln Schatten politischer Ohnmacht und nationaler Entkräftung herabgesenkt hatten, im Jahre 549 unter dem König Totila.

III. Die Schauspiele des Amphitheaters (munera).

1. Geschichtlicher Überblick.

a) Fechterspiele (gladiatoria munera).

Der Anblick erbitterter Kämpfe und blutgetränkter Schlachtfelder war keinem andern Volke vertrauter als dem der kriegserprobten Römer. Aber der Gedanke, Kämpfe auf Leben und Tod zur Unterhaltung einer schaulustigen Menge zu veranstalten, ist nicht aus römischem Geiste entsprungen. In Etrurien war es Sitte, Bestattungen vornehmer Männer mit der Vorführung blutiger Kämpfe, einer Erinnerung an frühere Menschenopfer, zu feiern. Von dort drang diese Sitte nach Rom. Im Jahre 264 v. Chr. ließen die Söhne des Brutus Pera auf dem Ochsenmarkte, westlich vom Palatin, zum erstenmale drei Paare von Fechtern auftreten, um dadurch die Bestattung ihres Vaters zu feiern.[1]) Dieses aus der Fremde eingeführte Samenkorn fand in Rom einen ganz außerordentlich günstigen Boden. Es erwuchs aus ihm ein kräftiger Stamm, der sich gegen das Ende der Republik zu sinnenberückender, blutiger Großartigkeit entfaltete.

Im Jahre der Schlacht von Kannä traten bereits 22 Paare, im Jahre 183 aber 60 Paare von Kämpfern auf dem Forum[2]) auf. Doch blieb das blutige Schauspiel 160 Jahre hindurch beschränkt auf Leichenfeierlichkeiten, die von Privatpersonen veranstaltet worden. In den Kreis der im Auftrage des Staats zu gebenden Spiele führten erst P. Rutilius Rufus und Cn. Mallius Maximus, die Konsuln des Jahres 105 v. Chr., die Gladiatorenkämpfe ein. Es sollte dadurch vorgeblich der kriegerische

---

[1]) Vgl. Valerius Maxim., II, 4, 7. Gladiatorium munus primum Romae datum est in foro boario App. Claudio Q. Fulvio consulibus. Dederunt Marcus et Decimus, filii Bruti Perae, funebri memoria patris cineres honorando. — Athenaeus, IV, p. 153 f. *τὰς τῶν μονομάχων θέας ἐποιοῦντο Ῥωμαῖοι παρὰ Τυῤῥηνῶν παραλαβόντες τὸ ἔθος.*

[2]) Vgl. Liv., XXIII, 30, 15. Lucius Marcus Quintus Lepidi ludos funebres et gladiatorum paria duo et viginti in foro dederunt. Ib. XXXIX, 46. P. Licinii funeris causa visceratio data, et gladiatores centum viginti puguaverunt.

Sinn der Bevölkerung Roms gestärkt werden,[1]) in Wahrheit aber wurde mit dieser Maßregel der Roheit und Grausamkeit des Volkes Vorschub geleistet. Und obwohl die Gladiatorenkämpfe nicht ludi, sondern munera genannt wurden, und obwohl sie von den oben (S. 6) erwähnten Festen ausgeschlossen und nach der Zahl der Tage beschränkt wurden, so war dennoch ihre staatliche Anerkennung ein mächtiger Antrieb zu immer glänzenderer Ausstattung dieser unmenschlichen, blutigen Spiele. Cäsar ließ als Ädil im Jahre 65 v. Chr. 640 Gladiatoren fechten. Augustus berechnete selbst die Zahl der von ihm bei acht Schauspielen verwendeten Fechter auf 10 000. Dieselbe Zahl von Gladiatoren ließ der Kaiser Trajan im Jahre 107 bei dem großen Feste zur Feier der Überwindung der Dacier im Verlauf von nur vier Monaten kämpfen.[2])

Fast bis zum Wahnsinn steigerte sich die Leidenschaft für Fechterspiele beim Kaiser Kommodus. Dieser, stolz auf seine Geschicklichkeit im Fechten, trat selbst in der Arena auf und erfocht leichte Siege, weil seine Gegner, die in ihm mehr den Kaiser als den Gladiator sahen, sich hüteten, ihn ernstlich zu verwunden. Er verschwendete die Einkünfte des Reichs auf Herbeischaffung zahlloser wilder Tiere und Gladiatoren,[3]) und als ihm das Geld ausging, ließ er sich zwangsweise von den Senatoren und ihren Familien große Summen zum Geburtstag schenken. Auch diese Summen vergeudete er für blutige Schauspiele.

Der ältere Gordianus, Kaiser 238 n. Chr., veranstaltete, obwohl er ein Freund der Musen war und seine Zeit in geistigem Verkehre mit Plato und Aristoteles, mit Cicero und Vergil hinzubringen liebte, doch in jedem Monat seines Ädilenamtes ein großes Gladiatorenspiel. In keinem dieser Spiele ließ er weniger als 150, mehrmals aber fünfhundert Fechterpaare auftreten.[4])

[1]) Ennodius sagt in seiner Lobrede auf den König Theoderich mit Hinweis auf den Konsul Rutilius Rufus S. 284, Ausg. v. Hartel: ut inter theatrales caveas plebs diuturna pace possessa, quid in acie gereretur, agnosceret.

[2]) Dio Cass. LXVIII, 15. *θέας ἐν τρισὶ καὶ εἴκοσι καὶ ἑκατὸν ἡμέραις ἐποίησεν, ἐν αἷς . . . . μονομάχοι μύριοι ἠγωνίσαντο.*

[3]) Dio Cass. LXXII, 16. *πάντα χαλῶς ἐς τὰ θηρία καὶ τοὺς μονομάχους ἀνήλισε.*

[4]) Juli Capitolini Gordiani tres 3, 5. Aedilitatis suae tempore duodecim populo Romano munera, id est per singulos menses singula de suo exhibuit, ita ut gladiatorum nonnunquam quingena paria exhiberet, nunquam minus centenis quinquagenis.

Und nicht allein die Kaiser, Prätoren oder Ädilen gaben Gladiatorenspiele, sondern sehr oft suchten reiche Privatleute in Rom und in andern Städten das Volk durch solche Schauspiele zu belustigen. Aus Horaz ist bekannt, daß ein reicher Emporkömmling in seinem Testamente die Erben angewiesen hatte, die Summe seines Vermögens auf seinem Grabmal einmeißeln zu lassen.[1]) Versäumten sie dies, so sollten sie zur Strafe verpflichtet sein, die Kosten eines Kampfes von zweihundert Gladiatoren zu tragen. Ein reich gewordener Schuhmacher in Bononia fühlte sich gedrungen, seine Mitbürger durch ein Fechterspiel zu unterhalten. Was er mit der Pfrieme mühsam verdient hatte, vergeudete er durch das thrakische Krummschwert.[2])

Tief hatte das Vergnügen an den Gladiatorenkämpfen seine Wurzeln in die Seele des römischen Volkes gesenkt. Das Christentum konnte diese unmenschlichen Spiele nicht sofort beseitigen, obwohl schon Konstantin der Große seine Mißbilligung über sie aussprach. Im Jahre 365 verbot Valentinian, Christen zum Kampfe in der Arena zu bestimmen, und im Jahre 404 untersagte Honorius diese blutigen Kämpfe, nachdem ein Mönch, der die Streitenden hatte trennen wollen, dabei seinen Tod gefunden hatte.

b) Tierhetzen (venationes).

Dem römischen Volke beim Triumphe fremde Tiergestalten vor Augen zu führen, wurde frühzeitig Sitte. Als Cäcilius Metellus im Jahre 251 v. Chr. den Hasdrubal bei Panormus besiegt hatte, zogen bei seinem Triumphe 120 erbeutete Elefanten über die heilige Straße zum Forum.[3]) Es ist natürlich, daß man auf den Gedanken kam, in die Kämpfe der Gladiatoren Abwechslung zu bringen, indem man solche fremdartige Tiere entweder zum Beschauen ihrer seltsamen Gestalt oder zur Bewunderung ihrer Gelehrigkeit dem Volke vorführte, oder sie mit Menschen oder mit

---

[1]) Hor., satir. II, 3, 84.
Heredes Staberi summam incidere sepulcro,
Ni sic fecissent, gladiatorum dare centum
Damnati populo paria.

[2]) Martial., epigr. III, 16. Quodque tibi tribuit subula, sica rapit.

[3]) Liv., periocha lib. XIX. Caecilius Metellus speciosum egit triumphum tredecim ducibus hostium et centum viginti elephantis in eo ductis.

andern Tieren kämpfen ließ. Eine solche Tierhetze (venatio) wird zum erstenmal bei den Spielen erwähnt, die M. Fulvius Nobilior nach glücklicher Beendigung des ätolischen Kriegs im Jahre 186 v. Chr. gab.[1])

Lange Zeit beschränkte man sich auf diejenigen Tiere, die Italien, Sicilien und die Provinz Afrika lieferten. Man hetzte Rehe und Hirsche, Eber und Bären, dazu Löwen, Panther und Leoparden. Aber mit der Ausdehnung des Reiches wuchs auch die Zahl der vorher nie in Italien gesehenen Geschöpfe, die dem römischen Volke zur Schau gestellt wurden. Schon gegen Ende der Republik reichten die Macht und das Gold der römischen Großen sehr weit, wenn sie darauf bedacht waren, der Schaulust des verwöhnten Volks durch den Anblick der Geschöpfe ferner Länder Genüge zu thun. Drei Männer besonders verwendeten hierauf ungeheure Summen: Marcus Ämilius Scaurus, als Ädil im Jahre 58, Cnejus Pompejus bei Einweihung seines Theaters im Jahre 55 und Gajus Julius Cäsar bei seinem vierfachen Triumphe im Jahre 46. Scaurus ließ fünf lebende Krokodile nach Rom bringen und stellte sie in einem für sie gegrabenen Teiche zur Schau. Das gewaltige Nilpferd, das in der Kaiserzeit mehrfach bei Tierhetzen erlegt wurde, zeigte er zuerst den Bewohnern der Hauptstadt.[2]) Viele Jahrhunderte lang wurde dann keines dieser Tiere nach Europa geführt, bis es 1850 mit Hülfe der großen Schiffe der Neuzeit gelang, eins derselben nach London zu bringen. Auf Befehl des Pompejus wurde das Nashorn nach Rom gebracht, das später bisweilen zum Kampf mit Elefanten, denen es mit seinem Horn den Bauch aufzuschlitzen suchte, verwandt wurde. Den gefleckten Luchs aus den Wäldern Galliens und menschenähnliche Affen aus Äthiopien ließ Pompejus gleichfalls herbeischaffen. Bei seinen Spielen wurden fünfhundert Löwen erlegt und als staunenswertestes Schauspiel ein Elefantenkampf vorgeführt.[3]) Es ist ein erfreulicher Beweis

---

[1]) Liv., XXXIX, 22. Athletarum quoque certamen tum primo Romanis spectaculo fuit et venatio data est leonum et pantherarum.

[2]) Plin., natur. histor. VIII, 96. Primus eum (sc. hippopotamum) et quinque crocodilos Romae aedilitatis suae ludis M. Scaurus temporario euripo ostendit.

[3]) Plutarch., vita Pomp. 52. *Πομπήιος ἀγῶνας ἦγε γυμνικοὺς καὶ μουσικοὺς ἐπὶ τῇ καθιερώσει (τοῦ θεάτρου) καὶ θηρῶν ἁμίλλας, ἐν*

für das menschliche Gefühl der Zuschauer, daß die Wunden dieser klugen Tiere ihnen kein Vergnügen bereiteten, sondern ihre Seele zum Mitleid stimmten. Bewunderung erregte bei Cäsars Triumphalspielen die vorher noch nie gesehene Giraffe mit ihrem steil aufsteigenden Rücken und ihrem langen, dünnen Hals. Als der letzte Tag des großen Siegesfestes herangekommen war, kehrte Cäsar, von einer unermeßlichen Volksmenge geleitet, abends nach Hause zurück. Fackeln tragende Elefanten leuchteten ihm auf dem Wege.[1]) — Den ersten Tiger sahen die Römer unter Augustus, den ersten Auerochsen unter Domitian.

Die erstaunliche Menge fremdländischer Tiere, die man nach Rom brachte, diente zwar in erster Linie der Befriedigung der Neugierde eines anspruchsvollen, verwöhnten Pöbels, doch wurde dadurch auch die Wissenschaft und sogar die Kunst gefördert. Als Pasiteles,[2]) der berühmteste Künstler zur Zeit des Pompejus, die Aufgabe hatte, einen Löwen zu modellieren, begab er sich in die Werfte am Tiberufer, wo die neu angekommenen afrikanischen Raubtiere in ihren Käfigen hin und her schritten. Er suchte sich das schönste Exemplar aus, um die edle Erscheinung des Königs der Tiere durch sorgfältiges Studium der Natur getreu wiederzugeben. Fast hätte er aber seinen künstlerischen Eifer mit dem Leben bezahlen müssen, da während seiner Arbeit ein Panther aus einem Käfig in der Nähe ausbrach und ihn bedrohte.

Die Tierzwinger (vivaria ferarum) in Rom, teils den Kaisern, teils Privatleuten gehörig, waren immer von einer solchen Menge wilder Tiere gefüllt, wie sie alle zoologischen Gärten Europas zusammen nicht aufweisen können. Von Trajan berichtet

---

αἷς πεντακόσιοι λέοντες ἀνῃρέθησαν, ἐπὶ πᾶσι δὲ τὴν ἐλεφαντομαχίαν, ἐκπληκτικώτατον θέαμα, παρέσχεν. Cic., ad famil. VII, 1, 3. Extremus elephantorum dies fuit: in quo admiratio magna vulgi atque turbae, delectatio nulla exstitit. Quin etiam misericordia quaedam consecuta est atque opinio eiusmodi, esse quandam illi beluae cum genere humano societatem.

[1]) Dio Cass. XLIII, 22. *ἐς τὴν ἑαυτοῦ ἀγορὰν ἐσῆλθεν ἐστεφανωμένος καὶ ἐκεῖθεν οἴκαδε παντὸς μὲν ὡς εἰπεῖν τοῦ δήμου παραπέμποντος αὐτόν, πολλῶν δὲ ἐλεφάντων λαμπάδας φερόντων ἐκομίσθη.*

[2]) Plin. nat. hist. XXXVI, 40. Accidit ei, cum in navalibus, ubi ferae Africanae erant, per caveam intuens leonem caelaret, ut ex alia cavea panthera erumperet non levi periculo diligentissimi artificis.

Dio (LXVIII, 15), daß er bei dem 123 Tage dauernden Feste zur Feier der Überwindung Daciens im Jahre 107 nicht weniger als elftausend Tiere zur Belustigung des Volks habe erlegen lassen.

Um diese ungeheuren Mengen von Tieren herbeizuschaffen, mußten unaufhörlich in den weiten Gebieten des römischen Reichs Jagden veranstaltet werden. In republikanischer Zeit pflegte ein Bewerber um das Ädilenamt sich brieflich an seine Freunde, die Statthalter der Provinzen, zu wenden, um durch diese für die Spiele eine Sendung wilder Tiere zu erhalten. Als Cicero im Jahre 50 v. Chr. Cilicien verwaltete, gab er Auftrag, für seinen Freund C. Cälius Rufus Panther einzufangen. Doch sei deren Zahl leider sehr gering, und die noch vorhandenen, fügt Cicero scherzend hinzu, beklagten sich bitter darüber, daß ihnen ganz allein in der Provinz Nachstellungen bereitet würden; sie hätten daher in ihrem Unmute beschlossen nach Karien auszuwandern.[1])

Ganze Truppenabteilungen mußten in den Rohrdickichten des Euphrat den Tigern auflauern. In Indien mußten zahme Elefanten abgerichtet werden, um die wilden fangen zu helfen.[2]) In den Sümpfen an der Donau und am Rhein stellte man dem Eber nach. Unter unsäglichen Gefahren fing man die Flußpferde des Nils und die Auerochsen der dichten Wälder Germaniens. Auf schnellen ausdauernden Pferden wurden in Afrika Strauße und Antilopen gehetzt. Wochenlang mußten maurische Jäger lauern, bis ein Löwe in eine ihrer tiefen Gruben ging. Und war nun endlich der schwere Fang gelungen, da war die fast noch schwerere Aufgabe zu lösen, die Tiere der Wildnis in Käfige zu sperren, sie gut zu füttern und auf langen Wegen, teils zu Lande teils zur See, ihrem Bestimmungsorte wohlbehalten zuzuführen. Viele tausend Menschen hatten unsägliche Anstrengungen und Mühen, ja selbst ihr Leben daran setzen müssen, um die Tiere nach Rom zu schaffen, die an einem einzigen Festtage in der Arena bluteten.

[1]) Cic., epist. ad fam. II, 11, 2. De pantheris per eos, qui venari solent, agitur mandatu meo diligenter, sed mira paucitas est, et eas quae sunt valde aiunt queri, quod nihil cuiquam insidiarum in mea provincia nisi sibi fiat, itaque constituisse dicuntur in Cariam ex nostra provincia decedere.

[2]) Plin., natur. hist. VIII, 24. Capiuntur (elephanti) in India unum ex domitis agente rectore, qui deprehensum solitarium abactumve a grege verberet ferum; quo fatigato transcendit in eum nec secus ac priorem regit.

Doch brachte die unersättliche Schaulust der Römer und das ununterbrochene Einfangen wilder Tiere für die römischen Festspiele der Welt auch einen Nutzen. Manche Gegenden, die bisher für Menschen unbewohnbar waren, wurden von den blutgierigen Räubern der Wildnis gesäubert und menschlichem Anbau zugänglich gemacht. Dies rühmt von der Umgegend Karthagos der Geograph Strabo, und von dem Nachbarland sagt ein griechischer Dichter (Anthologia graeca, ed. Fr. Jacobs IV, 202):

„Nicht wird von jetzt an mehr vor der Löwen Gebrülle erzittern,
Wer in Numidien wohnt, wo es die Wüste umsäumt.
Denn zahlloses Getier, in Gruben und Schlingen gefangen,
Stellte als Sieger im Kampf Cäsar dem Volke zur Schau.
Und die Gebirge, zuvor Schlupfwinkel des grimmigen Raubtiers,
Nutzbar sind sie gemacht, dienen den Rindern als Trift."

Die Tierhetzen dauerten in Rom noch länger als die Gladiatorenkämpfe. Für das Jahr 494 ist die Veranstaltung von Tierkämpfen neben Wagenrennen in Rom bezeugt, und Cassiodor, der Geheimschreiber Theoderichs des Großen, bewundert die Gewandtheit der Kämpfer, die es verstehen, den wütenden Angriffen der Tiere auszuweichen. Durch Schutzvorrichtungen und Bewaffnung suchte man die Menschen vor den Zähnen und Krallen der Tiere besser zu sichern und dadurch das Entsetzliche dieser Kämpfe zu mildern. Sie erloschen ungefähr gleichzeitig mit den Wagenrennen in der entvölkerten und verarmten Hauptstadt.

c) Seeschlachten (naumachiae).

Den Machthabern Roms erschien keine Ausgabe zu ungeheuer, keine Veranstaltung zu großartig, wenn es galt, durch Schauspiele dem römischen Volke Vergnügen zu bereiten und dadurch seine Gunst zu gewinnen. So kamen sie auf den Gedanken, den Bewohnern des Landes sogar Seegefechte möglichst wahrheitsgetreu vor Augen zu führen. Schon zur Zeit des ersten punischen Kriegs hatte man auf Binnengewässern die Bemannung von Kriegsschiffen eingeübt, damit sie dem seetüchtigen Gegner nicht ganz unbeholfen entgegentrete. Später waren Wettrudern und kleine Kämpfe zu Wasser, wahrscheinlich auf dem Tiber, zur Belustigung von Zuschauern veranstaltet worden. Wenigstens nennt schon der Dichter

Lucilius († 103 v. Chr.) unter andern Vergnügungen auch eine naumachia. Ein wirkliches Seegefecht aber, das hinsichtlich der Ausstattung und der Zahl der Streiter den gleichzeitigen Gladiatorenkämpfen nicht nur ebenbürtig war, sondern sie sogar übertraf, gab Gajus Julius Cäsar im Jahre 46 v. Chr. bei Gelegenheit seiner Triumphe.[1]) Er ließ zu diesem Zwecke auf dem Marsfelde einen See graben, der mit Tiberwasser gefüllt wurde. In diesen See wurden zwei Flotten, aus tyrischen und aus ägyptischen Kriegsschiffen bestehend, gebracht. Jede Flotte war mit zweitausend Ruderern und mit tausend Seesoldaten bemannt, die aus der Zahl der Kriegsgefangenen und der zum Tode Verurteilten genommen,[2]) nach tyrischer und nach ägyptischer Weise gekleidet und bewaffnet waren. Das wunderbare Schauspiel, welches den Beschluß der großen Festlichkeiten machte, zog so viele Zuschauer aus der Ferne herbei, daß viele in Zelten auf den Straßen wohnen mußten, und daß in dem Gedränge viele Menschen, darunter sogar zwei Senatoren, erdrückt wurden.[3]) Den See schüttete man später, da durch ihn das Marsfeld versumpfte und ungesund wurde, wieder zu.

Auf dem rechten Tiberufer, am Fuße des Janiculum, wurde im Jahre 2 v. Chr. auf Befehl des Augustus, der die Einweihung des dem Mars Ultor errichteten Tempels in glänzender Weise feiern wollte, ein großer See gegraben. Er war von ovaler Gestalt und maß 1800 Fuß in der Länge, 1200 Fuß in der Breite. Gespeist wurde er durch eine Wasserleitung, die aqua Alsietina, die Augustus zu diesem Zwecke anlegen ließ. Zur Ableitung des Wassers diente ein zum Tiber führender Kanal. Die Sitzplätze der Zuschauer, welche den Wasserspiegel rings umgaben, waren aus Travertin erbaut, doch waren zum Schmucke, wie verschiedene Funde beweisen, an den Brüstungen Marmorreliefs angebracht; auch waren Büsten berühmter Männer aufgestellt und der Fußboden mit Mosaiken verziert.

[1]) Ein pompejanisches Wandgemälde stellt eine Naumachie dar. Siehe Baumeister, Bilder Nr. 679.

[2]) Dio Cass. XLIII, 23. *καὶ τέλος ναυμαχίαν οὐκ ἐν τῇ θαλάσσῃ, ἀλλ' ἐν τῷ ἠπείρῳ ἐποίησε· χωρίον γάρ τι ἐν τῷ Ἀρείῳ πεδίῳ κοιλήνας ὕδωρ τε ἐς αὐτὸ ἐσῆκε καὶ ναῦς ἐσήγαγεν. ἐμάχοντο δὲ οἵ τε αἰχμάλωτοι καὶ οἱ θάνατον ὠφληκότες.*

[3]) Sueton., Caes. 39. Prae turba elisi exanimatique sunt plurimi et in his duo senatores.

Die Kunde von den Zurüstungen zu diesen Spielen hatte Schaulustige aus allen Ländern herbeigelockt, und als die Festtage selbst kamen, blieben so wenige Einwohner Roms in ihren Häusern, daß in allen Straßen Wachtposten aufgestellt werden mußten, um die verlassenen Wohnungen vor Einbrechern zu sichern.[1]) Und wirklich hatten die Hunderttausende, die sich in Cäsars Gärten begaben, ein wunderbares Schauspiel. Kriegsschiffe von drei und vier Ruderreihen schickten sich an, feindlich aufeinander loszufahren. Die Bemannung der zwei Flotten erschien in persischer und in athenischer Tracht; es sollte die Seeschlacht von Salamis aufgeführt werden. Bald schollen die Kommandorufe der Kapitäne, das Rauschen des aufgewühlten Wassers, das Krachen der vom feindlichen Schiffsschnabel durchstoßenen Planken, der Jubelruf bei glücklicher Enterung eines Fahrzeuges und der Klageruf der Verwundeten wirr durcheinander. Lange schwankte das Kriegsglück, bis endlich die Athener den Sieg erfochten, und die persische Flotte vernichtet oder gefangen war.

Unter den Zuschauern des Seegefechts saß, festlich geschmückt und in lebensfroher Stimmung, der Dichter Ovid.[2]) Er freute sich des bunten Menschengewühls, des großartigen Festspiels, des goldschimmernden, heiß geliebten Roms. Noch hatte ihn nicht der Blitzstrahl vom Palatin getroffen, der ihn lähmte, ihn aller jener Herrlichkeiten beraubte und für immer die heiteren Klänge seiner Leier verstummen machte. Den kaiserlichen Festgeber selbst aber ereilte noch in demselben Jahr ein schweres Verhängnis. Er mußte seine Tochter Julia, wenn ihm auch das Herz blutete, wegen ihres sittenlosen Lebenswandels aus Rom verweisen.

Nach einem halben Jahrhundert waren beim Volke die Ansprüche an den Glanz der Spiele, bei den Kaisern die Gering-

---

[1]) Sueton., August. 43. Custodes in urbe disposuit, ne raritate remanentium grassatoribus obnoxia esset.

[2]) Ovid., Ars am. I, 171.

Quid, modo cum belli navalis imagine Caesar
Persidas induxit Cecropiasque rates?
Nempe ab utroque mari iuvenes, ab utroque puellae
Venere, atque ingens orbis in Urbe fuit. —

Dio Cassius erzählt (LV, 10, 7), daß nach jenem Seekampfe eine Jagd auf Krokodile stattfand. Der Flaminische Cirkus wurde unter Wasser gesetzt, und in den Wogen wurden 36 der schuppengepanzerten Reptile des Nils mit Harpunen erlegt.

schätzung des Menschenlebens und der Glaube an ihre fast göttergleiche Macht beträchtlich gestiegen. Wir sehen daher den Kaiser Claudius Kampfspiele veranstalten, die an Großartigkeit denen des Augustus weit überlegen waren. Nur sechzehn Tage war er in Britannien gewesen und zwar, ohne einer Schlacht beizuwohnen, dennoch feierte er einen glänzenden Triumph. Und als seinen Feldherrn die Unterwerfung des Landes gelungen war, ließ er auf dem Marsfelde eine Festung nach britannischem Muster bauen. Kriegsgefangene in der Tracht römischer Legionssoldaten mußten diese gut verteidigte Festung erstürmen und plündern. Im Feldherrnmantel führte der Kaiser den Vorsitz bei dieser blutigen Volksbelustigung.

Im Jahre 52 reisten viele Römer über Tibur das Aniothal hinauf an den Fuciner See. Aus der ganzen Umgegend kamen die Bewohner der Städte und Dörfer ebendorthin, denn der Kaiser Claudius wollte auf dem großen Wasserspiegel jenes Sees das Schauspiel einer Seeschlacht aufführen lassen, wie es die Welt noch nie gesehen hatte. Hundert Kriegsschiffe waren am Ufer des Gebirgssees erbaut, ihre Bemannung belief sich auf 19 000 Köpfe. Zwei Abteilungen von je fünfzig Schiffen sollten als rhodische und syrakusische Flotte gegeneinander kämpfen. Man war sich der Gefahr bewußt, daß 19 000 verwegene Menschen, denen man die Waffen in die Hand gegeben hatte, um sich zur Unterhaltung des Volkes gegenseitig zu zerfleischen, das Schwert gegen die Zuschauer wenden, ihre Kraft für Erringung der Freiheit einsetzen könnten. Um dieser Gefahr zu begegnen, waren die nötigen Vorkehrungen getroffen. Auf der einen Seite des Sees zogen sich Flöße am Ufer hin, die mit Brustwehren versehen und mit Wurfmaschinen ausgerüstet waren. Gardetruppen hielten die Flöße besetzt. An andern Stellen des Sees waren Abteilungen der kaiserlichen Flotte mit auserlesener Bemannung aufgestellt.

Den Vorsitz führte der Kaiser, neben ihm seine Gemahlin Agrippina in golddurchwebtem Gewande und ihr Sohn Nero in kriegerischer Tracht. Auf den amphitheatralisch ringsum aufsteigenden Bergen hatte sich eine zahllose Menschenmenge niedergelassen. In Gefechtsordnung fuhren zuerst die zwei Flotten an der kaiserlichen Loge vorüber und riefen dem Herrn ihren Gruß zu. Dann tauchte aus der Wasserfläche ein silberner Triton empor und gab mit seiner gewundenen Muscheltrompete das Zeichen

zum Beginne des Kampfes.[1]) Die weite Fläche des Sees bot den Ruderern Raum genug, um kräftig auszugreifen und die Schiffe in raschen Gang zu setzen; die Steuerleute konnten hier ihre Kunst zeigen, dem Stoße des Feindes geschickt auszuweichen oder seine ungeschützte Flanke mit scharfem Schnabel zu treffen. Obwohl Verbrecher kämpften, sagt Tacitus, so kämpften sie doch mit dem Mute von Helden; erst nachdem viel Blut geflossen war, wurden sie dem Gemetzel entzogen.[2])

Auch spätere Kaiser, wie Domitian und Aurelian, haben Naumachien gegeben. Sie kamen aber dem Schauspiel auf dem Fuciner See an Großartigkeit nicht gleich.

2. Einrichtung des Gladiatorentums.

a) Zusammensetzung der Fechterbanden.

Ungeheuer waren, wie uns der geschichtliche Überblick gezeigt hat, die Massen der Gladiatoren, welche die Schauspiele der Hauptstadt und daneben die zahllosen Metzeleien der großen und kleinen Provinzialstädte verschlangen. Fast unbegreiflich erscheint es, wie für die Getöteten oder Kampfunfähigen immer ausreichender Ersatz gefunden werden konnte, und doch war die Ergänzung der Fechtertruppen nicht schwierig. Zwei Menschenklassen standen zur Verfügung, deren Zahl sich unaufhörlich vergrößerte, das waren die Kriegsgefangenen und die Sklaven. Anfangs verwendete man gefangene Gallier aus der Poebene oder Ätoler und Macedonier. Mit der Ausdehnung des Reichs aber wuchs die Zahl der Völker, deren Angehörige vor den Augen der schaulustigen Römer kämpfen und bluten mußten. Schon Augustus ließ Sueven vom Rhein und Daker von der Donau als Fechter auftreten. Unter Claudius wurden tättowierte Britannier herbeigeholt. In späterer Zeit sah man in Rom die braunen Söhne der afrikanischen Wüste, die schwarzen Nubier, die von Pferdemilch lebenden Söhne der Steppe mit scharfer Waffe um ihr Leben kämpfen.

---

[1]) Sueton., Divus Claudius. c. 21. Hoc spectaculo classis Sicula et Rhodia concurrerunt exciente bucina Tritone argenteo, qui e medio lacu per machinam emerserat.

[2]) Tacit., annal. XII, 56. Pugnatum quamquam inter sontes fortium virorum animo, ac post multum vulnerum occidioni exempti sunt.

Seitdem nach dem zweiten punischen Kriege sich große Vermögen in den Händen einzelner zu sammeln begonnen hatten, nahmen die Massen der Sklaven, die zur Bewirtschaftung der großen Landgüter und zum Betriebe von Fabriken nötig waren, rasch zu. Von diesen Tausenden unfreier Leute bestimmten ihre Herren die kräftigsten und gewandtesten für die Fechtschule. Man ließ sie gut einüben, um sie bei eigenen Spielen auftreten zu lassen, sie zu vermieten oder zu verkaufen. In Kapua z. B. hatte Cn. Lentulus Batiatus eine Schule, aus der im Jahre 73 v. Chr. der Thracier Spartacus mit siebzig Genossen ausbrach.[1]) Ciceros Freund Titus Pomponius Attikus besaß eine so vorzüglich geschulte Gladiatorenbande, daß er, wenn er sie hätte vermieten wollen, nach zweimaligem Auftreten den Wert der Leute durch die Einnahme gedeckt haben würde.[2]) Außer den römischen Großen aber, die für eigenen Bedarf sich Gladiatoren hielten,[3]) gab es eine Menge von Leuten, die aus dem Kauf und Verkauf von Fechtern ein Geschäft machten (lanistae). Diese wegen ihrer Roheit und Betrügerei verachteten Menschen hielten sich unter der Regierung des Augustus mit so großen Fechterbanden in Rom auf, daß zur Zeit einer Teuerung ihre Ausweisung aus der Stadt verfügt werden mußte.

Zu den Fechtern der zwei genannten Klassen kamen drittens solche hinzu, die sich freiwillig als Gladiatoren anwerben ließen. Die Fechterschule und die Arena waren der letzte Zufluchtsort manches Verschwenders aus vornehmem Hause, der einst gute Tage gesehen hatte. Für ein Handgeld (auctoramentum) verkauften solche Leute ihre Freiheit (daher auctorati genannt), getrieben von Verzweiflung und vielleicht zugleich verlockt von der Lust am Waffenhandwerk und der Hoffnung auf rauschenden Beifall der Menge. Mit einem furchtbaren Eidschwur mußten sie ihrem Herrn

[1]) Appian, bell. civ. I, 116. *Μονομάχων ἐς θέας ἐν Καπύῃ τρεφομένων Σπάρτακος, Θρᾴξ ἀνήρ, ἔπεισεν αὐτῶν ἑβδομήκοντα ἄνδρας κινδυνεῦσαι περὶ ἐλευθερίας καὶ βιασάμενος σὺν αὐτοῖς τοὺς φυλάσσοντας ἐξέδραμεν.*

[2]) Cic., ad Attic. IV, 4 b. Gladiatores audio pugnare mirifice. Si locare voluisses, duobus his muneribus liber esses.

[3]) Auch zur Bekämpfung politischer oder persönlicher Gegner benutzte man sie, vgl. Cic., de offic. II, 17, 58. Honori summo nuper nostro Miloni fuit, qui gladiatoribus emptis rei publicae causa omnes P. Clodi conatus furoresque compressit.

geloben, mit Leib und Leben ihm zu dienen, sich auf seinen Befehl brennen, fesseln, mit dem Eisen töten zu lassen.[1])

Die vierte Klasse der in der Arena Kämpfenden war die der Verbrecher. Für schwere Missethaten, Mord, Brandstiftung, Tempelraub, wurden die Schuldigen zum Tod durch die wilden Tiere verurteilt. Schlecht oder gar nicht bewaffnet, sogar angebunden, wurden sie den Zähnen und Krallen der Löwen preisgegeben.[2]) Ihr qualvoller Tod diente der erbarmungslosen Menge zur Belustigung. Wenn schon diese Vermischung von verdienter Strafe mit festlicher Unterhaltung des Volks unser sittliches Gefühl beleidigt, so werden wir noch mehr empört durch die Aufbietung theatralischer Pracht, mit der man den Untergang des Opfers umgab. In prächtigen, goldgestickten Gewändern trat eine Kreusa auf. Der von Medea gesandte Kranz entzündete sich auf ihrem Haupte, aus dem Mantel fuhren Flammen und verzehrten das von furchtbaren Qualen gepeinigte Opfer. In der Tracht des Herkules mit Löwenhaut und Keule mußte ein anderer Verurteilter den Scheiterhaufen besteigen, den Philoktet anzündete. An die Stelle des Scheines einer Bühnendarstellung trat in der Arena die entsetzliche Wirklichkeit des Flammentodes. — Als der sicilische Räuber Selurus, der sich selbst „Sohn des Ätna" genannt hatte, gefangen nach Rom gebracht worden war, erbaute man für ihn bei Gladiatorenspielen ein bergähnliches, mit Buschwerk bepflanztes Gerüst. Unter den Füßen des Selurus lösten sich die Bretter des Holzbaues. Der Räuber fiel hinab, gerade in Käfige wilder Tiere, die sich auf ihn warfen und ihn zerfleischten.[3])

b) Die Gladiatorenkasernen (ludi gladiatorii).

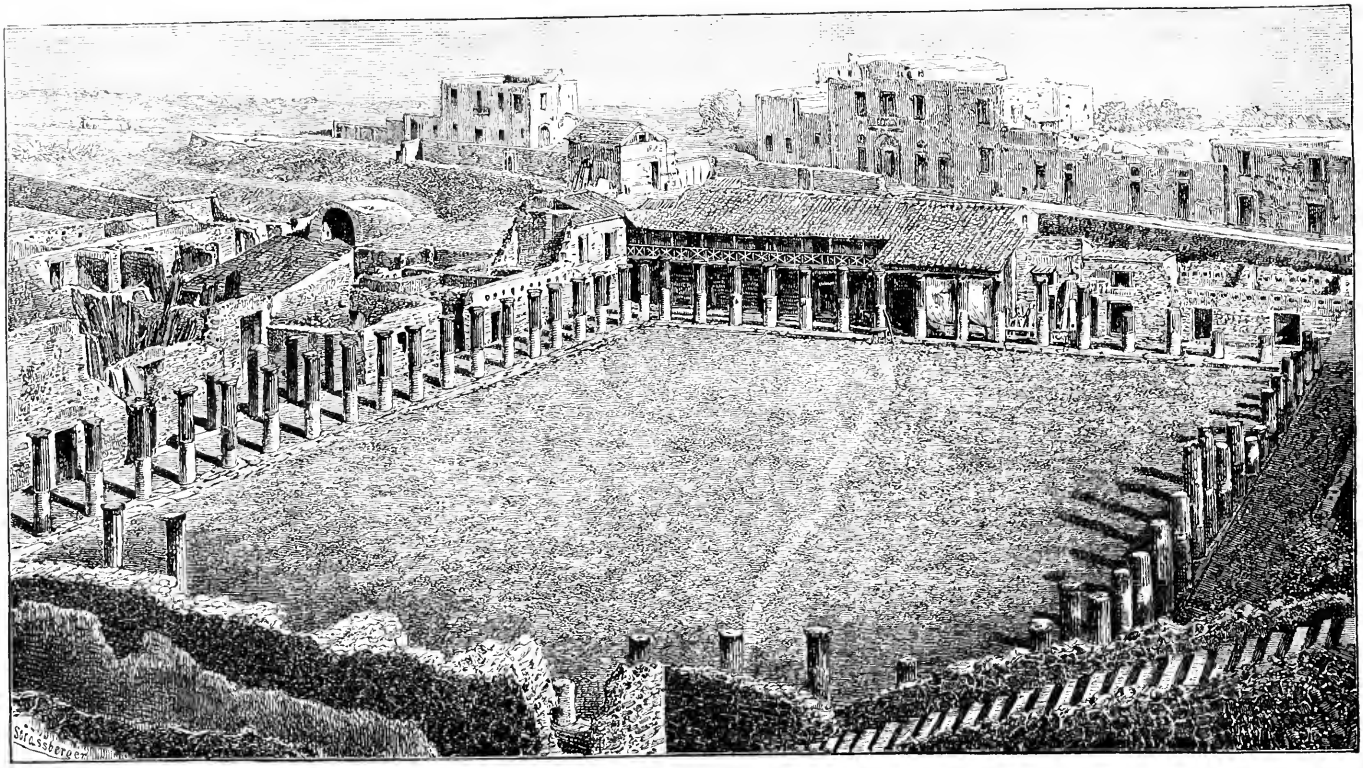
Das Kämpfen der Gladiatoren war nicht ein wildes, regelloses Dreinschlagen, vielmehr wurden die Helden der Arena, ehe sie auftreten durften, durch lange, sorgfältige Unterweisung zu

---

[1]) Seneca, epist. 37, 1. Illius turpissimi auctoramenti verba sunt: „uri, vinciri ferroque necari."

[2]) Sie hießen bestiarii, während man die geschulten und zum wirklichen Kampfe mit den Tieren gerüsteten Menschen venatores nannte.

[3]) Der Geograph Strabo, der Zeitgenosse des Augustus, berichtet über diesen Vorgang (VI, 6, p. 273) als Augenzeuge: *ἐπὶ πήγματός τινος ὑψηλοῦ τεθεὶς ὡς ἂν ἐπὶ τῆς Αἴτνης, διαλυθέντος αἰφνιδίως καὶ συμπεσόντος κατηνέχθη εἰς γαλεάγρας θηρίων παρεσκευασμένας ὑπὸ τῷ πήγματι.*



Gladiatoren-Kaserne.

kunstvollem Fechten angeleitet. Dies ersehen wir aus einer Maßregel, die Publius Rutilius Rufus, der Konsul des Jahres 105 v. Chr., traf, angetrieben, wie wir annehmen dürfen, durch den Schrecken über die furchtbare Niederlage des römischen Heeres bei Arausio, wo 80 000 Römer, von der Hand der Cimbern gefällt, das Schlachtfeld bedeckten. Der Konsul ließ die Fechtmeister einer Gladiatorentruppe kommen und übertrug ihnen die Unterweisung der jungen Legionssoldaten.[1]) Von da an blieb kunstgemäßes Fechten ein Bestandteil der militärischen Ausbildung im römischen Heere.

Die Gladiatoren wohnten zusammen in einer Schule oder Kaserne, die den doppelten Zweck hatte, die Überwachung der verwegenen Gesellen zu erleichtern und für ihre Übungen den nötigen Raum zu bieten. Wir kennen die Einrichtung eines solchen Hauses durch die Ausgrabungen in Pompeji. Ein großer Hof war auf allen vier Seiten von Säulenhallen umgeben.[2]) Von diesen Hallen führten Thüren in kleine, fensterlose Gemächer von ungefähr zwölf Quadratmetern Bodenfläche. Die Räume waren durch steinerne Mauern voneinander getrennt, die Thüren von außen verschließbar. In jeder dieser Zellen hatten zwei Gladiatoren auf Stroh ihr Nachtlager. Ein zweites Stockwerk, dessen Mauer ebenfalls keine Fenster nach der Straße zu hatte, enthielt Zellen derselben Art. Man gelangte in diese Zellen von einer nach dem Hofe zu offenen Galerie, die von der erwähnten Säulenhalle getragen wurde. — An der Vorderseite des Gebäudes, wo allein ein Ausgang nach der Straße führt, lag zunächst die Wohnung des Thürhüters und der Aufenthaltsraum für die Wachen, dann eine große Küche und der Eßsaal. Hier waren ferner die Wohnungen der Fechtmeister (lanistae), der Ärzte und Chirurgen sowie der niedrigen Dienerschaft. Ein geräumiges Gemach diente als Gefängnis. Hier war in der Fechterschule von Pompeji ein langes Schließeisen,[3]) in dem

---

[1]) Valer. Maxim. II, 3, 2. Armorum tractandorum meditatio a P. Rutilio consule militibus est tradita. Is enim ex ludo C. Aureli Scauri doctoribus gladiatorum arcessitis vitandi atque inferendi ictus subtiliorem rationem legionibus ingeneravit virtutemque arti et rursus artem virtuti miscuit.

[2]) Vgl. Ziegeler, Aus Pompeji, Gymnas.-Bibl. XX, S. 42.

[3]) S. Overbeck, Pompeji. 4. Aufl. S. 196. Ziegeler a. angef. Orte, S. 42.

zehn widerspenstige Gladiatoren gleichzeitig mit den Knöcheln so befestigt werden konnten, daß sie nur zu liegen oder zu sitzen, nicht aber zu stehen vermochten. Jeder Ungehorsam und jeder Versuch zur Meuterei wurde aufs strengste geahndet. Peitschenhiebe, Brennen mit glühenden Eisen und Kerkerstrafe machten die wildesten Burschen gefügig.

Die Ernährung der Gladiatoren war gut und reichlich, denn ihr Herr setzte seinen Stolz hinein, daß sie durch stattliche Erscheinung und Körperkraft Bewunderung erregten. Man gab ihnen gern vornehm und stolz klingende Namen, wie Hippolytus, Astyanax, Myrinus; Leo, Nobilior, Triumphus, oder mehr scherzhafte wie Aureolus, Gallina.[1]) Die Unterweisung der Neulinge war bis in alle Einzelheiten geregelt. Gang, Haltung und Fechterstellung wurden genau eingeübt. Die ersten Übungen im Fechten wurden mit hölzernen Rapieren gemacht (rudibus battuere), dabei wurde bald die rechte, bald die linke Hand gebraucht. Dann wurden schwere eiserne Waffen angewendet und die Hiebe gegen einen Pfahl geführt.[2]) Zuletzt kam das Kämpfen Mann gegen Mann. Zu diesen Übungen im Schwerterkampf gesellte sich dann noch die Unterweisung in andern Kampfesarten zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen, nicht minder die Anleitung dazu, dem Angriffe wilder Tiere geschickt auszuweichen, sie aufs neue zu reizen und sie zu erlegen. Für alle diese verschiedenen Aufgaben der Kämpfer gab es besondere Lehrmeister.

War ein Gladiator nach gründlicher Vorbildung zum erstenmal mit gutem Erfolg aufgetreten, so schied er aus der Zahl der Rekruten (tirones) aus und erhielt als „spectatus“ eine bevorzugte Stellung, ähnlich der eines Unteroffiziers gegenüber den Gemeinen. Hatte sich ein Veteran durch Mut und geschickte Waffenführung oft in der Arena ausgezeichnet, so konnte nach Kundgebung des Volkswillens oder durch die Entscheidung des Kaisers[3]) ihm als Belohnung das Holzrapier (rudis) überreicht werden. Dies bedeutete gänzliche Befreiung vom Gladiatorendienst. Scherzend sagt daher Horaz, der sich nur ungern auf die Bitte des Mäcenas entschließt, von neuem als Dichter aufzutreten, er sei ja schon mit

[1]) Vgl. Hor., sat. II, 6, 44. Thraex est Gallina Syro par.

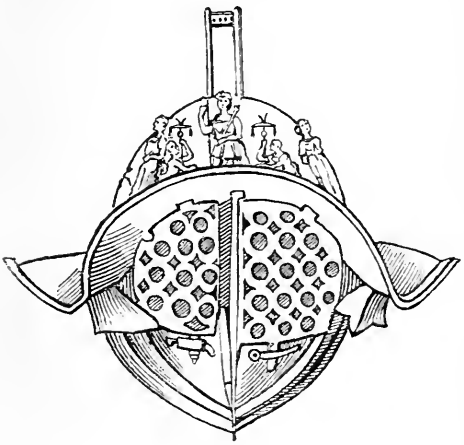
[2]) Juvenalis, satir. 6, 247. vulnera pali.

[3]) Sueton., Claudius 21. Essedario, pro quo quattuor filii deprecabantur, magno omnium favore indulsit rudem (Claudius).

dem Rapier beschenkt und aus der Fechterschule entlassen (Epist. II, 1, 2). Solche Veteranen blieben jedoch nicht selten aus freiem Entschlusse ihrem Berufe treu oder übernahmen als Fechtmeister den Unterricht der Neulinge oder die Leitung einer Schule.

c) Verschiedene Gattungen der Gladiatoren.

In der Bewaffnung und Ausschmückung der Gladiatoren hat das Streben nach Abwechslung und Pracht im Laufe der Zeit manche Veränderungen hervorgerufen, dennoch haben sich gewisse Grundtypen jahrhundertelang erhalten. Die älteste Klasse ist die der Samniten. In Kampanien, wo Fechterspiele schon vor der Zeit des Pyrrhus beliebt waren, hatte man diese Benennung eingeführt zur Verspottung der feindlichen Nachbarn, die auf kriegerischen Schmuck hohen Wert legten. Die Samniten trugen am linken Arme einen großen gewölbten Schild, das linke Bein war durch eine Beinschiene geschützt. Der rechte Arm war in einen dicken Ärmel (manica) gehüllt. Ein breiter Gurt (balteus) umschloß die Hüften; daran war ein Schurz (subligaculum) befestigt, der den Unterleib bedeckte, während die Brust frei blieb. Auf dem Kopfe trugen sie einen geschlossenen Visierhelm.[1]) Als Angriffswaffe diente ihnen ein kurzes Schwert. Da sie nach Horaz' Zeit nicht mehr erwähnt werden, scheinen sie bald nach der Zeit

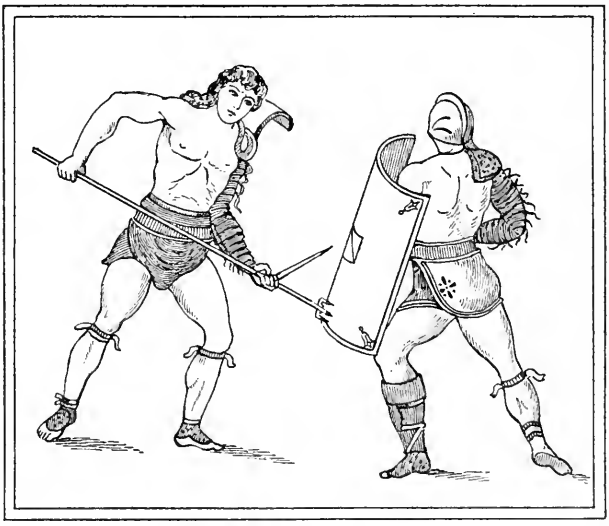


Gladiatorenhelm.

[1]) Die Gladiatorenhelme unterscheiden sich in drei Punkten von denen der Krieger: sie sind reich, oft überreich verziert, sie haben an den Seiten und im Nacken einen breiten, schirmartigen Rand, und sie sind vorn durch ein Visier vollständig geschlossen. Dieses besteht aus vier Stücken: Zwei massive Platten bedecken den untern Teil des Gesichts, zwei mit vielen Öffnungen versehene Metallplatten schützen den oberen Teil und gewähren zugleich die Möglichkeit des Durchsehens. — Der oben abgebildete Helm ist in Pompeji gefunden. — Ein Thraker, auf einer Thonlampe abgebildet, ist wiedergegeben bei Baumeister Nr. 100.

des Augustus umgetauft worden und secutores genannt worden zu sein.

Die Thracier (Thraeces) waren im Gegensatz zu den Samniten mit einem kleinen, gewöhnlich runden Schild (parma) versehen und trugen dafür zu besserem Schutze Beinschienen an beiden Beinen. Die Armbedeckung, der Schurz und der reich verzierte Helm mit Feder- oder Roßhaarbusch waren ihnen mit den Samniten gemeinsam, dagegen war ihr Säbel (sica) nach thracischer Sitte sichelförmig gebogen oder bildete in der Mitte ein rechtwinkliges Knie. Man wählte zu Thraciern immer Männer von hohem Wuchs und von kräftigem Körperbau.



Mosaik von Nennig.

Die dritte und eigentümlichste Klasse der Gladiatoren bildeten die Netzkämpfer (retiarii). Ihren Namen haben sie von dem Netze erhalten, das sie so geschickt wie der amerikanische Gaucho oder der Kirgise den Lazzo zu werfen verstanden. War es dem Gegner richtig über Kopf und Schulter gefallen, so eilten sie herbei, um ihn mit dem Dreizack (fuscina, tridens) oder mit dem Dolche einen Stoß zu geben. War aber der Wurf des Fangnetzes mißlungen, so war ihre Lage sehr gefährlich. Oft wendeten sie sich zur Flucht,[1]) denn ihr Kopf war unbedeckt, Brust und Beine

[1]) Juvenal., satir. VIII, 203. Movet ecce tridentem
Postquam vibrata pendentia retia dextra

unbeschützt. Nur der linke Arm war von einem dicken Ärmel umgeben, von dem flügelartig an der Schulter eine metallene Schutzplatte emporragte. Sie hieß galerus.[1])

Die Galli waren nach national-gallischer Art schwer bewaffnet, trugen Helm und Panzer, Schild und Schwert. Aus ihnen sind mit geringen Abänderungen der Ausrüstung die Myrmillones hervorgegangen. Von einem Fische (μορμύλος), der in Metall auf ihrem Helme abgebildet war, sollen sie ihren Namen erhalten haben. Das Abzeichen des Fisches machte sie am geeignetsten als Gegner der Retiarier, denn Netzwerfer und Fisch gehören zusammen.

Die Hoplomachi waren von allen Gladiatoren am schwersten gerüstet, da sie auch einen Brustharnisch trugen. Es konnte ihnen nur durch die Fugen der Rüstung oder durch die kleinen Öffnungen des Visierhelms ein Stich beigebracht werden. Leicht beweglich und mit Lanzen ausgerüstet waren die Velites, und ihnen ähnlich die Provocatores.

Reiter (equites) waren schon zu Ciceros Zeit unter die Gladiatoren aufgenommen. Auf einem Grabrelief sehen wir sie, durch Helm, Schild und Panzerärmel geschützt, mit erhobenen Lanzen aufeinander losstürmen. Der Anblick eines Reitergefechtes

---

Nequiquam effudit, nudum ad spectacula vultum
Erigit et tota fugit agnoscendus harena.

[1]) Die beigefügte Abbildung giebt eins der acht Felder des großen Mosaiks wieder, das zu Nennig an der Mosel in dem Prachtsaale der Villa eines reichen Römers den Fußboden bildete. Es ist 1865 durch den Trierer Domkapitular v. Wilmowsky gezeichnet und veröffentlicht worden. Einige Berichtigungen der Zeichnung giebt P. J. Meyer nach Mitteilungen Hettners in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst 1882, S. 159 f. Der Gladiator zur Linken ist, obgleich das Netz fehlt, ein Retiarius. Die Bedeckung seines linken Oberarms ist hellgrau, also wohl aus Leder, am Unterarm ist sie stahlblau, also wohl aus Eisen. Zu dem Galerus auf der linken Schulter gehört ein rotes Stück Leder, das sich schützend über Schulter und Schlüsselbein legt. Der schwerbewaffnete Gegner, den der großenteils nackte Retiarier mit dem Dreizack ins Knie zu stoßen sucht, trägt die Waffen eines Samniten, doch müssen wir ihn wegen des Verschwindens dieses Namens in der Kaiserzeit secutor nennen, denn Sekutoren werden oft als Gegner der Netzkämpfer erwähnt, vgl. Sueton., vita Caligulae 30. Retiarii tunicati quinque numero gregatim dimicantes sine certamine ullo totidem secutoribus succubuerant. Cum occidi iuberentur, unus resumpta fuscina omnes victores interemit. Ein Lanista, der auf dem Mosaik hinter den beiden Fechtern erscheint, ist auf unsrer Zeichnung weggelassen.

mußte neben den so oft gesehenen Kämpfen von Fußgängern dem römischen Pöbel das Bild einer Schlacht ergänzen.

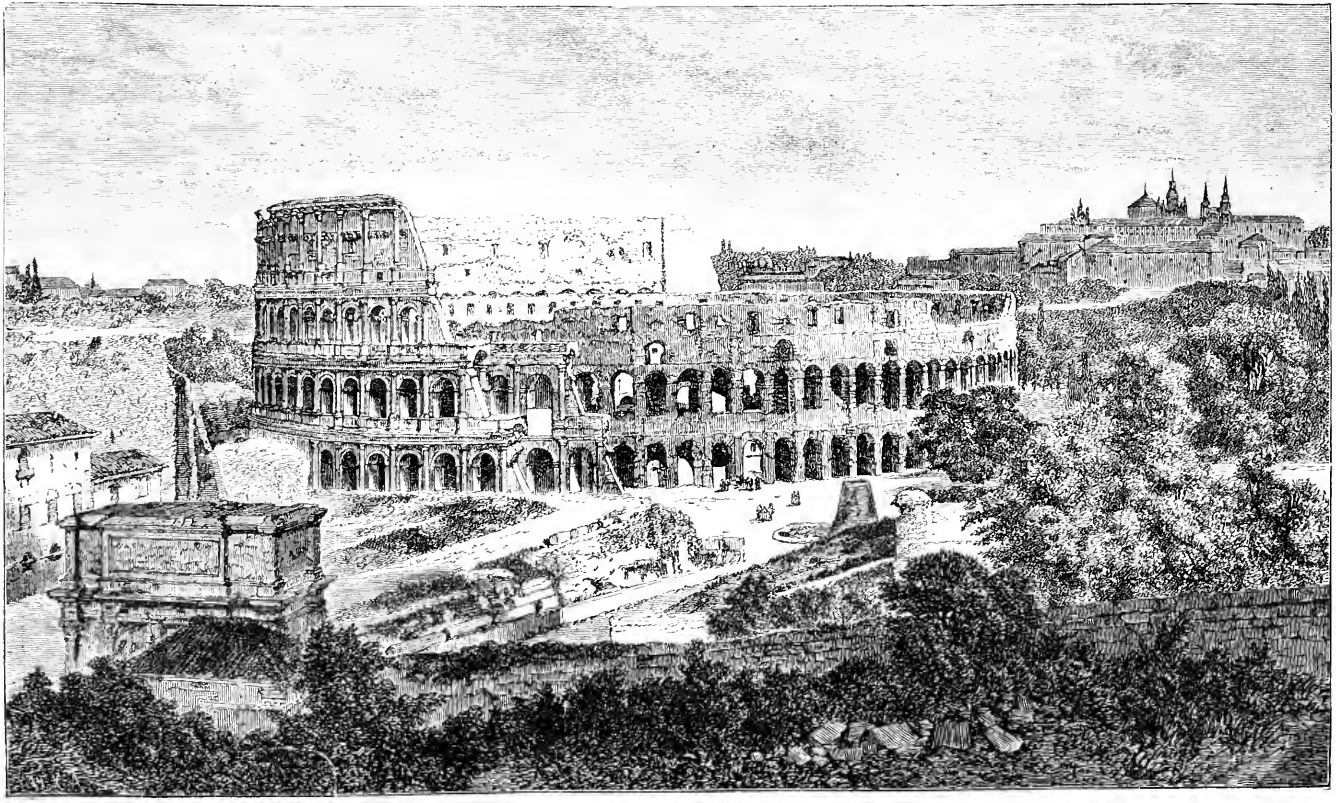
Die außerordentliche Geschicklichkeit, mit der die britannischen Wagenlenker jede Bewegung ihrer Pferde bestimmten, und die Sicherheit, mit der die Wagenkämpfer während der Fahrt über die breite Deichsel nach vorn liefen, hatte die Bewunderung der Römer gleich beim ersten Zusammentreffen erregt (Caes., de bell. Gall. IV, 33). Eine solche Verbindung von Pferdedressur mit mutiger Geschicklichkeit der Menschen mußte ganz geeignet erscheinen, den Kampfspielen in Rom neuen Reiz zu verleihen. Daher führte schon Cäsar die Essedarii in die Reihe der Kämpfer ein, die bei den öffentlichen Schauspielen auftraten. Sie wurden bald so beliebt, daß sie nicht fehlen durften und, wie eine Inschrift von Thasos beweist, sogar in den Städten griechischer Zunge Eingang fanden. Die Bestiarii waren bisweilen durch Helm und Schild geschützt und griffen die Tiere mit dem Schwerte an; es kam jedoch auch vor, daß ihr Schutz in nichts anderm als in einem Faust-handschuh und einer dicken Bandage des linken Arms bestand und ein Speer ihnen als einzige Angriffswaffe diente.

d) Ort der Fechterspiele; Erbauung von Amphitheatern.

Der Ort, wo die Gladiatorenspiele gegeben wurden, war anfangs der Markt.[1]) Noch Cäsar ließ hier Fechter auftreten, und der oben erwähnte sicilische Räuber Selurus fand hier seinen Tod durch wilde Tiere. Doch empfand man es damals schon als eine große Unbequemlichkeit, daß für jedes einzelne Spiel auf dem für politische und geschäftliche Verhandlungen bestimmten Forum in Eile hölzerne Gerüste für die Zuschauer aufgeschlagen werden mußten. Auch konnten nicht alle Anwesenden den Platz gut übersehen und waren nicht hinreichend gegen das Überspringen der Löwen und Panther gesichert. Daher sah man sich nach einem Baue um, der für die Kampfspiele besser geeignet war. Am passendsten schien der Cirkus. Hier ließ Sulla hundert Löwen durch Speerwerfer erlegen, die ihm der König Bocchus gesandt hatte.[2]) Cäsar ließ die beiden Metä zeitweise aus dem Cirkus

[1]) Vitruvius, de architectura lib. V, 1. A maioribus consuetudo tradita est gladiatoria munera in foro dari; vgl. Schulze, Das römische Forum. Gymnasial-Bibl. XVII. Heft. S. 61.

[2]) Seneca, de brevit. vitae 13, 6. Primus L. Sulla in circo



Kolosseum.

wegnehmen. An ihrer Stelle wurden zwei Lager aufgeschlagen, und auf der weiten Fläche der Rennbahn wurden Kämpfe, an denen Reiterei und zwanzig Elefanten teilnahmen, ausgefochten.[1])

Aber auch der langgestreckte Cirkus war für Fechterspiele und Tierkämpfe kein geeigneter Schauplatz. Die Spina verdeckte einen Teil der Fläche, und die Elefanten reichten mit ihren Rüsseln bis in die ersten Reihen der Zuschauer. Daher kam man auf den Gedanken, die aufsteigenden Sitzreihen zweier Theater miteinander zu vereinigen und in die Mitte dieses ovalen Baues die von allen Punkten aus sichtbare, gleichfalls ovale Arena zu verlegen. So entstand das Amphitheater.

Zur Feier der Einweihung des Venustempels hatte Cäsar ein hölzernes Amphitheater errichten lassen. Teilweise aus Stein war der nicht sehr große Bau des Statilius Taurus. Auf dem Marsfelde erhob sich das prächtige und große Amphitheater des Nero. Allein auch dieses war aus Holz und stand nur kurze Zeit. Ein steinerner Monumentalbau, ein echtes Denkmal römischer Kaisermacht, wurde von Vespasian im Jahre 70 begonnen und von seinem Sohne Titus im Jahre 80 eingeweiht: das Amphitheatrum Flavium, seit dem Mittelalter Kolosseum genannt.

In dem Thale zwischen Esquilin, Cälius und Velia erhebt sich bergähnlich noch heute der Riesenbau. Die äußere Mauer, die einen Umfang von 524 m hat, steigt in vier Stockwerken zu einer Höhe von 48, 5 m empor.[2]) Die drei unteren Stockwerke werden durch Arkaden aus mächtigen Travertinquadern gebildet. In den Bogenöffnungen des zweiten und dritten Stockwerks standen einstmals Bildsäulen. An den Enden der kleineren Achse

---

leones solutos dedit, cum alioqui alligati darentur, ad conficiendos eos missis a rege Boccho iaculatoribus.

[1]) Sueton., Caes. 39. Quo laxius dimicaretur, sublatae metae inque earum locum bina castra exadversum constituta erant.

[2]) Das Bild des Kolosseums ist vom Palatin aus aufgenommen. Der Beschauer blickt nach Osten. Links im Vordergrunde sieht man den oberen Teil des Titusbogens. Von ihm aus senkt sich die sacra via bis zur meta sudans, einem schönen, von Domitian hergerichteten Springbrunnen, dessen Backsteinkern, ehemals von Goldblech überzogen und von Wasser überströmt, als abgestumpfter Kegel sichtbar ist. Die schiefen Mauern an den beiden äußeren Ringen des Amphitheaters sind von Papst Pius VII. hergestellte Stützen. — Rechts im Hintergrunde ragt der ehrwürdige Lateran empor.

waren reich verzierte dreischiffige Haupteingänge, für die kaiserliche Familie bestimmt. Die elliptische Arena in der Mitte des Gebäudes, deren Achsen 188 und 156 m messen, war nicht durch den festen Erdboden gebildet, vielmehr war, wie die Ausgrabungen beweisen, der ganze Raum unter der Arena 7 m tief durch unterirdische Steinbauten eingenommen. Auf diesen ruhte der hölzerne Boden, der mit einer Sandschicht bedeckt wurde. In jenen unterirdischen Gewölben waren Wasserleitungen und Wasserbehälter, Räume für Gladiatoren und wilde Tiere, endlich befand sich hier die ganze Menge kunstvoller Vorrichtungen, deren die Maschinisten bedurften, um Tiere und Menschen, Wälder und Hügel aus der Tiefe emporsteigen und wieder verschwinden zu lassen.

Unter Domitian wurden im Halbkreis östlich von dem Amphitheater vier Gladiatorenschulen erbaut. Ferner entstanden hier eine Waffenschmiede (samiarium), eine Rüstkammer (armamentarium) und ein Gebäude für alle scenischen Ausstattungsgegenstände (summum choragium); letzteres war wohl durch einen unterirdischen Gang mit den Gewölben unter der Arena in Verbindung gesetzt.

Als das größte Wunder der Welt haben römische Dichter das Flavische Amphitheater gepriesen. Und wenn die kahle Ruine noch jetzt unser Staunen erregt, so ist es natürlich, daß der edle, großartige Bau mit seinen Säulen und Statuen, im Schmucke des kostbarsten Marmors, leuchtender Gemälde und reicher Vergoldung, angefüllt von einer vieltausendköpfigen Menge, durchbraust von Musik und Jubelrufen, auch auf den verwöhnten Römer einen überwältigenden Eindruck machen mußte. Zur Einweihung des Amphitheaters gab Titus ein Fest von hunderttägiger Dauer.[1]) Wir wollen es versuchen, den Verlauf einiger Tage dieses Festes zu veranschaulichen.

---

[1]) Dio Cass. LXVI, 25. *Ταῦτα μὲν ἐς ὄψιν ἥκοντα ἐφ' ἑκατὸν ἡμέρας ἐγένετο.* Außer dem Berichte des Dio haben wir die Angaben des Sueton in der Lebensbeschreibung des Titus und die im liber spectaculorum zusammengefaßten Epigramme Martials, die zur Verherrlichung der Spiele des Jahres 80 gedichtet sind. — Ein Gedicht des Calpurnius, der ein Fest Neros besingt, und eine Stelle aus den Silvä des Papinius Statius, der unter Domitian dichtet, sowie eine Stelle aus den Metamorphosen des um 125 geborenen Apulejus sind zur Ergänzung der Schilderung herangezogen. — Vgl. auch Baumeister, Bilder Nr. 852. 854.

3. Das Fest des Kaisers Titus im Jahre 80 n. Chr.

Die Kunde von dem staunenswerten Prachtbau der Flavier und von den unerhörten Vorbereitungen für die Spiele hatte Römer und Nichtrömer aus allen Gegenden des Reichs herbeigelockt. In Wahrheit war in der Hauptstadt die Welt versammelt. Noch vor Tagesanbruch strömten die Scharen, festlich gekleidet und in freudiger Erregung, den sechsundsiebzig mit Nummern versehenen Eingängen zu und verteilten sich über die Plätze. Bald war das große Oval, das 87 000 Menschen faßte, von unten bis oben gefüllt. Der Arena zunächst saßen Staatsbeamte, Priester und Priesterinnen und Senatoren in Festtracht, mit Lorbeerkränzen auf dem Kopfe.[1]) In ihrer Nähe durften auswärtige Gesandte Platz nehmen: Germanen von hünenhaftem Wuchse und im Schmucke blonden Haares, krausköpfige Neger in Gewändern von grellster Farbe, orientalische Fürsten mit juwelenbedeckten Mützen, von Pferdemilch lebende Sarmaten vom Ufer des Borysthenes im heimischen Pelzrocke. Auf den höheren Sitzreihen drängte sich das schlechter gekleidete niedere Volk.

Der ganze Zuschauerraum bietet ein schönes, harmonisches Bild. Die hohe marmorne Brüstung am Rande der Arena ist vergoldet, an einigen bevorzugten Plätzen sogar mit Edelsteinen besetzt. Die Masse der Zuschauer ist durch radienförmige niedrige Scheidewände in Abteilungen gegliedert. Als goldglänzende Linien laufen diese Brüstungen bis hinauf zu der äußersten Halle, die mit ihrer bunten Bemalung den Bau abschließt.

Vor der Schutzmauer[2]) nach der Arena zu sind hölzerne, mit Elfenbein belegte Rollen angebracht, an denen die Krallen der etwa einen Sprung wagenden Raubtiere abgleiten müssen, so daß sie in den Sand zurückfallen.[3]) Netze mit eingeflochtenen Stacheln

[1]) Cic. pro Murena 35, 73. Virgo Vestalis locum suum gladiatorium concessit huic. Dio Cass. LXXII, 21. *δάφνης φύλλα ἐκ τοῦ στεφάνου.* Suet on. Aug. 58. plebs frequens et laureata.

[2]) Diese Mauer ist im Amphitheater von Pompeji 2 m hoch und trug ein eisernes Gitter. Durch gemalte Hermen, die zwischen zwei Säulen stehen, ist die Mauerfläche in Felder gegliedert, in denen Tier- und Gladiatorenkämpfe in bunten Farben dargestellt sind.

[3]) Calpurnius, Eclog. VII, 51.

Ebur . . . coit in rotulum, tereti qui lubricus axe
Impositos subita vertigine falleret ungues
Excuteretque feras.

sind hier ausgespannt, um die Rüssel der Elefanten abzuwehren.

Laut wogt das Stimmengewirr der verschiedensten Sprachen durch den weiten Raum. Viele lesen mit Eifer die auf der Straße gekauften Festprogramme (libelli gladiatorii)[1] und äußern lebhaft ihre Freude über das versprochene Auftreten eines allgemein beliebten Gladiators. Da richten sich plötzlich alle Blicke nach der offenen Kaiserloge über dem südlichen Haupteingang. Soeben tritt der Kaiser mit seinem Bruder und dessen Gemahlin Domitia und mit seinem Gefolge ein. Die Tausende der Zuschauer erheben sich von ihren Sitzen, Tücher flattern grüßend in der Luft,[2] und brausend erschallt der Ruf: „Heil dir, Vater des Vaterlands!" Mit gewohnter Freundlichkeit grüßt Titus das Volk, doch liegt ein Zug von Schwermut auf dem Antlitze des neunanddreißigjährigen Mannes. Er läßt sich auf den seidenen Kissen seines Lehnsessels nieder und richtet mit zurückhaltender Höflichkeit das Wort an Domitia, um nicht der unbegründeten Eifersucht seines immer neidischen, immer argwöhnischen Bruders neue Nahrung zu geben.

Jetzt giebt der Fürst das Zeichen zum Beginn der Spiele. Eines der aufgestellten Musikchöre läßt lustige Weisen erschallen.[3] Es öffnet sich das eine Hauptthor am Ende der Längsachse der Arena, und die Vorführung der für das Fest bestimmten Tiere beginnt. Gehorsam schreiten gezähmte Löwen mit vergoldeten Mähnen zwischen ihren Bändigern.[4] Eine Schar von Antilopen, die mit klugen Augen umherblicken, hüpft vorüber. Zottige Bären aus den Wäldern am Rhein werden an Ketten vorbeigeführt. Afrikanische Strauße, deren Gefieder purpurrot gefärbt ist, schreiten daher und schauen auf nach den kreischenden, bunten Papageien, die auf künstlich in die Arena eingepflanzten Bäumen sich wiegen.

---

[1] Cic., or. Philipp. II, 38, 79. chirographa, quorum etiam institores sunt, qui ea tamquam gladiatorum libellos venditent.

[2] Vopiscus, vita Aureliani 48. Oraria, quibus uteretur populus ad favorem.

[3] Musik begleitete die Spiele der Arena. Neben der Tuba, die das Zeichen zum ernsthaften Kampfe gab, wurde das Horn und die Flöte geblasen (tibicen arenarius; cornicines, municipalis harenae perpetui comites. Juven. III, 34) und die Wasserorgel (hydraulus) gespielt. S. Baumeister Nr. 674. 860.

[4] Seneca, epist. 41, 6. Leo aurata iuba mittitur.

Giraffen, von Mohren geführt, recken ihre langen Hälse bis zur ersten Sitzreihe empor und betrachten mit dummen Blicken die römischen Senatoren. In Käfigen werden wilde Eber gefahren; sie wetzen ihre weißen Hauer an den Eisenstäben ihres Gefängnisses.

Der Zug will kein Ende nehmen, denn fünftausend Tiere werden zur Schau vorbeigeführt. Inzwischen ist die Sonne höher gestiegen und sendet glühende Strahlen. Kein Windhauch regt sich. Da ziehen Matrosen der kaiserlichen Marine an den Masten der Außenmauer rote Vorhänge (vela, velaria) auf,[1]) so daß der große ovale Raum ganz von farbigem Lichte übergossen wird. Die Sonnenschirme, mit denen bisher manche Frau ihren Kopf vor den glühenden Strahlen geschützt hatte, sind nun nicht mehr nötig und werden beiseite gelegt.[2]) Jetzt treten majestätisch sechs Elefanten, mit bunten, golddurchwirkten Decken geschmückt, jedoch ohne Führer, durch das Eingangsthor in die Arena. Langsamen Schrittes, ihre Rüssel hin und her schwingend, gehen sie vorwärts. Vor der Kaiserloge macht ganz unerwartet einer von ihnen halt, beugt die Vorderbeine und bringt knieend dem Herrscher seine Huldigung dar.[3]) Die tausendköpfige Menge bricht bei diesem Anblick in Jubel aus, der lange nicht verstummt.

Stundenlang hat der Zug gewährt. Das Volk ist vom vielen Schauen müde und hungrig geworden. Da wandern Tausende von kaiserlichen Dienern, schöne reichgeschmückte Jünglinge, mit Körben durch die langen Sitzreihen. Sie breiten weiße Tücher aus, stellen Eier und gebratenes Geflügel, schmackhaft zubereitete Fische und Brot, süßes Backwerk und Früchte in reicher Auswahl, dazu Krüge voll duftenden Weines den Zuschauern zur Stärkung und Erquickung hin.[4]) Senatoren und Ritter, Männer und Frauen

[1]) Lampridius, vita Commodi 15, 6. Milites classiarii, qui vela ducebant in amphitheatro.

[2]) Martialis, epigr. XIV, 28. Umbella.

Accipe, quae nimios vincant umbracula soles:
Sit licet et ventus, te tua vela tegent.

[3]) Martialis lib. spectac. 17, 1.

Quod pius et supplex elephas te, Caesar, adorat, . . .
Non facit hoc iussus nulloque docente magistro:
Crede mihi, nostrum sentit et ille deum.

[4]) Statius, Silvae VI, 31. Hi panaria candidasque mappas
Subvectant epulasque lautiores;
Illi marcida vina largiuntur:
Idaeos totidem putes ministros.

niedriger Herkunft schmausen gemeinsam. Das ganze Volk ist bei seinem Kaiser zu Gaste. Dieser nimmt selbst auch an dem Mahle teil, und mit freudigem Stolze fühlt sich der ärmste Bürger als den Tischgenossen seines Herrschers.[1])

Der Schmaus ist beendet. Eine frische Militärmusik ertönt, und unter ihren Klängen marschieren Thracier und Gallier, mit silbernen Rüstungen und mit Pfauenfedern geschmückt, in die Arena. An dem Ehrenplatze des Kaisers vorüberziehend, senken sie die Waffen und rufen: „Heil dir, Kaiser, die Todesopfer grüßen dich!“[2]) Darauf bilden sie in taktmäßigem Schritte schön verschlungene Figuren und schwingen leichte Waffen (lusoria arma, Gegensatz: decretoria) im Scheinkampfe. Doch jetzt läßt sich der düstere Ton der Tuba vernehmen. Den Kämpfern werden schwere, scharfe Waffen gereicht. Paarweise nach ihrer Stärke geordnet, treten sie sich gegenüber,[3]) und blutiger Ernst tritt an die Stelle des Spieles. Doch auch hier, wo es Menschenleben gilt, erhöhen die Zuschauer ihre Spannung durch Wetten.[4]) Bald strömt das Blut aus tiefen Wunden; der getroffene Thraker hebt, nachdem ihm der Schild entfallen ist, den Daumen der linken Hand in die Höhe und fleht das Volk um Gnade an.[5]) Aber die Menge ist hartherzig. Nur wenige flatternde Tücher winken dem Armen Rettung und Entlassung aus der

Secutor und verwundeter Thraker.

[1]) Statius, Silvae VI, 48. Nobiscum socias dapes inisti.
Jam se, quisquis is est inops, beatus
Convivam ducis esse gloriatur.

[2]) Sueton., Claudius 21. „Have, imperator, morituri te salutant.“

[3]) Paria componuntur. Hor. satir. I, 5, 20. par pugnat, uti non
Compositum melius cum Bitho Bacchius.

[4]) Ovid., ars am. I, 167.
Dum loquitur poscitque libellum (sc. gladiatorium)
Et quaerit posito pignore vincat uter.

[5]) Die Abbildung giebt ein Gemälde von der Brüstung des Amphitheaters zu Pompeji wieder.

Arena.[1]) Viele der Nächstsitzenden, unzufrieden mit dem zaghaften Verhalten des Fechters, wenden den Daumen nach unten und rufen: „Empfange den Stoß!“ (verso pollice clamant: accipe ferrum). Der Ruf wird tausendfach wiederholt, der Kaiser nickt zustimmend, und lang ausgestreckt empfängt der Besiegte lautlos und ohne zu zucken den Todesstreich.

In den Pausen des Gefechts kommen Männer in der furchtbaren Maske des etruskischen Totengottes in die Arena und schleifen die Unglücklichen durch eine Nebenpforte hinaus in die Leichenkammer (spoliarium). Mohrenknaben in bunter Tunika schaufeln den von Blut getränkten Sand um. Der Zuschauer aber, umrauscht von den Tönen der Musik und von dem Beifallsruf der leidenschaftlich erregten Nachbarn, denkt nicht an die Schmerzen des in Todesqual niedersinkenden Kämpfers.

Wunder der Maschinisten und Wunder körperlicher Geschicklichkeit bringt ein anderer Festtag. Vor den Augen der am frühen Morgen versammelten Menge thut sich der Boden der Arena auseinander. Aus der Tiefe, wie aus der Unterwelt emporsteigend, erscheint Orpheus mit goldner Leier. Neben und hinter ihm sieht man Felsen und Bäume, auf denen zahlreiche Vögel sitzen. Auch von Tieren aller Art ist der Wald belebt. Wie nun Orpheus die Saiten zu schlagen beginnt, lauschen nicht nur die Tiere den Tönen, sondern auch die Felsen bewegen sich, und die Bäume eilen hinter ihm her.[2]) Ein Bär aber ist unempfindlich für die edle Kunst. Er wirft sich auf den Sänger und zerfleischt ihn. — Also nicht einmal der menschenfreundliche Titus fand es für nötig, solche grausame Hinrichtungen[3]) von Verbrechern von festlichen Belustigungen des Volks auszuschließen.

Eine pantomimische Vorstellung heiterer Art reihte sich an die gräßliche Vernichtung des Orpheus. Knaben und Mädchen

---

[1]) Martialis, epigr. XII, 29, 7.

Nuper cum Myrino peteretur missio laeso,
Subduxit mappas quattuor Hermogenes.

[2]) Martialis, spectacul. lib. 21.

Repserunt scopuli mirandaque silva cucurrit,
Et supra vatem multa pependit avis.
Ipse sed ingrato iacuit laceratus ab urso.

[3]) Sie fanden in der Frühe statt (in matutina harena, Martial. epigr. X, 25); daß dies aber geschehen sei, um Leuten von feinerem Gefühl das Fernbleiben zu ermöglichen, ist schwerlich anzunehmen.

tanzen zum Klang von Flöten unter anmutigen Bewegungen ein Ballett mitten in der Arena. Nach Beendigung des Tanzes ziehen sie sich zur Seite zurück. Aus der Tiefe steigt ein Berg empor,[1]) der mit lebendigen Bäumen und Sträuchern bepflanzt ist. Eine Quelle läßt ihr Wasser über den grünen Abhang des Berges herabrieseln. Ziegen nagen das Gras und die Zweige der Büsche; es weidet sie der phrygische Hirt Paris. Ihm naht der Gott Merkur und überreicht ihm einen goldnen Apfel. Bald erscheinen Juno mit goldnem Diadem, Minerva in blinkendem Waffenschmuck, Venus in leichtem, grünlichem Gewande als die dem Meere entstiegene Göttin. Mit majestätischen Bewegungen verheißt Juno dem Paris die Herrschaft über Asien. Minerva verspricht ihm Kriegsruhm. Die liebliche Venus, von Amoretten und den Horen umgeben, deutet ihm lächelnd den Gewinn des schönsten Weibes an. Ihr giebt Paris den Apfel. Die beiden andern Göttinnen ziehen sich zornig zurück, und während sich aus einem Springbrunnen ein wohlriechender Sprühregen ringsum verbreitet, versinkt der Berg Ida in die Tiefe.[2])

Es folgen nun Spiele der Anmut und Geschicklichkeit. Zuerst treten Ballspieler (pilarii) auf, nur mit einem Schurze bekleidet. Alle Muskeln ihres Körpers sind durch unaufhörliche Übung zum Auffangen und Zurückschnellen der Bälle geschmeidig gemacht. Ein Dichter sagt von ihnen:

„Scharen von Bällen ergießen sich über die Glieder des Leibes,
Und es entwächst eine Hand an jeglicher Stelle dem Körper.“[3])

---

[1]) Die römischen Maschinisten verstanden es, wie Seneca, epist. 88, 22 berichtet, mehrstöckige Gebäude aus der Tiefe geräuschlos emporsteigen und sie in Versenkungen wieder verschwinden zu lassen. Machinatores pegmata per se surgentia excogitant et tabulata tacite in sublime crescentia et alias ex inopinato varietates aut dehiscentibus, quae cohaerebant, aut his, quae eminebant, paulatim in se residentibus.

[2]) Apuleius, Metam. X, 236. Jamque tota suave fragrante cavea montem illum ligneum terrae vorago decepit. — Vgl Seneca, natur. quaest. II, 9, 2. Sparsio ex fundamentis mediae arenae crescens in summum usque amphitheatri pervenit. Auch in den Wandinschriften in Pompeji, die Ankündigungen von Spielen enthalten, werden vela, sparsiones in Aussicht gestellt.

[3]) Manilius, Astron. V, 168.

Ille potens turba perfundere membra pilarum
Per totumque vagas corpus disponere palmas.

Die einen Bälle werden mit den Muskeln des Oberarms, andere mit dem Knie, noch andere mit den Fußzehen gefangen und wieder in die Luft geworfen. Im Fliegen bilden die bunten Bälle schimmernde Figuren, die dem Auge des Beschauers ein anmutiges, immer wechselndes Bild darbieten. — Gefährlicher sind die Leistungen der Messerwerfer (ventilatores, *οἱ μαχαίρας ἀκοντίζοντες*). Im Wechselwurf schleudern sie große, scharfgeschliffene Messer in die Luft und erhaschen jedes, sobald es aus der Höhe herabkommt, am Griffe, obwohl sie selbst, zwischen spitzen, in die Erde gepflanzten Schwertern stehend, ihren Standpunkt nicht ändern können. Für Seiltänzer (funambuli) wird das Seil an dem höchsten Bogen des Baues befestigt. Ihnen wird die schwierige Aufgabe gestellt, auf schmaler, schwankender Bahn bis in jene schwindelerregende Höhe hinaufzusteigen, dort aus einer Urne einen Palmzweig zu holen und diesen in der Hand haltend, den noch schwierigeren Abstieg (catadromus) zu machen. Ihre Geschicklichkeit wird dadurch auf eine noch härtere Probe gestellt, daß sie statt dünner Schuhe hohe Kothurne bei ihrer gefährlichen Wanderung anziehen müssen. [1])

Nach solchen Belustigungen ließ der Kaiser hölzerne Gewinnmarken (tesserae) unter die Zuschauer auswerfen.[2]) Wer ein solches Los fing, hatte das Recht, ein der aufgeschriebenen Zahl und dem Merkzeichen entsprechendes Geschenk gegen Rückgabe des Loses abzuholen. Manche empfingen Eßwaren oder Kleider, andere goldene oder silberne Gefäße, Pferde, Zugvieh oder Sklaven. Nach diesen Gaben des Glücks streckten die Ärmeren gierig ihre Hände aus. Es gab ein wildes Gedränge, bisweilen sogar blutige Raufereien, dennoch hatte dieser Regen vom Himmel der Fortuna für viele einen ganz besondern Reiz.

Als die Schatten des Abends sich über das Amphitheater breiteten, war die Reihe der Schaustellungen noch nicht abgeschlossen. Aus weiten Röhren ergossen sich Ströme rauschenden Wassers in

---

[1]) Vopiscus, vita Carini 19, 2. Neurobaten, qui velut in ventis cothurnatus ferretur, exhibuit.

[2]) Dio Cass. LXVI, 25, 5. *Σφαιρία ξύλινα μικρὰ ἄνωθεν ἐς τὸ θέατρον ἐῤῥίπτει, σύμβολον ἔχοντα τὸ μὲν ἐδωδίμου τινός, τὸ δὲ ἐσθῆτος, τὸ δὲ ἀργυροῦ σκεύους, ἄλλο χρυσοῦ, ἵππων, ὑποζυγίων, βοσκημάτων, ἀνδραπόδων, ἃ ἁρπάσαντάς τινας ἔδει πρὸς τοὺς δοτῆρας αὐτῶν ἀπενεγκεῖν καὶ λαβεῖν τὸ ἐπιγεγραμμένον.*

die Arena, und zugleich senkte sich aus der Höhe herab ein großer Kreis von Lichtern, die sich in der weiten Wasserfläche spiegelten.[1]) Nereiden und Tritonen tummelten sich in den Gewässern, aus denen nur zwei mit Gebäuden besetzte Küstenstreifen emporragten. Nun ließ Hero am Gestade von Sestos eine Fackel hell aufflammen. Zu ihr hinüber schwamm, von Meergottheiten umgeben, Leander. Ungefährdet kehrte er dann nach Abydos zurück, denn nicht der grausame Neptun, sondern der milde Kaiser hatte über diese Meereswogen zu gebieten.[2])

Ein anderer Morgen des Festes bricht an und ist, wie oft, für Tierkämpfe und Vorführung abgerichteter Tiere bestimmt. Zottige braune Bären betreten zuerst die Arena. Mit funkelnden Augen spähen sie in dem weiten Rund umher und blicken zornig hinauf nach der unruhigen Menge der Zuschauer. Da tauchen aus Seitenthüren ihre Gegner auf, kräftige Männer, nur mit der Tunika bekleidet, mit Schwert und Jagdspeer bewaffnet, umgeben von großen schottischen Hunden. Der Speer des einen Kämpfers hat nur das Schulterblatt eines Bären gestreift; sofort wirft dieser den Jäger nieder und reißt ihm mit einem Schlage seiner Tatze die Kopfhaut bis zu den Augen vom Schädel und zerfleischt den hilflos Daliegenden. Doch unter wütendem Gekläff werfen sich die Hunde auf den Bären, und er erliegt ihren grimmigen Bissen.

Nach Beendigung dieses Kampfes erscheinen zweibeinige Fechter aus dem Tierreiche in der Arena. Zwei Schlachtordnungen von Kranichen treten mit gravitätischem Schritte auf und rücken kampflustig aufeinander los.[3]) Unter Flügelschlagen suchen sie Hals und Brust des Gegners mit scharfem Schnabelhiebe zu treffen. Die Federn fliegen umher, Blut fließt aus tiefen Wunden, und nicht eher endet der Kampf, als bis die ermatteten Kämpfer des einen Heeres sich zur Flucht wenden.

Jetzt werden mit Stroh ausgestopfte, menschenähnliche Puppen (homines faenei, pilae taurariae) hereingebracht, und Kämpfer

---

[1]) Statius, Silvae I, 6, 85. Vixdum caerula nox subibat orbem,
Descendit media nitens arena
Densas flammeus orbis inter umbras.

[2]) Martialis, lib. spect. 25.
Quod nocturna tibi, Leandre, pepercerit unda,
Desine mirari: Caesaris unda fuit.

[3]) Dio Cass. a. a. O. *Γέρανοι ἀλλήλοις ἐμαχέσαντο.*

zu Fuß und zu Pferde verteilen sich in der Arena. Gegen sie werden starknackige Stiere losgelassen, die mit tückischem Blicke den Gegner suchen, dann den Kopf senken und auf ihn einstürmen. Der Kämpfer hält dem Stiere als Reizmittel ein rotes Tuch vor,[1]) stößt ihm einen Brandpfeil in den Nacken und sichert sich durch einen geschickten Seitensprung vor dem Horne des erzürnten Tieres. Hatte dieses aber seinen Angriff gegen eine der Puppen gerichtet, so bohrt sich sein Horn in die leichte Gestalt und, wie ein Ball in die Höhe geschleudert, fliegt sie unter dem schallenden Gelächter der Zuschauer in die Luft.[2]) Einige der Stiere sind den Lanzen der berittenen Kämpfer erlegen, andere behaupten schnaubend und schaumbedeckt die Bahn. Da erscheint plötzlich ein ihnen überlegener Feind. Plumpen Schrittes trabt aus dem Hauptthore ein Nashorn herbei. Es rennt auf den nächsten Stier los und, ihn unter dem Bauche fassend, schleudert es ihn wie ein Spielzeug in die Luft, daß er mit zerrissenen Eingeweiden wieder herabfällt.[3])

Auch vier Elefanten müssen, durch Peitschenknall, Stiche und Brandwunden wild gemacht, gegeneinander kämpfen. Dann erscheinen gewaltige Löwen mit hocherhobenem Haupte in der Arena. Donnerähnlich schallt ihr Gebrüll durch den Raum und läßt auf furchtbare Wildheit und Blutgier schließen. Plötzlich hüpfen einige Hasen über den Sand. Ängstlich laufen sie an den Raubtieren vorbei und machen mitten in der Todesgefahr Männchen. Mit gewaltigem Sprunge erreicht ein Löwe den nächsten Hasen. Er packt ihn mit seinem Rachen, aber — er verletzt ihn nicht. Gut abgerichtet, trägt er ihn ein Stück fort und läßt ihn dann großmütig wieder laufen.[4]) Es ist eine heitere, komisch wirkende Scene inmitten blutiger Kämpfe.

---

[1]) Ovid., Metam. XII, 103.

Haud secus exarsit, quam circo taurus aperto
Cum sua terribili petit irritamina cornu,
Poeniceas vestes, elusaque vulnera sensit.

Die in Thessalien heimischen Stierkämpfe wurden zuerst von Cäsar in Rom gegeben.

[2]) Martialis, lib. spect. 19. per totam flammis stimulatus harenam
Sustulerat raptas taurus in astra pilas.

[3]) Martialis, lib. spect. 9, 4. Quantus erat taurus, cui pila taurus erat. Taurus = taurus Aethiops i. e. rhinoceros.

[4]) Martialis epigr. I, 6.

Nunc sua Caesareos exorat praeda leones,
Tutus et ingenti ludit in ore lepus.

Als Sänftenträger erscheinen vier Elefanten in roter Livree. Sie tragen ein Elefantenweibchen, als wäre es eine Kranke, sorgsam durch die Arena. Nach ihrem Verschwinden kehrt einer auf Befehl seines Wärters auf den Platz zurück, nimmt einen Stock mit dem Rüssel und schreibt seinen Namen in den Sand.[1])

Hintereinander fahren nun Wagen in den Raum, deren Gespanne galoppierend die Rundung durchmessen. Unbeweglich steht mit komischem Ernst als Wagenlenker ein wilder Stier auf jedem Gefährt, seine Vorderfüße auf die Vorderwand aufstemmend. — Blutig geht es her, nachdem ein Bär und ein Stier, beide mit starken Leibgurten umbunden, in die Arena getrieben worden sind. Durch ein Tau sind die beiden Tiere miteinander verbunden;[2]) eins hindert das andere an der freien Bewegung, und bald fallen sie übereinander her, um zu entscheiden, wer das bessere Recht auf Freiheit habe. — Ein wildes Getümmel von kämpfenden Löwen und Panthern, Bären, Ebern und Stieren schließt die Vorstellung.

Der Nachmittag wird wieder Gladiatorenkämpfen gewidmet. Auf schneeweißen Rossen, in bunten Tuniken mit goldnem Visierhelm, galoppieren Reiter auf den Sandplatz. Zuerst zeigen sie ihre Kunst in der Lenkung der Pferde und im Scheinkampfe, dann schleudern sie die Lanzen gegeneinander, ziehen die Schwerter, und beim heftigen Anpralle sausen scharfe Hiebe auf Helm und Schild herab. Blut färbt den Sand, und mancher Verwundete sinkt vom Pferde. — Gallier und Retiarier lösen die Reiter ab. Letztere singen im Rhythmus des Jonicus (— — ⏑ ⏑) das Spottlied: „Non te peto, piscem peto, quid me fugi', Galle?“ In halbkauernder Stellung erwartet der Myrmillone den Wurf des Netzes. Ist dieser fehlgegangen, so springt er auf, und der großenteils nackte Retiarier kann sich vor dem gut gewappneten Gegner nur durch große Geschicklichkeit retten. — Nach den Netzkämpfern erscheinen die Wagenkämpfer. Die Wasserorgel ertönt mit durchdringendem Klange,[3]) und nach dem Takte der Musik gehen

Die Jagd und der Besitz von Löwen und Elefanten war ein Vorrecht der Kaiser, daher hießen diese Tiere Caesaris armentum.

[1]) Plinius, nat. hist. VIII, 6. Mucianus auctor est aliquem ex his (sc. elephantis) litterarum ductus Graecarum didicisse.

[2]) Seneca, de ira III, 43, 2. Videre solemus inter matutina harenae spectacula tauri et ursi pugnam inter se conligatorum. Vergl. Overbeck, Pompeji. Abbildung Nr. 108.

[3]) Petronius, Satyr. 36. Putares essedarium hydraule cantante

die Pferde vom Galopp zum Schritt, vom Schritt zum Trab über, und die Wagen bilden in reicher Abwechslung regelmäßige Figuren. Ein scharfes Gefecht der Wagenlenker gegen Reiterei und Fußvolk macht den Beschluß.

Am letzten Tage des hunderttägigen Festes wurde in der unter Wasser gesetzten Arena des Amphitheaters eine Seeschlacht der athenischen und syrakusanischen Flotte vorgeführt. Die Syrakusaner wurden besiegt, landeten auf einer Insel und suchten eine kleine Festung gegen die nachdringenden Athener zu verteidigen. Auch dies mißlang ihnen: die Mauern wurden erstiegen und die Stadt erobert.

Der Glanz und die Mannigfaltigkeit dieser herrlichen Spiele, bei denen neuntausend Tiere erlegt wurden, erfüllte das römische Volk mit Bewunderung. Nur der Veranstalter der Spiele, der Kaiser Titus, der während des Festes leutselig jeden Wunsch des Volks erfüllte, hatte an ihnen keinen Genuß. Es lastete auf ihm ein schwerer Druck. Am letzten Tage konnte er die nervöse Spannung nicht mehr beherrschen; ein Thränenstrom ergoß sich im Amphitheater vor aller Augen über sein Antlitz.[1]) Seine Kraft war gebrochen, er vermochte nichts Großes mehr zu beginnen, und im folgenden Jahre nahte ihm der Tod. Titus starb mit dem bedrückenden Bewußtsein, das Scepter der Hand seines boshaften und grausamen Bruders Domitian zu hinterlassen. — —

Noch viele Menschenopfer, unter ihnen nicht wenige ihres Glaubens wegen verfolgte Christen, haben in der Arena des Flavischen Amphitheaters geblutet, ehe im Jahre 404 die Gladiatorenkämpfe untersagt wurden. Im folgenden Jahrhundert verödete der ungeheure Bau. Im 12. Jahrhundert diente er der Familie Frangipani als Festung, im 14. war er eine Räuberhöhle. Dann schlug ein Einsiedler hier seine Wohnung auf und betete für die Seelen der in der Arena gefallenen christlichen Märtyrer. Die Zerstörung durch Witterungseinflüsse und durch Menschenhand schritt immer weiter fort. Alles Metall und kostbare Material war weggeschleppt, da holten in der Renaissancezeit zwei Päpste, Paul II.

---

pugnare. Die Wasserorgel ist dargestellt auf dem Nenniger Mosaik, s. Baumeister, Bilder. Nr. 674.

[1]) Dio Cassius a. a. O. 26. *Διατελέσας δὲ ταῦτα καὶ τῇ γε τελευταίᾳ ἡμέρᾳ καταδακρύσας, ὥστε πάντα τὸν δῆμον ἰδεῖν, οὐδὲν ἔτι μέγα ἔπραξεν, ἀλλὰ τῷ ἐπιγιγνομένῳ ἔτει . . . μετήλλαξεν.*

und Paul III., zum Bau ihrer Privatpaläste die herrlichen, schön behauenen und ornamentierten Travertinquadern aus dem Kolosseum. Dieses war zum Steinbruch herabgesunken. Aber soviel man auch wegschleppte, immer blieb noch viel zurück: im Jahre 1756 schätzten Sachverständige den Wert des noch vorhandenen, bearbeiteten Travertins auf 13½ Millionen Mark. In unserm Jahrhundert haben unter Pius VII. die Erhaltungsarbeiten begonnen, doch sind im Innern sämtliche Sitzreihen zerstört und auf der Südseite die zwei obersten Stockwerke ganz abgetragen. Nur im Norden steht die Außenmauer noch in ursprünglicher Höhe (siehe die Abbildung S. 87).

Jetzt steigen am Tage nur vereinzelt Wanderer auf den Treppen und in den Gängen der Ruine umher, um sich von obenher den Eindruck des Riesenbaues zu verschaffen. Bisweilen aber lockt die Ankündigung einer großen Beleuchtung am Abend zahlreiche Besucher in die Arena. Wenn die Sonne untergegangen ist, strömen durch den westlichen Eingang die Menschen in den dunklen Bau. Nur die kleinere Hälfte der Arena ist zugänglich, ein Geländer verhindert die Annäherung an die ausgegrabenen unterirdischen Gewölbe des östlichen Teils. Pechpfannen erleuchten unvollständig den Raum mit ihrem flackernden Lichte. Wiederum lassen sich, wie vor vielen Jahren, die verschiedensten Sprachen der Erde in diesen Mauern hören. Ein Musikkorps unterhält die auf und ab wandernden oder auf Steinblöcken sitzenden Menschen. In den höheren Stockwerken des Theaters zeigt sich dann und wann ein Licht und die dunkle Gestalt seines Trägers. Über die Trümmer einer großen Vergangenheit und über das schnelllebende Geschlecht der Gegenwart breitet eine warme Septembernacht ihre dunkeln Schatten. Der Beginn der Beleuchtung verzögert sich. Eine Pechpfanne nach der andern erlischt; die Versammelten werden ungeduldig. Da ertönt ein Kanonenschlag, und eine Rakete steigt empor. Die aus ihr herabfallenden Leuchtkugeln erhellen den ganzen Bau, der nun sofort, wie durch einen Zauberschlag, in rotem bengalischen Lichte zu flammen scheint. Durch den Knall und den plötzlichen Lichtglanz aus ihren Schlupfwinkeln aufgejagt, flattern Fledermäuse und Eulen ängstlich in dem Dampfe herum, als wären es die Geister Verstorbener, die an dem Orte ihrer Angst und Qual keine Ruhe finden können. Bald senkt sich abermals Dunkel herab auf den weiten Raum, der nun doppelt finster

und grausig erscheint. Doch auf ein neues Zeichen beginnt eine neue Beleuchtung, die, abwechselnd in roter und in grüner Farbe, die Abschnitte des Riesenbaus hervortreten läßt. Nun setzt sich das Musikkorps in Bewegung, die Menge folgt ihm und strömt durch das Hauptportal nach außen. Blaue Flammen, deren Licht durch Reflektoren auf die Außenseite des Amphitheaters geworfen wird, bringen die weite Spannung der Bogen, die schöne Gliederung der Stockwerke, die imponierende Höhe des Baues mit dem kräftigen Kranzgesims in wirksamster Weise zur Anschauung.

Aus einer fremden, versunkenen Welt ragt das Riesendenkmal des Kolosseums in unsere reise- und veränderungslustige Zeit. Was zwei römische Kaiser in einem Jahrzehnt geschaffen haben, das haben in achtzehn Jahrhunderten Gewitter und Erdbeben und räuberische Menschenhände nicht umzustürzen vermocht. Noch manches Geschlecht der Menschen wird an diesen Arkadenreihen vorüber wandern, ehe sie umsinken. Gewiß werden es diese Mauern mit ansehen, daß die kahlen Miethäuser in der Nachbarschaft einsinken oder abgerissen werden, um geschmackvolleren Bauten Platz zu machen. —

Die Gladiatorenspiele genossen so große Beliebtheit, daß kein Theater, keine Volksversammlung eifriger besucht wurde, als sie. Lange vorher sprach man von ihnen und freute sich darauf. Für die Reichen und Vornehmen waren sie immer das beste Mittel, die Volksgunst zu gewinnen.[1]) In Italien entstanden steinerne Amphitheater von Venusia bis nach Verona und Aosta, und in die Provinzen zog zugleich mit den römischen Kaufleuten, mit den römischen Offizieren und Verwaltungsbeamten auch die Liebe für diese blutigen Schauspiele ein. Sie wurden in Ägypten und Syrien, in Dalmatien, Spanien, Gallien gepflegt, und Städte wie Burdigala, Lugdunum und Nemausus haben noch heute stattliche Ruinen von Amphitheatern aufzuweisen. Bei Trier wurde ums Jahr 150 n. Chr. ein Amphitheater für ungefähr 30 000 Zuschauer in den Schieferboden eines Hügels eingeschnitten; die beiden Haupteingangsthore waren mit Bildsäulen und Wand-

[1]) Cicero, or. pro Sestio 58, 124. populi iudicium universi consessu gladiatorio declaratum est . . . Id spectaculi genus erat, quod omni frequentia atque omni genere hominum celebratur, quo multitudo maxime delectatur. Tacit., annal. XII, 3. (Claudius) iuvenem (L. Silanum) gladiatorii muneris magnificentia protulerat ad studia vulgi.

malereien geschmückt.[1]) Auch noch andere Zeugnisse für die außerordentliche Beliebtheit der Fechter- und Tierkämpfe hat die Rheinprovinz aufzuweisen. Nicht nur der Eigentümer einer schönen Villa bei Rennig an der Mosel ließ den Fußboden seines größten Saales zwischen 200 und 250 n. Chr. mit Scenen aus dem Amphitheater auf farbigen Mosaikbildern schmücken, sondern auch in dem kleinen Cruciniacum, Kreuznach, an der Nahe, fand ein reicher Mann ums Jahr 300 n. Chr. seine Freude daran, in seinem Prachtsaal ein Mosaik derselben Art legen zu lassen. Erst im Dezember 1893 und im April 1894 ist dieser Fußboden gefunden und von der schützenden Erddecke befreit worden. Das kreisrunde Mittelstück von 2,44 m Durchmesser zeigt acht Tiere in ruhiger Haltung; es ist von zwölf kleineren Feldern umgeben, in denen Tiere mit Tieren, Tiere mit Menschen und Fechter mit Fechtern im Kampfe dargestellt sind.[2]) Auch auf Erzeugnissen der Kleinkunst, auf Lampen, Thongefäßen, Gläsern und Gemmen, sind die Helden der Arena mit Vorliebe dargestellt worden. Die Funde in den Kastellen am Rhein und am germanischen Grenzwall bieten dafür reichliche Beweisstücke.[3])

Für uns ist es schwer zu begreifen, daß jahrhundertelang Männer und Frauen diesen Menschenschlächtereien mit Vergnügen zuschauten, und daß nur äußerst selten einmal ein Römer ein Wort des Tadels für sie hat. Der Hauptgrund für diesen Mangel an menschlichem Mitgefühl war der, daß die Kämpfer nicht freie Bürger waren, sondern Sklaven, verurteilte Verbrecher oder Kriegsgefangene aus Barbarenländern. Sie wurden daher nicht als gleichberechtigte Menschen angesehen, ihr Blut galt dem Römer als wertloses Blut.[4]) Ferner machte die Gewohnheit ihre Macht geltend. Gleichwie unsere Vorfahren in früheren Jahrhunderten neugierig die Blutgerüste auf offenem Markte umstanden[5]) oder

---

[1]) Vgl. F. Hettner, Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, 1891. X, 209 ff.

[2]) Vgl. O. Kohl, Vorläufige Mitteilung über ein römisches Mosaik bei Kreuznach, im Jahrbuch des Vereins v. Altertumsfr. im Rheinland. XCV. Bonn 1894.

[3]) Vgl. v. Cohausen u. Jacobi, Die Saalburg. Taf. XXXI, 2.

[4]) Tacit., annal. I, 76. Edendis gladiatoribus Drusus praesedit quamquam vili sanguine nimis gaudens.

[5]) Z. B. in Augsburg i. J. 1547. S. Gustav Freytag, Aus dem Jahrh. der Reform. S. 151.

an dem flackernden Scheiterhaufen, auf dem eine Hexe verbrannt wurde, eine Art schaurigen Vergnügens empfanden, wie die Bevölkerung Spaniens und Südfrankreichs noch heute für die blutigen Stiergefechte schwärmt, so sahen Römer und Römerinnen ohne mitleidige Regung den Fechterspielen zu, die ihnen von Kindheit an vertraut waren. Endlich verhüllte auch noch die berauschende Pracht dieser Schauspiele die Grausamkeit und Unmenschlichkeit des Mordens. Der glänzende Schmuck der Kämpfer, der Jubel der Zuschauer, die Töne der Musik ließen im Herzen der Schauenden keine weichere Empfindung aufkommen.

Viele der Kämpfer der Arena begehrten auch gar kein Mitleid für sich. Die meisten waren starke mutige Männer, die lieber mit wilder Todesverachtung in den Kampf gingen, als daß sie in erschlaffender Sonnenglut bei ruhmloser Arbeit in den Steinbrüchen ihre Kraft langsam verzehrten. Von leidenschaftlicher Kampflust und freudiger Siegeshoffnung erfüllt, klagte, wie Seneca erzählt, der Gladiator Triumphus darüber, daß die Spiele zu selten seien und eine kostbare Zeit ihm dadurch verloren gehe.[1]) Es dachte also gewiß mancher von ihnen so, wie Friedrich Halm im „Fechter von Ravenna" den Thumelikus, Armins entarteten Sohn, sprechen läßt:

„Wenn Beifall, donnerdröhnend, erderschütternd
Herabbraust auf des Siegers trunknes Haupt,
Hier Rosen, Lorbeern dort ihm niederregnen,
Der Cäsar Beifall nickt, und tausendstimmig:
„Dem Sieger Heil!" durch alle Lüfte schallt —,
Das ist das Glück, das ist der Ruhm, das Leben!"

Trotz all dieser Umstände, die uns die weite Verbreitung der Fechterspiele und das Vergnügen daran erklärlich machen, bleibt doch die Thatsache bestehen, daß die Gladiatorenschulen eine große Menge erbarmungsloser Härte und menschlichen Elends in sich schlossen, und daß die grausamen Spiele die Roheit der Massen steigerten und die Nerven eines durch Genüsse aller Art überreizten Volks noch mehr abstumpften.

Doch dies sind nicht die einzigen Vorwürfe, die wir gegen dieses römische Vergnügen erheben müssen. Die Fechterspiele waren

[1]) Seneca, de providentia IV, 4. Triumphum ego murmillonem sub Tiberio Caesare de raritate munerum audivi querentem: „quam bella, inquit, aetas perit!"

auch ungeheuer kostspielig. Schon im Jahre 160 v. Chr. belief sich der Aufwand für einen glänzenden Gladiatorenkampf zur Feier der Bestattung eines vornehmen Römers auf 30 Talente, 141 000 Mark.[1]) Titus Annius Milo vergeudete, als er sich im Jahre 53 ums Konsulat bewarb, gegen 5 Millionen Mark. In der Kaiserzeit wurde mancher Prätor durch den für die Spiele zu machenden Aufwand an den Bettelstab gebracht. Die Summen, welche Cäsar, Claudius und Titus für Spiele ausgaben, gehen ins Ungeheure, und die Verschwendung, die Commodus zu gleichem Zwecke trieb, wurde sogar dem Staatshaushalte des großen Reiches verderblich.

Auch trat in der Kaiserzeit eine rasche Vermehrung der Festtage, die mit Spielen gefeiert wurden, ein. In der letzten Zeit der Republik und unter Augustus gab es sieben von Staats wegen gefeierte Feste. Sie umfaßten 66 Tage und wurden mit Bühnenspielen und Wettrennen gefeiert. Diese Zahl wurde aber durch alljährliche Feier von Siegen, kaiserlichen Geburtstagen und Einweihung von Tempeln so vermehrt, daß sie unter Titus auf 87, unter Marc Aurel auf 135, unter Konstantin auf 175 Tage stieg. Unter dieser großen Zahl waren nur zehn Tage für Gladiatorenspiele bestimmt. Aber gerade diese Spiele wurden sehr häufig als außerordentliche neben den Staatsfesten von den Kaisern oder von reichen Privatleuten gegeben. Es waren also gewiß in vielen Jahren wenigstens zweihundert Tage mit Spielen zur Befriedigung der Schaulust des römischen Volks besetzt.

Die Bevölkerung Roms wurde im Verlaufe der Kaiserzeit mehr und mehr eine aus verschiedenartigen Bestandteilen zusammengewürfelte Masse, die sich mit dem stolzen Römernamen schmückte, ohne die nationale Abkunft und den politischen Sinn der echten Römer zu besitzen. Elend und begehrlich zugleich, verachteten sie Arbeit und Erwerb und forderten von den Herrschern Versorgung und Vergnügen. Schon zu Ende der Republik mußten die Staatslenker den Forderungen der Massen nachgeben und die Schauspiele, die sich in älterer Zeit in bescheidenen Grenzen gehalten hatten, immer prachtvoller gestalten. Die Spiele haben in der Kaiserzeit durch ihre maßlose Vermehrung, durch die unsinnige Steigerung

[1]) Polybius, histor. XXXII, 14. *ἔστι δ' οὐκ ἐλάττων ἡ σύμπασα δαπάνη τριάκοντα ταλάντων, ἐάν τις μεγαλομερῶς ποιῇ μονομαχίας.*

ihres Glanzes, durch ihren Sinnenreiz und durch Abstumpfung edlerer Regungen des Geistes und Gemüts dazu beigetragen, die Auflösung des entarteten römischen Volks zu beschleunigen.

Der edle und maßvolle Geist des griechischen Volks hatte sich gegen die Gladiatorenspiele lange Zeit ablehnend verhalten. An Gemälden und Bildsäulen, an Dichtungen und Tänzen solle sich, so meinten die Hellenen, der Mensch erfreuen, nicht an Wunden und Mord. Und als im zweiten Jahrhundert n. Chr. die Athener doch, um nicht hinter Neukorinth zurückzustehen, ein Amphitheater erbauen wollten, rief ihnen ein Redner warnend zu: „Beschließt dies nicht eher, als bis ihr den Altar der Barmherzigkeit eingerissen habt!“ [1]) — Die Griechen haben neben den dramatischen Schauspielen auch Spiele körperlicher Kraft und Geschicklichkeit gepflegt, die für jedes rüstige und gesunde Volk eine Quelle des Vergnügens sind. Die strenge Gesetzmäßigkeit, die heitere Anmut und die Einfachheit der Ehrenpreise bei diesen Wettkämpfen der Hellenen sind der Nachahmung wert. In einer Hinsicht aber können neben den Griechen auch die Römer unsere Vorbilder sein. Sie haben den schönen Gedanken verwirklicht, daß die Bühnenaufführungen nicht auf einen kleinen Kreis Bevorzugter beschränkt werden dürfen, sondern den breiten Massen des Volks als ein Mittel der Bildung und Veredlung zugänglich gemacht werden müssen.

---

[1]) Lucianus, vita Democratis 57. *Μὴ πρότερον ταῦτα, ὦ Ἀθηναῖοι, ψηφίσησθε, ἂν μὴ τοῦ Ἐλέου τὸν βωμὸν καθέλητε.*

Bis jetzt sind folgende Hefte der „Gymnasial-Bibliothek" erschienen:

1. **Menge**, Prof. Dr. R., **Troia und die Troas** nach eigener Anschauung geschildert. Mit 28 Abbildungen und 3 Karten. 6 Bog. 1,50 M.
2. **Jäger**, Dir. Dr. O., **Alexander der Große.** 4¾ Bog. mit 1 Abbildung und 1 Karte. 1,20 M.
3. **Weißenfels**, Prof. Dr. E., **Die Entwicklung der Tragödie bei den Griechen.** 6 Bog. 1,20 M.
4. **Pohlmey**, Prof. Dr. E., **Der römische Triumph** (der Triumph im allgemeinen — der Triumphzug des Ämilius Paullus, Germanikus, Titus). 5½ Bog. 1 M.
5. **Jäger**, Dir. Dr. O., **Marcus Porcius Cato.** 4¾ Bog. 1 M.
6. **Wagner**, Dr. E., **Eine Gerichtsverhandlung in Athen.** 3½ Bog. 80 Pf.
7. **Hornemann**, Prof. F., **Ein Gang durch die Ruinen Roms.** (Erscheint später.)
8. **Schreyer**, Prof. Dr. H., **Das Fortleben homerischer Gestalten in Goethes Dichtung.** 6 Bog. 1,20 M.
9. **Xenophon.** (Erscheint später.)
10. **Miller**, Oberl. Dr. O., **Römisches Lagerleben.** 3¾ Bog. Mit 1 Lagerplan. 80 Pf.
11. **Menge**, Prof. Dr. R., **Ithaka** nach eigner Anschauung geschildert. Mit 3 Holzschn. und 1 Karte. 2¾ Bog. 80 Pf.
12. **Hertzberg**, Prof. Dr. G., **Kurze Geschichte der altgriechischen Kolonisation.** 6¼ Bog. Mit 1 Karte. 1,40 M.
13. **Urban**, Prof. Dr., **Geographische Forschungen und Märchen aus griechischer Zeit.** 2¾ Bog. 60 Pf.
14. **Ziegeler**, Oberl. Dr. E., **Aus Sicilien.** 5¼ Bogen. Mit 5 Abbildungen und 2 Karten. 1,50 M., geb. 2 M.
15. **Ally**, Prof. Dr. Fr., **Horaz**, sein Leben und seine Werke. 3¼ Bogen. 60 Pf.
16. **Lange**, Dr. E., **Thukydides** und sein Geschichtswerk. 5¼ Bog. Mit 3 Abbildungen. 1 M.
17. **Schulze**, Dir. Dr. E., **Das römische Forum** als Mittelpunkt des öffentlichen Lebens. Mit 4 Abbild. 5 Bog. 1 M.
18. **Kleemann**, Prof. Dr. M., **Ein Tag im alten Athen.** 4¼ Bogen. Mit 5 Abbildungen. 1 M.
19. **Brandt**, Dr. Paul, **Von Athen zum Tempethal.** Reiseerinnerungen aus Griechenland. Mit 24 Abbild. 7¼ Bog. 1,80 M.
20. **Ziegeler**, Dr. Ernst, **Aus Pompeji.** Mit 38 Abbildungen, einer Chromolithographie und einer Karte. 7¼ Bog. 2 M.
21. **Bohatta**, Dr. Hanns, **Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern.** 4¾ Bog. 1 M.
22. **Höck**, Dr. Adalbert, **Demosthenes.** Ein Lebensbild. Mit einem Titelbild. 1,20 M.
23. **Schulze**, Dr. Ernst, **Die Schauspiele** zur Unterhaltung des römischen Volkes. Mit 11 Abbildungen. 1,50 M.

M. 02845
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Gymnasial-Bibliothek.

Herausgegeben von

Dr. E. Pohlmeh, Professor. und **Hugo Hoffmann,** Gymnasialoberlehrer.

Vierundzwanzigstes Heft:

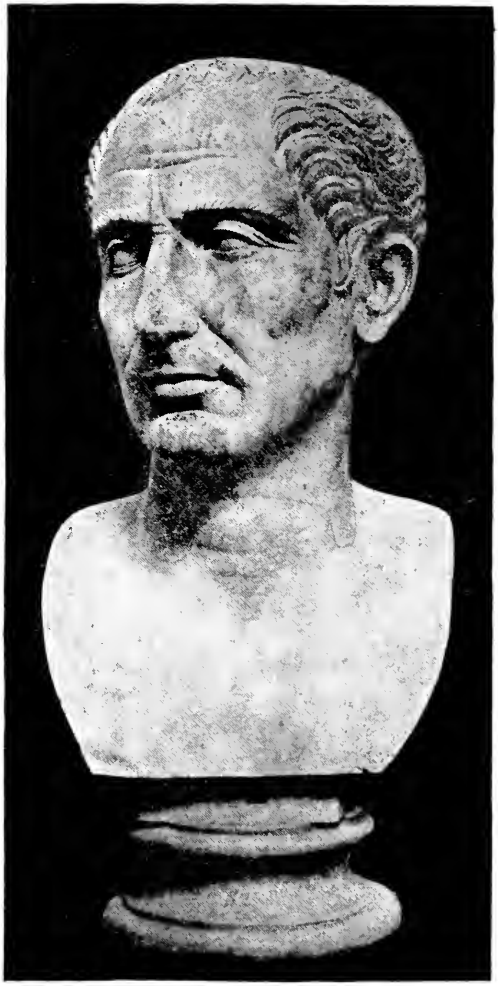
Cäsar, der Eroberer Galliens,

von

Dr. Rudolf Lange.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1896.

Lehrer-Bibliothek
des
Gymnasiums zu STOLP



Cäsar,

der Eroberer Galliens.

Von

Dr. Rudolf Lange,
Direktor des Gymnasiums und Realgymnasiums zu Rostock.

Mit Titelbild und einer Karte.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1896.

Lehrer-Bibliothek
des
Gymnasiums zu STOLP
4/116

Vorwort.

Es hat mich oft verdroſſen, daß ſo viele Lehrer ſich beim Leſen und Erklären von Cäſars Bellum Gallicum ganz auf den römiſchen Standpunkt ſtellen, wozu doch für uns Deutſche am allerwenigſten Berechtigung vorhanden iſt. In der vorliegenden Schrift habe ich dieſen Fehler nach Kräften zu vermeiden geſucht und mich bemüht, bei aller Anerkennung für Cäſars Größe und für die Tüchtigkeit ſeines Heeres auch den Galliern und vor allem den Germanen völlig gerecht zu werden.

Da die kleine Schrift ein Heft der Gymnaſial-Bibliothek bildet und einem Schriftſteller gewidmet iſt, der ſchon in Tertia geleſen wird, ſo iſt ſie dem Verſtändnis noch ganz jugendlicher Schüler möglichſt angepaßt, aber doch ſo gehalten, daß auch ältere ſie vielleicht nicht ohne Nutzen leſen werden.

Auf die Angabe aller von mir benutzten Werke darf ich wohl verzichten; doch bemerke ich ausdrücklich, daß ich mich zwar ab und zu an den oder jenen, an Mommſen oder Ihne, an Napoleon III. oder Köchly, an einen der neueren Herausgeber des Bellum Gallicum oder an einen der vielen andern enger angeſchloſſen habe, die über Cäſar, über Gallien, über römiſches Kriegsweſen oder über andre hier in Betracht kommende Dinge geſchrieben haben, daß ich mir aber mein ſelbſtändiges Urteil ſtets gewahrt habe.

Die beigegebene Karte iſt mit der gütigen Zuſtimmung des Herrn Gymnaſialdirektors Dr. Meuſel deſſen Schulausgabe des Galliſchen Krieges entnommen.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1
1. Die Gallier und ihr Land 2
a) Vergangenheit der Kelten; ihre früheren Beziehungen zu den Römern 2
b) Gallien und die Gallier bei Beginn des Kampfes mit Cäsar . 5
2. Cäsar, seine Absichten mit Gallien und sein Heer 14
a) Cäsars Vergangenheit 14
b) Cäsars Absichten mit Gallien 17
c) Cäsars Heer; Cäsar als Feldherr 19
3. Die Eroberung Galliens 22
a) Zurückweisung der Helvetier und des Arioviſt; Mittelgallien in Abhängigkeit von Rom 22
b) Unterwerfung des nördlichen, westlichen und südwestlichen Gallien 38
c) Sicherstellung des Gewonnenen; Züge nach Deutschland und Britannien 49
d) Der große Aufstand 64
e) Das Nachspiel 82
Schluß 86

Einleitung.

Mit dem Namen des berühmtesten der Römer nennen noch jetzt Deutsche wie Russen den höchsten Herrscher ihres Landes, denn die Ausdrücke Kaiser und Zar sind nichts anderes als Weiterbildungen des Namens Cäsar. So hat, den meisten unbewußt, die Sprache die Erinnerung daran festgehalten, daß jener Mann einst der römischen Republik den Todesstreich versetzt und seinen mächtigen Willen dem gewaltigen Reiche aufgezwungen hat. Zwar hat nicht er selbst, sondern erst sein Großneffe und Adoptivsohn, der von ihm den Namen Cäsar übernahm, das Ziel, als Alleinherrscher förmlich anerkannt zu werden, wirklich erreicht, aber trotzdem ist und bleibt C. Julius Cäsar doch der eigentliche Begründer des Kaisertums. Seine Wirksamkeit ist von unermeßlicher Wichtigkeit nicht nur für das Rom seiner Zeit und der nächsten Jahrhunderte, sondern auch für ferne Zeiten und für andere Länder gewesen, nicht zum mindesten für unser liebes deutsches Vaterland. Das gilt besonders auch für die Thaten, die er in Gallien vollbracht hat. Er selbst hat uns in seinem berühmten Buch vom Gallischen Krieg die Unterwerfung des Landes zwischen Pyrenäen und Rhein gewandt und fesselnd geschildert, und wir danken es ihm, daß wir über die Kämpfe, durch die unser Nachbarland einst dem mächtigen Rom unterthan wurde, so trefflich unterrichtet sind, wie über wenige Perioden der Geschichte alter Zeiten. Aber freilich dürfen wir das Bild, das Cäsar uns so meisterhaft gezeichnet hat, nicht für durchaus richtig halten. Denn er schrieb sein Buch — wahrscheinlich wurde es im Jahre 51 v. Chr. veröffentlicht — als Parteimann und verfolgte mit ihm zunächst nicht wissenschaftliche, sondern politische Zwecke. Er wußte, daß in Rom eine starke ihm feindliche Partei bestand, die, wo sie nur konnte, ihm zu schaden bemüht war; und nun beabsichtigte er, sich abermals ums Konsulat zu bewerben, ja seine Pläne gingen gewiß schon damals weiter, und er sah die Wahrscheinlichkeit eines

Bürgerkriegs voraus. Da mußte ihm denn viel daran gelegen sein, daß sein Ansehen in Rom stieg, daß man ihn als sieg- und ruhmreichen Feldherrn bewundern und fürchten lernte. Wohl verletzt er die Wahrheit nie in plumper Weise und hütet sich wohl, eine geradezu falsche Darstellung der Ereignisse zu geben; aber er weiß klug zu verschweigen, was ihm besser ungesagt zu bleiben scheint, und für ihn ungünstige Vorgänge versteht er so darzustellen, daß sie ganz zurücktreten hinter seinen großartigen Erfolgen, die er doch scheinbar ganz schlicht und einfach erzählt. Und überall steht er dabei völlig auf dem Standpunkt des Römers, der es als ganz selbstverständlich annimmt, daß die Grenzen seines Reiches immer weiter und weiter vorgeschoben werden, und der also in jedem Widerstand gegen römische Anmaßung und Herrschsucht etwas wie einen Frevel an der Majestät des erlauchten Volkes erblickt.

---

1. Die Gallier und ihr Land.

a) Vergangenheit der Kelten; ihre früheren Beziehungen zu den Römern.

Die Gallier oder Kelten, deren Land Cäsar eroberte, gehörten, wie die Römer und Griechen, die Germanen und Slaven, die Inder und Perser, dem mächtigen indogermanischen Stamme an, als dessen Urheimat wir mit großer Wahrscheinlichkeit Asien bezeichnen dürfen, wenn auch in neuerer Zeit die Ansicht immer anspruchsvoller auftritt, daß Europa, und zwar Skandinavien, sie geboren habe. Schon in sehr früher Zeit waren die Gallier, von den Germanen gedrängt, denen wieder die Slaven folgten, immer weiter nach Westen vorgedrungen, bis der Atlantische Ozean ihnen Halt gebot. So ließen sie sich denn vor allem im heutigen Frankreich und den angrenzenden Gebieten nieder und besetzten auch Britannien und die Pyrenäen-Halbinsel. Vom Westen aus sind dann Teile des großen Volks, durch Übervölkerung und unruhige Wanderlust getrieben, wahrscheinlich wieder nach Osten und Südosten gezogen; sie rückten nach Italien vor, sie nahmen das Gebiet zwischen Alpen und Donau ein, und noch in ziemlich später Zeit — im 3. Jahrhundert v. Chr. — durchwanderten keltische Scharen

die Balkan-Halbinsel und drangen bis nach Kleinasien vor. Und überall, wohin sie auch kamen, verbreiteten die raschen, tapferen und rohen Gesellen Schrecken und Entsetzen.

Nach Italien waren die ersten Gallier wohl schon sehr früh, als in Rom noch Könige herrschten, gekommen. Immer neue Schwärme waren dann nachgerückt, und die Etrusker zurückdrängend, hatten sie sich schon zu einer Zeit, als Roms Herrschaft sich erst über ein verhältnismäßig kleines Gebiet erstreckte, des ganzen Po-Landes bemächtigt, das noch, als sie längst bezwungen waren, nach ihnen den Namen Gallia cisalpina führte. Weiter und weiter rückten sie dann nach dem Süden vor, und bald genug sollten sich ihre Scharen auch den Römern schrecklich erweisen. Am Bache Allia erlitten diese im Jahre 390 v. Chr. von dem bisher verachteten Feinde eine furchtbare Niederlage, und in wilder Flucht stoben sie von dannen. Auch Rom selbst fiel, und der ganze Staat schien dem Untergange geweiht. Aber das Kapitol hielt sich, und schließlich zogen die Gallier ab. Freilich mußten sich die Römer durch eine schwere Geldbuße von ihnen lösen. Indes stand Rom bald wieder in alter Kraft, im alten Ansehen da, und wenn auch die Kelten noch manches Mal nach Latium zurückkehrten, so wurden sie doch immer wieder zur Umkehr gezwungen. Aber sie vergaßen darum die alte Feindschaft nicht, und wiederholt stellten sie sich auch später, wenn ein Kampf gegen Rom entbrannte, auf die Seite der Römerfeinde. So haben sie im Bunde mit den Samniten, mit den Etruskern und Umbrern gegen Rom gekämpft: sie wurden besiegt. Sie haben dann in der Zeit zwischen dem ersten und zweiten punischen Krieg, von ihren nördlich der Alpen wohnenden Stammesgenossen unterstützt, noch einmal einen gewaltigen Vorstoß gegen den immer mehr aufblühenden römischen Staat unternommen, noch einmal die stolze Stadt am Tiber mit Angst und Entsetzen erfüllt; aber wieder mußten sie zurückweichen, und bei Telamon in Etrurien wurden sie 225 in blutiger Schlacht trotz tapferer Gegenwehr völlig besiegt. Trefflich wußten die Römer ihren Sieg auszunutzen, und das ganze gallische Norditalien mußte sich ihnen schon damals unterordnen. Als dann aber Hannibal seinen Eroberungszug nach Italien begann, da strömten die Kelten, um ihre Freiheit wieder zu gewinnen, in Masse dem gewaltigen Manne zu. Aber auch ihn überwand nach schwerem Kampfe das mächtige Rom, und

als der Punier drüben in seiner afrikanischen Heimat bei Zama die letzte entscheidende Niederlage erlitten hatte (202), da wehrten sich zwar die Gallier noch eine Zeit lang gegen das Verhängnis, aber es war umsonst: sie unterlagen, und das Schicksal Norditaliens war entschieden.[1]) Auf Jahrhunderte hinaus war der Po nun ein römischer Fluß, und bis zum mächtigen Walle der Alpen reichte die Herrschaft der völkerbezwingenden Stadt. Bald genug kam die Zeit, wo die Römer, die Gebirgsmauer übersteigend, die Kelten auch im heutigen Frankreich aufsuchten und zu unterwerfen begannen. Vor langen, langen Jahren, um 600, hatten hellenische Kolonisten aus Phokäa in Kleinasien östlich der Rhône-Mündung die Stadt Massilia, das heutige Marseille, gegründet. Schon seit alter Zeit standen die Römer mit dieser zu herrlicher Blüte gediehenen Stadt in freundschaftlichem Verhältnis, das ihnen nun den willkommenen Anlaß gab, die Waffen auch in jene Gegenden zu tragen. Denn als im zweiten Jahrhundert v. Chr. die Massilioten zuerst von ligurischen, dann auch von keltischen oder halbkeltischen Stämmen bedrängt wurden, schritten die Römer zu ihren Gunsten ein und gerieten dann auch mit den nahewohnenden Allobrogern und mit den Arvernern in Streit. Und so kam es denn im Sommer des Jahres 121 dort, wo die Isère in die Rhône mündet, zu der ersten großen Schlacht, welche die Römer auf dem Boden des eigentlichen Gallien lieferten. Wohl waren sie viel schwächer als ihre Feinde, und der Arvernerkönig Betuitus soll, als er die Gegner in so geringer Anzahl sich zur Schlacht aufstellen sah, voll grimmigen Hohns gerufen haben, es seien ja noch nicht einmal genug, um die Hunde des Keltenheeres zu sättigen. Aber dank der Mannszucht und Kriegskunst der Römer errang ihr Führer Q. Fabius Maximus trotzdem einen entscheidenden Sieg. Darauf unterwarfen sich die Allobroger, und als die Arverner allein nochmals ihr Heil in den Waffen versuchten, wurden sie wieder geschlagen. Die Folge dieser Kämpfe war, daß das südöstliche Gallien römische Provinz wurde. Das neu gewonnene Land suchten die Römer, wie sie das immer thaten, durch Anlage von Straßen und festen Plätzen gleich darauf zu sichern

[1]) Was die beiden nicht gallischen Völkerschaften in Norditalien, die Veneter im Nordosten und die wilden Ligurer am Golf von Genua, betrifft, so haben nur die letzteren den Krieg gegen Rom noch eine Zeit lang fortgesetzt.

und nach Kräften auszunutzen. So entstand außer Aquä Sextiä (dem heutigen Aix) vor allem die Kolonie Narbo Martius, die in einer alten keltischen Handelsstadt angelegt und zum Sitz des Statthalters erwählt wurde; sie gab der ganzen Provinz den Namen Provincia Narbonensis. So war der Grundstein zu dem Bau gelegt, den dann Cäsar aufgeführt hat. Freilich kam das eben erst erworbene Gebiet durch die wilden Scharen der Kimbern und Teutonen bald in große Gefahr. Aber nach mancher schlimmen Niederlage vernichtete Marius in zwei gewaltigen Schlachten die Feinde; und wenn dann auch in den nächsten Jahrzehnten bald hier, bald da, zuletzt (61) noch bei den Allobrogern, Aufstände ausbrachen, so gelang es den Römern doch immer ohne allzu große Mühe, die Ruhe wieder herzustellen. Die freien Kelten waren vom Mittelmeer auf immer abgeschnitten, und Rom hatte ein herrliches Stück Erde gewonnen, dessen Wert nur immer höher stieg, je mehr sich Römer dort ansiedelten, und je mehr infolgedessen auch die Einheimischen zu Römern wurden. Aber westlich und nördlich von der Provinz erstreckte sich weithin noch das freie Gallien. Daß Rom auch danach die begehrliche Hand ausstrecken würde — das hätte man schon lange vor Cäsars Auftreten voraussagen können: denn wo fand das Herrschgelüste der stolzen Stadt eine Grenze?

b) Gallien und die Gallier bei Beginn des Kampfes mit Cäsar.

Gallien umfaßte damals — ich schließe dabei die narbonensische Provinz mit ein — das Land, das begrenzt wird im Süden von den Pyrenäen und dem Mittelmeer, im Westen vom Atlantischen Ozean, im Nordwesten und Norden vom Kanal und der Nordsee, im Osten vom Rhein und den Alpen; außer dem heutigen Frankreich gehörten also auch Belgien und Luxemburg, die linksrheinischen Teile von Holland und Deutschland und der Nordwesten der Schweiz dazu.

Eigentliche Hochgebirge finden sich in diesem Gebiet nur an den Grenzen: im Süden ragen die Pyrenäen, im Südosten die Alpen himmelan. Doch erheben sich auch im Innern des Landes einzelne Gipfel über die Höhe des Mittelgebirgs, so vor allem der Mont Dore, der bis zu 1900 Meter ansteigt. Östlich von dem Hochland der Auvergne, zu dem er gehört, beginnt dann

das Gebirge der Cevennen, das sich nach Süden hinzieht und zuletzt nahe der Küste nach Südwesten umbiegt; daran schließen sich dann wieder, die Lücke zwischen ihm und den Pyrenäen ausfüllend, kleinere Gebirgszüge an. Vom Nordende der Cevennen dagegen erstreckt sich weiter in nordnordöstlicher Richtung zwischen Loire einerseits und Rhône und Saône andrerseits das Gebirge von Lyonnais mit seinen Fortsetzungen: Côte d'Or und Plateau von Langres. Von dem letzteren aus ziehen sich weiter in einem nach Süden offenen Bogen die Montagnes Faucilles (Sichelberge) zum Wasgau hinüber, während andrerseits, ein wenig nach Nordwest umbiegend, ein Höhenzug auf dem linken Ufer der Maas zum Argonnen-Walde und weiter zum Westteile der Ardennen hinläuft. Von deren äußerstem Westen aus geht dann endlich der niedrige Höhenzug der flandrischen Grenzhöhen, sich immer mehr senkend, bis zum Kap Gris-Nez südwestlich von Calais. So zieht sich vom Ostende der Pyrenäen an bis zur Straße von Calais eine lange Reihe von mehr oder weniger hohen Bergzügen hin, welche die Hauptwasserscheide des Landes bilden. Östlich von ihr fließen nach entgegengesetzten Richtungen einerseits die Rhône, andrerseits der Rhein und die Maas mit ihren Nebenflüssen, während westlich die Garonne, die Loire und die Seine dem Atlantischen Ozean zueilen. Das Rhein- und Maas-Gebiet wird von dem der Rhône, soweit gallisches Gebiet in Betracht kommt, wieder geschieden durch die Sichelberge, den südlichen Wasgau und den Jura. Auch die Flußgebiete westlich der gewaltigen von Süden nach Norden laufenden Gebirgslinien sind durch Bergzüge wieder deutlich voneinander geschieden, deren Höhe freilich nicht bedeutend ist. In der Hauptsache aber ist der ganze Westteil des Landes eine große, von niedrigen Hügelketten durchzogene Tiefebene. Das Land ist nach dem allen außerordentlich übersichtlich gegliedert, und deutlich treten fünf große Flußgebiete hervor: das der Rhône und Saône, des Rheins und der Maas, der Seine, der Loire und der Garonne. Diese Anordnung der Flüsse, wie sie so schön und regelmäßig kein andres Land Europas aufzuweisen hat, ist nun zwar von großem Nutzen, hat aber andrerseits den Nachteil, daß sie das Land leicht zugänglich macht, und Cäsar hat das trefflich auszubeuten verstanden.

Was das Klima betrifft, so war es, wenn wir vom Süden und vor allem von der fruchtbaren und gut angebauten römischen Provinz absehen, ziemlich rauh, viel rauher als heute. Denn noch

dehnten sich, vor allem im Norden, da wo heute offene Gefilde reiche Ernten bringen, in unabsehbarer Weite fast undurchdringliche Wälder aus, und mächtige Sümpfe trugen das Ihrige dazu bei, das Land unwirtlich zu machen. Indes gedieh wenigstens in der Mitte noch Getreide: Roggen, Hirse und Gerste; Öl- und Weinbau aber war im freien Gallien noch völlig unbekannt.

Das Land zerfiel in drei Teile; der größte war der mittlere, das eigentliche Gallien, in dem mit Ausnahme der Rheingegenden, wo Stämme deutscher Abkunft wohnten, eine rein keltische Bevölkerung saß. Kleiner war das im Norden gelegene belgische Land, dessen Bevölkerung mit germanischen Elementen sehr stark durchsetzt war, und den bei weitem kleinsten Teil bildete im Südwesten Aquitanien, das in der Hauptsache von Stämmen nicht keltischen, sondern iberischen Stammes bewohnt war. Die Bevölkerung des ganzen noch freien Gallien mag sich zur Zeit, als Cäsar seinen Siegeslauf begann, auf etwa 10 Millionen Menschen belaufen haben.

Die Gallier hatten, seitdem sie nach langen Wanderungen bis an die meerumspülte Westküste Europas vorgedrungen waren, das Nomadenleben aufgegeben und waren ein seßhaftes Volk geworden. Sie kannten den Privatbesitz und trieben Ackerbau, aber in besonders hohem Ansehen stand er keineswegs, und dem freien Mann ziemte es nicht, selbst das Feld zu bebauen. Eine viel größere Rolle spielte, besonders im Norden, die Viehzucht.

An Städten war kein Mangel: Cäsar nennt ihrer nicht weniger als 22. Wenn man bei ihnen auch nicht an ihre modernen Schwestern denken darf, so waren sie doch auch nicht ganz erbärmlich, und es sah wohl gar nicht so unwohnlich in ihnen aus. Meist lagen sie an Stellen, die leicht zu verteidigen waren: auf der Höhe eines Berges, an einem Fluß, der sie auf mehreren Seiten umfloß, oder an einem Sumpf, der den Zugang zu ihnen erschwerte. Auch waren sie mit Mauern umgeben, die aus Fachwerk sorgfältig aufgeführt waren. Die Häuser dagegen waren, wie es ja auch bei uns in Deutschland bis ins 13. Jahrhundert die Regel war, wohl durchgängig aus Holz. Die Einwohnerzahl der Städte war nicht allzu groß; nur bei besonderen Gelegenheiten, vor allem in Zeiten der Kriegsnot, drängte sich das Volk in ihnen zusammen. Im Norden waren die Städte weniger fest und sicher, und so hören wir denn z. B. von den belgischen

Nerviern, daß sie im Kriegsfall sich nicht auf die Stadtmauern verließen, sondern sich lieber in Sumpf und Wald vor den Angriffen der Feinde bargen. Sehr groß war die Zahl der offenen Dörfer und Höfe. Auch für den ziemlich lebhaften Verkehr war schon recht gut gesorgt; fahrbare Straßen verbanden die einzelnen Ortschaften und überschritten auf Brücken die Ströme des Landes; auf diesen aber und auf dem Meere, längs der Küste hin, zogen Schiffe ihre Bahnen. Den Kelten gebührt der doppelte Ruhm, zuerst den Atlantischen Ozean regelmäßig befahren und zuerst die Segel nicht nur auf Handelsschiffen, wie die andern Völker, sondern auch auf Kriegsschiffen benutzt zu haben. Vor allem war der Verkehr der Gallier mit dem gleichfalls keltischen Britannien außerordentlich lebhaft. Von dorther holten sie besonders Zinn und verhandelten es nach dem Süden, ins römische Gebiet. Auch sie selbst wußten das Metall wohl zu verwerten, und wahrscheinlich haben die Römer von einem gallischen Stamm die Kunst des Verzinnens gelernt. Andre Metalle verstanden die Kelten nicht nur selbst aus der Erde zu fördern, sondern auch mit Geschick zu bearbeiten, und gar nicht unwahrscheinlich ist es, daß man den Flüssen des Südens sogar Gold abzugewinnen verstand. Wie gut die Gallier auch Edelmetall zu bearbeiten wußten, das beweisen uns unter anderm die Funde, die in Keltengräbern immer wieder gemacht werden, vor allem die sehr zahlreichen Goldmünzen, besonders der Arverner, die sich erhalten haben. Aber ebenso wie andere Fundgegenstände zeigen uns diese Münzen mit ihrem rohen und geschmacklosen Gepräge, daß von einem eigentlichen Verständnis für die bildende Kunst in Gallien keine Rede war. An bunt schillernden, glänzenden Gegenständen hatten die Leute ihre kindliche Freude, und prunkende Gewänder, goldne Arm- und Halsspangen und Fingerringe trugen sie gern, aber wirklichen Schönheitssinn besaßen sie nicht.

In hohem Ansehn stand die Dichtkunst, schon deshalb, weil sie mit der Religion eng zusammenhing. Auch die Schrift war längst bekannt, und die Priester, von denen wir noch reden werden, waren zugleich die Schriftgelehrten der Nation. Ein eignes Alphabet hatten die Kelten nicht, sondern sie benutzten entweder die griechischen oder die römischen Schriftzeichen, die wir z. B. auch auf den schon erwähnten arvernischen Goldmünzen finden.

Schon daraus geht hervor, daß die Römer längst auch auf die freien Gallier eingewirkt hatten. Die römischen Kaufleute wurden reich durch den Handel mit dem Keltenland; römische Bürger kauften sich dort wohl Grundbesitz, und die Sprache der Eroberer war den Galliern nicht mehr ganz unbekannt. Die schlimmen Folgen dieses Einflusses blieben nicht aus, und die Kelten empfanden das ebenso gut, wie die Römer. Cäsar selbst erzählt uns, die Belgier seien deshalb die Tapfersten in ganz Gallien gewesen, weil sie vor der verweichlichenden Einwirkung der römischen Provinz am meisten geschützt geblieben seien.

Die Gallier waren damals — das geht aus allem deutlich hervor — kein ursprüngliches, in ganz einfachen Kulturzuständen lebendes Volk mehr; im Gegenteil: sie hatten schon eine lange Zeit der Entwicklung hinter sich, und während die Germanen noch im frischesten Jugendalter standen, waren sie bereits im Niedergang begriffen. Aber freilich: eine wirkliche Blüte war diesem Volke nie beschieden gewesen, und auch damals noch waren ihre Sitten und Gebräuche zum Teil roh und barbarisch. Noch immer töteten sie nicht nur die Kriegsgefangenen, sondern sie meinten auch in schweren Krankheiten und andern Gefahren nur durch Menschenopfer den Zorn ihrer grausamen Götter versöhnen zu können — und nicht immer waren es Verbrecher, die dabei ein gräßliches Ende fanden.

Von einem Familienleben, wie wir es bei den Deutschen jener Zeit finden, scheint keine Rede gewesen zu sein. Die Männer hatten Gewalt über Leben und Tod nicht nur ihrer Kinder, sondern auch ihrer Frauen. Deren Lage war überhaupt eine recht gedrückte, und sie standen nur in sehr geringer Achtung.

Übrigens fehlte es den Galliern ebenso wenig, wie heute den Franzosen, an liebenswürdigen Eigenschaften. Auch sie zeichneten sich schon durch geistige Regsamkeit und Lebhaftigkeit, durch witzige und geistreiche, freilich auch stark übertriebene und phrasenhafte Reden aus: der gerühmte französische Esprit war schon ihnen eigen. Dabei aber waren sie auch, wie ihre Nachkommen, maßlos eitel, streitsüchtig und vor allem veränderlich in ihren Neigungen. Schnell gaben sie jedem Eindruck nach; Begeisterung und Zorn, Haß und Liebe flammten rasch und mächtig auf — aber ebenso schnell erlosch das Feuer wieder, und den Entschluß, den sie heute faßten, gaben sie vielleicht morgen schon wieder auf.

Von Gestalt waren die Gallier hoch und ansehnlich; sie hatten, wie die Germanen, meist blaue Augen und rötlich blondes oder braunes Haar, das ungeordnet herabhing; auch den Bart ließen sie meist wachsen. Ihre Kleidung bestand hauptsächlich aus einem bis zur Mitte der Schenkel reichenden Ärmelhemd und aus Hosen. Dazu kam eine Art Rock oder Mantel, der am Hals von einer Metallspange zusammengehalten wurde; bei den untersten Klassen des Volkes vertrat wohl auch ein Tierfell seine Stelle. Das Hauptnahrungsmittel der Gallier war Schweinefleisch, ihr Hauptgetränk Milch, Bier und Met.

Wie Griechenland selbst in seiner größten Zeit in eine große Anzahl von Teilen und Teilchen gespalten war, wie sich aber um alle diese Teile doch ein gemeinschaftliches Band schlang, wie alle Hellenen eine Sprache redeten, alle zu denselben Göttern empor schauten — so war es auch im Keltenland. Auch hier war, wovon wir unten noch mehr zu sagen haben, von einer nationalen Einigung keine Rede. Aber auch hier herrschte — mit Ausnahme freilich Aquitaniens, wo sich auch sonst große Verschiedenheiten vom übrigen Gallien zeigten — dieselbe Sprache, herrschten dieselben religiösen Anschauungen, und, was noch mehr sagen will, dieselben Priester.

Über die Religion der Kelten sind wir nur mangelhaft unterrichtet; das aber ist klar, daß ihre Anschauungen von den Göttern äußerst roh waren, und wenn Cäsar ihre Hauptgottheiten mit Merkur, Apollo und Mars, mit Juno und Minerva vergleicht, so ist er nur durch ganz geringfügige Ähnlichkeiten dazu verleitet worden: von einer wirklichen Wesensgleichheit war nicht entfernt die Rede; schon daß den gallischen Göttern auch die abscheulichsten Menschenopfer wohlgefällig waren, zeigt das deutlich genug.

Die Priester, die den Namen Druiden führten, bildeten eine förmliche Kaste, und ihr Verband beschränkte sich nicht auf Gallien, sondern umfaßte auch die britischen Inseln mit. An ihrer Spitze stand ein selbstgewähltes Oberhaupt. Die Macht der Druiden war außerordentlich groß; sie waren die Wissenden im Volke, und ihre Kenntnisse, die sie in den Priesterschulen, den einzigen, die es gab, in Tausenden von Versen von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten, erstreckten sich nicht nur auf religiöse Angelegenheiten, sondern auch auf viele andere, auch praktische Dinge; sie waren Astronomen, Ärzte, Sittenlehrer, Staatsmänner und auch Richter; sie bestimmten

nicht nur die Strafe bei Verbrechen, sondern entschieden auch in privatrechtlichen Fällen, so bei Erbschafts- und Grenzstreitigkeiten, und wehe jedem, mochte es ein einzelner oder ein ganzer Stamm sein, der ihrem Gebote den Gehorsam versagte! Die Druiden hatten die Befugnis, ihn aus der religiösen und damit auch aus der bürgerlichen Gemeinschaft auszuschließen, also modern gesprochen, Bann und Acht über ihn zu verhängen. Wie das bei der Stellung der Druiden natürlich ist, besaßen sie auch recht ansehnliche Vorrechte; vor allem waren sie von allen Abgaben frei und brauchten auch nicht mit in den Krieg zu ziehen. Aber gleich den streitbaren deutschen Bischöfen früherer Zeiten scheuten auch die keltischen Druiden unter Umständen den Kampf nicht. Wie die Wahl eines Papstes oft große Schwierigkeiten macht, so konnten sich die Druiden oft nicht darüber einigen, wer Oberdruide werden sollte, und in solchen Fällen entschied wohl der Zweikampf.

Der Sinn der Gallier war sehr kriegerisch. Pleraque Gallia, sagte schon lange vor Cäsar der alte Cato, duas res industriosissime persequitur: rem militarem et argute loqui. Von dem letzteren, dem gallischen Esprit, haben wir schon gesprochen; hier kommen wir zu einer zweiten Eigenschaft, die für unsere Nachbarn im Westen noch heute so bezeichnend ist, wie für ihre Vorfahren: auf ihre Ruhmsucht, auf die gewaltige Wertschätzung der gloire. Die Gallier hielten sich, wie heute die Franzosen, für das ruhmreichste, tapferste Volk auf Erden. Und gewiß kann man ihnen stürmischen Kampfesmut nicht absprechen. Am tüchtigsten war ihre Reiterei, und zu Roß zu kämpfen galt allein des Adels für würdig. Dagegen war das Fußvolk, dessen Waffe damals neben dem zweischneidigen Schwert die lange Stoßlanze war, den römischen Legionen nicht entfernt gewachsen. Zwar hat das tapfre Drauflosgehen der Gallier den Römern oft genug große Gefahr gebracht, aber wenn dann der Angriff mißlang, verloren sie ebenso schnell wieder den Mut; zäher Widerstand auch in bedrängter Lage war nicht ihre Sache, und auch von einer eigentlichen Heeres-Organisation, von militärischer Disziplin und Unterordnung, von einem regelrechten Lagerbau und einem planmäßig durchgeführten Angriff auf feindliche Verschanzungen war bei Beginn des Krieges keine Rede: erst während der Kämpfe mit Cäsar haben sie manches von den Römern gelernt.

Das Königtum war in den meisten Staaten schon dem Adel

erlegen. Eine Art Senat oder Gemeinderat führte die Regierung, und an seiner Spitze stand, mit der höchsten ausübenden Gewalt bekleidet, ein wohl meist auf ein Jahr ernannter Beamter, den Cäsar meist als princeps (Gaufürsten, Häuptling) bezeichnet und der wenigstens in einer Anzahl von Staaten, vor allem bei den Häduern, den Namen Vergobretus führte. Der Adel herrschte nicht nur in politischer Beziehung, sondern hatte das niedere Volk in jeder Weise immer mehr von sich abhängig gemacht und es allmählich in einen Zustand versetzt, den man mit Recht als halbe Leibeigenschaft bezeichnen kann. Der Druck, den der Adel, gestützt auf seine weit ausgedehnten Besitzungen und auf die Scharen seiner reisigen Knechte, ausübte, war so gewaltig, so unerträglich, daß das Volk, das früher, als noch Könige geherrscht hatten, viel besser gestellt gewesen war, leidenschaftlich danach begehrte, das Joch abzuschütteln, und daß bald hier, bald da ein ehrgeiziger Mann aus den Kreisen des Adels selbst diese Stimmung benutzte und mit Hilfe des niederen Volks sich zum Alleinherrscher zu machen suchte. Solchen Bestrebungen gegenüber hielten natürlich die Adligen der verschiedenen Landschaften, so wenig sie sonst im Interesse des Vaterlandes an eine Einigung dachten, immer zusammen. Die geschilderten Verhältnisse gemahnen uns an die Zustände, die in Frankreich vor Ausbruch der großen Revolution herrschten: auch da war alle Macht in den Händen des Adels und der Geistlichkeit, und das Volk wurde furchtbar gedrückt.

Daß Gallien kein in sich geeinigtes, fest zusammengeschlossenes Ganzes bildete, ist bereits erwähnt. Die schlimmen Eigenschaften der Kelten — ihr wetterwendischer Sinn, ihr Mangel an kluger und klarer Überlegung, ihre Eitelkeit und Rachsucht, ihre Abneigung gegen straffe Zucht und Ordnung — erklären völlig die geschichtliche Thatsache, daß sie „alle Staaten erschüttert und keinen gegründet haben" (Mommsen). Die traurige Zersplitterung ist es hier, wie in Griechenland, gewesen, die vor allem den Verlust der Freiheit herbeigeführt hat. Cäsar fand in Gallien ein förmliches Gewirr von Staaten der verschiedensten Größe vor, die dann vielfach wieder in Unterteile zerfielen; nahe an hundert nennt er uns, und andre Schriftsteller sprechen, wohl indem sie die einzelnen Teile als besondere Staaten betrachten, sogar von mehreren Hunderten. Vermöchten wir eine Karte des voreäsarischen Gallien mit genauer Angabe der Grenzen der einzelnen selbständi-

gen Länder und Ländchen zu zeichnen, die im Durchschnitt etwa die Größe der Rheinpfalz oder des Großherzogtums Oldenburg hatten, von denen aber viele gewiß unsre kleinsten deutschen Staaten an Ausdehnung nicht übertrafen — sie würde so buntscheckig und lächerlich aussehen, wie eine Karte des heiligen römischen Reichs deutscher Nation in der letzten ruhmlosen Zeit seines Bestehens. Zwar an Versuchen, in Gallien wenigstens eine Art von Einigung herbeizuführen, hat es so wenig gefehlt, wie in Griechenland. Es gab eine kleine Anzahl von ziemlich mächtigen Staaten, denen es nicht schwer wurde, sich allmählich einen Nachbarstamm nach dem andern anzugliedern. An der Spitze der Bünde, die so entstanden, finden wir im Innern Galliens vor allem die Arverner und Sequaner einerseits und die Häduer andrerseits; auch unter den belgischen Stämmen können wir einen engeren Zusammenhang wahrnehmen, und endlich stoßen wir im nordwestlichen Gallien, in der heutigen Normandie und Bretagne, auf eine Art Verbindung der sogenannten aremorikanischen Staaten. Aber wenn auch diese Bünde gemeinsame Versammlungen hatten und wenn auch im Krieg ein Bundesfeldherr gewählt wurde, so war doch von einem wirklich festen Zusammenhalt keine Rede. Und da stets zu gleicher Zeit mehrere solcher Vereinigungen bestanden, die sich einander aufs bitterste befehdeten, so haben sie, anstatt die Nation allmählich zur Einigung vorzubereiten und zu drängen, gerade im umgekehrten Sinne gewirkt. Denn der unselige Zwiespalt, der ganz Gallien zerklüftete und nicht nur die Staaten und Staatenbünde voneinander trennte, sondern auch innerhalb der Staaten wieder hervortrat und selbst die Familien oft genug spaltete, führte dazu, daß die Fremden, die Deutschen sowohl wie die Römer, ins Land gerufen wurden, und hörte selbst nicht auf, als die Gefahr für die Freiheit Galliens immer mehr wuchs. Wohl regte sich da in den Seelen wackrer Männer immer wieder der Wunsch, die ganze Nation wenigstens für kurze Zeit zum Kampf für Freiheit und Vaterland zu einigen — aber als dieses Sehnen endlich der Verwirklichung nahe kam, da war es zu spät, und eine Rettung war nicht mehr möglich.

So sah es bei den Galliern aus, als Cäsar ihr Land zuerst betrat.

2. Cäsar, seine Absichten mit Gallien und sein Heer.

a) Cäsars Vergangenheit.

C. Julius Cäsar war im Jahre 100, im Quinctilis, dem Monat, der dann von ihm den Namen Julius bekam, geboren. Obwohl er einem alten, vornehmen Geschlecht entsprossen war, das seine Abstammung bis auf Äneas und Venus zurückführte, zeigte der junge Cäsar doch sehr bald, daß er nicht daran dachte, ein Vorkämpfer der Rechte und Ansprüche der Nobilität zu werden. Erst 17 Jahre alt, schloß er seinen ersten Ehebund mit Cornelia, der Tochter des Cinna, der in den wilden Kämpfen zwischen Adels- und Volkspartei neben Marius der anerkannte Führer der Demokraten gewesen war. In demselben Jahre noch kehrte der gefürchtete Sulla, das Haupt der Nobilität, mit dem Siegeslorbeer geschmückt, aus dem ersten Mithridatischen Kriege heim. Er stellte an den jung vermählten Cäsar die Forderung, sich von seiner Gemahlin sogleich wieder zu trennen. Der aber wagte es, dem Mächtigen zu trotzen: lieber verließ er Rom und streifte landesflüchtig lange Zeit umher. Nur weil angesehene Verwandte für ihn eintraten, blieb er vor der Ächtung bewahrt und erhielt sogar die Erlaubnis zur Rückkehr.[1]) Doch machte er zunächst keinen Gebrauch davon; er zog es vor, an verschiedenen Kriegszügen in Kleinasien teilzunehmen, und schon damals hat er sich die Bürgerkrone aus Eichenlaub erworben, die für Rettung eines römischen Bürgers in der Schlacht verliehen ward. Nach Sullas Tod (78) kehrte er heim. Von den inneren Kämpfen, die jetzt abermals in Rom entbrannten, hielt er sich fern, wußte aber auf andere Weise die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, besonders dadurch, daß er kühn einige der angesehensten Mitglieder der aristokratischen Partei wegen schamloser Erpressungen vor Gericht zog. Bald aber verließ er Rom wieder und ging zunächst nach Rhodos, um sich dort noch weiter zum Redner auszubilden. Als aber die Kunde dorthin drang (74), daß Mithridates, der gefürchtete König des großen pontischen Reichs, wieder zum Schwert gegriffen habe, und als infolgedessen auch in Kleinasien ein Aufstand ausbrach, da eilte der junge Held sogleich

[1]) Bekannt ist der Ausspruch, den Sulla damals warnend that: in dem Cäsar stecke mehr als ein Marius (Caesari multos Marios inesse).

wieder zu den Waffen und warf sich mit einer Schar Freiwilliger den Aufständischen entgegen; und wenn er auch nicht viel ausrichten konnte, so zog er doch abermals durch die Kühnheit und Unerschrockenheit, die er überall bewies, die Aufmerksamkeit des Volks auf sich. Die nächsten Jahre verlebte er dann wieder in Rom.

Es war damals die Zeit, wo Pompejus' Gestirn immer heller zu erstrahlen begann, wo sich in dem ehrgeizigen Manne immer lebhafter der Wunsch nach größerer Macht, ja nach der Alleinherrschaft regte. Zusammen mit dem reichen Crassus erhielt er durch die Gunst des Volks, dem er sich immer mehr zuwandte, das Konsulat für das Jahr 70. Damals trat ihm Cäsar zum ersten Male nahe. Was konnte er, der im Vergleich zu dem großen Pompejus noch so gar nichts war, auch Besseres thun, als sich im Bunde mit ihm weiter empor zu arbeiten? Die Zeit würde schon kommen, das hoffte, das wußte er, wo er jenen in den Schatten stellen würde. Einstweilen fuhr er fort, sich als Mann des Volks zu erweisen, und wußte die Gunst, die er bei ihm besaß, auf alle mögliche Weise zu steigern, nicht zum mindesten durch die fürstliche Freigebigkeit, die er in jeder Beziehung bewies, völlig unbekümmert darum, daß er eine ungeheure Schuldenlast auf sich lud. Der Erfolg blieb nicht aus: als im Jahre 63 der Liebling des Volks sich um das höchste römische Priesteramt, um die Würde des pontifex maximus, bewarb, wurde er gewählt, obwohl zwei der angesehensten Mitglieder der Aristokratie seine Nebenbuhler waren. Dem Bunde mit Pompejus blieb er treu und trat mit Eifer für die Gesetzesvorschläge ein, durch die der weitberühmte Feldherr erst im Seeräuberkrieg und dann im erneuten Kampf gegen Mithridates den unumschränkten Oberbefehl erhielt. An der bekannten Verschwörung des Catilina, die gerade während der Zeit der Abwesenheit des Pompejus den römischen Staat in große Gefahr brachte, scheint er nicht unbeteiligt gewesen zu sein: er mochte damals hoffen, durch den völligen Umsturz der bestehenden Verhältnisse selbst schnell emporzukommen. Indes war er vorsichtig genug, sich nicht allzuweit mit den Übelthätern einzulassen, und so wurde er nicht in ihr Schicksal verwickelt; ja er erhielt sogar fürs Jahr 62 die Prätur.

Pompejus kehrte zurück, mit Ruhm und Ehren reich beladen, und es schien ihm freizustehen, sich zum Herrscher Roms zu machen. Aber ihm fehlte der kühne Wagemut, zu ergreifen, was das

Schicksal ihm bot: bei der Landung in Italien entließ er sein Heer und gab damit seine Macht aus der Hand. Und so konnte denn Cäsar (61) ruhig die Stadt verlassen, um in Spanien seine Proprätur anzutreten. Auf der Reise dorthin war es, wo er das bekannte Wort gesprochen haben soll, das sein Wesen und sein Streben glücklich bezeichnet, wenn es auch nicht historisch sein mag: er wolle lieber in einem Alpendorf der erste, als in Rom der zweite sein. Während der Zeit seiner Amtsführung bewährte er sich in jeder Beziehung, in der friedlichen Verwaltung der Provinz sowohl, wie im Kampf gegen die noch nicht unterworfenen Völkerschaften im Westen und Nordwesten der Halbinsel, als ein tüchtiger Statthalter. Doch wußte er auch seinen eigenen Vorteil wahrzunehmen, und es gelang ihm, die Mittel zu gewinnen, um seine gewaltige Schuldenlast zu tilgen.

Mit seiner Rückkehr nach Rom beginnt seine große Zeit. Hatte er sich bisher noch immer zurückgehalten und sich scheinbar damit begnügt, den Pompejus zu unterstützen, so zeigte sich nun gar bald, daß ihn nach Höherem verlangte. Schon trat er nun als gleichberechtigt neben Pompejus auf, der seine Unterstützung jetzt notwendig brauchte, um nicht allen Einfluß zu verlieren. Beide schlossen im Jahre 60 mit Crassus den berühmten, zunächst noch geheim gehaltenen Bund „der Klugheit mit dem Ruhm und dem Reichtum", den man das erste Triumvirat zu nennen pflegt. Die „Klugheit" — Cäsar — zog aus ihm weitaus den größten Vorteil. Er wurde zusammen mit dem gänzlich unbedeutenden M. Calpurnius Bibulus fürs Jahr 59 zum Konsul gewählt und wußte auch diese Stellung wieder trefflich auszunutzen, um ungeachtet alles Widerstands seiner aristokratischen Gegner immer größere Macht und größeres Ansehen zu gewinnen. Nach Ablauf seines Konsulats wünschte er die Statthalterschaft einer Provinz zu erhalten, deren Verwaltung es ihm ermöglichen sollte, sich eine so machtvolle Stellung zu schaffen, wie sie einst Pompejus — freilich ohne sie auszunutzen — gehabt hatte. Der Senat suchte das um jeden Preis zu verhüten; aber was er dem Cäsar weigerte, das bewilligte ohne Zögern das Volk seinem Liebling: es übertrug ihm gegen alles Herkommen Gallia cisalpina und Illyrien samt dem Oberbefehl über die drei dort stehenden Legionen auf die Dauer von fünf Jahren. Und nun faßte merkwürdigerweise der Senat auf des Pompejus Antrag den Beschluß, dem Verhaßten

auch noch die narbonensische Provinz zugleich mit dem Oberbefehl über die Legion, die dort lag, zu überlassen. Er that es wohl nur deshalb, weil er fürchten mußte, daß Cäsar sonst auch das noch mit Hilfe des Volks durchsetzen möchte. Im März des Jahres 58 ging der Prokonsul nach Gallien ab.

b) Cäsars Absichten mit Gallien.

Was Cäsar beabsichtigte, als er sich Gallien als Provinz zusprechen ließ, welche Pläne er in seinem Innern bewegte, als er das Kommando seiner Legionen übernahm — darüber würden wir in seinem Buche vom Gallischen Krieg ganz vergeblich eine Andeutung suchen. Er thut ganz so, als sei er lediglich durch die Verhältnisse, durch die Sorge für die römischen Grenzen, durch die Rücksicht auf das Wohl und die Ehre des Vaterlands dazu bewogen worden, die Waffen hinüber zu tragen in das Land der freien Kelten. Und doch ist es unzweifelhaft, daß er — wie wir dies oben schon angedeutet haben — von Anfang an die bestimmte Absicht hatte, an ganz andre Dinge seine beste Kraft zu setzen, als an die friedliche Verwaltung von Landstrichen, die schon unterworfen waren: von vornherein war er entschlossen, das freie Gallien Rom unterthänig zu machen. Das freilich ist nicht zu leugnen, daß gerade bei dieser Provinz auch die Verhältnisse selbst zu einem kriegerischen Vorgehen drängten. Noch immer waren die Kelten gefürchtete Feinde, und wenn sie nach dem narbonensischen Gallien eindrangen, so war die Gefahr nicht gering; denn diese Provinz war noch keineswegs ganz fest an Rom gekettet, und vor kurzem erst, im Jahre 61, hatte ja bei den Allobrogern ein Aufstand unterdrückt werden müssen. Und gerade damals, als Cäsar seine Provinz übernahm, hatten die Römer wieder besondern Grund zur Sorge; denn die gewaltigen Scharen der keltischen Helvetier rüsteten sich, ihre schweizerische Heimat zu verlassen und ins Innere Galliens einzudringen; auch der römischen Provinz konnten leicht Verwicklungen daraus entstehen. Was war also natürlicher, als daß Cäsar darauf ausging, der ewig drohenden Gefahr dadurch ein Ende zu machen, daß er ins Gebiet der noch freien Gallier eindrang, um auch sie unters römische Joch zu zwingen? Sollte das aber geschehen, so war jetzt nicht nur die beste Gelegenheit, sondern auch die höchste Zeit dazu. Denn schon hatte sich ein gefährlicher Nebenbuhler in Gallien eingefunden. Das Schicksal

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

der Kimbern und Teutonen war für die übrigen Germanen keine Warnung gewesen. Schon längst hatten sich links des Rheins eine Anzahl germanischer Völkerschaften niedergelassen, und nun waren, geführt von dem suebischen Heerkönig Ariovist, ums Jahr 71 aus dem südwestlichen Deutschland neue Massen weit hinein nach Gallien vorgedrungen, deren Kern aus Sueben und Markomannen bestand. Die Uneinigkeit der Gallier selbst hatte sie ins Land gerufen; immer neue Scharen strömten über den Rhein nach, und im Jahre 58 klagten die Gallier dem Cäsar, daß ihrer 120 000 im Lande seien. Sie waren zuerst gekommen, um den Arvernern und Sequanern auf ihre Bitten gegen die Häduer beizustehen, aber bald hatten nicht nur diese, die wiederholt von ihnen geschlagen wurden, sondern auch die Sequaner selbst aufs bitterste unter ihnen zu leiden, und für ganz Gallien bildeten sie eine große Gefahr. Daß die Germanen das Land nicht freiwillig wieder verlassen würden, war klar. Wenn sie es aber ganz eroberten, dann bekam Rom unruhige, sehr gefährliche Nachbarn, und es war anzunehmen, daß sie an den Grenzen des römischen Gebiets nicht Halt machen, sondern mit dem ganzen Übermut eines jugendkräftigen Stammes auch in Italien einzufallen versuchen würden. Die Zeit, wo Rom vor den Kimbern und Teutonen gezittert hatte, konnte dann wiederkehren. Wenn Cäsar also jetzt in Gallien schnell eingriff, so schützte er den Staat nicht nur vor den Galliern, sondern auch vor den noch gefährlicheren Germanen.

Soweit lagen Cäsars Pläne, wenn sie auch mit den Absichten des Senats keineswegs übereinstimmten, doch durchaus im Interesse des Staats. Aber er hatte, wie immer, auch seinen eignen Vorteil im Auge. Die Eroberung von Gallien und die Beseitigung der germanischen Gefahr — beides war ihm nicht nur Zweck, sondern auch Mittel. In seiner kühnen Seele stand gewiß schon damals der Entschluß fest, sich einst zum Herrn Roms zu machen. Die Art, wie er dies Ziel erreichen wollte, mochte ihm noch nicht klar sein: aber herrschen wollte er, seinem Willen sollte der ganze gewaltige Staat dienen. Nicht umsonst dachte er ihn größer und mächtiger zu machen: er selbst wollte in ihm der Größte, der Mächtigste sein. Von bescheidenen Anfängen aus war er schon weit vorgeschritten, und der Name Cäsar hatte schon einen vollen Klang. Auch als Feldherr hatte er sich schon rühmlich hervor-

gethan, und in Spanien hatten ihm seine Truppen den Imperatortitel gegeben. Aber noch fehlte ihm der Ruhm, Thaten vollbracht zu haben, die die Seele des ganzen Volks mit Bewunderung erfüllten. Im Kampfe mit Galliern und Germanen bot sich dazu eine treffliche Gelegenheit. Wenn er die Gallier niederzwang, vor denen Rom wiederholt gezittert hatte, wenn er die Germanen über den Rhein zurücktrieb, die erst vor einem halben Jahrhundert Italien bedroht hatten, wenn er ganz Gallien eroberte — so hatte er mehr gethan, als Pompejus. Wie würde ihm das Volk zujubeln, wenn er dann, mit dem gallischen und germanischen Lorbeer geschmückt, im goldprangenden Wagen des Triumphators hinauffuhr zum Kapitol!

Und er war fest entschlossen, nicht so zu handeln, wie einst sein Nebenbuhler, der, wie erwähnt, bei seiner Heimkehr vom Mithridatischen Krieg freiwillig seine Macht aus der Hand gegegeben hatte. Vielmehr sollten seine Truppen ihm dazu dienen, das Höchste zu erreichen. Und so hatte er denn wohl von Anfang an die Absicht, die Kämpfe, denen er entgegenging, auch dazu zu benutzen, sich ein treu ergebenes, erprobtes Heer zu schaffen, das an ihm hing, mit ihm Not und Gefahr teilte und von ihm geführt auch davor nicht zurückscheute, den Bürgerkrieg ins Vaterland zu tragen und die Verfassung umzustürzen.

c) Cäsars Heer; Cäsar als Feldherr.

Als Cäsar nach seiner Provinz abging, hatte er nur vier Legionen, von denen jede etwa vier- bis höchstens sechstausend Mann stark sein mochte. Zu dem gewaltigen Werk, das er durchführen wollte, genügten diese Truppen natürlich nicht, und so hat er denn, ohne erst eine Vollmacht des Senats einzuholen, sein Heer allmählich immer mehr verstärkt, und schließlich stand er an der Spitze von nicht weniger als elf Legionen. Zu diesen schwerbewaffneten römischen Truppen, die mit Schwert und Wurfspieß, mit Helm, Schild, Panzer und Beinschienen ausgerüstet waren, kamen dann Hilfsvölker aus den befreundeten oder während des Kriegs unterworfenen gallischen Landschaften, die nach ihrer Sitte gewaffnet waren, ferner numidische und kretische Bogenschützen und balearische Schleuderer. Römische Reiterei fehlte dem Cäsar ganz: die Berittenen, die wir bei ihm finden, sind in der Hauptsache

Gallier, doch werden auch spanische und später auch germanische Reiter erwähnt.

An der Spitze der einzelnen Legionen standen Legaten, Männer senatorischen Rangs, die meist schon die Prätur verwaltet hatten. Dagegen traten die tribuni militum, deren jede Legion sechs besaß und die bis auf Cäsar miteinander abwechselnd das Kommando der Legionen geführt hatten, bei ihm ganz zurück, und mit gutem Grund, denn die Tribunen waren meist junge und ganz unerfahrene Leute aus dem Ritterstand, die schon nach kurzer Dienstzeit in der sogenannten cohors praetoria, wo sie auch nicht viel lernten, in ihre Stellen befördert wurden.

Viel wichtiger als sie waren die Centurionen, die vom Feldherrn ernannt wurden und deren jede Legion sechzig hatte. Sie gingen aus denselben Kreisen der Bevölkerung hervor und standen auf derselben Bildungsstufe, wie die gemeinen Soldaten, und dienten natürlich von der Pike auf. Aber das Ansehen und der Einfluß tüchtiger, im Dienst ergrauter Centurionen war außerordentlich groß. In Cäsars Heere haben so manche unter ihnen Thaten vollbracht, die der höchsten Bewunderung würdig sind, und nicht zum mindesten die Centurionen haben dafür gesorgt, den Legionen den kriegerischen Geist einzuflößen, der sie beseelte. Es waren wirklich Truppen, die ihresgleichen suchten. Nur ein einziges Mal — wir werden noch davon hören — als sie zum ersten Waffentanze mit den gefürchteten Germanen schreiten sollten, schlich sich blasse Furcht ins Herz der Leute, und sie machten Miene, den Gehorsam zu versagen. Aber Cäsar wußte sie schnell zur Pflicht zurückzubringen, und nie wieder kam dann etwas Ähnliches vor. Immer enger wurde das Band, das Feldherrn und Soldaten verknüpfte, immer besser der Geist, der die Truppen beseelte. Wenn der hagere Mann mit dem blassen Gesichte durch die Reihen sprengte und mit blitzenden Augen, aus denen das Feuer strahlte, das in seiner Seele glühte, die Leute aufrief zu tapfrem Streit — da schwand das Bangen aus jeder Seele, und mit blindem Vertrauen folgten alle dem bewunderten Feldherrn zum Kampf und zum Sieg. Auch auf die neuen Legionen, die herangezogen wurden, ging der Geist, der in den alten Truppen lebte, bald über, und sie wetteiferten mit diesen in jeder soldatischen Tugend. Auch einen vielfach überlegenen Feind scheuten die Leute

nicht, und wenn auch schwere Gefahren sie bedrängten, sie wußten doch, daß sie unter diesem Führer, dem das sonst so launische Glück immer hold blieb, siegen mußten. Und nicht nur im Kampfe zeigten sie ihre Tüchtigkeit; vielleicht mehr noch beweist, was sie vermochten, ihre unermüdliche Thätigkeit und Geschicklichkeit bei Schanzarbeiten aller Art, bei Brücken- und Schiffsbauten, ihre unvergleichliche Ausdauer bei den langwierigsten und gefährlichsten Belagerungen und auf schier endlosen Märschen. Was Schiller von Wallensteins Heer sagt, könnte man auch auf das Cäsars anwenden:

„Der Geist, der im Corps thut leben,
Reißet gewaltig, wie Windesweben,
Auch den untersten Reiter mit."

So wenig wir Cäsar, wie es so manche thun, förmlich vergöttern, so wenig wir seine großen Fehler verkennen: den Ruhm, daß er, von anderm abgesehen, auch einer der größten Heerführer aller Zeiten war, müssen wir ihm lassen. Keine von den großen Eigenschaften, die den Feldherrn machen, fehlte ihm: stets übersah er mit klarem, scharfem Blick die Lage, die er beherrschen sollte; keine Sorge, keine Gefahr trübte sein Auge; schnell ordnete er an, was die Umstände erheischten, und mit bewundernswerter Schnelligkeit legte er mit seinen Truppen die größten Entfernungen zurück. Nie versagte seine Thatkraft, seine Geistesgegenwart. Er selbst schonte sich nicht; wenn es nötig war, eilte er mitten hinein ins dichteste Kampfgewühl, und mächtig wirkte dann das Beispiel des Feldherrn auf die Soldaten. Rastlos arbeitete sein Geist, und sein fester Körper ertrug willig alle Beschwerden. Immer wußte er den besten Rat; auch eine Niederlage beugte ihn nicht, und schließlich überwand er die Feinde doch und zwang sie unter seinen starken Willen. Freilich verschmähte er auch häßliche Mittel nicht immer, um zum Ziele zu kommen, und er konnte furchtbar hart und grausam sein.

3. Die Eroberung Galliens.

a) Zurückweisung der Helvetier und des Ariovist; Mittelgallien in Abhängigkeit von Rom.

Buch I. (58 vor Chr.)

Cäsar fand, als er seine Provinz übernahm, sogleich den gewünschten Anlaß, ins freie Gallien einzudringen. Die keltischen Helvetier im Nordwesten und Westen der heutigen Schweiz waren gerade damals, wie bereits erwähnt, im Begriff, ihr Land zu verlassen, um sich weiter nach Sonnenuntergang neue Wohnsitze zu suchen. Dem kriegerischen Volke war die Heimat zu eng geworden, und die Wanderlust regte sich, die in jenen Jahrhunderten so viele Volksstämme in unbekannte Weiten trieb. Seit Jahren hatten sie ihre Vorbereitungen getroffen; nun brachen sie auf. Um sich selbst jede Aussicht auf die Heimkehr abzuschneiden, brannten sie alle ihre Städte, Dörfer und Gehöfte nieder und vernichteten alle Getreidevorräte, die sie nicht mitnehmen wollten. Ihrem Beispiel folgten ihre Nachbarn, die keltischen Rauraker, die zu beiden Seiten des Baseler Rheinknies, und die germanischen Tulinger und Latobriger, die weiter nordöstlich wohnten. Auch eine Abteilung der keltischen Bojer schloß sich den Wanderlustigen an. Am 24. März des Jahres 58 sammelten sich die Scharen am rechten Rheinufer in der Gegend von Genava (dem heutigen Genf), um von dort aus den Zug nach dem Westen anzutreten. Ihr Ziel war das fruchtbare Gebiet der Santonen am Atlantischen Ozean. Da die Pässe des Jura-Gebirges bei einer so großen Menschenmenge nicht in Betracht kamen, so hatten sie nur zwischen zwei Wegen die Wahl; der eine, nördliche, war sehr eng und schmal, und darum beschlossen sie, den andern zu wählen, der nahe bei Genf die Rhône kreuzte. Dieser Weg bot, da der Fluß, abgesehen von einer Brücke nahe bei Genf, auch auf mehreren Furten leicht zu durchschreiten war, keine Schwierigkeiten. Aber er führte durch das Gebiet der Allobroger, also durch die römische Provinz. Darüber machten sich die Helvetier nun zunächst weiter keine Sorgen. Aber sie hatten nicht mit Cäsar gerechnet. Der dachte natürlich gar nicht daran, ihnen den Durchzug zu gestatten. Die Gründe, die er selbst dafür angiebt (I, 7), sind nicht die wahren: er wollte den Auszug der Helvetier überhaupt verhindern, weil er zu seinen Absichten nicht paßte. Denn wenn jene

sich in Gallien niederließen, so erwuchsen seinen eigenen Eroberungs- Buch I. (58 vor Chr.)
plänen neue Schwierigkeiten. Schnell verließ er Rom, und nach
acht Tagen erschien er in Genf. Da er hier zunächst nur eine
einzige Legion — es war die zehnte — zur Verfügung hatte,
während die drei andern (die siebente, achte und neunte) noch
südlich der Alpen bei Aquileja im Winterlager standen, ordnete
er sofort die Aushebung einer möglichst großen Anzahl von Sol-
daten in der narbonensischen Provinz an und ließ die erwähnte
Brücke bei Genf abbrechen. Da sandten die Helvetier Boten zu
ihm, und indem sie um die Erlaubnis zum Durchzug durch die
Provinz baten, versicherten sie ihm, sie würden sich nicht den ge-
ringsten Übergriff gestatten. Das machte nun zwar auf Cäsar
gar keinen Eindruck, aber da er vorderhand noch nicht hinreichend
gerüstet war, um die zahlreichen Scharen im Notfall mit Gewalt
am Überschreiten der Grenze zu hindern, so antwortete er den
Gesandten, er wolle sich die Sache überlegen; sie möchten am
9. April wiederkommen. Vermutlich hat er ihnen dabei, um sie
desto sicherer hinzuhalten, in trügerischer Weise Hoffnungen gemacht,
die er nie zu erfüllen gedachte. Die Frist, die er so hinterlistig
gewonnen hatte, nutzte er schnell aus, indem er auf der ganzen
Strecke, wo ein Übertreten der Helvetier auf das allobrogische Gebiet
möglich war, am linken Rhône-Ufer eine 28 Kilometer lange
Verschanzung anlegen ließ, die er, da in der Zwischenzeit auch die
angeordneten Aushebungen vollzogen waren, mit einer völlig ge-
nügenden Truppenzahl zu verteidigen imstande war. Als nun die
Helvetier wieder kamen, sich endgültigen Bescheid zu holen, wies
Cäsar sie ab, und als sie daraufhin mit Gewalt durchzubrechen
versuchten, wußten die Römer alle ihre Anstrengungen ohne große
Mühe zu vereiteln.

Nun mußten sie also doch den schwierigen Weg wählen, der
weiter nördlich zwischen dem Juragebirge und dem rechten Rhône-
ufer ins Gebiet der Sequaner führte. Von diesen erhielten sie
auch wirklich durch Vermittlung des einflußreichen Häduers Dum-
norix die Erlaubnis dazu. Das ging nun Cäsar gar nichts an,
und er hatte kein Recht, ihnen auch bei diesem Plane hindernd
in den Weg zu treten. Trotzdem that er es, und an einem Vor-
wand, der sein Verfahren rechtfertigen sollte, fehlte es ihm natürlich
nicht. Es wäre, erzählt er uns, für die römische Provinz doch
sehr nachteilig gewesen, wenn nahe der Grenze sich ein so kriegs-

Buch I. (58 vor Chr.)

lustiges und gefährliches Volk niedergelassen hätte. Mit gewohnter Thatkraft handelte er. Er wußte, daß der schwerfällige Zug der Helvetier — sie hatten auf drei Monate Lebensmittel mitgenommen, und Tausende von Wagen folgten ihnen — sich nur langsam vorwärts bewegen konnte. So hatte er Zeit, neue Streitkräfte zu sammeln. Er selbst eilte nach Oberitalien, hob dort zwei neue Legionen, die elfte und zwölfte, aus und führte sie und die drei anderen, die noch bei Aquileja gestanden hatten, durch die Alpen, wo ihn Gebirgsvölker vergebens aufzuhalten suchten, nach dem Lande der Allobroger. Dann eilte er, die Grenze des römischen Gebiets überschreitend, den Helvetiern nach.

Inzwischen waren ungefähr zwei Monate verstrichen. Trotzdem waren die Auswanderer noch nicht weiter gekommen, als bis zum Ararfluß (Saône). Schon seit zwanzig Tagen waren sie damit beschäftigt, ihre schwerfälligen Scharen — wohl einige Stunden nördlich von Lugdunum (Lyon) — über den Fluß zu setzen, als Cäsar in ihrem Rücken eintraf. Die Gelegenheit war günstig. Und nun wandten sich die Häduer, die sich eng an die Römer angeschlossen hatten und schon längst ihre „Brüder und Bundesgenossen" waren, Hilfe flehend an ihn und beschworen ihn, sie vor den Gewaltthaten der Eindringlinge zu schützen. Auch von andern Seiten liefen Klagen ein. Sofort griff Cäsar ein, ohne sich erst auf irgend welche Verhandlungen oder Erklärungen einzulassen. Denn die Zeit drängte. Der größte Teil der wandernden Scharen war bereits auf Kähnen und Flößen über den Strom gegangen, und nur der Gau der Tiguriner, der ungefähr ein Viertel der Helvetier ausmachte, stand noch auf dem linken Ufer. Gerade sie hatten einst im Jahre 107, zur Zeit der Kimbern- und Teutonenkämpfe, den Römern eine schimpfliche Niederlage beigebracht. In stiller Sommernacht — es war im Juni — beschloß er sie anzugreifen. Bald nach Mitternacht rückte er mit drei Legionen aus, überfiel die nichts Ahnenden und machte sie zum größten Teil nieder. Nur ein kümmerlicher Rest entrann und suchte in den Wäldern Schutz vor dem Schwerte der Römer. Das war die erste Waffenthat Cäsars in Gallien — wenn von einer That hier die Rede sein kann. Besonders rühmlich war sie nicht. Denn er hatte seinen Sieg zunächst doch dem Umstande zu verdanken, daß er den Feind überfiel, als dieser auf irgend welchen Angriff gar nicht vorbereitet war und nicht vorbereitet

sein konnte. Mit vollem Rechte rief daher der greise Helvetier Divico, der gleich nachher an der Spitze einer Gesandtschaft zu Cäsar geschickt ward, ihm zu, er solle doch ja nicht stolz auf diesen Sieg sein. Ihn hatten die Helvetier mit andern an Cäsar abgesandt, als dieser gleich nach dem Kampf mit seinem Heere auf einer schnell hergestellten Brücke den Fluß überschritten hatte, und zwar an einem einzigen Tag. Diese außerordentliche Schnelligkeit, die so gewaltig abstach von den schwerfälligen Bewegungen der helvetischen Scharen, mochte diesen doch zeigen, wie überlegen die an Zahl allerdings viel schwächeren Römer ihnen in andrer Beziehung waren; und so hatten sie denn beschlossen, sich womöglich in Güte mit Cäsar auseinanderzusetzen. Sie gingen dabei in ihren Anerbietungen ziemlich weit und erklärten, sie wollten es dem römischen Feldherrn überlassen, ihnen Wohnsitze irgendwo in Gallien anzuweisen. Aber sie sparten doch auch Drohungen und Vorwürfe nicht und waren so unklug, den siegreichen Römer selbst an die erwähnte Schlacht des Jahres 107 zu erinnern. Für den Erfolg war das freilich gleichgültig. Denn Cäsar war ja von vornherein entschlossen, die Helvetier aus Gallien wieder zu verdrängen. So stellte er denn Forderungen, auf die sie nicht eingehen konnten, und die Verhandlungen scheiterten.

Schon am nächsten Tage brachen die Helvetier auf und zogen in nordwestlicher Richtung weiter. Für Cäsar war das insofern unangenehm, als er, wenn er ihnen folgte, sich immer weiter von der Provinz entfernen mußte. Trotzdem ließ er nicht von ihnen ab. Und so zogen sie denn Tag für Tag dahin: voran die unabsehbaren Scharen der Helvetier mit der Menge ihrer Wagen, mit Weib und Kind; ihnen nach die Römer, kampfbegierig und beutelustig und doch immer wieder von neuem in ihrer Hoffnung getäuscht, die Gegner auf günstigem Gelände überfallen zu können. An ihrer Spitze war die 4000 Mann starke Reiterei, die den Auftrag hatte, sich an die Fersen der Feinde zu heften und ihre Marschrichtung genau zu beobachten. Ohne Cäsars Willen ließ sie sich eines Tags an einer für sie ungünstigen Stelle mit der allerdings nur 500 Mann starken Reiterei der Feinde, die deren Nachhut bildete, in ein Treffen ein, in dem sie trotz ihrer gewaltigen Überzahl doch nicht ohne Verlust besiegt und zurückgeworfen wurde. Cäsar ersah daraus, wie wenig diese gallische Reiterei — wir wissen ja, daß er römische Reiter nicht

Buch I. (58 vor Chr.)

besaß — taugte: bald genug sollte er noch Schlimmeres erfahren. Von Tag zu Tage ward seine Lage unerfreulicher, denn die Entfernung von der Provinz wuchs immer mehr, und dazu fing das Heer, Menschen wie Tiere, schon an Mangel zu leiden. Zwar hatten die Häduer, die ja seine Hilfe angerufen hatten, ihm versprechen müssen, Nahrungsmittel zu liefern, aber jetzt hielten sie ihn mit leeren Ausflüchten von einem Tage zum andern hin, und bald wußte der Feldherr nicht mehr, wie er die Ansprüche seiner Leute befriedigen sollte. Da berief er die vornehmsten der Häduer, die bei ihm im Lager waren, zu sich, darunter vor allem den angesehenen Druiden Diviciacus, der den Römern sehr ergeben war, und den ebenso gesinnten Liscus, der damals das Amt des Vergobreten bekleidete. Bei ihnen beklagte sich Cäsar aufs bitterste. Und nun teilte ihm denn Liscus mit, daß eine starke römerfeindliche Partei unter den Häduern wider den Willen der Behörden nicht nur die Getreidelieferung verhindere, sondern sogar in geheimer Verbindung mit den Helvetiern stehe; und unter vier Augen nannte er dem Cäsar auch den Namen dessen, der die Seele dieser Bestrebungen war: es war Dumnorix, des Diviciacus ganz anders gearteter Bruder. Der sei, berichtete Liscus, ein sehr begüterter und einflußreicher Mann, und sein Ansehen erstrecke sich weit über die Grenzen des Häduerlandes hinaus. Er unterstütze die Helvetier, aus deren Gebiet seine Gattin stamme, nach Kräften und hoffe sogar, mit ihrer Hilfe die Königswürde bei den Häduern zu erhalten; die Römer aber hasse er, weil durch ihren Einfluß ihm die erste Stelle im Staate entzogen und Diviciacus wieder zu Macht und Ehren gekommen sei. Er sei auch schuld an dem unglücklichen Ausgang des Reitertreffens, den er durch sein Verhalten absichtlich herbeigeführt habe. Cäsar wußte genug; am liebsten wäre er sofort mit aller Entschiedenheit gegen den Beschuldigten eingeschritten, aber durch die Bitten des Diviciacus und vielleicht mehr noch durch die Erwägung, daß strenges Auftreten in Gallien böses Blut machen werde, ließ er sich zur Nachsicht gegen Dumnorix bestimmen und begnügte sich damit, ihn in Gegenwart seines Bruders eindringlich zu verwarnen und ihn für die Zukunft sorgfältig zu überwachen.

Daß in Cäsars Darstellung aller Schatten auf Dumnorix, alles Licht auf Diviciacus fällt, ist nicht zu verwundern. Diviciacus war in Rom kein Fremder; vor nicht gar langer Zeit erst war

Buch I. (58 vor Chr.)

er dort gewesen, um Hilfe gegen die eingewanderten Germanen und die mit ihnen verbündeten Sequaner zu suchen. Ob er schon damals, wie mit andern hervorragenden Römern, auch mit Cäsar in Verbindung getreten ist, wissen wir nicht; jetzt waren die beiden jedenfalls eng verbunden. Und so schildert uns denn Cäsar den Diviciacus als einen Ehrenmann, der an der pflichtmäßigen Treue gegen das befreundete römische Volk unerschütterlich festhält und den die Umtriebe seines Bruders mit tiefem Schmerz erfüllen. Denn der war nach Cäsars Bericht ein ränkesüchtiger, leidenschaftlicher, verräterischer Gesell, der hauptsächlich deshalb die Römer befehdete, weil sie ihm in seinem Streben nach Macht und Herrschaft hinderlich waren, und der darum sogar den eigenen Bruder, der ihn doch so liebevoll zu schonen suchte, zu verderben bestrebt war. — So stellt uns Cäsar die feindlichen Brüder dar. Wir aber dürfen dieses Urteil nicht zu dem unsern machen. Daß Dumnorix keine Lichtgestalt war, daß er auch die Hinterlist nicht verschmähte, dürfen wir dem Römer gewiß ohne weiteres glauben: hat doch auch Arminius, dem wir die Befreiung unsers Vaterlands noch heute danken, Verrat und Trug nicht gescheut. Trotzdem steht Dumnorix wenigstens als Patriot hoch über seinem Bruder, der in seiner Verblendung den Römern die Wege nach Kräften ebnete und sich in der Gunst des Mannes sonnte, der die Freiheit Galliens zu vernichten im Begriffe stand. Dumnorix dagegen wirkte für die Ehre und Unabhängigkeit seines Vaterlandes; er erkannte, daß die Römer nicht, wie sie vorgaben, als Freunde, sondern als Feinde kamen. Und gewiß vor allem deshalb haßte er sie vom Grunde des Herzens: er hatte sein Vaterland zu lieb, als daß er hätte zusehen wollen, wie es zur Beute der herrschsüchtigen Fremdlinge wurde.

Nachdem am Tage nach den Verhandlungen mit den Häduern eine günstige Gelegenheit zu einem überraschenden Angriff auf die Feinde durch die Schuld eines ängstlichen Offiziers, des P. Considius, unbenützt vorübergegangen war, mußte sich Cäsar endlich schweren Herzens entschließen, die weitere Verfolgung der Helvetier aufzugeben, denn er glaubte, die Nähe der reiche Vorräte bergenden Häuerstadt Bibracte, die östlich von seiner Marschrichtung, wahrscheinlich auf dem heutigen Mont Beuvray (westlich von Autun) lag, zu der unbedingt nötigen Verproviantierung benutzen zu müssen. Aber gerade, als seine Hoffnungen zu scheitern schie-

Buch I. (58 vor Chr.)

nen, warf ihm das Glück die reife Frucht in den Schoß. Das ging so zu. Anstatt froh zu sein, daß sie den lästigen Verfolger los waren, folgten die Helvetier nun ihrerseits dem Cäsar und reizten seine Nachhut zum Kampfe. Sogleich traf er da mit großer Umsicht seine Vorbereitungen zur ersehnten Entscheidungsschlacht, die wahrscheinlich südlich von Bibracte stattfand. Die Streitkräfte waren wohl annähernd gleich. Denn zu den sechs Legionen, über die Cäsar jetzt verfügte, und von denen zwei, die die Reserve bildeten, allerdings nicht in den Kampf eingriffen, kamen noch 4000 Reiter und etwa 2000 Mann andrer Hilfstruppen, so daß ihm im ganzen etwa 60 000 Streiter zu Gebote standen. Nur wenig mehr können die Helvetier gehabt haben. Kurz nach Mittag — es war ungefähr Ende Juni 58 — gingen sie zum Angriff gegen die Römer vor, die sich auf einem Hügel aufgestellt hatten, während ihre Reiterei den anrückenden Feind einstweilen aufhalten sollte. Mit leichter Mühe wurde diese zurückgeworfen, und nun rückten die Helvetier in dicht geschlossenen Scharen gegen die erste Schlachtreihe der Römer an. Sie waren insofern im Nachteil, als sie bergan stürmen mußten. Da schleuderten die Legionare ihre wuchtigen Pilen gegen sie, schnell brachten sie die feindlichen Reihen ins Wanken und drangen dann mit gezückten Schwertern auf sie ein. Bald wichen die Helvetier langsam auf eine nahe Anhöhe zurück. Siegesfreudig rückten die Römer auch dahin nach, als ihnen plötzlich die Bojer und Tulinger, die jetzt erst auf dem Kampfplatz eintrafen — sie hatten den Nachtrab gebildet — von rechts her in die Flanke fielen. Das machte ihren fast schon besiegten Genossen neuen Mut, und da auch sie wieder angriffen, mußten die Römer nun nach zwei Seiten hin Front machen. Lange wogte der Kampf dann unentschieden hin und her; endlich, als es Abend ward, mußten die Helvetier doch wieder weichen. Bis tief in die Nacht hinein wurde dann noch um das Lager der Geschlagenen gestritten, das sie nach ihrer Sitte durch eine Wagenburg geschützt hatten; selbst die Frauen und Kinder griffen mit zu den Waffen, aber es war alles umsonst, und endlich fiel das Lager doch mit allem Gepäck in die Hand der Sieger. Von 368 000 Ausgewanderten, unter denen 92 000 waffenfähige Männer gewesen waren, überlebten nach Cäsars Bericht nur 130 000 die beiden Kämpfe an der Saône und bei Bibracte. Die wanderten, um ihr Leben und ihre Freiheit zu retten, ohne

Buch I. (58 vor Chr.)

Rast und Ruhe nach Norden und gelangten am vierten Tage ins Land der Lingonen, die im Quellgebiet der Marne und Seine, in der Gegend des heutigen Langres, wohnten. Aber Cäsar war nicht gesonnen, seine Arbeit halb zu thun: als ob er schon Herr in Gallien wäre, schickte er den Lingonen den gemessenen Befehl, sich in keiner Weise der Flüchtigen anzunehmen. Sie gehorchten auch, und so sahen sich die Unglücklichen gezwungen, sich dem Sieger, der ihnen schnell genug folgte, bedingungslos zu unterwerfen. Nur 6000 Mann vom Gau der Verbigener wollten sich auch jetzt nicht fügen und eilten flüchtig dem Rhein zu; aber auf des Feldherrn Geheiß wurden sie von den Bewohnern der Lande, durch die sie sich zu retten suchten, bald genug zurückgeführt und, wie Cäsar sich beschönigend ausdrückt, „als Feinde behandelt," d. h. getötet oder in die Sklaverei verkauft. Den übrigen blieb dies Äußerste wenigstens erspart; doch mußten sie Geiseln stellen, alle Waffen und Überläufer ausliefern und sich's gefallen lassen, daß sie in ihre verwüstete Heimat zurückgesandt wurden. Nur den Bojern gestattete der Sieger auf Bitten der Häduer, sich in deren Gebiet anzusiedeln.

Der erste Akt des Schauspiels war vorüber: Cäsar hatte die gewaltigen Massen der helvetischen Gallier in ihr Gebiet zurückgetrieben, „wie der Hirt seine Schafherde am Abend in den Stall treibt." Und er hatte noch viel mehr erreicht: er hatte den Galliern die ganze Überlegenheit römischer Kriegskunst gezeigt und in dem Lande zu beiden Seiten der Saône fast schon wie ein Herr geschaltet und gewaltet. Nun galt es fortzuführen, was so verheißungsvoll begonnen hatte, und das Glück unterstützte seine Pläne.

Wir wissen bereits, daß vor Jahren schon germanische Heerscharen unter Ariovist in Gallien eingefallen waren. Die Arverner und Sequaner hatten sie gegen die Häduer zu Hilfe gerufen, und immer neue Massen waren nachgeströmt. Die Germanen hatten so manches, was den Römern auffiel, mit den Kelten gemein, und bis auf Cäsar schied man gar nicht zwischen beiden. Erst dieser hat sie scharf auseinander gehalten. Auch bei den Germanen war von einer Einigkeit keine Rede, und wild befehdeten sich ihre Stämme. Auch sie führten, wie die Kelten, den Krieg ganz anders als die Römer: mit stürmischer Tapferkeit, mit tollkühner Todesverachtung warfen sie, mit Schwert und Speer gerüstet, die

Buch I. (58 vor Chr.)

kraftstrotzenden Leiber den Feinden entgegen; aber von Ordnung und strenger Disziplin war auch bei ihnen keine Rede. Weiber und Kinder zogen auf Karren mit; mit lautem Zuruf feuerten die kriegerischen Frauen die kämpfenden Männer zur Tapferkeit an, und wurde die Schlacht doch verloren, so töteten sie sich lieber, als daß sie sich in die Hand der Feinde gegeben hätten.

Das Auftreten der Germanen in Gallien gab dem Cäsar durchaus kein Recht zu einem Angriff gegen sie. Hatte doch erst im Jahre vorher, als er Konsul war, mit seiner eigenen Zustimmung der Senat, während er die Bitten der Häduer um Hilfe gegen die Deutschen abgeschlagen hatte, dem Arioviſt den Titel eines Königs und Freundes des römischen Volks und reiche Geschenke gegeben! Seitdem war nichts geschehen, was Cäsar zum eigenmächtigen Vorgehen gegen den germanischen Fürsten berechtigt hätte. Trotzdem war der Kampf gegen ihn beschlossene Sache: er mußte weichen, denn Gallien sollte römisch werden.

Die Kelten selbst gaben ihm das beste Mittel zur Unterjochung ihres Landes in die Hand. Wie vor Jahren die Sequaner und Arverner die Deutschen herbeigerufen hatten, damit sie ihnen gegen die Häduer beiständen, so baten jetzt die Häuptlinge einer großen Anzahl von gallischen Stämmen, zu denen die Sequaner und wohl auch die Arverner selbst mit gehörten, den Cäsar um Hilfe gegen die Deutschen. In beweglichen Worten, mit echt gallischen Übertreibungen schilderte in ihrem Namen Diviciacus das entsetzliche Unheil, das die Germanen ihnen gebracht hätten; die Zeit würde bald kommen, meinte er, wo ganz Gallien in den Händen der fremden Eroberer sein würde; die Römer allein könnten noch Hilfe bringen. — Cäsar spielte den Edelmütigen und versprach seinen Beistand; er hoffe, sagte er, daß Arioviſt in Rücksicht auf die Dienste, die der Senat und er selbst ihm früher erwiesen hätten, sich in Güte werde bewegen lassen, seinen Gewaltthätigkeiten ein Ziel zu setzen. Sein früheres Verhalten gegen den Germanen kümmerte ihn nicht. Damals war es ihm wohl geraten erschienen, mit dem gefährlichen Gegner einstweilen noch in gutem Einvernehmen zu bleiben, damit er nicht vorzeitig gegen die römische Provinz losbräche. Jetzt war das anders; jetzt stand Cäsar ihm wohlgerüstet gegenüber, und die angebliche Freundschaft brauchte nicht weiter zu bestehen. Es erschien ihm nun auf einmal als Gebot der Ehre und Pflicht, den Häduern zu helfen, und daß er

selbst sie noch im Jahre vorher im Einverständnis mit dem Senat durch sein Verhalten gegen Ariovist einfach preisgegeben hatte, das erwähnt er gar nicht. Buch I. (58 vor Chr.)

Daß Cäsar wirklich geglaubt hätte, der deutsche Heerkönig werde sich durch gütliches Zureden bestimmen lassen, einzulenken, ist kaum anzunehmen; vielmehr sollten die Verhandlungen, die er mit ihm anknüpfte, wohl nur dazu dienen, den Schein zu erwecken, als sei Ariovist der Bösewicht, der die Schuld am Kriege trage. Schon die Schilderung der Klagen und thränenreichen Bitten der Gallier, die uns unmännlich genug dünken, haben den Zweck, den Leser gegen den Germanen einzunehmen. Ausdrücklich betont Diviciacus, wie stolz und grausam er sei, wie herrisch er auftrete; ein jähzorniger und leidenschaftlicher Barbar sei er, und unerträglich seine Herrschaft. Wir werden uns freilich wohl hüten, diese Schilderung als wahrheitsgetreu anzusehen; Thoren wären wir, wollten wir unsern Landsmann mit den Augen seiner grimmigen Feinde betrachten. Es wäre, als wollten wir etwa unsern Bismarck, unsern Moltke uns so vorstellen, wie die Franzosen sie sich denken. Hätten wir eine gleichzeitige Schilderung des Ariovist von einem Deutschen, die würde gewiß ganz anders lauten, und wir würden mit Freuden erkennen, daß in der Seele dieses germanischen Helden bei aller kriegerischen Rauheit und Härte, die ihm gewiß nicht gefehlt hat, auch die tüchtigsten Eigenschaften gewohnt haben. Können wir doch selbst aus Cäsars feindseligen Worten so manches entnehmen, was uns den Mann wert macht. Das gilt vor allem von seinem edlen Stolz, seinem durchaus berechtigten Selbstgefühl. Dies zeigte sich sogleich, als Cäsar durch Gesandte, die ihn wohl in den Rheingegenden trafen, mit ihm zu verhandeln begann. Er erwiderte den Boten des Römers, die ihn aufforderten, ihm eine zwischen ihnen liegende Stelle zu bezeichnen, wo er sich mit ihm unterreden könne, die stolzen Worte: Cäsar möge nur zu ihm kommen, wenn er etwas von ihm wünsche; übrigens wisse er gar nicht, was die Römer in seinem Gallien, das er erobert habe, eigentlich wollten; auch wage er es nicht, ohne Heer in den von Cäsar besetzten Teil Galliens zu kommen, und deshalb erst Truppen zusammenzuziehen, das sei ihm zu umständlich.

Wenn Cäsar uns diese Antwort mitteilt, so will er uns ohne Zweifel damit einen Beweis für die angebliche Selbstüberhebung

Buch I. (58 vor Chr.)

des deutschen Heeresfürsten geben und die Charakteristik, die er vorher dem Diviciacus in den Mund gelegt hat, aus eigner Erfahrung bestätigen. In seinem echt römischen Hochmut, in dem Bewußtsein, daß von Rechts wegen alles sich dem auserwählten Volke der Römer fügen müsse, merkt er es gar nicht, daß die Antwort des Ariovist durchaus würdig und berechtigt ist. Ganz gewiß: wenn in einem Lande, das die Römer, das Cäsar vielleicht selbst mit Waffengewalt gewonnen hätten, ein fremder Fürst sich plötzlich eingefunden und nun über dieses Land Verhandlungen mit ihm hätte anknüpfen wollen: die römische Antwort würde noch viel abweisender gelautet haben. So aber war es natürlich etwas ganz andres: Cäsar ließ dem Germanen durch eine neue Gesandtschaft seinen schwarzen Undank vorhalten und an ihn das Verlangen stellen, er solle keine Truppen mehr über den Rhein herüberziehen, den Häduern ihre Geiseln zurückgeben und sich jeder Gewaltthat gegen sie enthalten. Diese Forderungen erscheinen für einen Römer recht maßvoll; wollte doch Cäsar es danach stillschweigend dulden, daß die Germanen, die schon in Gallien standen, dort blieben. Im Ernst freilich dachte er gewiß nicht daran; er wußte wohl, daß Ariovist seine Forderungen ablehnen würde, und stellte sie nur, um ihn scheinbar ins Unrecht zu setzen und um einen passenden Vorwand zum Krieg wider ihn zu haben. Wie er es versteht, die Dinge zu seinen Gunsten darzustellen, das zeigt sich recht deutlich auch darin, daß er sich in der Antwort an Ariovist geradezu darauf beruft, daß im Jahre 61 der Senat den jeweiligen Statthalter von Gallien ermächtigt habe, die Häduer und andre Freunde des römischen Volks zu schützen; daß zwei Jahre später unter seinem eignen Konsulat bestimmt worden war, daß kein Statthalter ohne Auftrag des Senats und Volks die Grenzen seiner Provinz überschreiten und Krieg beginnen sollte — davon sagt er freilich kein Wort!

Die Erwiderung des Ariovist auf Cäsars Forderungen wird diesem gewiß wieder frech und übermütig erschienen sein: in Wirklichkeit war auch sie ganz berechtigt, klar und verständig. Der germanische Heerkönig berief sich auf das Kriegsrecht; die Häduer seien im offnen Kampfe von ihm besiegt worden und müßten nun ertragen, was er über sie verhänge; die Römer ginge das gar nichts an; auch sie fragten nicht bei andern Völkern an, wie sie gegen die verfahren sollten, die sie überwunden hätten.

Was die Forderungen Cäsars betrifft, so ging Ariovist nach dessen Bericht auf die erste — er solle keine Truppen mehr über den Rhein führen — gar nicht ein; die zweite, wegen der Geiseln, lehnte er ab; in Bezug auf den dritten Punkt erklärte er sich bereit, nicht weiter gegen die Häduer vorzugehen, wenn sie ihren Tribut weiter zahlten und alle ihre Verpflichtungen pünktlich erfüllten. Wolle Cäsar Krieg mit ihm führen, so solle er nur kommen; er werde dann Gelegenheit haben, die im Kampfe abgehärteten Germanen näher kennen zu lernen. Buch I (58 vor Chr.)

Fast gleichzeitig mit dieser Antwort des Ariovist erhielt Cäsar die Kunde, daß das geschah, was er sich für die Zukunft verbeten hatte: die Häduer klagten, daß die zuletzt über den Rhein gekommenen deutschen Haruden ihr Gebiet verwüsteten, und die Treverer, die zu beiden Seiten der Mosel in der Gegend des heutigen Trier wohnten, das von ihnen den Namen hat, berichteten, daß abermals mächtige Sueben-Scharen sich anschickten, den Rhein zu überschreiten. Eile that not. In Geschwindmärschen zog er — es mag in den ersten Augusttagen des Jahres 58 gewesen sein — in östlicher Richtung dem Ariovist entgegen. Nach drei Tagen erfuhr er, daß dieser aus seinen Sitzen im Unter-Elsaß ebenfalls aufgebrochen sei und in der Richtung auf die Sequanerstadt Vesontio (Besançon) vorrücke. Da dieser gut befestigte Ort mit Vorräten aller Art trefflich versehen war, wollte Cäsar ihn um keinen Preis dem Feinde in die Hand fallen lassen. Darum eilte er nur noch schneller vorwärts, und es gelang ihm, vor den Germanen nach Vesontio zu kommen. Daraufhin scheint Ariovist seinen weiteren Vormarsch aufgegeben zu haben und in der Gegend von Kolmar geblieben zu sein.

Während nun Cäsar des Proviants wegen einige Tage in Vesontio verweilte, zeigte sich plötzlich eine Gefahr, an die er kaum gedacht hatte. Infolge ihrer wiederholten Niederlagen hatten die Gallier eine schreckliche Angst vor den Germanen bekommen und schilderten nun — und mit ihnen wetteiferten die Händler, die mit ihnen Geschäfte zu machen pflegten — den Römern die Feinde in den fürchterlichsten Farben. Sie konnten gar nicht genug erzählen von ihrer gewaltigen Körpergröße, ihren blitzenden Augen, ihrer stürmischen Tapferkeit, ihrer Geschicklichkeit in der Handhabung der Waffen. Das wirkte denn. Zuerst sank den vielen vornehmen Herren der Mut, die als Tribunen oder

Buch I. (58 vor Chr.)

in andern Stellungen, die nach viel aussahen, aber nur sehr wenig bedeuteten, dem Cäsar ins Feld gefolgt waren, um sich ohne große Anstrengung und Verantwortung das Kriegstreiben mit anzusehen. Von ihnen baten jetzt viele unter allerlei Vorwänden de- und wehmütig um Urlaub, und die wenigen, die aus Scham blieben, ließen sich's auch deutlich genug merken, wie jämmerlich ihnen zu Mute war. Sie wimmerten und klagten und setzten sich hin, ihr Testament zu machen. Das hätte nicht gar viel zu sagen gehabt, wenn das Übel nicht ansteckend gewirkt hätte. Das aber geschah. Auch die alten, kriegsgewohnten Leute wurden ängstlich, und selbst in die Seelen der sonst so tüchtigen Centurionen schlich sich die bleiche Furcht; ja Cäsar hörte sogar, die Truppen wollten sich weigern, gegen die Germanen vorzugehen. Das schildert er uns alles mit einem gewissen Humor; aber er vergißt dabei das einzige zu erwähnen, was die Unbotmäßigkeit der Leute in gewissem Sinne berechtigt erscheinen läßt und was sie nach der recht glaubwürdigen Nachricht eines andern Schriftstellers auch wirklich als Grund für ihr Verhalten anführten: sie murrten, daß der Krieg, den der Feldherr beginne, ungesetzlich sei, weil Senat und Volk ihre Zustimmung nicht gegeben hätten; Cäsar führe ihn nur, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Wir wissen, daß dieser Vorwurf nicht unberechtigt war.

Übrigens verlor Cäsar keinen Augenblick seine Ruhe und Geistesgegenwart. Er rief die höheren Offiziere und sämtliche Centurionen zusammen und hielt ihnen eine treffliche Rede, die schnell eine völlige Umwandlung der Gesinnung im ganzen Heere zur Folge hatte. Alle Legionen schickten ihre Tribunen und obersten Centurionen zu ihm und ließen ihm sagen, sie hätten keine Furcht und setzten in ihn das vollste Vertrauen. So hatte er gewonnenes Spiel und konnte nun viel ruhiger dem Zusammentreffen mit den Deutschen entgegensehen. In der Morgenfrühe des nächsten Tags brach er auf und kam nach sieben Tagen etwa in die Gegend des heutigen Sennheim im südlichen Elsaß, wo er erfuhr, daß Ariovist ungefähr 35 Kilometer von ihm entfernt — wohl in der Nähe von Kolmar — stehe.[1])

[1]) Die Ansicht über den Schauplatz der im folgenden geschilderten Vorgänge, auch der Schlacht, sind geteilt; nach der in Deutschland verbreitetsten Ansicht ist er im Süden des heutigen Elsaß zu suchen; auf deutschem Boden lag er gewiß.

Ariovist schien einlenken zu wollen; er ließ dem Cäsar sagen, Buch I. (58 vor Chr.)
er sei jetzt zu einer Unterredung bereit, da die Römer so nahe herangekommen seien, daß er ohne Schwierigkeit und Gefahr darauf eingehen könne. Warum er diesen Schritt gethan hat, ist nicht klar; Cäsar scheint darauf hindeuten zu wollen, daß der Germane dabei verräterische Absichten gehabt und gehofft habe, ihn bei Gelegenheit der Verhandlungen in seine Gewalt bringen zu können. Das anzunehmen, haben wir aber keine Veranlassung. Ob Ariovist doch vielleicht glaubte, den Gegner bewegen zu können, von seinen Forderungen abzustehen? Denn daß er aus Angst vor den Römern in die Besprechung gewilligt habe, ist schon deshalb nicht glaublich, weil er auch jetzt nicht nachzugeben entschlossen war.

Die Unterredung fand statt. Auf einem Hügel zwischen den beiden Lagern traf der Römer mit dem Germanen zusammen. Ariovist hatte sich ausbedungen, daß beide nur Reiter zur Verhandlung mitbringen sollten; und da nun Cäsar, wie wir wissen, seiner gallischen Reiterei nicht trauen konnte, so hatte er die ganze zehnte Legion beritten gemacht und erschien mit ihr an dem verabredeten Platz. Mit edlem Stolz trat Ariovist dem Römer entgegen, der sein Eintreten für die Gallier nochmals zu rechtfertigen suchte und seine Forderungen wiederholte. Er danke für die römische Freundschaft, meinte der deutsche Heerkönig, wenn er davon Nachteil haben sollte. Abermals wies er darauf hin, daß die Römer kein Recht hätten, sich in seine Angelegenheiten zu mischen; und wenn Cäsar behaupte, das Verhältnis Roms zu den Häduern zwinge ihn zum Einschreiten, so sei das nichts, als ein thörichter Vorwand. Hätten doch bei der letzten Erhebung der Allobroger die Häduer den Römern ebensowenig geholfen, wie diese jenen im Kampf gegen die Sequaner beigestanden hätten. Er wisse wohl, daß Cäsar nur darauf ausgehe, ihn zu verdrängen, und deshalb werde er ihn als Feind behandeln, wenn er sein Gebiet nicht verlasse. Würde er sich doch, wie er durch Mitteilungen der römischen Senatspartei wisse, um diese ein großes Verdienst erwerben, wenn er sie von Cäsar befreie. Wolle ihm dieser aber Gallien überlassen, so erkläre er sich gern bereit, sich dankbar dafür zu erweisen, und er werde ihn bei der Durchführung andrer kriegerischer Pläne niemals stören.

So sprach Ariovist, und Cäsars schrankenloser Römerstolz macht ihn auch hier so blind, daß er in den Äußerungen des

Buch I. (58 vor Chr.)

Germanenfürsten nur einen neuen Beweis seiner unerträglichen Anmaßung sieht. Wir aber urteilen auch hier ganz anders. Obwohl wir fast ganz allein auf Cäsars gewiß nicht unparteiischen Bericht angewiesen sind, erkennen wir doch, daß das Recht auf Ariovists Seite war. Und das wird uns noch viel klarer, wenn wir Cäsars haltlose Entgegnung lesen. Er wußte zur Verteidigung seines Standpunkts nichts andres vorzubringen, als daß schon vor langen Jahren — es war, wie früher erwähnt, im Jahre 121 gewesen — die Römer unter Q. Fabius Maximus einen Sieg über die gallischen Arverner und die mit ihnen verbundenen Rutener erfochten hätten. Danach müsse entweder, da der römische Senat trotz dieses Sieges den Geschlagenen die Freiheit gelassen hätte, Gallien auch jetzt unabhängig bleiben, oder die Herrschaft über das Land müsse den Römern zufallen, weil sie zuerst Stämme des freien Galliens besiegt hätten. Wahrlich eine köstliche Antwort! Was in aller Welt ging den germanischen Heerkönig jener längst vergessene und von den Römern nicht benutzte Sieg über die Arverner, was die Entscheidung des römischen Senats an?

Noch dauerte die Besprechung fort, als die deutschen Begleiter des Ariovist — wenn wir Cäsars Bericht vollen Glauben schenken dürfen — ohne weitere Veranlassung sich den Römern immer mehr näherten und Steine und Geschosse gegen sie zu schleudern begannen. Sofort brach Cäsar die Unterredung ab; sie war ganz ohne Ergebnis geblieben: nur daß der römische Feldherr die Forderungen des Ariovist und den angeblich ganz ungerechtfertigten Angriff seiner Leute dazu benutzte, um bei den Seinen den Haß gegen die Deutschen noch mehr zu schüren.

Trotz dieser Vorgänge — so erzählt Cäsar weiter — schlug er doch, als zwei Tage darauf Ariovist ihn zu einer abermaligen Unterredung oder zur Absendung eines seiner Legaten aufforderte, dies nicht ohne weiteres ab, schickte aber statt eines solchen zwei andre Gesandte, die Ariovist indes als der Spionage verdächtig sogleich in Fesseln legen ließ.

Nun mußte es zur Entscheidungsschlacht kommen, und nicht nur die beiden Gegner und ihre Heere, sondern auch die Gallier sahen voll Spannung dem Tage entgegen, der über ihr Schicksal bestimmen sollte. Ariovist rückte näher heran und brachte die Römer bald dadurch, daß er in ihren Rücken marschierte und sie

von der Zufuhr aus dem Lande der Häduer und Sequaner abschnitt, in eine unangenehme Lage. Umsonst bot Cäsar dem Gegner immer von neuem den Kampf an: dieser vermied jede entscheidende Schlacht, weil heilige Frauen, denen die Germanen die Gabe der Weissagung zuschrieben, ihn gewarnt hatten, vor Neumond eine solche zu wagen. Nur zu unbedeutenden Reitertreffen kam es, in denen die deutschen Reiter zum Staunen der Römer von einer gleich großen Anzahl von gewandten Fußgängern begleitet und unterstützt wurden, die es verstanden, sich an den Mähnen der Rosse anklammernd, jenen auch bei schnellem Reiten zur Seite zu bleiben. Zuletzt erzwang Cäsar die Schlacht. Während er die Hilfstruppen vor dem kleinen Lager Stellung nehmen ließ, das er kurz vorher, um nicht ganz von der Zufuhr abgeschnitten zu bleiben, im Rücken oder seitwärts des deutschen Lagers hatte anlegen lassen, führte er seine Legionen gegen dieses vor. Da endlich zog Ariovist — es war ungefähr am 10. September 58 — seine an Zahl weit überlegenen Truppen aus dem Lager heraus und stellte sie in Schlachtordnung auf. Mit furchtbarem Ingrimm stürzten die Gegner aufeinander los; so schnell wurden sie handgemein, daß die Römer ihre Pilen gar nicht erst benutzen konnten, sondern gleich zum Schwerte greifen mußten. In ihrem Eifer, dem Feldherrn zu beweisen, daß alle Mutlosigkeit geschwunden war, vollbrachten sie Wunder der Tapferkeit. Der linke, schwächere Flügel der Germanen wich denn auch bald vor dem römischen rechten, den Cäsar selbst gegen sie führte; der andre aber brachte die gegenüberstehenden Römer eine Zeit lang in große Not, bis der junge P. Crassus, des Triumvirn Sohn, der die Reiterei befehligte, die bis dahin zurückgehaltene dritte Schlachtreihe zu Hilfe schickte. Und da mußten denn endlich nach erbittertem Kampf die wackern Deutschen weichen: römische Disziplin, römische Waffen und römische Feldherrnkunst hatten über die stürmische, aber rohe Tapferkeit der Germanen den Sieg davongetragen. Bald eilten sie, von Cäsars Reiterei verfolgt, in wilder Flucht dem Rheine zu. Aber nur sehr wenigen gelang es, sich über den Fluß zu retten; die meisten erlagen den Verfolgern. 80 000 Germanen sollen angeblich dem mörderischen Schwert der Römer zum Opfer gefallen sein. Unter den Überlebenden war Ariovist; bald darauf ist auch er gestorben, und wir wissen nicht, wo und wie er seine letzten Lebensjahre verbracht hat.

Buch I. (58 vor Chr.) Auf die Kunde von der Schlacht kehrten die neuen gewaltigen Scharen der Sueben, die sich eben angeschickt hatten, den Rhein zu überschreiten, schleunigst wieder um, aber auch von ihnen büßten viele ihr Leben ein; denn die Ubier (auf dem rechten Rheinufer zwischen Westerwald und Main), Deutsche, wie sie, aber ihnen feindlich gesinnt, setzten den Davonziehenden nach und machten viele nieder. Das römische Heer aber bezog, seines Sieges froh, im Lande der Sequaner seine Winterquartiere; der Legat Labienus, einer der tüchtigsten Unterfeldherrn Cäsars, übernahm den Oberbefehl; dieser selbst aber ging hinüber über die Alpen, um sich dort in Oberitalien friedlicher Thätigkeit zu widmen, und mehr wohl noch, um der Hauptstadt näher zu sein und die Entwicklung der Dinge dort genauer beobachten zu können. Der siegreiche Feldzug trug ihm die reichsten Früchte. Die Deutschen waren verjagt, die römerfreundlich gesinnten Häduer nahmen wieder die erste Stelle unter den Völkerschaften des inneren Galliens ein, und die römische Grenze war nicht mehr gefährdet. Also hätte Cäsar ruhig seine sieggekrönten Truppen zurückführen können in seine Provinz. Er that es nicht: in dem Augenblick, wo die Gefahr der germanischen Herrschaft abgewendet war, hatten die Kelten auch schon einen andern Herrn erhalten. Schon betrachtete sich Cäsar als den Gebieter des größten Teils von Mittelgallien, dessen mächtigste Stämme sich unter seinen Schutz gestellt hatten; schon jetzt war für ihn der Rhein zur Grenze des römischen Reichs gegen die Germanen geworden, und daß ihm die Unterwerfung auch des ganzen übrigen Landes gelingen werde und gelingen müsse, daran zweifelte er nicht.

b) Unterwerfung des nördlichen, westlichen und südwestlichen Galliens.

Buch II. (57 vor Chr.) Zunächst kam das belgische Gebiet an die Reihe: die Zeit war da, wo es klar zu Tage trat, daß die Gründe, die Cäsar für sein Einschreiten in Gallien so geflissentlich hervorgehoben hatte, nur Scheingründe gewesen waren. Einen einigermaßen passenden Vorwand fand er diesmal nicht, wenn er es auch versucht, sein Verfahren zu rechtfertigen. Er erzählt uns von einer „Verschwörung" der Belgier gegen das römische Volk. Worin bestand sie denn, diese Verschwörung? Die Belgier fürchteten — und wahrlich mit Recht — daß Cäsar auch ihr Gebiet zu unter-

werfen beabsichtige. Dem wollten sie vorbeugen, und so schlossen sie denn, um sich im Notfall verteidigen zu können, nicht um anzugreifen, einen Bund. Das war die Verschwörung! Cäsar selbst weiß ihnen nichts andres vorzuwerfen. Auch hier wieder macht sein Bericht den Eindruck, als ob er es schon für einen Ausfluß frevelhaften Trotzes, für ein förmliches Verbrechen gehalten hätte, wenn sich die gallischen Stämme nicht willig dem römischen Joch beugten. Das kann uns nun bei einem Römer nicht wunder nehmen. Sehr bedauerlich aber ist es, daß auch heute noch, auch bei uns in Deutschland, viele das Buch vom Gallischen Krieg lesen, ohne sich klar zu machen, welch unerhörte Anmaßung, welch rücksichtsloser Eigennutz aus dem Bericht des Römers spricht. Buch II. (57 vor Chr.)

Die Belgier, die ja zum nicht geringen Teil germanischen Ursprungs waren, galten, wie schon erwähnt, für die tapfersten aller Bewohner Galliens. Sie allein hatten einst die wilden Scharen der Kimbern und Teutonen von ihren Grenzen fern gehalten, und mit Recht waren sie stolz auf ihren Kriegsruhm. Daß solche Leute nicht ohne weiteres ihr Land den Römern zur Beute fallen lassen wollten, ist natürlich. In ihrer Absicht, sich zur Wehr zu setzen, waren sie von einem Teil der eigentlichen Gallier bestärkt worden; denn ganz abgesehen von der Partei, die von Anfang an den Römern feindlich gegenübergestanden hatte, waren selbst von den andern, die das Einschreiten Cäsars gegen die Deutschen mit Freude begrüßt hatten, doch so manche schon mißtrauisch geworden, als sie sahen, daß die Römer in ihrem Lande Winterquartiere bezogen, als ob sie dahin gehörten.

Sowie Cäsar hörte, was bei den Belgiern vorging, hob er ohne Zaudern im Po-Lande zu den sechs Legionen, die er hatte, wieder zwei neue, die dreizehnte und vierzehnte aus, und sandte sie bei Beginn der guten Jahreszeit (57) ins Innere Galliens. Bald darauf eilte er selbst nach. Nach den nötigen Vorbereitungen rückte er dann mit seiner ganzen Heeresmacht, die sich mit Einschluß der Hilfstruppen auf mindestens 60000 Mann belief, dem Feinde auf den Leib. Von irgend welchen Verhandlungen, von einer Kriegserklärung war gar keine Rede, und so gelang es ihm denn, die Belgier durch sein Erscheinen an ihrer Grenze — es mochte im Anfang des Juni sein — völlig zu überraschen. Die Folge war zunächst, daß die Remer zwischen Marne und Seine (ihren Namen trägt heute noch das bekannte Reims) sich feige

Buch II. (57 vor Chr.)

ihm sofort unterwarfen. Nur die Gefahr, in der sie schwebten — denn sie hätten den Angriff der Römer zuerst aushalten müssen — kann ihre Handlungsweise in milderem Lichte erscheinen lassen. Cäsar war sehr erfreut darüber, daß er einen Volksstamm fand, der hier dieselbe klägliche Rolle zu übernehmen bereit war, die in Mittelgallien die Häduer gespielt hatten. Die Uneinigkeit der Gallier bahnte ihm eben überall die Wege.

Von den Remern erfuhr er, daß nicht nur alle übrigen Belgier, sondern auch die rein germanischen Stämme am linken Ufer des Rheins sich dem Bunde angeschlossen hätten; an die 300000 Mann ständen unter den Waffen. Diese Nachrichten lauteten nicht gerade beruhigend. Die Streitmacht, die, geführt von Galba, dem König der Suessionen (in der Gegend des heutigen Soissons), Cäsar gegenüberstand, betrug, wenn er nicht übertrieben hat, das Fünffache seiner eigenen. Darum schien es ihm nötig, die Feinde zu teilen. Er forderte also den Diviciacus auf, mit dem Hilfscorps der Häduer ins Land der besonders gefährlichen Bellovaker (ihr Gebiet erstreckte sich von der unteren Oise nach Nordwesten zu, vielleicht bis ans Meer) einzufallen, um diese dadurch von den übrigen zu trennen. Und Diviciacus, der Römerfreund, sträubte sich nicht, diesen Auftrag auszuführen, der um so schimpflicher für ihn war, als gerade die Bellovaker von jeher in enger Verbindung mit den Häduern gestanden hatten. Cäsar selbst ging auf die Nachricht hin, daß die Belgier mit ihrer gesamten Truppenmacht gegen ihn vorrückten, über die Axona (Aisne) und schlug drüben auf dem rechten Ufer, auf der dicht am Fluß sich erhebenden Höhe von Mauchamp (zwischen Reims und Laon), ein stark verschanztes Lager auf, dessen Spuren sich bei den Nachgrabungen, die Napoleon III. 1862 anstellte, noch deutlich nachweisen ließen. Der Ort war trefflich gewählt und wurde durch Gräben und Kastelle noch mehr befestigt. Gegen diese Stellung rückten nun die Belgier heran. Drei Kilometer nordwestlich des römischen Lagers schlugen sie das ihre auf. Aber zu einer entscheidenden Schlacht kam es nicht, da die Römer so wenig, wie ihre Gegner, Lust hatten, den gefährlichen Angriff gegen die feindliche Stellung zu wagen. Endlich machten die Belgier den Versuch, mit einem Teile ihrer Truppen auf einer Furt die Axona zu überschreiten, um den Römern in den Rücken zu kommen und, wenn sie sonst

nichts ausrichten könnten, wenigstens das Gebiet der verhaßten Remer zu verwüsten. Aber trotz ihrer todverachtenden Tapferkeit wurden sie zurückgeworfen. Nun erlahmte der Kampfesmut der Belgier schnell, und da auch die Lebensmittel auszugehen anfingen und außerdem die Kunde vom Einfall des Diviciacus ins Bellovakerland zu ihnen drang, so waren die Truppen nicht länger zusammenzuhalten. Sie beschlossen auseinanderzugehen, sich aber, wenn der Feind weiter vorrückte, schnell wieder zusammenzufinden, um dem zunächst bedrohten Stamm zu helfen. Ihr Abzug glich, wie Cäsar uns berichtet, einer Flucht, und unzählige fielen noch unter dem Schwerte der nachsetzenden Römer. Cäsar nutzte den großen Erfolg sofort aus. Schon in der Morgenfrühe des nächsten Tags brach er auf und langte nach einem Gewaltmarsch von 45 Kilometern, den er an einem Tage zurückgelegt zu haben scheint, gegen Abend vor der Suessionenstadt Noviodunum, dem heutigen Soissons, an, das er aber vergebens sofort zu nehmen suchte. Als indes am andern Tage die Suessionen die Römer mit Feuereifer alle Vorbereitungen zu einem neuen Angriff treffen sahen, als sie die gewaltigen Belagerungswerkzeuge erblickten, derengleichen sie noch nie gesehen hatten, da sank ihnen der Mut. Also ergab sich die Stadt, und gleich darauf folgte Bratuspantium im Bellovakerlande (seine Lage ist nicht genau bekannt) ihrem Beispiel. Beide Städte schonte der siegreiche Feldherr, doch mußten die Bewohner alle Waffen ausliefern und Geiseln stellen, unter denen auch zwei Söhne des Königs Galba waren. Auch die Ambianer (in der Gegend des heutigen Amiens) unterwarfen sich, ohne Widerstand zu leisten. Buch II. (57 vor Chr.)

Indes wurde dem Cäsar seine Aufgabe nicht überall so leicht gemacht. Die Nervier, die östlich von den Ambianern, zwischen der oberen Sambre und der Schelde, ihre Wohnsitze hatten, schämten sich des Verhaltens ihrer Landsleute, und rauh und tapfer, wie sie waren, beschlossen sie, nimmermehr den Römern zu weichen. Trotzdem zog Cäsar zunächst drei Tage lang durch ihr Gebiet, ohne einen Feind zu erblicken. Erst als er bis auf zwei Meilen an den Sabis (Sambre) herangekommen war, vernahm er, daß auf dem andern — rechten — Ufer des Flusses die Nervier gemeinsam mit den ihnen benachbarten Atrebaten und Viromanduern ihn erwarteten; auch die deutschen Atuatuker, die von den Kimbern und Teutonen abstammen sollten und in der

Buch II. (57 vor Chr.) Gegend des heutigen Namur wohnten, zögen noch heran. Die Nervier hatten einen Plan geschmiedet, der nicht übel war. Da sie in Erfahrung gebracht hatten, daß der römische Feldherr auf dem Marsche zwischen die einzelnen Legionen immer eine Gepäck-Kolonne einzuschieben pflegte, so wollten sie, wenn er herankäme, die vorderste Legion, sowie sie auf dem Lagerplatz angekommen sei, samt der ersten Gepäck-Abteilung über den Haufen werfen, ehe die übrigen Hilfe leisten könnten. Denn deren Vorwärtsbewegung mußte durch die eigenartigen hohen und dichten Verzäunungen, die die Nervier überall in ihrem Lande angelegt hatten, sehr gehemmt werden.

Von diesem Plane hatte Cäsar keine Ahnung, als er an dem entscheidenden Tage — es war wohl Ende Juli 57 — dem Lagerplatz zuzog, für den die vorausgesandten Centurionen und Patrouillen einen auf dem linken Sambre-Ufer (bei Neuf-Mesnil, südwestlich von Meubeuge im französischen Departement Nord) liegenden Hügel gewählt hatten, der sich sanft zum Flusse abdachte. Ihm gegenüber auf dem rechten Ufer erhob sich ein andrer Hügel, dessen oberer Teil bewaldet war. Hier hielten sich die Feinde verborgen.

Aber Cäsar hatte, da er dem Gegner immer näher kam, die Marschordnung, auf die dieser seinen Plan gebaut hatte, geändert. Voraus rückte die Reiterei, dann kamen sechs Legionen hintereinander, und darauf erst das schwere Gepäck des Heeres; die zwei zuletzt ausgehobenen Legionen schlossen den Zug. Doch hatte der Feldherr damit noch nicht genug gethan; er hätte, ehe er das Lager aufschlagen ließ, die Gegend sorgfältiger auskundschaften lassen sollen, um so mehr, als der bewaldete Hügel gegenüber den Feinden ein so gutes Versteck bot.

Die sechs Legionen waren unter dem Schutze der Reiterei, die samt den Bogenschützen und Schleuderern über den Fluß gegangen war und mit der feindlichen Reiterei plänkelte, mit dem Lagerbau beschäftigt, als plötzlich mit ungeheurer Schnelligkeit die Feinde gegen sie losstürmten. Sie hatten im Walde auf dem Hügel ihre Reihen geordnet, waren dann, als sie die erste Gepäckkolonne in Sicht bekamen, hervorgebrochen, hatten die römische Reiterei mit leichter Mühe geworfen und waren, als ob sie Flügel hätten, durch den Fluß hindurch und die Anhöhe hinauf geeilt, in der Meinung, zunächst nur eine Legion sich gegenüber zu haben.

Und wenn sie sich auch darin getäuscht sahen, so hätte doch der unerwartete Angriff die Römer beinahe ins Verderben gestürzt. Aber Cäsar verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart, und Offiziere und Mannschaften zeigten sich ihres Führers würdig. In unglaublich kurzer Zeit standen die Legionen kampfbereit da, und wacker hielten sie dem Anprall der Feinde stand. Ja der linke römische Flügel (die neunte und zehnte Legion) und das Centrum (die achte und elfte) gingen sogar, nachdem sie die ihnen gegenüberstehenden Atrebaten und Viromanduer zurückgeworfen hatten, bald ihrerseits zum Angriff über, und die beiden zuerst erwähnten Legionen verfolgten, von Labienus geführt, die flüchtenden Atrebaten bis über den Fluß hinaus. Dagegen wurde auf dem rechten römischen Flügel, wo die siebente und die zwölfte Legion standen, die Lage für die Römer sehr bedenklich. Die Kerntruppen der Feinde, die Nervier selbst, rückten in weit überlegener Zahl, unter Führung ihres Oberfeldherrn Boduognatus, gegen sie an, und bald schien hier alles verloren. Schon eilte die Abteilung der deutschen Treverer, die sich bei Cäsar befand, davon, um den Ihren daheim die wohl nicht unwillkommene Kunde zu bringen, mit den Römern sei es aus. Allein so schnell ließ sich Cäsar nicht besiegen. Er war zuerst beim linken Flügel gewesen, und als er nun jetzt zu den beiden bedrängten Legionen kam und sah, wie schlimm es hier stand, da stürmte er in die vorderste Reihe, traf mit Feldherrnblick die nötigen Anordnungen und feuerte mit mächtigen Worten die noch kampffähigen Centurionen und Soldaten zu erneutem Widerstande an. Und da zeigte sich's, was ein entschlossener Mann vermag. Der bloße Anblick des Feldherrn, die Scheu vor seinem flammenden Auge thaten Wunder; in die schon verzweifelnden Seelen der kampfmüden Streiter kehrte der Mut zurück; mächtiger fielen ihre Schwerthiebe, und die Schlacht kam zum Stehen.

Buch II. (57 vor Chr.)

Und nun rückten auch die beiden letzten Legionen (die dreizehnte und vierzehnte) eiligen Laufs heran, und von jenseits des Flusses sandte Labienus, der inzwischen das Lager der Feinde genommen hatte, die zehnte Legion herüber. Mit Windeseile stürmte sie heran, und immer freudiger schlug das Herz der vor kurzem noch so Hoffnungslosen. Selbst Schwerverwundete griffen wieder zu den Waffen. Bald sahen sich die Nervier in die größte Bedrängnis versetzt; aber sie kämpften mit bewundernswerter Tapfer-

Buch II. (57 vor Chr.)

keit weiter, mochten sich auch Leichen auf Leichen türmen, bis endlich auch der letzte Widerstand erlosch. — Es war ein heißes, mörderisches Ringen gewesen, und noch immer werden dort am Sabisfluß zahlreiche stumme Zeugen jener blutigen Schlacht ans Tageslicht gefördert. Freilich, wenn der Sieger uns berichtet, Volk und Name der Nervier sei durch diese Schlacht beinahe ganz der Vernichtung anheimgefallen, so übertreibt er; erzählt er uns doch selbst später, daß die Nervier schon wenige Jahre darauf wieder mit starken Truppen in den Kampf gegen die Römer eingriffen.

Der Feldherr behandelte das besiegte Volk, das sich ihm nun ergab, mit Milde: er wollte den Galliern zeigen, wie wenig drückend die Herrschaft des römischen Volks sei.

Noch mußten die deutschen Atuatuker bezwungen werden, die, wie erwähnt, im Anzug gewesen waren, um sich mit den Nerviern zu vereinigen. Sie suchten sich jetzt mit aller ihrer Habe hinter den Mauern einer durch Natur und Kunst trefflich befestigten Stadt (wohl in der Gegend von Namur) zu retten. Es war umsonst: sie mußten sich ergeben, und als sie dann doch entgegen den getroffenen Verabredungen zur Nachtzeit einen Ausfall machten, um ihrem Schicksal zu entgehen, wurden sie hart dafür gestraft: die Stadt mit allem, was darin war, wurde als Beute betrachtet, und Männer, Weiber und Kinder — 53000 Mann sollen es gewesen sein — wurden in die Sklaverei verkauft. Freilich hat Cäsar auch hier wieder seinen Erfolg übertrieben, und ebensowenig, wie den Stamm der Nervier, hat er den der Atuatuker fast ganz vernichtet, was man doch aus seiner Erzählung schließen müßte: auch von ihnen werden wir später wieder hören.

An diesem Zug hatte die siebente Legion nicht teilgenommen. Cäsar hatte sie vielmehr unter dem Oberbefehl des jungen P. Crassus abgesandt, um die sogenannten aremorikanischen Völkerschaften in der heutigen Normandie und Bretagne zur Anerkennung der römischen Oberhoheit zu bringen. Jetzt eben traf die Nachricht ein, daß Crassus diese Aufgabe wohl ohne jeden Kampf gelöst hatte. Ja der Ruf der römischen Thaten bewirkte sogar, daß vom rechten Ufer des Rheins herüber Gesandte der früher schon erwähnten Ubier kamen, um die Unterwerfung ihres Stammes anzubieten. — Der Oberfeldherr selbst ging nun wieder nach Italien, das Heer aber bezog in der fruchtbaren Gegend an der

mittleren und unteren Loire Winterquartiere, in dem Gebiet von Stämmen also, mit denen Cäsar bisher noch in gar keine nähere Berührung getreten war, wenn sie auch zu denen gehörten, die seine Hilfe in Anspruch genommen hatten. Nur die zwölfte Legion kam noch nicht gleich zur Ruhe, sondern mußte vorher noch einen Zug in die südwestliche Schweiz unternehmen. Sie sollte dort durch Unterwerfung einiger Völkerschaften die Verbindungsstraße zwischen Gallien und Italien, die wahrscheinlich über den großen St. Bernhard führte, öffnen und sichern. Doch blieb der Zug ergebnislos. Buch II. (57 vor Chr.)

Es war erstaunlich, was Cäsar in den beiden Jahren 58 und 57 erreicht hatte. Fast das ganze eigentliche Gallien war in Abhängigkeit von Rom geraten; im belgischen Gebiete hatte sich nur das Küstengebiet im Nordwesten seine Freiheit noch gewahrt, und im Süden war das verhältnismäßig kleine Aquitanien noch unbezwungen. Aber freilich: davon war keine Rede, daß die ganze gewaltige Länderstrecke nun wirklich schon fester römischer Besitz gewesen wäre, und Cäsar selbst wußte es recht gut, daß er noch gar kein Recht hatte, sich als Herrn von Gallien zu betrachten. Wo und wann hatten sich denn die Häduer und alle die andern Staaten Mittelgalliens, die ihn um Hilfe gebeten hatten, bereit erklärt, ihre Freiheit aufzugeben? Selbst die unter den Galliern, die damals mit Freuden Cäsars Legionen gegen die Deutschen einschreiten sahen, haben sicher zum weitaus größten Teil nicht daran gedacht, die Römer nun willig als ihre Herren anzuerkennen, und je mehr sie einsahen, daß Cäsar ebensowenig den uneigennützigen Helfer zu spielen gedachte, wie früher Ariovist, je mehr sie unter den fremden Gästen zu leiden hatten, je mehr sie erkannten, wie sehr ihre alten Sitten und Gebräuche durch das Eindringen der Römer gefährdet wurden, desto lebhafter wurde allmählich ihr Wunsch, die Fremden wieder zu vertreiben und wieder freie Kelten zu werden, wie ihre Väter es gewesen waren.

Vor der Hand freilich war von einer einheitlichen Erhebung Galliens noch keine Rede. Immer und immer wieder zeigte sich der Fluch der Zersplitterung des Landes. Zunächst regte sich der Widerstand nur bei Stämmen, die bereits zur Unterwerfung gezwungen worden waren. Vor kurzem erst hatte, wie erwähnt, der junge P. Crassus die aremorikanischen Völkerschaften veranlaßt, sich der römischen Oberhoheit zu fügen. Als nun aber bei einigen von ihnen, Buch III. (56 vor Chr.)

Buch III. (56 vor Chr.) bei den Esuviern, Coriosoliten und Venetern, im Winter 57 auf 56 römische Präfekten und Tribunen erschienen, um für die Legion des Crassus, die im Gebiet der Anden an der unteren Loire überwinterte, Getreide zu fordern, da mochten sie erst zur klaren Erkenntnis dessen kommen, was sie gethan hatten, und der Wunsch regte sich in ihnen, das Joch wieder abzuwerfen, das sie zu drücken begann. Weitaus die größte Macht und das größte Ansehen in jenen Gegenden hatten die Veneter, die als tüchtige Seeleute über eine große Flotte und gute Häfen verfügten. Sie gingen mit der Auflehnung gegen Rom voran und nahmen die Offiziere des Crassus einfach fest, um so womöglich die Geiseln zurückzubekommen, die sie jenem früher hatten stellen müssen. Die Coriosoliten und Esuvier folgten ihrem Beispiel, und bald schlossen sich auch alle andern Stämme dort an der Küste ihnen an. Und nun stellten sie gemeinsam an den Crassus die Forderung, ihnen gegen Wiederauslieferung der römischen Offiziere ihre Geiseln zurückzugeben. Natürlich wurden sie abgewiesen. — Cäsar selbst konnte nicht sogleich nach Gallien zurückkehren; die Entwicklung der Dinge in Rom nahm gerade in jenem Winter und im darauffolgenden Frühling seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch: im April 56 traf er mit Pompejus und Crassus (dem Vater) zu wichtigen Beratungen in Luca zusammen, wo die Triumvirn unter anderm auch beschlossen, daß Cäsars gallische Statthalterschaft auf weitere fünf Jahre verlängert werden sollte, was denn auch durchgesetzt ward. Schon von Italien aus traf indes der Feldherr seine Maßregeln und ließ auf der Loire sogleich eine Anzahl von Kriegsschiffen bauen und für ihre Bemannung sorgen. Sowie er konnte, kam er dann selbst zurück. Das Verfahren der Veneter und der andern galt ihm natürlich als frevelhaft; besonders brandmarkt er es, daß sie sich an den Gesandten vergriffen hätten, „die doch bei allen Völkerschaften als heilig und unverletzlich gelten.“ Daß die Offiziere, um die es sich handelte, gar nicht eigentliche Gesandte waren, sondern daß sie gekommen waren, um eine Abgabe zu fordern, zu der jene Völkerschaften wohl nicht verpflichtet zu sein glaubten, davon schweigt er.

Cäsars Rückkehr nach Gallien hatte zunächst nur den Erfolg, daß die Seegaue um so entschiedener rüsteten. Getrosten Mutes gingen sie dem Kampf entgegen, setzten ihre Städte in Verteidigungszustand und zogen ihre Flotte zusammen. Auch gelang es ihnen,

immer mehr Bundesgenossen zu finden, so daß schließlich die ganze Küstengegend von der Mündung der Loire bis zu der des Rheins unter den Waffen stand; ja selbst aus Britannien riefen sie Hilfe herbei. Cäsar mußte fürchten, daß der Brand noch viel weiter um sich greifen möchte; nur große Schnelligkeit und zielbewußtes Handeln konnte das verhüten. Mit ungefähr drei Legionen — die übrigen brauchte er anderwärts — eilte er selbst sogleich dem Veneterlande zu und befahl dem jungen Decimus Brutus, demselben, der neben M. Junius Brutus später an der Ermordung Cäsars hervorragenden Anteil nahm, mit der Flotte, die aus den neu erbauten Schiffen und aus einer Anzahl von Fahrzeugen der ihm treu gebliebenen Keltengaue bestand, eben dahin zu kommen. Abermals halfen Gallier selbst ihre Landsleute unterdrücken!

Der Kampf begann; aber wenn Cäsar gehofft hatte, durch Einnahme der festen Plätze der Veneter schnell zum Ziel zu kommen, so sah er sich getäuscht. Denn jedesmal, wenn er mit unendlicher Mühe einen ihrer Orte, die alle an der Spitze schmaler, schwer zugänglicher Landzungen lagen, in die größte Not versetzt hatte, gelang es den Einwohnern, sich zur See nach dem nächsten Orte zu retten, wo dann das alte Spiel von neuem begann. Endlich kamen die ersehnten Schiffe. Mit ihrer 220 Segel zählenden Flotte fuhren die Gallier ihnen entgegen, und so kam es im Spätsommer 56 wahrscheinlich an der Küste von Sarzeau, der Halbinsel Quiberon gegenüber, zur ersten Seeschlacht auf dem Atlantischen Ozean, von der die Geschichte erzählt. Obwohl die Römer längst nicht so viele Schiffe hatten, wie die Gallier, deren Fahrzeuge außerdem für die dortigen Verhältnisse viel geeigneter waren, gelang es ihnen doch dadurch, daß sie mit Sicheln, die an langen Stangen befestigt waren, die Taue zerschnitten, welche die Rahen mit dem Mast verbanden, die Beweglichkeit der feindlichen Schiffe völlig zu lähmen. Wie einst bei Mylä (260) die Enterhaken der Römer die Niederlage der Punier herbeigeführt hatten, so bereiteten jetzt die römischen Sicheln den Galliern ungeahntes Verderben: vor den Augen des Oberfeldherrn, der an der Spitze der Legionen vom Lande aus dem Kampfe zuschaute, erfochten die Römer den Sieg, und als die gallische Flotte flüchten wollte, wurde sie zum größten Teil vernichtet. Diese eine Schlacht genügte, um die Veneter und alle Staaten der Bretagne zur Unterwerfung zu bringen. Bedingungslos ergaben sie sich dem Sieger.

Buch III. (56 vor Chr.) Der aber ging furchtbar streng mit ihnen ins Gericht. Den Senat der Veneter ließ er hinrichten, die übrigen wurden in die Sklaverei verkauft. Vergebens sucht Cäsar seine barbarische Härte zu rechtfertigen. Menschlich betrachtet war die Verschuldung der unglücklichen Küstenbewohner sehr gering; dagegen verdient ihr tapfrer Kampf für ihre Freiheit unsre Bewunderung, und ein Gefühl des Hasses ergreift uns, wenn wir die kurzen, kalten Worte lesen, mit denen der Sieger uns das furchtbare Schicksal mitteilt, das er über Tausende von Menschen verhängte, um die Ziele seines Ehrgeizes, seiner Ruhmsucht zu erreichen.

Zu derselben Zeit kämpfte der Legat Q. Titurius Sabinus mit drei Legionen gegen die Veneller in der Normandie und die andern Völkerschaften jener Gegend, die sich, wie erwähnt, dem Aufstand angeschlossen hatten. Vergebens hatte der Senat einiger Stämme sich gegen die Teilnahme am Kampf gesträubt: die eignen Volksgenossen hatten die Feigen getötet. Auch aus dem übrigen Gallien waren Freiwillige herzugeströmt. Aber auch hier waren die Römer siegreich, und nur ein kleiner Teil der Unterlegenen entging dem Verderben.

Und nicht minder groß war der Erfolg, den im Süden, in Aquitanien, P. Crassus erfocht. Ihn hatte Cäsar dorthin gesandt, angeblich, um zu verhüten, daß die Veneter von dort Unterstützung erhielten: in Wirklichkeit hatte der Zug nur den Zweck, auch diesen Teil Galliens zu unterwerfen. Und Crassus löste seine Aufgabe mit großem Geschick und entschied schließlich durch einen verwegenen Sturmangriff auf das Lager der weit zahlreicheren Feinde — es war das einzige Mal, daß im gallischen Feldzug ein solches Wagnis unternommen ward — das Los der Aquitanier. Auch sie wurden römische Unterthanen, und nur einige der entlegensten Stämme am Fuß der Pyrenäen wagten es im Vertrauen auf den nahenden Winter, den Römern noch zu trotzen.

So hatten denn Cäsars Unterführer überall den Sieg an ihre Fahnen gefesselt; nur dem Oberfeldherrn selbst war das Glück nicht hold, als er nun gegen Ende der guten Jahreszeit sich anschickte, die Moriner und Menapier noch zu unterwerfen, welche die Nordküste Galliens von der Mündung der Somme bis zu der des Rheins bewohnten. Einen Rechtsgrund oder auch nur einen Vorwand, gegen sie Krieg zu führen, hatte er freilich nicht, aber für ihn genügte es, daß sie noch kampffähig waren und ihm

ihre Unterwerfung noch nicht angezeigt hatten. Immer unverhüllter tritt in Cäsars eignem Bericht die Thatsache hervor, daß er eben nur darauf ausging, das Land zu unterwerfen; sein gewaltthätiges Vorgehen als notwendig, durch die Umstände geboten darzustellen — daran denkt er schon gar nicht mehr. Er meinte, die Aufgabe, die er sich mit der Besiegung der beiden Völkerschaften gestellt hatte, sei leicht, aber es glückte ihm doch trotz aller Anstrengungen nicht, die Gegner zu bezwingen, die sich immer tiefer in ihre Wälder zurückzogen. Die Moriner und Menapier blieben frei, und Cäsar mußte sich damit begnügen, ihre Äcker zu verwüsten und ihre Dörfer und Gehöfte in Brand zu stecken. Dann führte er seine Truppen zurück und ließ sie im Gebiete der eben besiegten Völkerschaften zwischen der unteren Seine und Loire Winterquartiere beziehen. Buch III. (56 vor Chr.)

c) Sicherstellung des Gewonnenen; Züge nach Deutschland und Britannien.

Trotz des Mißerfolgs, den die letzten Kämpfe noch gebracht hatten, konnte Cäsar mit dem Erreichten zufrieden sein; fast alle Völkerschaften des nördlichen, westlichen und südwestlichen Galliens waren nun mit den Waffen bezwungen. Seine Aufgabe für die nächste Zeit war ihm klar vorgezeichnet: er mußte vor allem die neu erworbenen Gebiete sichern und alle Versuche, den Gürtel zu durchbrechen, den er um das Innere des Landes gelegt hatte, vereiteln. Gelang ihm das, so war auch für den Kern des Landes keine Hilfe mehr möglich, und Cäsar meinte, daß die Stämme, die einst zuerst seine Unterstützung angerufen hatten, sich dann ohne Kampf in ihr Los ergeben würden. Um dies Ziel zu erreichen, hat er nun in den nächsten drei Jahren einmal die Versuche einzelner germanischer Völkerschaften, von Osten und Nordosten her nach Gallien einzudringen, zurückgewiesen; er ist dann ferner, in der Meinung, seine Aufgabe besser, als durch bloße Verteidigung, durch kühnen Angriff lösen zu können, zweimal hinüber nach Deutschland und zweimal nach Britannien gegangen; er hat weiter die Empörung einer Anzahl belgischer Völkerschaften niedergeworfen und endlich auch die Versuche einiger Stämme des inneren Galliens, sich zur Wehr zu setzen, vereitelt.

Cäsar mußte sehr wohl, daß die Germanen auch nach dem glänzenden Sieg über Ariovist gefährliche Nachbarn blieben, und

fürchtete schon längst, daß andre Völkerschaften den Versuch wiederholen würden, den die Sueben und ihre Kampfgenossen hatten aufgeben müssen. Schon zu Anfang des vorigen Jahres (56) hatte er deshalb den Labienus mit der Reiterei ins Land der Treverer geschickt, um die Germanen am Überschreiten des Rheins zu hindern. Was damals schon gedroht hatte, das geschah nun. Buch IV. (55 vor Chr.) Es waren die deutschen Stämme der Usipeter und Tencterer, die in Gallien einfielen. Sie waren ungefähr zu der Zeit, wo Cäsar seine Provinz übernommen hatte, von ihren Nachbarn, suebischen Stämmen, aus ihren Wohnsitzen verdrängt worden, waren drei Jahre lang umhergewandert und hatten endlich trotz des Widerstands der dort wohnenden Menapier im Winter 56/55 den Rhein nicht allzufern von seiner Mündung überschritten. Wie einst die Scharen des Ariovist, so kamen auch sie mit Weib und Kind, und der gewaltige Schwarm soll 430 000 Köpfe gezählt haben. Den Winter über waren sie im Gebiet der Menapier geblieben, aber es war anzunehmen, daß sie dort nicht bleiben würden. — Früher als sonst begab sich Cäsar deshalb aus dem cisalpinischen Gallien, wo er auch diesmal während des Winters geweilt hatte, zum Heer. Schon hatten einige gallische Stämme sich um Hilfe gegen die Römer an die eingedrungenen Germanen gewandt, schon waren deren Streifscharen die Maas aufwärts bis ins Gebiet der Eburonen und Condrusen (um Lüttich und Aachen) vorgedrungen, und überall regte sich im Herzen der Belgier der Wunsch, mit ihrer Hilfe das römische Joch abzuschütteln. Noch aber wagten sie nicht, zum offnen Widerstand zu schreiten, und als Cäsar die Fürsten der Umgegend zu sich entbot und ihnen Reiterei zu stellen befahl, da fügten sie sich, wenn auch ungern, dem römischen Machtgebot. Dann rückte der Oberfeldherr von der unteren Seine aus in nordöstlicher Richtung gegen die Germanen vor. Die schienen trotz ihrer Stärke — die Zahl ihrer Streiter mag sich auf mindestens 100 000 belaufen haben — keine allzugroße Lust zu haben, sich mit den Römern in einen Kampf einzulassen; es war nicht Ruhmbegier und Eroberungssucht, was sie zu ihrem Vorgehen veranlaßte: den lange Umhergetriebenen lag zunächst nur daran, wieder Wohnsitze zu gewinnen. Das erklärten auch ihre Gesandten dem Cäsar und baten ihn, freilich nicht ohne dabei stolz und drohend auf die kriegerische Tüchtigkeit ihres Volks hinzuweisen, er möge ihnen entweder die Äcker, die

sie bereits in Besitz genommen hätten, lassen oder ihnen andre anweisen. Cäsar erwiderte, in Gallien sei kein Platz für sie, doch wolle er dafür sorgen, daß die Ubier jenseits des Rheins ihnen Aufnahme gewährten. So wandermüde auch die Germanen waren, so wiesen doch ihre Boten den Vorschlag nicht ohne weiteres zurück, sondern erklärten sich bereit, ihn den Ihrigen zu überbringen und nach drei Tagen mit der Antwort zurückzukehren. Das war ebenso gewiß ehrlich gemeint, wie der Vorschlag des Römers unehrlich war. Denn einmal hielt er ihn selbst sicherlich nicht für ausführbar — wie sollten denn die von den Sueben immer mehr eingeengten Ubier imstande sein, eine so große Menschenmenge in ihrem Lande anzusiedeln! — und dann ließ er ihnen auch gar nicht die nötige Zeit zu einem Versuch. Er erzählt uns nämlich, er habe fürchten müssen, daß die Germanen nur hätten warten wollen, bis die Reiterscharen, die sie zum Fouragieren auf das linke Maasufer hinübergeschickt hätten, zurückgekehrt seien, um ihn dann anzugreifen. Angeblich deshalb schlug er ihre Bitten, einstweilen nicht weiter vorzurücken, wiederholt ab und brachte es schließlich durch sein hinterlistiges Verhalten so weit, daß die Germanen ihm den gewünschten Vorwand zu ihrer Vernichtung lieferten. Als sie ihn nämlich zum zweiten Male gebeten hatten, zunächst stehen zu bleiben, versprach er ihnen wenigstens, nur noch ein Stück vorzugehen und sie nicht anzugreifen, ließ aber trotzdem seine Reiter bis dicht an sie heranrücken. Natürlich mußten die Deutschen da glauben, daß jene sie überfallen wollten, und da regte sich in ihnen der germanische Kampfesmut und Trotz. Obwohl sie selbst wegen des erwähnten Streifzugs über die Maas nur 800 Reiter zur Verfügung hatten, griffen sie doch schnell entschlossen die anrückende, 5000 Mann starke gallische Reiterei Cäsars an, und sie siegten wirklich und trieben die Geschlagenen, deren nicht wenige getötet wurden, in wilder Flucht vor sich her, bis die römischen Legionen sie aufnahmen. Vergeblich sucht Cäsar diese schimpfliche Niederlage dadurch zu erklären, daß er berichtet, seine Reiter seien auf einen Kampf gar nicht gefaßt gewesen, vergebens sucht er sich als den Betrogenen hinzustellen: wir wissen, auf wessen Seite der Verrat war. Daß der Kampf nicht in der Absicht der germanischen Führer gelegen hatte, ist sicher; schon der Umstand spricht dafür, daß ihre schwache Reiterei die weit überlegenen Gegner angriff,

Buch IV. (55 vor Chr.)

Buch IV. (55 vor Chr.)

während die Deutschen doch nach Cäsars eignem Bericht vorher jeden Kampf so sorgfältig zu vermeiden gesucht hatten. Auch hätten sie, wenn der Kampf beabsichtigt gewesen wäre, nachher gewiß anders gehandelt, als sie es thaten. Am nächsten Tage nämlich erschienen alle germanischen Ältesten und Heerführer im römischen Lager, um sich dem Oberfeldherrn gegenüber zu rechtfertigen und die Verhandlungen mit ihm weiter fortzusetzen. Das hätten sie nun und nimmer gethan, wenn sie am Tag vorher hinterlistig gehandelt hätten und sich bewußt gewesen wären, daß sie die Rache des Römers fürchten mußten. Trotzdem behandelte sie Cäsar, der sehr erfreut darüber war, daß jene in ihrem treuherzigen Vertrauen sich ihm selbst in die Hand lieferten, ohne weiteres als Verräter. Ohne ihnen auch nur die Möglichkeit zu geben, sich zu rechtfertigen, ließ er sie alle festnehmen und brach dann sofort mit seinem ganzen Heere auf, um die führerlosen Germanen zu vernichten. Völlig unerwartet stürmten die Römer ins deutsche Lager ein. Während die Weiber und Kinder sofort davoneilten, verfolgt von der erbarmungslos auf sie einhauenden Reiterei, versuchten die Männer vergeblich Widerstand zu leisten: bald genug mußten auch sie ihr Heil in der Flucht suchen — aber sie fanden es nicht; was dem Schwert der Feinde nicht erlag, verschlangen die Fluten des nahen Stroms.[1]) Die Römer aber kehrten nach dieser abscheulichen Metzelei ins Lager zurück, und Cäsar brüstet sich noch damit, daß er keinen einzigen Mann eingebüßt hätte. Nun, da sein Zweck erreicht war, wollte er die gefangen gehaltenen Germanen entlassen; da sie aber die Rache der Gallier fürchteten, deren Gebiet sie vorher verwüstet hatten, baten sie um die Erlaubnis, bleiben zu dürfen.

Seinen Erfolg hat Cäsar auch hier wieder übertrieben. Es ist weder wahrscheinlich, daß die Römer bei dem entscheidenden Kampfe auch nicht einen Mann verloren haben, noch daß die Germanen mit Ausnahme der 2000 über die Maas gesandten Reiter alle zu Grunde gegangen sind. In späterer Zeit haben die Römer noch in manchem harten Kampf zu ihrem Kummer erfahren müssen, daß der Stamm der Usipeter und Tencterer noch blühte und kräftig war.

---

[1]) Gemeint ist wahrscheinlich die Waal; aber fest steht das nicht: die Ansichten über die Örtlichkeit des Kampfes sind auch hier geteilt.

Es war ein erbärmliches Verfahren, das Cäsar angewandt hatte, um sich der Germanen zu entledigen, und ganz umsonst sucht er es zu rechtfertigen und als durch die Zustände geboten hinzustellen; es ist geradezu abscheulich, wie er, der Verräter, immer wieder den Germanen Hinterlist vorwirft, wie er sogar da, wo er erzählt, daß die deutschen Fürsten und Ältesten zu ihm ins Lager kamen, behauptet, sie seien mit ränkevollen und trügerischen Absichten erschienen. Aus seiner eignen Darstellung hören wir heraus, daß er selbst nicht daran glaubte: „zu der Schuld der Tücke und Grausamkeit hat er noch die Unwahrheit hinzugefügt, mit der er gewissenlos sein Geschichtsbuch befleckt hat“ (Ihne, Römische Geschichte Bd. VI, S. 421.). Das Niedrige seiner Handlungsweise wurde selbst in Rom empfunden, und M. Porcius Cato, allerdings einer seiner erbittertsten Gegner, stellte — natürlich vergeblich — im Senat sogar den Antrag, den Oberfeldherrn gebunden den Germanen auszuliefern, damit die Götter nicht zürnend den ganzen Staat ins Verderben stürzten.

Cäsar selbst machte sich keine Gewissensbisse über sein Verfahren; sein Zweck war ja erreicht und die Gefahr, die von den Germanen drohte, abermals beseitigt. Aber sie konnte wiederkommen, und neue Scharen konnten nach Gallien hereinströmen. Um dem vorzubeugen, beschloß er, selbst über den Rhein hinüber zu gehen. Andre Gründe kamen hinzu. Es mußte in Rom Staunen und Bewunderung erregen, wenn er es wagte, ins Land der Germanen einzudringen, die noch immer als furchtbare Feinde galten; auch hoffte er wohl, durch den Ruhm, den er zu gewinnen dachte, und durch die Beute, die dem Heere zufallen sollte, seine Truppen nur noch fester an sich zu ketten. Ob der stolze Mann auch davon träumte, das Land jenseits des Rheins ebenfalls der römischen Herrschaft zu unterwerfen, läßt sich nicht sagen: möglich ist es gewiß. Ein Vorwand war schnell gefunden: der größte Teil der Reiterei der Usipeter und Tencterer, der, wie erwähnt, als der vernichtende Schlag ihre Landsleute traf, abwesend gewesen war, hatte sich nachher zu den Sugambrern, die zwischen Sieg und Ruhr, im heutigen Rheinland und Westfalen, wohnten, gerettet, und diese verweigerten ihre Auslieferung. Dazu kam, daß die befreundeten Ubier um Hilfe gegen die Sueben baten. Die Schiffe aber, die sie ihm zur Überfahrt anboten, wies er zurück: er wollte zeigen, daß selbst der mächtige Fluß für ihn kein Hindernis sei,

Buch IV. (55 vor Chr.)

auch dann nicht, wenn er keine Fahrzeuge habe. Nach zehn Tagen schon stand eine feste Brücke fertig da, und so sahen die grünen Fluten des Rheins im Jahre 55 zum ersten Male römische Legionen über sich hinweg ziehen ins freie deutsche Land.[1]) Doch mißlang der Zug fast völlig, denn wenn sich nach Cäsars Bericht auch einige Staaten zur Unterwerfung bereit zeigten, so konnte er doch gegen die Sugambrer und Sueben gar nichts ausrichten, und nach achtzehn Tagen schon kehrte er nach Gallien zurück. Und nun beschloß er, auch nach Britannien hinüberzugehen. Das war damals ein den Römern noch fast völlig unbekanntes, in nebelhaftes Dunkel gehülltes Land; dorthin ein römisches Heer zu führen und Eroberungen zu machen, schien des höchsten Ruhmes wert — und das lockte den Cäsar. Er freilich behauptet, er sei zu dem Zuge hauptsächlich dadurch bewogen worden, daß die Gallier in fast allen Kämpfen, die er mit ihnen geführt hätte, Hilfe von ihren britischen Stammgenossen erhalten hätten; aber das ist kaum glaublich. Wohl bestanden politische, religiöse und Handelsbeziehungen zwischen den Insel-Kelten und denen des Festlandes, aber Cäsar selbst weiß nur ein einziges Mal — beim Veneterkampf — davon zu berichten, daß die Gallier Hilfstruppen aus Britannien herbeigerufen hätten, und wir wissen nicht einmal, ob sie wirklich kamen.

Auch bei diesem Zug erreichte der Kühne nicht viel. Zwar erzwang er — es war Ende August 55 — nach heftigem Kampf die Landung seiner beiden Legionen, und die nächstgelegenen Staaten boten ihre Unterwerfung an, aber bald genug kam er, besonders infolge eines gewaltigen Sturms, der seine Flotte heimsuchte, in eine recht gefährliche Lage und mußte schließlich froh sein, daß er glücklich wieder nach Gallien zurückkehren konnte. Aber trotz seiner Mißerfolge in Deutschland und Britannien pries Rom auch jetzt wieder seine Thaten, und auf Grund seiner Berichte wurde — eine außerordentliche Ehre — beschlossen, ein Dankfest von zwanzig Tagen zu feiern.

Nach einem abermaligen Zuge gegen die Moriner und Menapier, der wenigstens zur Unterwerfung der ersteren geführt zu haben scheint, durften die Legionen Winterquartiere beziehen; der Feldherr selbst ging wieder nach Oberitalien.

[1]) Wo der Übergang stattfand, ob zwischen Koblenz und Andernach oder in der Gegend von Bonn, ist nicht mit völliger Sicherheit nachzuweisen.

Cäsar mochte dem Senat seine Thätigkeit in diesem Jahre im günstigsten Lichte dargestellt haben; er selbst aber war mit dem Erfolg seiner Züge nicht zufrieden, und so beschloß er denn, gleich im nächsten Sommer mit größeren Streitkräften zunächst abermals nach Britannien zu gehen; den ganzen Winter hindurch mußten deshalb seine Leute am Bau neuer Schiffe und an der Ausbesserung der alten arbeiten. Nachdem dann der Feldherr bei Beginn der guten Jahreszeit einen kurzen Zug zu den nicht mehr recht zuverlässigen Treverern an der unteren Mosel unternommen hatte, wo der einflußreiche Indutiomarus zum Kampf gegen die Römer trieb, brach er — Juni 54 — nach dem Hafen auf, von dem aus er seine Truppen über den Kanal führen wollte. Die Flotte lag großenteils schon da, und auch die Fürsten aus ganz Gallien waren erschienen; sie sollten mit Ausnahme der wenigen, die für völlig zuverlässig gelten konnten, mit ihm ziehen: so glaubte er am besten den Ausbruch eines Aufstandes in seinem Rücken verhindern zu können. Auch der uns wohlbekannte Häduer Dumnorix war unter ihnen. Aber seine Seele dürstete noch immer danach, die Römer wieder zu vertreiben, und um keinen Preis wollte er den Cäsar begleiten. Indes alle seine Bitten, zurückbleiben zu dürfen, wurden abgeschlagen, und ganz vergeblich waren auch seine Versuche, mit glühenden Worten die andern Häuptlinge zur Gewalt aufzureizen. Er aber mochte sich doch nicht fügen. Und so ritt er denn, als das lange von widrigen Winden zurückgehaltene Heer sich endlich einschiffen wollte, mit seinen Leuten einfach davon. Sofort schob der Feldherr die Abfahrt auf und sandte eine starke Reiterabteilung zu seiner Verfolgung ab. Was er wohl gewünscht hatte, geschah: Dumnorix weigerte sich zurückzukehren und setzte sich zur Wehr, als Cäsars Reiter zur Gewalt schritten. Immer von neuem rief er aus, er sei ein freier Mann, und frei sei der Staat, dem er angehöre. Und für diese Freiheit starb er — wer möchte dem Wackeren seine Anerkennung versagen, wer einen Verräter in dem Manne erblicken, der lieber tapfer kämpfend fiel, als daß er dem Römer, den er haßte, zu neuen Eroberungen und neuen Triumphen folgte?

Die Flotte fuhr ab: nicht weniger als fünf Legionen samt 2000 Reitern waren es, die drüben landeten. Trotzdem aber hat Cäsar auch diesmal nur sehr wenig erreicht. Abermals spielte ein Sturm den Schiffen übel mit, und die eigentümliche Kampfesweise

Buch V. (54 vor Chr.)

der Briten, besonders ihre Reiter und die Wagenkämpfer, die im gegebenen Augenblick vom Wagen herabsprangen und zu Fuß die Reiterei unterstützten, brachten die Römer in manche Gefahr. Die überwand der Feldherr zwar und schlug die Feinde; aber wenn er auch siegreich bis über die Themse vordrang und wenn auch Cassivellaunus, der tapfre Führer der Insel-Kelten, sich schließlich fügen mußte, so war damit doch recht wenig gewonnen, und als Cäsar nach Gallien zurückkehrte, mußte er sich sagen, daß von einer wirklichen Unterwerfung auch nur eines Teils von Britannien gar nicht die Rede sein konnte und daß auch die jetzt bezwungenen Völkerschaften sich schnell genug wieder von der römischen Herrschaft lossagen würden.

Wenn Cäsar gehofft hatte, daß seine Züge nach Deutschland und Britannien wenigstens die Folge haben würden, die Gallier mit größerer Furcht zu erfüllen und ihnen jeden Gedanken an Auflehnung gegen die Römer zu benehmen, deren Vordringen selbst der Rhein, selbst der Ozean nicht Halt gebot, so hatte er sich auch darin getäuscht; er mußte erfahren, daß ein so großes Volk sich doch nicht gar so leicht in den Verlust seiner Freiheit findet. Schon das vorher erwähnte Auftreten des Treverers Indutiomarus war ein bedenkliches Zeichen; dann kam der Fluchtversuch des Dumnorix. Den hatte er zwar vereitelt, aber so lieb es ihm auch war, daß er sich des gefährlichen Gegners entledigt hatte, so diente andrerseits der Vorgang dazu, einen Teil des keltischen Adels mit nur um so grimmigerem Haß gegen ihn zu erfüllen. Aber wenn es auch fast überall gärte, so war doch von einer zielbewußten, gemeinsamen Durchführung des Freiheitskampfes keine Rede. Planlos, bald hier, bald dort erhoben sich, wie wir sehen werden, einzelne Völkerschaften; das ganze Elend der Uneinigkeit, der unseligen Zersplitterung trat wieder hervor. Und so kam es dann, wie es kommen mußte.

Der Feldherr mochte selbst bei seiner Rückkehr aus Britannien das Gefühl der Unsicherheit haben, und das war neben der schlechten Ernte und der Schwierigkeit der Verpflegung vielleicht ein Grund mit, der ihn bewog, seine Truppen bei Beginn des Winters — er verfügte jetzt über acht Legionen und fünf Kohorten — möglichst über den Norden und Nordwesten Galliens zu verteilen. Denn von hier drohte am meisten Gefahr.

Die Legionen waren abmarschiert, Cäsar selbst hatte, wahr-

Buch V. (54 vor Chr.)

scheinlich eben weil er mißtrauisch zu werden begann, Gallien noch nicht verlassen: da traf die erste schlimme Botschaft ein, die noch dazu aus dem Herzen des Landes kam, wo bisher alles ruhig geblieben war: von den Carnuten an der mittleren Loire (ums heutige Orleans). Dort hatte die römerfeindliche Partei sich gegen Tasgetius erhoben, der, aus altem, königlichem Geschlechte stammend, von Cäsar zum Herrscher eingesetzt worden war: nun büßte er mit dem Tode für seine Verbindung mit dem Verhaßten. Für jetzt genügte eine Legion, den Aufstand dort zu unterdrücken. Bald aber sollte viel Schlimmeres geschehen. Im Gebiet der Eburonen, die, wie bereits früher erwähnt, in der Gegend von Lüttich und Aachen wohnten, sollten unter dem Oberbefehl der Legaten Q. Titurius Sabinus und L. Aurunculejus Cotta die zuletzt ausgehobene fünfzehnte Legion und fünf Kohorten überwintern. Als sie eintrafen, wurden sie von Ambiorix und Catuvolcus, den beiden Fürsten des zweigeteilten Staates, begrüßt und ihnen Getreide für den Unterhalt der Leute geliefert. Sie ahnten nichts Böses und hofften einen friedlichen Winter zu verleben; aber es kam anders. Der uns schon bekannte Indutiomarus im benachbarten Trevererland reizte die Eburonen zum Aufstand. Erst fünfzehn Tage waren seit der Ankunft der Römer vergangen — da stürmten jene mit einemmale gegen das römische Lager an, das sich zu Atuatuka,[1]) wohl in der Nähe des heutigen Limburg, befand. Aber der Angriff ward, obwohl er völlig überraschend kam, abgeschlagen. Nun versuchten es die Eburonen mit verräterischer List. Ambiorix redete den römischen Gesandten, die auf seinen Wunsch zu ihm geschickt wurden, vor, die Gallier hätten sich zu dem Beschluß geeinigt, an einem und demselben Tag alle römischen Winterlager zu überfallen, und er selbst sei von den Eburonen gezwungen worden, an dem Aufstand teilzunehmen. Da er indes dem Cäsar zu großem Dank verpflichtet sei, so möchte er die römischen Truppen in seinem Lande gern retten und rate ihnen daher, schleunigst abzuziehen und sich mit einer der in der Nähe stehenden Legionen zu vereinigen; er würde sie ruhig ziehen lassen. — Vergebens warnten in dem Kriegsrat, der darauf abgehalten wurde, Cotta und andre eindringlich davor, ohne Cäsars Befehl das schützende

[1]) Ihre Bewohner sind nicht zu verwechseln mit der Völkerschaft der Atuatuker, die südwestlich davon wohnten.

Buch V. (54 vor Chr.)

Lager zu verlassen, vergebens widersetzten sie sich nach Kräften dem feigen Rate des Sabinus, der dem Ambiorix zu folgen vorschlug: die Furcht vermochte mehr, als alle Gebote der Ehre und Klugheit, und endlich gab Cotta, um nicht durch Zwietracht die Lage noch gefährlicher zu gestalten, dem Wunsch des Sabinus und wohl auch der Mehrheit der Soldaten, die dieser nicht umsonst für seine Ansicht zu gewinnen versucht hatte, nach: und so zogen denn am nächsten Morgen nach schlaflos verbrachter Nacht die römischen Truppen in langen Reihen, mit vielem Gepäck beschwert, von dannen. Sie erhofften die Rettung — sie fanden den Tod. Noch waren sie nicht weit gekommen, da wurden sie von den Eburonen, die sich in einen Hinterhalt gelegt hatten, von allen Seiten angegriffen und bald aufs härteste bedrängt. Sie schlossen sich eng zusammen und stritten mit der größten Tapferkeit, um dem Schicksal doch noch ihre Rettung abzuringen, und während Sabinus völlig den Kopf verlor, entwickelte besonders Cotta, zugleich Feldherr und Soldat, die größte Thatkraft. Aber der Fall einiger der wackersten Offiziere, die Verwundung des Cotta und die Thorheit des Sabinus entschieden bald den Kampf. Der unselige Mann ging in seiner Verblendung so weit, daß er zum Ambiorix schickte und um Schonung bat. Da ließ ihn dieser, ihm seine Sicherheit verbürgend, zu einer Unterredung bescheiden und dann samt seinen Begleitern niedermachen. So fand er ein unrühmliches Ende. Cotta aber kämpfte trotz seiner Wunde weiter, und tapfer fechtend starb er einen ehrlichen Soldatentod; mit ihm fiel der größte Teil der Leute. Die andern zogen sich ins Lager zurück und gaben sich hier, nachdem sie bis in die Nacht hinein dem Ansturm der Feinde noch Widerstand geleistet hatten, schließlich verzweifelnd selbst den Tod. Nur wenige entkamen, die Trauerkunde zu melden, zu Labienus ins Gebiet der Remer.

Das unverantwortliche Verhalten des Sabinus hatte die schlimmsten Folgen und brachte vor allem die Legion, die unter dem Oberbefehl des Cicero bei den Nerviern im Winterquartier lag, in die größte Gefahr. Denn siegestrunken eilte Ambiorix mit großer Heeresmacht sogleich zu den benachbarten Atuatukern und zu den Nerviern und rief sie mit glühenden Worten auf zum Kampfe für die Freiheit, zur Rache an den Bedrückern. Mit leichter Mühe gewann er sie für den Plan, dem Cicero dasselbe Schicksal zu bereiten, dem Sabinus und Cotta verfallen waren.

Beide Völkerschaften, die Nervier, wie die Atuatuker, dachten jetzt die gewaltigen Schläge zu vergelten, die sie vor drei Jahren erlitten hatten. Vereint mit den Eburonen zogen sie eilends vor Ciceros Lager. Der aber zeigte sich der Gefahr völlig gewachsen, und auch seinen Soldaten schwand trotz der starken Überzahl der Feinde der Mut nicht. Alle Sturmangriffe wurden abgeschlagen, Tag und Nacht wurde an der Befestigung des Lagers gearbeitet, und selbst die Kranken und Verwundeten mußten mit Hand anlegen. Umsonst versuchten dann die Gallier auf dieselbe hinterlistige Art, die im Eburonenlande zum Ziele geführt hatte, den Cicero zum Verlassen des Lagers zu bewegen: die Römer blieben, sie harrten aus und kämpften und hofften von Tag zu Tag, daß Cäsar, der damals in Samarobriva im Gebiete der Ambianer weilte, bald zur Hilfe erscheinen würde. Aber noch war es keinem der vielen Boten, die an ihn abgeschickt wurden, geglückt, zu ihm durchzudringen, noch ahnte der Oberfeldherr nichts, weder von dem Furchtbaren, was geschehen war, noch von dem, was geschehen konnte. Immer mehr wuchs die Gefahr, und am siebenten Tage, als es den Feinden gelungen war, die Lagerhütten der Römer in Brand zu schießen, und sie nun abermals mit Siegesgeschrei anstürmten, schien alles verloren. Trotzdem mußten sie auch diesmal mit blutigen Köpfen abziehen, und das Feuer wurde gelöscht. Und endlich gelang es doch, dem Oberfeldherrn Nachricht zukommen zu lassen. Dem standen für den Augenblick nur zwei noch dazu ziemlich schwache Legionen samt einer kleinen Abteilung Reiterei zum Zug ins Nervierland zur Verfügung, und der Feind mochte fünf bis sechsmal so stark sein, als die Truppen des Cäsar und Cicero zusammen; aber er durfte nicht zaudern. In Eilmärschen legte er den ungefähr 170 Kilometer langen Weg zurück und brachte den Galliern, die ihm entgegengerückt waren, durch sein außerordentlich geschicktes Operieren schnell eine entscheidende Niederlage bei. In wilder Flucht stoben sie von dannen, und an demselben Tage noch konnte der gerettete Cicero den Oberfeldherrn begrüßen, der ihm und seinen tapfern, tief erschöpften Leuten seine vollste Anerkennung aussprach. Und sie verdienten dieses Lob, und auch wir können, so wenig wir auch römisch empfinden, den Soldaten Cäsars die Bewunderung für ihre Leistungen hier so wenig versagen, wie bei andern ruhmeswerten Thaten.

Buch V. (54 vor Chr.)

Erst jetzt erfuhr Cäsar von Gefangenen Näheres über das

Buch V. (54 vor Chr.)

Schicksal des Sabinus und Cotta. Sein Zorn kannte keine Grenzen, er dürstete nach Vergeltung und schwur, zum Zeichen der Trauer Haar und Bart wachsen zu lassen, bis er die Gefallenen furchtbar gerächt habe. Daß sein Verhalten gegen die Usipeter und Tencterer noch schändlicher gewesen war — denn die Gallier kämpften wenigstens für Freiheit und Vaterland — das bedachte er natürlich nicht. Sein Ingrimm war um so größer, als er nun erst ganz erkannte, wie groß die Gefahr gewesen war, in der das ganze römische Heer geschwebt hatte. Denn wenn auch Ciceros Legion vernichtet worden wäre, so hätte ohne Zweifel der Aufstand mit Windeseile weitere Fortschritte gemacht. So aber blieb der Sieg über die Nervier nicht ohne Wirkung. Indutiomarus, der gerade im Begriff gewesen war, zum Sturm auf das Lager des Labienus zu schreiten, führte auf die Kunde von dem Geschehenen seine Truppen schleunigst wieder zurück, und ebenso gaben die Mannschaften der Küstenvölker zwischen Loire und Seine, die sich zum Angriff gegen L. Roscius angeschickt hatten, der mit der dreizehnten Legion im Gebiet der Esuvier stand, ihren Plan vorderhand auf. Und doch reichte der Sieg Cäsars nicht hin, den Eindruck ganz wieder zu tilgen, den die Nachricht von dem Untergang des Sabinus und Cotta in den empfänglichen Gemütern der Gallier hinterlassen hatte. Überall sprach man von Krieg, Gesandte trugen geschäftig Botschaften zwischen den verschiedenen Völkerschaften hin und her, und nächtlicherweile fanden geheime Versammlungen statt. Cäsar mußte sich entschließen, den ganzen Winter in Gallien beim Heere zu bleiben. Zu seinem Hauptquartier wählte er wieder Samarobriva und verlegte dorthin jetzt drei Legionen. Seinen Bemühungen gelang es nun zwar, den Ausbruch einer allgemeinen Empörung zunächst noch zu verhüten, aber von irgendwelcher Sicherheit war keine Rede, und mit Ausnahme der Häduer und Remer konnte Cäsar keiner einzigen Völkerschaft völlig vertrauen. Die größte Gefahr drohte außer von den Carnuten, bei denen trotz der Legion, die in ihr Land eingerückt war, die Lust zum Aufstand noch nicht erloschen war, von den Senonen an der mittleren Seine und von den ewig unruhigen Treverern. Wie die Carnuten schon bei Beginn des Winters ihren römerfreundlichen Herrscher Tasgetius ermordet hatten, so versuchten jetzt die Senonen dasselbe mit ihrem König Cavarinus zu thun, der seine Würde ebenfalls dem Cäsar verdankte.

Der Anschlag mißlang zwar, aber Cavarinus mußte flüchten, und wenn der Gemeinderat dann auch den Versuch machte, sich bei Cäsar zu rechtfertigen, so versagte er doch dessen Gebote, vor ihm zu erscheinen, den Gehorsam. Buch V. (54 vor Chr.)

Schlimmer noch sah es im Trevererlande aus. Indutiomarus hatte nur für den Augenblick den Angriff aufgegeben: rastlos arbeitete er daran, die Römer zu verdrängen. Zwar die Deutschen wieder über den Rhein zu locken, gelang ihm nicht, aber er brachte doch ein großes Heer zusammen: die Unzufriedenen von ganz Gallien strömten ihm zu, und alles, was die Römer haßte und die Freiheit liebte, sah in ihm den Retter des Vaterlandes. Er vertraute auch auf die Hilfe der Senonen und Carnuten und hoffte, daß auch die Nervier, Eburonen und Atuatuker sich gern wieder am Kampf beteiligen würden. So wagte er es denn bald, seinen Schwiegersohn Cingetorix, das Haupt der Römerpartei, ächten zu lassen und den offenen Kampf zu beginnen. Aber seine Rolle sollte nur zu bald ausgespielt sein: als er vors Lager des Labienus zog, wurde er von diesem völlig geschlagen und fiel selbst auf der Flucht; nicht umsonst hatte der Sieger eine hohe Belohnung auf seinen Kopf gesetzt. In ihm verlor Gallien wieder einen seiner entschlossensten Männer: bald sollte ihm in einem Größeren ein Rächer erstehen!

Buch VI. (53 vor Chr.)

Die Ruhe schien wiederhergestellt zu sein; aber Cäsar wußte, daß die Flammen des Aufruhrs bald genug von neuem emporschlagen könnten. Es galt also, auf der Hut zu sein. Abermals verstärkte er sein Heer, und die fünfzehn vernichteten Kohorten wurden durch dreißig neue (drei Legionen) ersetzt. Die Gallier sollten erkennen, daß Rom der Hydra gleiche, der für jeden abgeschlagenen Kopf zwei neue wuchsen. So stand Cäsar noch vor Ende des Winters an der Spitze von nicht weniger als zehn Legionen.

Zeit war nicht zu verlieren; schon regte sich's wieder überall: die Eburonen, die Atuatuker, die Menapier, die Nervier, die Treverer, die Senonen, die Carnuten — sie alle rüsteten. Und auch von jenseits des Rheins drohte wieder Gefahr, denn es war den Treverern endlich doch gelungen, einige dort wohnende Stämme zu dem Versprechen zu bewegen, ihnen zu Hilfe zu kommen. Aber wieder war von einem festen Bund, von einem einheitlichen Kriegsplan keine Rede. Und so gelang es Cäsar, der rasch entschlossen handelte, wie immer, eine Völkerschaft nach der

Buch VI. (53 vor Chr.)

andern zu bezwingen. Ohne große Schwierigkeit und ohne Blutvergießen brachte er zunächst gleich zu Anfang des Jahres 53 die Nervier, Senonen und Carnuten wieder zur Unterwerfung. Vor allem aber kam es ihm darauf an, mit den Eburonen abzurechnen. Indes so leidenschaftlich sein Haß auch war, so besonnen ging er doch auch diesmal zu Werk. Um die Verhaßten um so sichrer vernichten zu können, beschloß er zunächst ihre Bundesgenossen, die Menapier, Treverer und die rechtsrheinischen Germanen, mit denen sie in Verbindung standen, unschädlich zu machen. Gegen die Menapier zog er selbst, und diesmal mußten sie sich fügen. Unterdessen focht Labienus mit drei Legionen gegen die Treverer, die von neuem gegen ihn vorgegangen waren; mit großem Geschick verlockte er sie zum Angriff und brachte ihnen eine furchtbare Niederlage bei: Cingetorix trat nun wieder an die Spitze der unterworfenen Völkerschaft; die Germanen aber kehrten auf die Kunde von dem Kampf schnell wieder in ihre Heimat zurück. Trotzdem beschloß Cäsar, um ihnen das Wiederkommen gründlich zu verleiden, nochmals über den Rhein hinüberzugehen; auch mochte ihn der Wunsch leiten, in Rom, wo seine Feinde sicherlich die Kunde von dem Verlust der fünfzehn Kohorten mit Schadenfreude aufgenommen hatten, seinem Namen neuen Glanz zu verleihen. Und so zog er denn mit dem größten Teil seines Heeres zum zweiten Male hinüber ins deutsche Land. Wieder fand er bei den Ubiern Unterstützung, aber den Sueben — denn diese waren es, wie sich bald herausstellte, die den Treverern Hilfstruppen geschickt hatten — konnte er nichts anhaben. Sie hatten sich, ähnlich wie sie es zwei Jahre früher gethan hatten, mit ihrer ganzen Truppenmacht weit landeinwärts bis an die äußersten Grenzen ihres Gebiets zurückgezogen, wo der mächtige Wald Bacenis (das Wesergebirge und hessische Bergland) begann, und so wenig wie damals wagte Cäsar ihnen zu folgen. Nach wenigen Tagen schon kehrte er auch diesmal unverrichteter Sache wieder zurück. Trotzdem aber scheute er sich nicht, später, als der Bürgerkrieg begann, seine Soldaten daran zu erinnern, daß sie „ganz Gallien und Germanien" unterworfen hätten.

Und nun endlich sollte den Ambiorix seine Rache treffen, und nicht an ihm allein, an seinem ganzen Volke wollte Cäsar ein furchtbares Strafgericht vollziehen: den ganzen verruchten Stamm wollte er von der Erde tilgen. Der Eburonenfürst, der

nur mit knapper Not der Reiterei entrann, die der Feldherr, als er zu dem Rachezug aufbrach, vorausgesendet hatte, sah bald ein, daß angesichts der gewaltigen römischen Truppenmacht seine und seines Volkes Lage geradezu verzweifelt war, und er wußte seinen Landsleuten keinen bessern Rat zu erteilen, als sich zu retten, so gut es eben ginge. Die Unglücklichen folgten dem Rat und suchten sich in Wäldern und Sümpfen und an andern schwer zugänglichen Stellen vor dem gefürchteten Römer in Sicherheit zu bringen, der mit allen seinen zehn Legionen heranrückte. Nur Catuvolcus, der andre Fürst der Eburonen, griff zu einem andern Mittel, den Feinden zu entgehen: vom Alter geschwächt entzog er sich durch Gift einem Leben, das er nicht mehr zu ertragen vermochte. Indes kam Cäsar immer näher heran. Das schwere Gepäck des ganzen Heeres ließ er unter dem Schutze der vierzehnten Legion — Cicero führte sie — in Atuatuka, demselben Ort, wo Sabinus und Cotta ihr Winterlager gehabt hatten, zurück; die andern neun Legionen zogen in drei Abteilungen weiter in das Eburonenland hinein. Von geordnetem Widerstand war keine Rede, aber trotzdem oder vielleicht gerade deshalb wurde es dem Cäsar nicht leicht, zum Ziel zu gelangen, denn es war eine sehr schwierige Aufgabe, den in Sümpfen und Wäldern versteckten Leuten beizukommen, die, ähnlich wie die Franktireurs im letzten deutsch-französischen Krieg, die Gegner, wo sie sie einzeln trafen, niedermachten und immer wieder der Rache der Verfolger zu entrinnen wußten. Da sandte Cäsar, der, wie er ganz naiv bemerkt, in dem unheimlichen Kampfe lieber das Leben von Galliern, als das seiner Römer opfern wollte, Boten zu den Nachbarstämmen und bewog sie wirklich durch Aussicht auf reiche Beute, sich an dem Vernichtungskrieg gegen ihre Landsleute zu beteiligen: „sie kamen und mordeten ihre Brüder“ [1]) — ein trauriges Zeichen für die Zersplitterung Galliens, für die Raubgier seiner Bewohner und für den Mangel an politischer Einsicht und Nationalgefühl.

Buch VI. (53 vor Chr.)

Aber ehe Cäsar zu Ende kam, traf ihn wider alles Erwarten noch ein ziemlich empfindlicher Schlag. Während er nämlich sengend und brennend das Eburonenland durchzog, überfielen plötzlich 2000 Reiter der deutschen Sugambrer, die ursprünglich

[1]) Drumann, Gesch. Roms III. S. 332.

Buch VI. (53 vor Chr.) über den Rhein gekommen waren, um bei den Eburonen mit zu plündern, sich aber plötzlich eines andern besonnen hatten, die Legion des Cicero und brachten ihr schwere Verluste bei. So wenig war es dem Cäsar auch bei seinem zweiten Rheinübergang gelungen, die Germanen mit Schrecken zu erfüllen! Die Eburonen freilich hatten keinen Vorteil davon. Furchtbar litt das unglückselige Land; allerorten loderten die Flammen empor, überall wurde geplündert und reiche Beute fortgeschleppt: alle die den Römern entkamen, sollten durch Hunger zu Grunde gehen. Und doch gelangte Cäsar nicht ans Ziel seiner Wünsche; denn Ambiorix selbst wußte allen Nachstellungen zu entgehen: noch im Jahre 51, bei einer abermaligen Verwüstung des Eburonenlandes, suchte Cäsar umsonst seiner habhaft zu werden, und wir wissen nicht, wo er sein Leben beschlossen hat. — Als nichts mehr zu verwüsten war, führte der Feldherr seine Legionen nach Durocortorum im Remerland (dem heutigen Reims). Hier ließ er auf einem Landtag eine Untersuchung über den Abfallsversuch der Senonen und Carnuten anstellen und infolge dieser den Senonen Acco, den Hauptschuldigen, hinrichten, während einige seiner Genossen entflohen und geächtet wurden. Dann verteilte er seine Truppen in die Winterquartiere.

Cäsar hatte die Aufgabe, die die letzten Jahre ihm gestellt hatten, gelöst; er hatte in Gallien jeden Widerstand gebrochen und den einen schweren Schlag, den er erlitten, furchtbar gerächt. Und nun lag das ganze Land wieder unterworfen zu seinen Füßen; scheinbar herrschte überall tiefer Friede, und als der Oberfeldherr bei Beginn der schlechten Jahreszeit (Herbst 53) nach Italien aufbrach, konnte er es in der Hoffnung thun, Gallien sei für immer gewonnen. Wie bitter täuschte er sich! Wie ein Rückfall nach schwerer Krankheit den schon fast Genesenen wohl bis dicht an den Rand des Grabes bringt, so sollte den Cäsar ein erneuter, furchtbarer Aufstand der Gallier im folgenden Jahre beinahe ins Verderben reißen.

d) Der große Aufstand.

Buch VII. (52 vor Chr.) Unter der Asche hatte das scheinbar erloschene Feuer weiter geglimmt; die Erbitterung gegen Rom, die Entrüstung darüber, daß der römische Feldherr, dessen Haß schon Dumnorix zum Opfer

gefallen war, es nun gewagt hatte, den angesehenen Senonen Acco hinrichten zu lassen, der Groll über den Druck der Legionen, über die Aussaugung und Plünderung des Vaterlandes, die leidenschaftliche Sehnsucht, Ehre und Freiheit wieder zu gewinnen, die Scham über die Niederlagen, die die Gallier erlitten hatten, das alles wartete nur auf einen Anlaß, sich in Thaten umzusetzen. Und da drang ins Land die Kunde, daß in Rom die schlimmsten Wirren ausgebrochen seien. Die Dinge spitzten sich dort immer mehr zu; der Einfluß des Pompejus, der sich wieder von Cäsar abwandte, stieg, und im Anfang des Jahres 52 wurde er, um wieder Ruhe und Ordnung in der Hauptstadt zu schaffen, zum Konsul ohne Kollegen ernannt, bekam also eine außerordentliche Macht. Unter solchen Verhältnissen, meinten die Gallier, könne Cäsar Italien nicht verlassen, sein Heer sei führerlos, ein Körper ohne Haupt; jetzt oder nie sei der Zeitpunkt gekommen, wo das ganze Land sich erheben müsse, um der Fremdherrschaft ledig zu werden. Wenn im Jahr vorher — so mochten die Patrioten denken und sprechen — Cäsar Sieger geblieben war, so war das geschehen, weil sie nicht einig waren; wenn sie aber jetzt endlich, der furchtbaren Gefahr gegenüber, auf immer ihre Freiheit zu verlieren, ihre Sonderinteressen vergaßen, wenn sie sich alle erhoben, wie ein Mann, das ganze waffengewaltige, tapfere Volk der Gallier, wenn zugleich in allen Gauen die Flamme der Empörung emporloderte — mußte es dann nicht gelingen, die Römer zu verdrängen? Und wenn es nicht gelang — so meinten die Fürsten, die zum Aufstande trieben und überall die Erbitterung schürten — nun, so war es immer noch besser, im rühmlichen Kampfe den Tod des Freien zu sterben, als einem fremden Volk Sklavendienste zu leisten. Buch VII (52 vor Chr.)

Die Carnuten, die Cäsar im Jahre vorher noch mühelos wieder zur Unterwerfung gebracht hatte, erklärten sich bereit, mit dem Aufstand zu beginnen. Zur verabredeten Zeit — es war noch im Winter 53/52 — eilten ihre gewaffneten Scharen, geführt von Cotuatus und Conconnetodumnus, nach ihrer Hauptstadt Cenabum (wahrscheinlich dem heutigen Gien, südöstlich von Orleans) und machten die römischen Bürger nieder, die sich, wie in andern gallischen Hauptplätzen, auch hier in großer Anzahl niedergelassen hatten, um Handelsgeschäfte zu treiben. Mit unglaublicher Schnelligkeit erscholl die Kunde durch ganz Gallien, und überall machte sie

Buch VII. (52 vor Chr.)

den tiefsten Eindruck. Nirgends aber war die Wirkung der Nachricht größer, als bei den Arvernern. Diese große Völkerschaft, die am linken Ufer des zur Loire strömenden Allier (damals Elaver) in der Landschaft wohnte, die nach ihnen jetzt den Namen Auvergne führt, war zu der Zeit, als sich die Römer zuerst im narbonensischen Gallien festzusetzen begannen, bei weitem die mächtigste des ganzen Landes gewesen. Dann hatten ihnen die Häduer den Vorrang streitig gemacht, und um diese zu unterdrücken, hatten ja die Arverner im Verein mit den Sequanern zuerst die Germanen über den Rhein gerufen. Seitdem Cäsar in Gallien war, hatten sie sich völlig zurückgehalten, und ihre Kraft war noch ungebrochen. Und da nun unter ihnen ein entschlossener, durch und durch national gesinnter Mann, der jugendkräftige Vercingetorix, erstand, so wurde ihr Staat mit einem Schlage zum Mittelpunkt der gewaltigen Bewegung gegen Cäsar und Rom. Aus vornehmem Geschlecht entsprossen wußte Vercingetorix mit rücksichtsloser Thatkraft alle Hindernisse, die sich in der Heimat selbst ihm entgegenstellten — denn auch hier gab es noch eine römisch gesinnte Partei — zu überwinden. Sein kühnes, entschiedenes Vorgehen, seine Umsicht, sein lodernder Haß gegen die Bedränger, seine rastlose Thätigkeit, seine feurige Liebe zum Vaterlande, sein felsenfestes Vertrauen auf die Zukunft gewannen ihm mehr und mehr alle Herzen; schon huldigten ihm die Arverner als ihrem König, und in kurzer Frist war ein großer Teil des keltischen Galliens, besonders der ganze Westen von der Mündung der Seine bis nach Aquitanien hin, in vollem Aufruhr. Jubelnd übertrugen alle dem tapfern Arverner die Oberleitung des Freiheitskampfes, und er wußte das Vertrauen seiner Landsleute glänzend zu rechtfertigen. Unermüdlich arbeitete er daran, ein großes Heer, besonders auch Reiterei, zusammenzubringen. Und dieselbe Gewissenhaftigkeit, die er selbst überall bewies, verlangte er auch von anderen; unentschiedenes Schwanken und Halbheit duldete er nicht, und strenge, ja auch grausame Strafen trafen jeden, der sich ein wirkliches Vergehen zu schulden kommen ließ: er kannte seine Leute und wußte, daß es der äußersten Energie bedurfte, sie einig zu erhalten. Vor allem strebte er danach, auch die Völkerschaften zum Anschluß zu bewegen, die sich noch fern hielten: die Hoffnung war nicht allzukühn, daß der Aufstand jetzt, in der zwölften Stunde, wirklich das ganze, weite Gallien ergreifen würde.

Aber wenn auch viel erreicht wurde — selbst die Häduer fielen, wie wir sehen werden, endlich von Cäsar ab — so war doch auch jetzt der glühende Wunsch des Vercingetorix nicht zu verwirklichen, eine völlige Einigkeit nicht zu erreichen. Die Aquitanier beteiligten sich am letzten, verzweifelten Kampfe nur sehr wenig, und auch die Belgier, die noch mit Grauen an die Ereignisse des letzten Jahres dachten, wagten es zum großen Teil nicht, nochmals zum Schwert zu greifen. Buch VII. (52 vor Chr.)

Auf die Kunde von dem Geschehenen brach Cäsar trotz der Vorgänge in Rom sogleich nach Gallien auf. Nachdem er den tapferen Lucterius, der, von Vercingetorix gesandt, an der Spitze eines Heeres den kühnen Versuch machte, ins narbonensische Gallien vorzudringen, mit den geringen Streitkräften, die ihm zur Verfügung standen, zurückgewiesen hatte, glückte es ihm zum Erstaunen und Schrecken der Gallier, die ihn um jeden Preis daran hatten hindern wollen, zu seinen Legionen zu gelangen: in Agedincum, dem heutigen Sens in der Champagne, zog er sein ganzes Heer zusammen. Damit war sehr viel erreicht. Indes Vercingetorix war nicht der Mann, deshalb seine Hoffnungen aufzugeben; vielmehr arbeitete er nur um so unermüdlicher daran, mit Güte oder Gewalt die noch fernstehenden Stämme zum Anschluß an die Empörung zu bewegen. Aber Cäsar handelte auch: eine Stadt der Feinde nach der andern fiel in seine Hand, und besonders Cenabum, wo der Abfall begonnen hatte, mußte hart büßen: es wurde ausgeraubt und niedergebrannt. Vergebens hatte Vercingetorix den Siegeslauf der Römer aufzuhalten versucht. Er sah, daß es so nicht weiter gehen konnte. Da berief er seine Getreuen zu einem Kriegsrat und setzte ihnen auseinander, daß die Art der Kriegführung geändert werden müsse. Das einzige Mittel, die Römer zu verderben, bestehe darin, sie an der Beschaffung der Nahrungsmittel für Menschen und Tiere zu hindern; unermüdlich sollten deshalb die gallischen Reiter die einzelnen römischen Abteilungen, die nach Getreide ausgesendet würden, angreifen und vernichten. Ja aus Liebe zum Vaterland und zur Freiheit müsse er seinen Landsleuten sogar zumuten, im Bereich der römischen Truppen alle Gehöfte, alle Ortschaften und selbst alle Städte, soweit sie nicht als uneinnehmbar gelten könnten, niederzubrennen, damit die Römer sich nicht dort verproviantieren und Beute machen könnten. Schweres verlange er von ihnen: aber besser sei

Buch VII (52 vor Chr.)

es doch immer für sie alle, so zu handeln, als daß ihre Weiber und Kinder in die Knechtschaft geschleppt würden, sie selbst aber vom Feinde den Tod erleiden müßten. Noch war Vercingetorix mächtig genug; sein Vorschlag ward angenommen: an einem Tage gingen zwanzig Städte der Bituriger in Flammen auf, und auch in den Nachbarstaaten sah man überall die Feuersäulen zum Himmel emporsteigen. Nur Avaricum (das heutige Bourges), gegen das doch Cäsar schon heranrückte, wollten die Bituriger im Vertrauen auf seine Festigkeit um keinen Preis opfern. Ungern gab Vercingetorix nach. Aber umsonst wurde eine starke Besatzung in die Stadt gelegt, umsonst nahm der gallische Feldherr mit seinen Truppen im Rücken der belagernden Römer Stellung und führte — freilich nicht ohne diese in große Not zu bringen — zum ersten Male seinen neuen Kriegsplan durch: nach tapfrer Gegenwehr fiel Avaricum doch bei einem völlig überraschenden Sturmangriff dem Feinde in die Hand. Die Verteidiger suchten zu fliehen, aber sie wurden fast alle ereilt und niedergemacht: von 40000 Mann sollen sich nur 800 zu Vercingetorix gerettet haben. Auch die Greise, Weiber und Kinder fielen der Wut der durch den langen Widerstand erbitterten Römer zum Opfer. Cäsar that dem Morden keinen Einhalt: auch durch die Plünderung und Niederbrennung von Cenabum war in seinen Augen die Ermordung der römischen Händler bei Beginn des Aufstandes noch nicht gesühnt, und überhaupt hielt er es für notwendig, jetzt die äußerste Strenge walten zu lassen.

Auch jetzt ließ Vercingetorix den Mut nicht sinken; für sich selbst konnte er einstehen, aber um die Stimmung des Heeres trug er Sorge. Ob die Gallier nicht verzagen, ihm nicht ihr Vertrauen entziehen würden? Schon einmal hatten sie das gethan; als Cäsar während der Belagerung von Avaricum den Versuch gemacht hatte, das Lager des Vercingetorix in dessen Abwesenheit zu überrumpeln, hatten die stets leicht erregten Kelten ihn offen der Verräterei bezichtigt. Aber wie er damals in siegreicher Rede den Verdacht glänzend widerlegt und die Stimmung seiner Landsleute so völlig gewandelt hatte, daß sie dem eben noch Geschmähten unter lautem Waffengetöse zujubelten, so gelang es ihm auch jetzt, seinen Leuten mit flammenden Worten neuen Mut und die Hoffnung einzuflößen, daß bald ganz Gallien einig den Römern gegenüberstehen werde. Und dann, meinte er, könnten sie es mit

dem ganzen Erdkreis aufnehmen. Freudig fügten sich die Gallier wieder alle seinem Willen, und eifrig begannen sie jetzt seinem Vorschlag gemäß nach Römersitte jeden Tag ein verschanztes Lager aufzuschlagen, um so vor Überfällen gesichert zu sein. Die starken Verluste an Mannschaften wurden durch neue Aushebungen ersetzt, und auch aus dem Süden, sogar aus Aquitanien, stießen frische Truppen zum Heer. Buch VII. (52 vor Chr.)

Cäsar, der durch die Eroberung von Avaricum in den Besitz reicher Beute gekommen war, gönnte seinen erschöpften Truppen einige Tage der Erholung, um dann — inzwischen ging der Winter 53/52 seinem Ende entgegen — dem Vercingetorix auf den Leib zu rücken. Nachdem er noch den heftigen Streit, der bei den Häduern zwischen Convictolitavis und Cotus um die Vergobretenwürde ausgebrochen war, zu Gunsten des ersteren, der ihm wohl zuverlässiger schien, entschieden und die Häduer aufgefordert hatte, ihm so bald als möglich ihre ganze Reiterei und 10000 Mann Fußtruppen zu senden, konnte er sich wieder gegen die Aufständischen wenden. Während er den Labienus mit vier Legionen nach Norden ins Land der Senonen und Parisier sandte, zog er selbst mit den sechs übrigen gegen die Arvernerstadt Gergovia, die unweit des linken Elaver-Ufers (in der Gegend des heutigen Clermont-Ferrand) auf einem Berge lag. Trotz aller Vorkehrungen des Feindes gelang es ihm, den genannten Fluß, der ihn von seinem Ziele trennte, zu überschreiten. Doch traf Vercingetorix noch vor Cäsar vor der bedrohten Stadt ein und schlug nun am Südabhang des Gergovia-Bergs, in unmittelbarer Nähe der Stadt, zwischen der sie umgebenden Ringmauer und einer andern Mauer, die weiter unten errichtet wurde, sein Hauptlager auf, an das sich dann — ebenfalls zwischen den beiden Mauern — in weiter Ausdehnung die Lagerplätze der Aufgebote der einzelnen Völkerschaften anschlossen. Kurz nach ihm kam auch Cäsar, dessen Streitkräfte denen der Feinde freilich längst nicht gewachsen waren, vor Gergovia an, und als er die wohlbefestigte Stadt da oben in stolzer Höhe liegen sah, mußte er sich sagen, daß an einen schnellen Erfolg nicht zu denken sei. Er nahm seine Stellung wohl südöstlich der Stadt auf einer unbedeutenden Erhebung des Geländes. Mit der eigentlichen Blockierung begann er zunächst noch nicht, vielmehr wollte er erst für ausreichenden Proviant sorgen. Doch gelang es ihm bald dadurch, daß er den

Buch VII. (52 vor Chr.) Feinden einen dicht südlich vor der Stadt gelegenen Hügel wegnahm, seine Stellung sehr zu verbessern.

Während er sich aber noch über den errungenen Erfolg freute, trat ein Ereignis ein, das ihn beinahe ins Verderben gestürzt hätte. Schon seit einiger Zeit waren auch die Häduer nicht mehr zuverlässig. Noch aber durfte Cäsar hoffen, daß die Römerpartei den Abfall verhindern würde, zumal da die Reiter, die er von ihnen gefordert hatte, schon bei ihm eingetroffen waren und die 10000 Fußsoldaten jeden Tag kommen konnten. Gerade da aber geschah das Unerwartete. Dem rastlos thätigen Vercingetorix war es endlich gelungen, den Convictolitavis und durch ihn eine Anzahl andrer vornehmer Häduer, besonders den Litaviccus und seine Brüder, für sich zu gewinnen. Es waren wohl nationale Erwägungen, nicht, wie Cäsar will, Bestechung, was den Ausschlag dabei gab. So wurde denn der Abfall beschlossen. Litaviccus brach mit den 10000 Mann Hilfstruppen auf, um sie angeblich ins römische Lager zu führen; unterwegs aber wußte er sie, wie verabredet war, durch die Vorspiegelung, daß auf Cäsars Befehl alle ihre Reiter wegen angeblichen Verrats niedergemetzelt worden seien, so in Aufregung und Wut zu versetzen, daß sie sogleich über die den Zug begleitenden Römer, die unter ihrem Schutz Zufuhr ins Lager Cäsars schaffen sollten, herfielen und sie auf grausame Weise töteten. In die Heimat aber sandten sie Boten, die überall das Geschehene verkünden sollten, und sie selbst machten sich auf, um schnell nach Gergovia zu eilen und sich dort mit den andern Galliern zu vereinen. Noch aber waren sie nicht weit gekommen, als plötzlich vor ihnen Cäsars ganze Reiterei auftauchte. Der Oberfeldherr hatte von Eporedorix, einem der vornehmen Häduer in seinem Lager, Kunde von dem Anschlag erhalten und war sogleich — auch vier Legionen zogen mit — dem Litaviccus entgegengerückt. Klug wußte er jedes Blutvergießen zu vermeiden und die Häduer schnell davon zu überzeugen, daß sie getäuscht worden und die Ihren alle am Leben seien. Das wirkte: der Anstifter des Plans entfloh mit seinen Getreuen zum Vercingetorix, die Leute aber warfen die Waffen weg und baten um Schonung, die ihnen auch gewährt wurde. Die Gefahr war beschworen, und mit Cäsar zusammen rückten die Fußtruppen der Häduer ins römische Lager, wo sich unterdes die Zurückgebliebenen nur mit der größten Mühe gegen einen gewaltigen

Angriff der Gallier verteidigt hatten. Abermals war es die Schnelligkeit seiner Entschlüsse und seiner Bewegungen gewesen, die den Römer gerettet hatte: in ungefähr 26 Stunden hatte er nicht weniger als 75 Kilometer zurückgelegt! Freilich schlimm genug war seine Lage noch immer. Denn nun war auch im Lande der Häduer selbst der Aufruhr schon ausgebrochen und hatte zu argen Gewaltthaten geführt. Zwar lenkten die Erregten auch hier schnell wieder ein, als sie durch Boten Cäsars erfuhren, was vorgegangen war und daß nun ihre ganze Truppenmacht in seiner Hand sei — aber während sie alles thaten, ihn zu versöhnen, setzten sie doch insgeheim ihre aufrührerischen Bestrebungen fort. Dem Feldherrn entging das nicht, und er wußte, daß auch einige andre bisher noch treu gebliebene Völkerschaften nur auf eine Gelegenheit warteten, sich gegen ihn aufzulehnen. Voll banger Befürchtungen sah er in die Zukunft; wenn die Häduer wirklich abfielen, so wurde er von Labienus, der ja im Lande der Parisier weilte, getrennt, und jener kam mit seinen vier Legionen in die größte Gefahr. Das mußte vor allem verhütet werden; sobald es irgend anging, mußte Cäsar eine Vereinigung mit dem Gefährdeten herbeizuführen suchen. Aber seinem stolzen Herzen kam es gar schwer an, von Gergovia zu weichen und dem verhaßten Feinde den Ruhm zu lassen, ihm erfolgreich Widerstand geleistet zu haben. Noch sann er schweren Herzens hin und her, als sich plötzlich eine Gelegenheit zur schnellen Einnahme der Stadt zu bieten schien. Vercingetorix ließ nämlich zum Schutze eines Höhenrückens, der westlich von der Stadt eine Annäherung an diese ermöglichte, durch eine Menge Leute starke Schanzen errichten und hatte deshalb den Südabhang des Gergovia-Bergs, auf dem sich, wie erwähnt, zwischen den beiden Mauern die gallischen Lager befanden, fast ganz von Truppen entblößt. Sogleich beschloß Cäsar dies zu benutzen. Während er scheinbar große Truppenmassen nach Westen hin in Bewegung setzte, bereitete er in Wirklichkeit alles zu einem mächtigen Vorstoß gegen die verlassenen Lager im Süden der Stadt und gegen diese selbst vor. Gegen Mittag begann der Angriff. Seine Legionen — es waren vier, die er dazu verwandte — stürmten die Anhöhe hinauf, überstiegen die untere Mauer und bemächtigten sich im Nu der drei gallischen Lager, auf die sie zuerst stießen. Aber schon hatten die Gegner bemerkt, was im Werke war, und Cäsar sah ein, daß angesichts der gewaltigen Streit-

Buch VII. (52 vor Chr.)

kräfte, die bald herankommen mußten, an einen weiteren Erfolg nicht mehr zu denken war.[1]) Er ließ also zum Rückzug blasen; aber nur die zehnte Legion, bei der er selbst war, machte Halt: die übrigen drei Legionen, die den Schall der Tuba nicht gehört haben mochten, stürmten aller Bemühungen der Tribunen und Legaten ungeachtet tollkühn weiter; Ehrgeiz und Ruhmsucht und Kampfgier rissen sie fort, und weiter und weiter ging's in wildem Lauf, bis sie dicht vor den Thoren der Stadt standen. Schon eilte ein Teil der Einwohner bestürzt von dannen, und händeringend beschworen von der Mauer herab die Weiber die andringenden Sieger, sie zu schonen; schon hatte ein verwegener Centurio mit einigen Leuten die Mauer selbst erstiegen, und an einer andern Stelle barst das Stadtthor vor den wuchtigen Schlägen der siegestrunknen Römer: da eilten die Scharen des Vercingetorix, die Reiter voran, herbei, und von den eben noch jammernden Weibern angestachelt nahmen sie den Kampf mit Erbitterung auf. Fort und fort wuchs ihre Zahl, und bald war alles entschieden. Die Römer mußten weichen, und hitzig begannen die Gallier die Verfolgung. Zwar zwang Cäsar selbst mit gewohntem Geschick sie bald davon abzustehen, aber der unglückliche Angriff hatte doch 700 Mann und — was besonders schwer ins Gewicht fiel — 46 Centurionen gekostet.

Es war ein schwerer Schlag, der den Cäsar getroffen hatte; zum ersten und einzigen Male hatte er selbst, nicht einer seiner Unterfeldherrn, eine Schlappe erlitten: der Ruhm seiner Unbesieglichkeit war dahin. Länger konnte er nicht vor Gergovia bleiben; er war gezwungen aufzubrechen, um sich mit Labienus zu vereinigen. Mußte er sich doch sagen, daß die Empörung nun erst recht Fortschritte machen würde. Die Kunde von dem ersten großen Erfolg, den Vercingetorix errungen hatte, würde, das wußte er, auf Flügeln des Windes durch ganz Gallien getragen werden und überall die Herzen mit neuer Siegeshoffnung erfüllen. Ohne daß die Gallier ihm folgten, zog er dann wirklich am dritten Tage ab, überschritt den Elaver und eilte nach Norden weiter.

Bald zeigten sich die Wirkungen der Vorgänge bei Gergovia: die Häduer fielen nun ganz offen ab, und Cäsar konnte es nicht hindern, daß alle ihre Truppen, die sich bei ihm befanden, ihn

[1]) Ich weiche von Cäsars Bericht (VII. 47 ff.), der die Wahrheit offenbar verschleiern will, hier notgedrungen ab.

verließen und heimwärts zogen. Unterwegs bemächtigten sie sich in Noviodunum (im Häduerlande, dem heutigen Nevers; nicht zu verwechseln mit der Bituriger-Stadt gleichen Namens) der zahlreichen gallischen Geiseln und der reichen Vorräte aller Art, die Cäsar früher hierher hatte schaffen lassen; die römischen Mannschaften und Kaufleute, die dort waren, wurden getötet, und dann wurde auch diese Stadt niedergebrannt. Immer gefährlicher wurde Cäsars Lage, und schon hatte er mit der Versuchung zu kämpfen, vorläufig wenigstens aus dem Lande zu weichen und sich nach der narbonensischen Provinz zurückzuziehen. Daß er das thun würde, thun müsse, war auch bei den frohlockenden Kelten die allgemeine Ansicht. Aber so leicht wich ein Cäsar nicht. Er bannte die trüben Gedanken und eilte vorwärts, ins Innere Galliens hinein, dem gefährdeten Labienus entgegen. Trotz der Wachsamkeit der Feinde und der hochgehenden Fluten der Loire gelang es ihm, wenn auch mit Mühe nur, den Fluß zu überschreiten, und schnell ging's dann weiter, dem Norden zu. Buch VII. (52 vor Chr.)

Sehen wir nun zu, wie es inzwischen dem Labienus ergangen war. Der war mit seinen vier Legionen gegen Lutetia, den Hauptort der Parisier, gezogen, deren Namen die Stadt heute noch trägt (Paris). Aber ein starkes gallisches Heer unter dem Oberbefehl des greisen Aulerkers Camolugenus vereitelte seine wiederholten Versuche, sich der Stadt zu bemächtigen: auch sie brannten die Kelten schließlich nieder. Allmählich wurde die Lage des Römers recht bedenklich, zumal da sich's nun endlich auch bei den belgischen Stämmen regte, die sich bisher noch ruhig verhalten hatten: bald sah sich Labienus nicht nur von den Truppen des Camulogenus, sondern auch von den Bellovakern bedroht, die, wie früher erzählt worden ist, im Jahre 57 unterworfen worden waren. Halten konnte er sich nicht mehr; auch er mußte jetzt vor allem daran denken, für die Vereinigung aller römischen Truppen zu sorgen. Mit großer Umsicht löste er trotz aller Gefahren seine Aufgabe; der Wachsamkeit der Gallier gelang es nicht, ihn am Überschreiten der Seine, auf deren rechtes Ufer er früher hinübergegangen war, zu hindern, und als sie ihn gleich darauf angriffen, brachte er ihnen trotz aller ihrer Tapferkeit eine schwere Niederlage bei: unter den zahlreichen Tapferen, die im Kampf für die Freiheit ihres Vaterlands dahinsanken, war auch der wackere Camulogenus. Wenige Tage darauf konnte Labienus

Buch VII. (52 vor Chr.)

— die Vereinigung fand wohl im Süden der heutigen Champagne statt — dem Oberfeldherrn persönlich Bericht erstatten von dem, was er gethan hatte; alle zehn Legionen waren vereint, und damit war der glückliche Ausgang des gallischen Freiheitskampfs sehr in Frage gestellt. Trotzdem stiegen die Wogen der Empörung zunächst noch; bald war mit einziger Ausnahme der Lingonen das ganze keltische Gallien zum ersten Male vereint, und auch von den belgischen Stämmen waren als ganz zuverlässig nur noch die Remer zu betrachten, obwohl auch von den andern viele dem Kampfe fernblieben.

Leider herrschte aber unter den Aufständischen selbst jetzt in der Stunde der Entscheidung keine völlige Einigkeit, vielmehr fehlte es nicht an Hader und Neid: die stolzen Häduer, die doch kaum erst ins Lager der Freiheitskämpfer eingetreten waren, verlangten nichts weniger, als daß Vercingetorix die Oberleitung des Kriegs ihnen überlassen sollte. Aber die Gallier wußten, in wessen Brust das Herz des Landes schlug: eine große Versammlung in Bibracte, die von allen am Aufstand beteiligten Staaten beschickt ward, erklärte sich einmütig dafür, in seine Hand die Oberleitung des Kampfs auch für die entscheidenden Tage zu legen, die nun kommen mußten. Freilich in der Brust der Häduer blieb ein Stachel haften, und ärgerlich sehnten sie sich nach den Tagen zurück, wo sie als Verbündete des Landesfeindes eine so bedeutende Rolle gespielt hatten. Schon mochte die römisch gesinnte Partei sich wieder regen, und an ihrer Spitze hat wohl auch damals noch Diviciacus gestanden, den Cäsar allerdings nie wieder erwähnt. Den Vercingetorix focht das wenig an; der Beweis des Vertrauens, den ihm sein Volk gegeben hatte, lieh seiner feurigen Seele neue Schwingen, und unermüdlich arbeitete er weiter an seinem Lebenswerk. Auch fernerhin sollte der Kampf in der Weise geführt werden, die sich so trefflich bewährt hatte, und weil er keine offne Feldschlacht liefern, sondern darauf hinwirken wollte, den Feind an der Beschaffung von Lebensmitteln zu hindern und ihn durch Hunger aus dem Lande zu treiben, so zog er zwar die ganze verfügbare Reiterei — 15000 Mann — zusammen, verzichtete aber auf jede Verstärkung des Hauptheers durch Fußtruppen. Zwei andre Heere — zu dem einen mußten die Häduer ihre Truppen stellen — sollten den Krieg in das narbonensische Gallien tragen. Die Gefahr für die römische Provinz, in der zur Abwehr der

Angriffe nur 22 Kohorten bereit standen, die dort ausgehoben worden waren, war nicht gering, und für Cäsar und seinen Ruhm wäre es ein schwerer Schlag gewesen, wenn die Gallier, die in Rom schon für völlig unterworfen gegolten hatten, jetzt auf einmal, wie in längst vergangenen Tagen, römisches Gebiet als Sieger durchzogen hätten. Aber die Eindringlinge kamen nicht weit, und die Provinz selbst wankte trotz aller Anstrengungen des Vercingetorix nicht in ihrer Treue. Buch VII. (52 vor Chr.)

Es war natürlich, daß sich Cäsar angesichts dieses Anschlags auf die römische Provinz mit dem nun vereinten Heere nach dem Süden wandte. Vor allem mußte er für die Ergänzung seiner Reiterei sorgen, die durch den Abfall der Gallier außerordentlich geschwächt war. Schon früher hatte er eine Abteilung berittner germanischer Söldner bei sich gehabt: jetzt sandte er über den Rhein hinüber zu den befreundeten Ubiern und bat sie, ihm Reiter und leichtbewaffnete Fußsoldaten zu schicken, die mit jenen gemeinsam zu kämpfen pflegten. Sein Wunsch ward erfüllt, und wir werden bald sehen, wie treffliche Dienste diese Germanen, die ihm jedenfalls auch nur als Söldner, nicht als Unterworfene, für die er sie gern ausgeben möchte, dienten, ihren gefährlichsten Feinden damals leisteten.

Da Cäsar nicht auf dem nächsten Wege nach dem Süden eilen konnte — denn der führte durch das Gebiet der Häduer — so bog er nach Osten aus und zog durch das Land der treu gebliebenen Lingonen. Hier wollte ihm Vercingetorix den Weg verlegen, denn er meinte, jetzt, wo das römische Heer seiner Ansicht nach in fluchtartigem Rückzug begriffen war, sei es Zeit, einen entscheidenden Schlag zu wagen, und jubelnd stimmten seine Reiterführer seinem Vorschlag bei, die römischen Kolonnen auf dem Marsche mit der gallischen Reiterei zu überfallen. So geschah es denn auch; aber so geschickt die Gallier den Angriff auch durchführten — er scheiterte doch, und neben der Feldherrngröße Cäsars und römischer Kriegstüchtigkeit war es, was Cäsar selbst hervorhebt, vor allem die Tapferkeit der deutschen Reiter, die den Sieg entschied: der Kampf endete mit der wilden Flucht der Gallier. Nun eilte Vercingetorix, von Cäsar verfolgt, dem ungefähr 35 Kilometer entfernten Alesia zu, wo kurz nach ihm auch die Römer eintrafen.

Buch VII. (52 vor Chr.)

Alesia, wo sich der letzte entscheidende Kampf abspielte, stand bei den Galliern in ganz besondrem Ansehen und galt als eine Art heiliger Stadt. Es gehörte zum Gebiet der Mandubier, deren Land südwestlich an das der Lingonen grenzte. Von einer Mauer umgeben lag es unfern den Quellen der Seine hoch oben auf dem zwei Kilometer weit sich erstreckenden Rücken eines verhältnismäßig hohen Berges, der heute den Namen Mont Auxois führt; auf seinem Westabhange erinnert das Dorf Alise-Sainte-Reine noch heute an den Ort, der damals Zeuge der Thaten des Vercingetorix und des Cäsar war. Im Norden und Süden umziehen zwei kleine Flüßchen den Fuß des Berges; beide ergießen sich in die Brenne, die ihrerseits wieder durch die westlich der Stadt sich ungefähr eine Stunde weit hinziehende Ebene von Laumes ihr Wasser in nordwestlicher Richtung dem Armançon und durch ihn der Yonne und dann der Seine zuführt. Außer im Westen wird der Hügel, auf dem Alesia lag, auf allen Seiten in geringer Entfernung von andern, ungefähr gleich hohen Erhebungen umschlossen, die aber mit jenem nicht zusammenhängen und auch voneinander wieder durch die Thäler der genannten kleinen Flüsse und eines Bachs getrennt sind.

Zur Verteidigung der so außerordentlich günstig gelegenen Stadt stand dem Vercingetorix ein gewaltiges Heer zur Verfügung, das nach Cäsars allerdings vielleicht übertriebenen Angaben nicht weniger als 80 000 Mann Fußsoldaten zählte. Der gallische Oberfeldherr hatte seine Truppen auf der Ostseite des Mont Auxois dicht unterhalb der Stadtmauer aufgestellt und sich nach außen durch einen Graben und eine Ringmauer geschützt. Durch einen Sturmangriff die Stadt schnell zu nehmen, war ganz unmöglich, und da Cäsar, wenn er nicht als Flüchtling erscheinen wollte, auch nicht einfach an der Stadt vorüber weiter nach Süden ziehen konnte, so mußte er sich wohl oder übel abermals zu einer Blockade entschließen, obwohl der Erfolg nicht minder zweifelhaft war, als bei Gergovia. Ohne Zögern ging er sogleich daran, den ganzen Hügel samt der Stadt, die er trug, durch fortlaufende Befestigungswerke (eine Kontravallationslinie) ein- und von der Außenwelt abzuschließen. Es wurden deshalb zunächst nicht weniger als acht verschiedene Lager — je vier für das Fußvolk und die Reiterei — aufgeschlagen, über deren Lage wir durch die auf Napoleons III. Befehl veranstalteten Ausgrabungen genauen Auf-

schluß erhalten haben. Diese Lager wurden dann durch eine nahe dem Fuß des Mont Auxois hinlaufende, aus Wall und Graben bestehende Linie miteinander verbunden und diese auf der Außenseite durch 23 Kastelle geschützt. Die Länge der ganzen Kontravallationslinie betrug 16½ Kilometer. Natürlich dauerte es geraume Zeit, bis das bewundernswerte Werk vollendet war. — Noch hatten die Römer gar nicht lange erst mit den Arbeiten begonnen, als sich in der Ebene von Laumes ein heftiger Reiterkampf entspann, der wahrscheinlich dadurch veranlaßt ward, daß die Gallier den Versuch machten, den Bau der römischen Befestigungslinie zu stören. Auch hier wieder waren es — wir hören es mit Stolz und doch auch wieder mit Bedauern — die deutschen Reiter, die sich vor allem um die Römer verdient machten: in wilder Kampflust verfolgten sie die Gallier bis fast in deren Lager. Buch VII. (52 vor Chr.)

Nach dem unglücklichen Ausgang dieses Kampfes mußte sich Vercingetorix mit dem Gedanken vertraut machen, in Alesia belagert und von aller Zufuhr abgeschnitten zu werden. Noch hatte er für einige Zeit Proviant; aber bei der Stärke seines Heeres mußte bald genug Mangel eintreten, wenn nicht Rettung kam. So entschloß er sich denn, ehe die Römer die ganze Umwallung vollendeten, seine Reiterei, die ihm doch nicht viel helfen konnte und für Menschen und Tiere sehr viel Nahrungsmittel brauchte, zu entlassen, damit sie überall im Lande alle, die noch Waffen tragen konnten, zum Entsatz Alesias aufbieten möchte. Dann zog er — was allerdings, wenn die Zahl seiner Streiter wirklich so groß war, wie Cäsar will, kaum glaublich erscheint — alle Truppen in die Stadt zurück. Aber unthätig blieb er nicht, und abgesehen von der eifrigen Thätigkeit, die er entfaltete, um den Mut seiner Leute nicht sinken zu lassen und die Ordnung aufrecht zu erhalten, bemühte er sich auch immer von neuem, die unermüdlich schanzenden Römer durch Ausfälle in ihrer Arbeit zu stören. Trotzdem vollendete Cäsar die Umwallungslinie, die er an besonders bedrohten Stellen noch durch weit vorgeschobene Gräben verstärkte oder durch allerlei andre Annäherungshindernisse schützte. Als das gewaltige Unternehmen fertig war, ging er sofort daran, auch nach außen hin eine Befestigungslinie anzulegen, um sich gegen das Entsatzheer, das er mit Bestimmtheit erwarten mußte, zu sichern. Natürlich war diese sogenannte Circumvallation noch ausgedehnter, als die Contravallation. In

Buch VII (52 vor Chr.)

einer Länge von 21 Kilometern zog sie sich, wo das Gelände eben war, parallel der inneren Linie und ungefähr 200 Meter von ihr entfernt hin; wo aber die andern Hügel an den Mont Auxois herantraten, wich sie weiter nach außen, nach den Höhen hinauf, zurück, setzte auch wohl an besonders steilen, von Natur schon sicheren Stellen ganz aus.

Unterdes hatten die entlassenen Reiter ihren Auftrag erfüllt, und bald stand ein neues gewaltiges Heer von 250 000 Fußsoldaten und 8000 Reitern kampfbereit da. Unter den Befehlshabern finden wir auch Commius, den Herrscher der belgischen Atrebaten. Er war einst ein Anhänger Cäsars gewesen, der ihn selbst zu seiner Würde erhoben hatte; als er aber trotzdem im letzten Frühjahr eifrig für die Sache der Freiheit zu wirken begann, hatte ihn Labienus, der seinen großen Einfluß kannte, durch hinterlistigen Meuchelmord — freilich vergebens — aus dem Weg zu räumen gesucht — eine Thatsache, von der uns Cäsar natürlich nichts berichtet.

Voll Kampfesfreude eilte das Entsatzheer der bedrängten Stadt zu: nun mußten die Römer — das hofften alle — dem Verderben anheimfallen.

Unterdes war die Stimmung in Alesia trüber und immer trüber geworden. Dreißig Tage, so hatte Vercingetorix erklärt, als er die Reiterei entließ, würden die Belagerten ihr Leben fristen können; diese Zeit war um, und noch immer wollte die Rettung nicht kommen. Trotz der größten Sparsamkeit herrschte bald bittere Not, und es kam so weit, daß im Kriegsrat der Arverner Critognatus alles Ernstes den furchtbaren Vorschlag machte, alle, die wegen ihres Alters kampfunfähig seien, zu töten und mit ihrem Fleisch den nagenden Hunger zu stillen. Der Kriegsrat ging darauf nicht ein, entschied sich aber für eine Maßregel, die noch härter war: alle Stadtbewohner, soweit sie nicht Waffen trugen, Greise, Frauen und Kinder, wurden als unnütze Brotesser aus der Stadt getrieben, und da die Römer sie natürlich auch zurückwiesen, so gingen die Unseligen, was Cäsar wieder mit Stillschweigen übergeht, zwischen der Stadt und den römischen Befestigungen elendiglich zu Grunde — ein furchtbares Opfer des Kriegs!

Endlich aber, als die Not aufs höchste gestiegen war, kam das Entsatzheer doch und lagerte sich etwa 1½ Kilometer außerhalb

der Circumvallationslinie auf einem Hügel im Südwesten der Stadt. Da belebte neue Hoffnung die Verteidiger von Alesia; nun, meinten sie, hätte alle Not ein Ende, bald würden die Römer flüchtig davoneilen, und mit den Ihren vereint hofften sie dann selbst im Genuß der wiedererlangten Freiheit schnell die Qualen der letzten Tage und Wochen vergessen zu können. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Buch VII. (52 vor Chr.)

Schon am nächsten Tage kam es in der Ebene von Laumes abermals zu einem hitzigen Treffen zwischen der Reiterei Cäsars und der des Entsatzheeres. Es schien zuerst für die Gallier günstig zu verlaufen, aber nachdem der Kampf von Mittag bis zum Sonnenuntergang gewährt hatte, entschieden schließlich — es war das dritte Mal, daß dies geschah — Cäsars germanische Reiter durch einen gewaltigen Angriff doch den Sieg für die Römer. Die Gallier flohen, und traurig zogen sich die Truppen des Vercingetorix, die ihre Landsleute schon als Sieger betrachtet und sich zu einem Angriff auf die römischen Befestigungen gerüstet hatten, wieder in die Stadt zurück.

Aber noch brauchten sie nicht zu verzweifeln. Nach sorgfältigen Vorbereitungen rückten die Truppen des Entsatzheeres, mit allerhand Werkzeugen und Hilfsmitteln trefflich ausgerüstet, in der Nacht, die dem nächsten Tage folgte, heimlich zum Angriff gegen die römischen Verschanzungen vor. Dort erst erhoben sie, um die Belagerten dadurch zu ihrer Unterstützung herbeizulocken, ein lautes Geschrei und stürmten zum Angriff. Aber schnell waren die Römer alle an ihren vorher bestimmten Plätzen, und die Legaten M. Antonius — der später so berühmt ward — und C. Trebonius, die an der zunächst bedrohten Stelle das Kommando führten, leiteten mit größter Umsicht den Kampf. Im Anfang machten die Gallier wohl Fortschritte; als sie aber auf alle die Annäherungshindernisse stießen, welche die Römer auch hier angebracht hatten, konnten sie nicht weiter, und in Menge wurden sie verwundet oder getötet. Als der Morgen graute, mußten sich die Angreifer wieder zurückziehen, und Trauer im stolzen Herzen, trüber Ahnungen voll, führte auch Vercingetorix unverrichteter Sache seine Truppen, die dank den vorzüglichen Befestigungen der Römer nicht gar weit gekommen waren, abermals zurück nach Alesia.

Trotzdem war angesichts der gewaltigen Übermacht der Gallier Cäsars Lage noch immer gefährlich genug, und bald sollte sich das zeigen. Die Führer des Entsatzheeres beschlossen, sogleich von

Buch VII. (52 vor Chr.)

neuem den Versuch zu wagen, die Circumvallationslinie zu durchbrechen. Das sollte an einer Stelle im Nordwesten geschehen, die wegen ihrer örtlichen Verhältnisse am meisten Aussicht auf Erfolg bot. 60000 auserwählte Mannschaften wurden unter Führung des Arverners Vercassivelaunus dazu ausgesandt. Noch am späten Abend des Tags nach dem letzten Kampfe rückte er ab, und gegen Tagesanbruch — die Sommernacht war kurz, und um nicht bemerkt zu werden, mußte er weit nach Nordwesten ausbiegen — stand er in gedeckter Stellung hinter dem Mont Réa in der Nähe des dort befindlichen römischen Lagers, in dem unter dem Oberbefehl des C. Antistius Reginus und C. Caninius Regulus zwei Legionen lagen.

Um Mittag begann, wie vorher ausgemacht worden war, der Angriff. Zu gleicher Zeit rückten, ihn zu unterstützen, die gallischen Reiter gegen die Verschanzungen in der Ebene von Laumes vor; auch die übrigen Truppen des Entsatzheeres machten sich zum Ansturm fertig, und aus der Stadt führte Vercingetorix seine Leute zum Kampf. So waren denn beide Umwallungslinien zugleich bedroht, und die Römer mußten ihre Streitkräfte sehr zersplittern. Cäsar that, was er konnte; er wußte, was auf dem Spiele stand. Aber auch den Galliern war es klar; in dieser Stunde mußte es sich entscheiden, ob ihr Land frei bleiben oder den Römern dienen, ob all das Blut, das in diesen letzten Jahren so viele tapfre Männer fürs Vaterland hingegeben hatten, vergeblich geflossen sein sollte.

Während bei dem zuerst überfallenen Lager sich die Dinge recht gefährlich für die Römer gestalteten, mußten die Scharen des Vercingetorix ihren Angriff auf die in der Ebene gelegenen, sehr starken römischen Verschanzungen bald als nutzlos aufgeben. Nun aber wandten sie sich gegen einen Teil der römischen Werke, der, am Hange des südlich der Stadt gelegenen Flavigny-Bergs sich hinziehend, weniger stark befestigt war, und hier gelang es ihnen, Fortschritte zu machen. Die an Zahl weit schwächeren Verteidiger mußten vor dem Hagel ihrer Geschosse weichen; mit Erde und mitgebrachten Faschinen füllten sie die Gräben aus, und schon begannen sie die Brustwehr niederzureißen. Aber Cäsar warf immer neue Kohorten nach dem bedrohten Punkt und führte endlich selbst noch frische Kämpfer heran, so daß nach heißem Streite die Gallier weichen mußten. Die Entscheidung aber fiel bei

dem Lager im Norden, wo der Kampf begonnen hatte. Hier waren die Kelten trotz tapfrer Gegenwehr der Römer, trotz aller Annäherungshindernisse immer weiter vorgedrungen; schon glaubten sie am Ziele zu sein, und von Minute zu Minute wuchs die stolze Siegeshoffnung in ihrer Brust, schon begann der Widerstand der Römer zu erlahmen, da sandte Cäsar, der selbst durch den eben geschilderten Kampf gegen Vercingetorix und seine Leute noch festgehalten wurde, den Labienus mit sechs Kohorten nach der gefährdeten Stelle und befahl ihm, im äußersten Notfall einen Ausfall zu wagen, um auf diese Art die Stürmenden aufzuhalten. Bald genug kam der Zeitpunkt, wo dies notwendig ward. Mit 39 Kohorten, die er schnell zusammengerafft hatte, warf sich Labienus mit voller Wucht auf den Feind. Und da erschien, nachdem die Scharen des Vercingetorix endlich zurückgedrängt worden waren, auch Cäsar selbst mit einigen Kohorten und Schwadronen hier, wo alles auf dem Spiele stand. Weithin leuchtete sein roter Purpurmantel, als er über das Schlachtfeld dahinsprengte, und der Anblick des Feldherrn entflammte die Leute zur höchsten Thatkraft. Furchtbarer noch als vorher tobte nun die Schlacht, und das wilde Kriegsgeschrei der Kämpfenden pflanzte sich weiter und weiter fort. Noch wehrten sich die Gallier tapfer; da aber erschien, von Cäsar abgesandt, in ihrem Rücken eine Abteilung seiner Reiter, und zugleich nahten von vorn abermals frische Kohorten. Da war es aus; da erkannten die Gallier, daß die letzte Stunde für die Freiheit ihres Vaterlands geschlagen habe. Die eben noch voll freudiger Siegeshoffnung so wacker gestritten hatten — jetzt flohen sie verzweifelnd von dannen. Aber sie liefen den Reitern Cäsars gerade in die Hände, und nur einer geringen Anzahl gelang es, aus dem furchtbaren Blutbad ins Lager zu entkommen. Auch dort blieben sie nicht. Als sie hörten, daß Vercingetorix mit den Seinen sich in die Stadt hatte zurückziehen müssen, lief alles, was noch von dem stolzen Entsatzheer übrig war, flüchtig auseinander, und noch viele erlagen den nachsetzenden Reitern. Buch VII. (52 vor Chr.)

Vercingetorix hatte mit all seiner bewundernswerten Thatkraft und Ausdauer nur das eine erreicht, daß sein Volk nicht ruhmlos unterging. Nun war für Gallien und für ihn selbst der letzte Hoffnungsstern erloschen. In seiner Person hatte sich der Widerstand gegen Rom verkörpert; an ihm, das wußte er, würde der Sieger vor allem Rache nehmen. Aber vielleicht konnte

Buch VII. (52 vor Chr.) er ihn milder stimmen, wenn er sich freiwillig opferte. So überließ er es dem Kriegsrat, den er berief, zu entscheiden, ob er sich töten oder lebend dem Cäsar überantworten sollte. Und als dieser außer völliger Ergebung auch die Auslieferung des verhaßten Feindes und der andern Leiter des Aufstands verlangte, da gaben die Gallier mit den andern auch ihren edelsten Mann dem Feinde preis. Der bestieg noch einmal sein Roß, das ihn so oft zum Streite getragen, und im vollen Schmuck seiner Waffen erschien er vor dem stolzen Römer; nachdem er den erhöhten Platz, auf dem der siegreiche Gegner saß, umritten hatte, stieg er ab, entkleidete sich seiner Waffen und setzte sich zu Cäsars Füßen nieder; kein Wort kam über seine Lippen. Ob er doch gehofft hat, daß der Sieger ihm das Leben schenkte? Wir glauben es kaum; er kannte den Römer, und ein schneller Tod schien ihm selbst wohl wünschenswert. Er war ihm nicht beschieden; fünf lange Jahre noch hat er in römischer Haft gelebt. Dann kam der Tag, an dem er das Schwerste erdulden sollte: der stolze Kelte mußte den Triumphzug des verhaßten Feindes verherrlichen und als Gefangner durch die Straßen Roms schreiten, angestaunt und verhöhnt von der gaffenden Menge; dann erst fiel sein Haupt.

Die ganze Schar der übrigen Gefangenen wurde dem Heere zugesprochen; nur die Häduer und Arverner schonte Cäsar: es lag ihm daran, diese beiden Völkerschaften, bei denen immer eine starke römisch gesinnte Partei bestanden hatte, durch Milde wieder ganz für sich zu gewinnen, und wirklich gelang ihm dies.

e) Das Nachspiel.

Buch VIII. (51 vor Chr.) Der Winter nahte, und die Legionen bezogen ihre Quartiere; der Feldherr selbst begab sich nach Bibracte; denn das eben erst unterworfene, noch tief erregte Land zu verlassen und nach Italien zu gehen, wagte er nicht. Von einer neuen gemeinsamen Erhebung Galliens war freilich keine Rede mehr. Vercingetorix lag ja im römischen Kerker, und keiner fand sich, der an seine Stelle hätte treten können. Das Schicksal des Landes war und blieb entschieden. Aber wie ein kräftiger Körper, den ein tödlicher Streich getroffen hat, sich wohl noch längere Zeit windet und krampfhaft zuckt, wohl auch noch einmal emporzuschnellen sucht, bis er endlich völlig starr und leblos daliegt — so regte sich's und zuckte es auch im Körper Galliens noch fort, und es verging noch ein

Jahr, ehe wirklich alles aus war. Cäsar blieb wachsam und schritt gegen jeden Aufstandsversuch sogleich entschlossen ein. Und so gelang es ihm und seinen Unterfeldherrn, die Staaten, die sich noch einmal zu erheben wagten, schnell zu unterwerfen.[1]) Zuerst wurde, gleich bei Beginn des Jahres 51, im Herzen Galliens, wo sich die Bituriger und nach ihnen die Carnuten wieder aufgelehnt hatten, der Widerstand gebrochen. Gleich darauf sandten die Remer Boten auf Boten mit der Nachricht, daß sich im belgischen Gallien wieder ein Unwetter zusammenziehe. Die kriegerischen Bellovaker waren es, die sich in Verbindung mit mehreren andern Völkerschaften abermals erhoben. Unter Führung des Correus und des schon erwähnten Commius wagten sie es, ins Gebiet der Suessionen einen Einfall zu machen, das den Remern zuerteilt worden war. Mit vier Legionen eilte Cäsar sofort ins Bellovakerland. Aber diesmal gelang es ihm nicht so leicht, die Empörer zu bezwingen, und in Rom erzählte man sich schon, er selbst sei in einer recht üblen Lage. Aber wieder ward er aller Schwierigkeiten Herr; Correus selbst fiel tapfer kämpfend, und die Besiegten mußten sich ergeben. Während aber die Bellovaker und ihre Verbündeten milde behandelt wurden, traf die unglücklichen Eburonen, obwohl sie sich am Aufstand gar nicht beteiligt hatten, noch einmal der volle Zorn Cäsars. Abermals durchzog er sengend und brennend das verfemte Land, das dafür büßen mußte, daß der verhaßte Ambiorix entkommen war. Nachdem dann Labienus die noch immer unzuverlässigen Treverer besiegt und mehrere ihrer Führer gefangen genommen hatte, regte sich auch im Norden Galliens nichts mehr. Aber noch immer war nicht das ganze Land beruhigt; im Lande der Pictonen am linken Ufer der unteren Loire sammelte sich eine große Schar von Leuten aus den umliegenden Staaten und begann unter Führung des Anderfürsten Dumnacus den den Römern treu gebliebenen Pictonen-Häuptling Duratius in der Stadt Lemonum — dem heutigen Poitiers — zu belagern. Aber zwei römische Heere eilten zur Hilfe herbei, und als Dumnacus sich nach Norden über die Loire zurückziehen wollte, wurde er völlig geschlagen. Auch hier mußten sich die Aufständischen unterwerfen; ihr Führer aber büßte, wie die andern

Buch VIII. (51 vor Chr.)

[1]) Diese Kämpfe, die ich hier nur kurz schildern kann, hat uns nicht mehr Cäsar selbst, sondern einer seiner Kampfgenossen, der spätere Konsul A. Hirtius, im achten Buch des Gallischen Kriegs erzählt.

Buch VIII. (51 vor Chr.)

Helden Galliens auch, bitter für seine heiße Liebe zum Vaterland: fern von seiner Heimat mußte er sich in den äußersten Winkel Galliens flüchten, um sich vor der Rache der Römer zu retten.

Bald drohte eine neue Gefahr. Einem verwegenen Manne, dem Senonen Drappes, der gleich bei Beginn des vorjährigen Aufstands auf eigne Faust eine Freischar gebildet und mit seinen Leuten auch an dem zuletzt erwähnten Kampfe teilgenommen hatte, gelang es, etwa 5000 der Geschlagenen wieder um sich zu sammeln, und er faßte nun den kühnen Entschluß, gemeinsam mit dem Cadurken Lucterius, der, wie oben erwähnt, bereits im vorigen Jahre einen Einfall in die römische Provinz beabsichtigt hatte, diesen Plan jetzt auszuführen. Wie im letzten deutsch-französischen Krieg kurz, ehe alles zu Ende war, die Franzosen noch einen Einfall ins südliche Deutschland planten, so drohte damals, als die Würfel für Gallien längst gefallen waren, den Bewohnern der narbonensischen Provinz noch ein Einbruch der verzweifelten Nachbarn. Aber so wenig wie im Januar 1871 Bourbakis abenteuerlicher Zug gelang, so wenig konnten auch Drappes und Lucterius ihren Plan ausführen. Vor dem mit zwei Legionen heranrückenden Legaten C. Caninius Rebilus wichen sie nach der trefflich befestigten Stadt Uxellodunum im Gebiete der Cadurker (wahrscheinlich lag sie auf dem heutigen Puy d'Issolu an der Dordogne) zurück. Caninius eilte ihnen nach, und es gelang ihm nach einiger Zeit, den beiden Führern der Aufständischen, die die Stadt mit einem großen Teile der Truppen verlassen hatten, um sie angesichts der drohenden völligen Einschließung noch besser zu verproviantieren, eine große Niederlage beizubringen. Drappes selbst fiel in die Hand der Römer und tötete sich mit eigener Hand, Lucterius entkam zwar damals, wurde aber später doch dem Cäsar ausgeliefert und hat ohne Zweifel auch mit dem Tode büßen müssen.

Noch aber hielt sich Uxellodunum, und obwohl auch der Legat C. Fabius mit zwei und einer halben Legion noch vor der Stadt eintraf, war doch kein Ende der schwierigen Belagerung abzusehen. Da aber kam der Oberfeldherr selbst. Er hatte unterdes weiter an der völligen Unterwerfung Galliens gearbeitet und sich zuletzt im Lande der Carnuten den tapferen Cotuatus ausliefern lassen, der im vorigen Jahre zusammen mit Conconnetodumnus — von dem wir nichts mehr hören — den großen Aufstand begonnen hatte und bisher unbestraft geblieben war. Nun holte

Cäsar das Versäumte nach und gab ihn der entsetzlichen Rache der Soldaten preis. Dann eilte er nach Uxellodunum; es lag ihm sehr viel daran, den hartnäckigen Widerstand der Stadt schnell zu brechen, denn seine Tage in Gallien waren gezählt, und er mochte nicht nach Rom heimkehren, ohne das Land völlig und für immer unterworfen zu haben. Mit vieler Mühe und unter großen Opfern gelang es ihm denn auch, nach einiger Zeit die Stadt dadurch, daß er ihr das Trinkwasser abschnitt, zur Ergebung zu zwingen (Spätsommer 51). Die Gallier, die so wacker ausgehalten hatten, hätten wegen ihrer Tapferkeit Achtung und Schonung verdient, aber der felsenharte Römer war nur dann nachsichtig, wenn er dabei seinen Vorteil fand, und echtes Mitleid war ihm fremd. Und so ließ er denn jetzt, um ein warnendes Beispiel für alle zu geben, in deren Seele noch immer der Haß gegen Rom glühte und zu neuen Kämpfen lockte, den unglücklichen Verteidigern von Uxellodunum Mann für Mann beide Hände abhauen. Manche harte und wilde That läßt sich einigermaßen entschuldigen, wenn sie im Rausch der Leidenschaft begangen wird; bei Cäsar war davon nicht die Rede; hier, wie in allen ähnlichen Fällen, hat er kalt berechnend seine grausame Rache vollzogen. Wir können uns denken, was in den Seelen der Armen vorging, als die römischen Schergen ihren Henkersdienst verrichteten, wir können es nachfühlen, was das gallische Volk empfand, als die Kunde durch seine Gaue flog! Und doch mußte das Schreckliche ertragen werden, und es gab keine Hoffnung mehr!

Buch VIII. (51 vor Chr.)

Nachdem Cäsar, ehe der Winter kam, noch einen kurzen Zug nach Aquitanien unternommen hatte, das er selbst bisher noch nie betreten, wurden die Legionen in die Winterquartiere verteilt. Alles war ruhig; nur M. Antonius, der mit vier Legionen im belgischen Gallien überwintern sollte, hatte noch einen letzten Kampf zu bestehen. Denn der Atrebate Commius hatte in seinem ingrimmigen Haß noch einmal eine Schar von Reitern gesammelt und mit diesen auf eigne Faust den Kleinkrieg begonnen. Wiederholt fing er Transportzüge ab, so daß Antonius schließlich den Reiterpräfekten C. Volusenus Quadratus, denselben, der einst in Labienus' Auftrag den häßlichen Mordanschlag auf Commius ausgeführt hatte, mit einer Abteilung Reiter zum Kampf gegen ihn aussandte. Dabei ereilte den Volusenus das verdiente Schicksal: Commius selbst durchbohrte ihm im Handgemenge mit mächtigem

Buch VIII. (51 vor Chr.)

Stoß den Schenkel. Damit schien der Rachedurst des grimmigen Römerfeindes gelöscht zu sein, und auch er unterwarf sich.

Und so war denn nun ganz Gallien zwischen dem Rhein und dem Meere wirklich römische Provinz. Gewiß war es eine große That, die Cäsar vollbracht hatte, und wir können seiner Thatkraft und Klugheit so wenig unsre Bewunderung versagen, wie der Ausdauer und Tapferkeit seiner Soldaten; aber doch wäre er wohl kaum zum Ziele gekommen, wenn Gallien nicht selbst durch seine Uneinigkeit und Zersplitterung, die erst zuletzt, und auch da nicht ganz, schwand, sein Schicksal heraufbeschworen hätte. Am inneren Hader ist auch dies Volk zu Grunde gegangen; auch seine Geschichte mahnt uns: Seid einig!

Schluß.

Im Frühjahr des Jahres 50 hielt Cäsar im Lande der Treverer eine große Heerschau über seine siegreichen Truppen ab; noch einmal wollte er sich den Galliern und den benachbarten Germanen als Kriegsherr zeigen und ihnen ins Gedächtnis zurückrufen, wie waffengewaltig Rom sei; zugleich aber wollte er gewiß in den Soldaten die Überzeugung stärken, daß sie zu ihm, der sie von Sieg zu Sieg geführt hatte, untrennbar auch in den Tagen der Zukunft gehörten, die bald andre schwere Kämpfe bringen sollten. Und weil dem so war, weil die Zeit vor der Thür stand, wo er seinen Statthalterposten auf immer verlassen mußte, deshalb that er alles Mögliche, um durch versöhnliches Auftreten neue Empörungen der Gallier zu verhüten. So begnügte er sich denn wohl bei den am weitesten entfernten Stämmen, vor allem bei denen, die im äußersten Norden, in der Bretagne und an den Pyrenäen, wohnten, mit einer nur äußerlichen Anerkennung der römischen Herrschaft. — Obwohl dann der Feldherr gegen Ende 50 Gallien verließ, obwohl im Anfang des nächsten Jahres, als der Bürgerkrieg ausgebrochen war, fast alle römischen Truppen aus dem Lande herausgezogen wurden, obwohl Rom selbst bald die Waffen gegen den gefürchteten Cäsar trug, blieb Gallien doch ruhig, und kein zweiter Vercingetorix erstand. Von einer nochmaligen Erhebung des Landes war um so weniger die Rede,

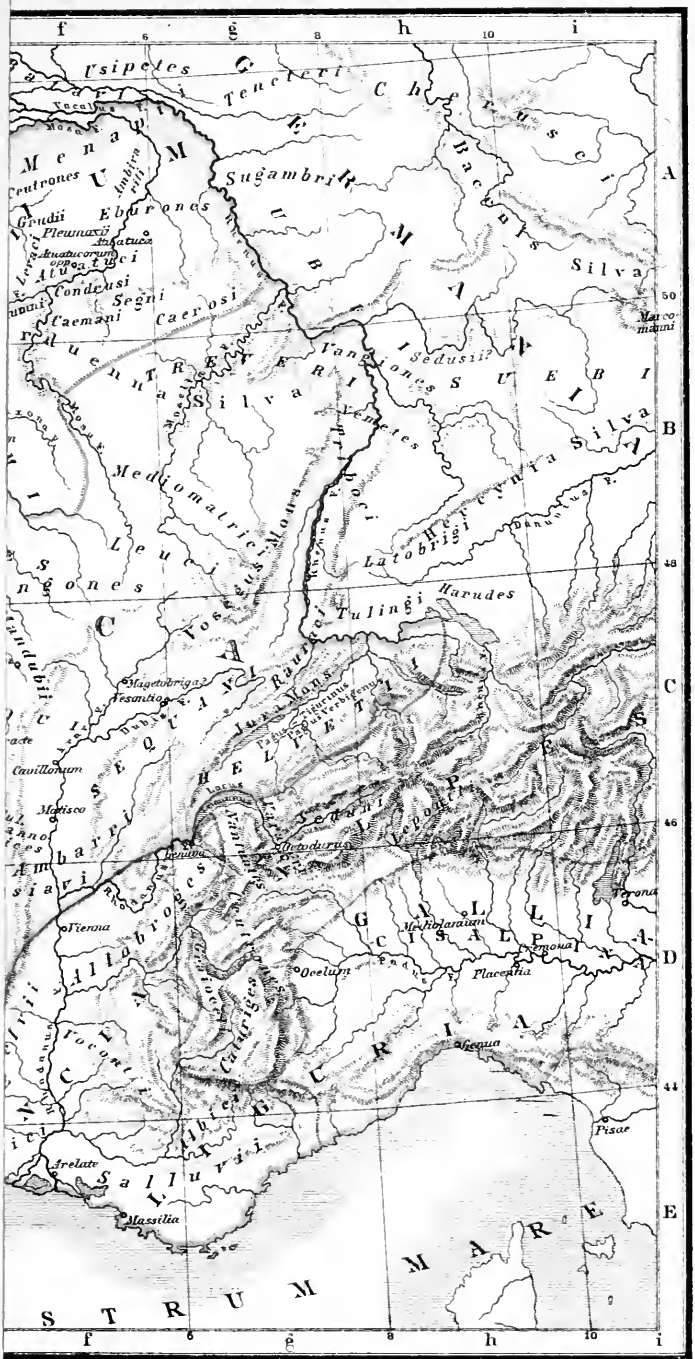
als sein Bezwinger, nachdem er einmal am Ziele war, bis zu seinem Tode stets kluge Nachsicht bewies. Er ließ die Gauverfassung ebenso ruhig weiter bestehen, wie die religiösen Einrichtungen der Kelten. Doch suchte er dabei die Romanisierung Galliens nach Kräften anzubahnen, und er hätte in dieser Beziehung gewiß noch viel mehr gethan, als er wirklich geleistet hat, wenn ihn nicht die Dolche der Mörder getroffen hätten, nachdem er sich zum Herrn Roms emporgeschwungen hatte.

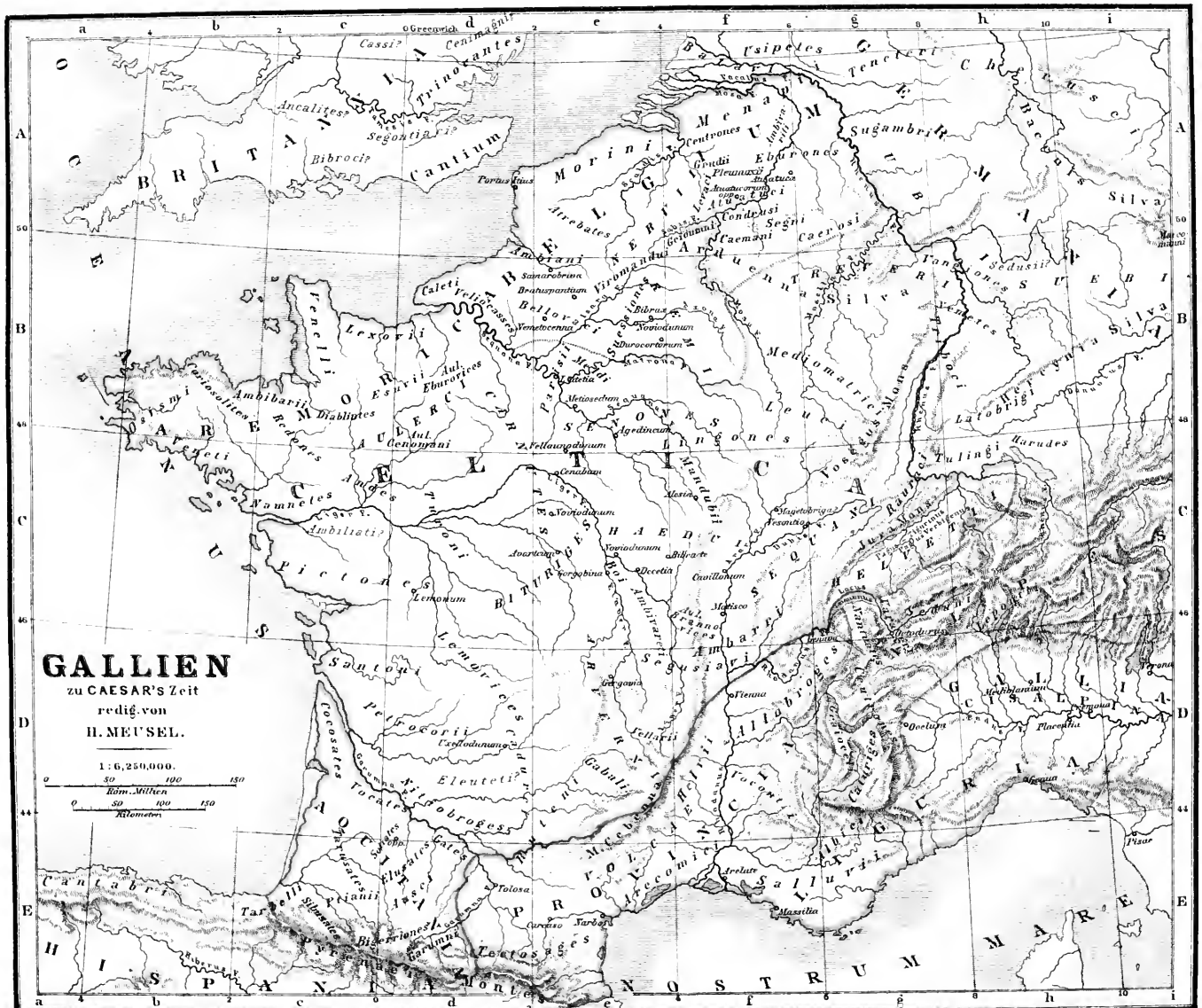
In der Behandlung Galliens trat auch mit seinem Tode keine Änderung ein, und Augustus, der die Verhältnisse des Landes neu ordnete, behandelte es gleichfalls mit weiser Schonung. Und da Rom die Kelten auch in dauernder Furcht zu erhalten wußte — standen doch in ihrer nächsten Nähe die Legionen der Rheinarmee — so blieben sie, abgesehen von vereinzelten, wenig bedeutenden Erhebungen ruhig, und auch damals regte sich Gallien nicht, als drüben in Deutschland Arminius das Heer des Varus vernichtete. Erst unter Tiberius hören wir von einem wirklichen Aufstand, der sich über einen großen Teil des Landes verbreitete; aber ohne große Mühe ward er bewältigt. Und als dann im Jahre 69 v. Chr. der tapfere Bataver Claudius Civilis sich gegen Rom erhob und abermals auch in Gallien hier und da der Haß gegen Rom zu Thaten trieb, da zeigte sich's, daß die große Mehrheit des Volks sich in die neuen Verhältnisse schon gefunden hatte, daß sie die römische Herrschaft gar nicht mehr als unerträglich empfand und den mächtigen Trieb nicht mehr in sich spürte, das Joch der Fremden abzuschütteln. — Wohl ist dann später ebenso wie in andern Provinzen auch in Gallien noch ab und zu gekämpft worden — aber von einem Freiheitskrieg war keine Rede mehr. Und so blieb denn Gallien römisch, bis endlich auch das Riesenreich in Trümmer sank, vor dem weit und breit die Völker gezittert hatten. In wilder Jugendkraft, siegreich und unaufhaltsam, stürmten die Germanen heran, und glücklicher, als einst ihre Landsleute unter Ariovist, nahmen sie Besitz von den gallischen Fluren.

Bis jetzt sind folgende Hefte der „Gymnasial-Bibliothek" erschienen:

1. **Menge**, Prof. Dr. R., **Troia und die Troas** nach eigener Anschauung geschildert. Mit 28 Abbildungen und 3 Karten. 6 Bog. 1,50 M.
2. **Jäger**, Dir. Dr. O., **Alexander der Große.** $4^3/_4$ Bog. mit 1 Abbildung und 1 Karte. 1,20 M.
3. **Weißenfels**, Prof. Dr. E., **Die Entwicklung der Tragödie bei den Griechen.** 6 Bog. 1,20 M.
4. **Pohlmey**, Prof. Dr. E., **Der römische Triumph** (der Triumph im allgemeinen — der Triumphzug des Ämilius Paullus, Germanikus, Titus). $5^1/_2$ Bog. 1 M.
5. **Jäger**, Dir. Dr. O., **Marcus Porcius Cato.** $4^3/_4$ Bog. 1 M.
6. **Wagner**, Dr. E., **Eine Gerichtsverhandlung in Athen.** $3^1/_2$ Bog. 80 Pf.
7. **Hornemann**, Prof. F., **Ein Gang durch die Ruinen Roms.** (Erscheint später.)
8. **Schreyer**, Prof. Dr. H., **Das Fortleben homerischer Gestalten in Goethes Dichtung.** 6 Bog. 1,20 M.
9. **Xenophon.** (Erscheint später.)
10. **Miller**, Oberl. Dr. O., **Römisches Lagerleben.** $3^3/_4$ Bog. Mit 1 Lagerplan. 80 Pf.
11. **Menge**, Prof. Dr. R., **Ithaka** nach eigner Anschauung geschildert. Mit 3 Holzschn. und 1 Karte. $2^3/_4$ Bog. 80 Pf.
12. **Hertzberg**, Prof. Dr. G., **Kurze Geschichte der altgriechischen Kolonisation.** $6^1/_4$ Bog. Mit 1 Karte. 1,40 M.
13. **Urban**, Prof. Dr., **Geographische Forschungen und Märchen aus griechischer Zeit.** $2^3/_4$ Bog. 60 Pf.
14. **Ziegeler**, Oberl. Dr. E., **Aus Sicilien.** $5^1/_4$ Bogen. Mit 5 Abbildungen und 2 Karten. 1,50 M., geb. 2 M.
15. **Aly**, Prof. Dr. Fr., **Horaz**, sein Leben und seine Werke. $3^1/_4$ Bogen. 60 Pf.
16. **Lange**, Dr. E., **Thukydides** und sein Geschichtswerk. $5^1/_4$ Bog. Mit 3 Abbildungen. 1 M.
17. **Schulze**, Dir. Dr. E., **Das römische Forum** als Mittelpunkt des öffentlichen Lebens. Mit 4 Abbild. 5 Bog. 1 M.
18. **Kleemann**, Prof. Dr. M., **Ein Tag im alten Athen.** $4^1/_4$ Bogen. Mit 5 Abbildungen. 1 M.
19. **Brandt**, Dr. Paul, **Von Athen zum Tempethal.** Reiseerinnerungen aus Griechenland. Mit 24 Abbild. $7^1/_4$ Bog. 1,80 M.
20. **Ziegeler**, Dr. Ernst, **Aus Pompeji.** Mit 38 Abbildungen, einer Chromolithographie und einer Karte. $7^1/_4$ Bog. 2 M.
21. **Bohatta**, Dr. Hanns, **Erziehung und Unterricht bei den Griechen und Römern.** $4^3/_4$ Bog. 1 M.
22. **Höck**, Dr. Adalbert, **Demosthenes.** Ein Lebensbild. Mit einem Titelbild. 1,20 M.
23. **Schulze**, Dr. Ernst, **Die Schauspiele** zur Unterhaltung des römischen Volkes. Mit 11 Abbildungen. 1,50 M.

U.02845
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA TORUŃ


f
g
h
i
6
8
10
A
B
C
D
E
48
50
46
44
Usipetes
Tencteri
Chamavi
Cherusci
Hacmus
Silva
Sugambri
Ubii
Ceutrones
Grudii
Eburones
Pleumaxii
Condrusi
Segni
Caerosi
Caemani
Treveri
Tangiones
Sedusii
Suebi
Silva
Mediomatrici
Leuci
Latobrigi
Harudes
Tulingi
Rauraci
Helvetii
Sequani
Belgae
Gallia
Cisalpina
Italia
Mare
Strum
Rhenus
Mosa
Arar
Matisco
Cavillonum
Vesontio
Magetobriga
Ambarri
Allobroges
Vienna
Ocelum
Placentia
Mediolanum
Verona
Pisae
Arelate
Massilia
Druck v. C.L. Keller.



Gez. und gest. v. C. L. Ohmann.
Berlin, Verlag v. W. Weber.
Druck v. C. L. Keller.

Gymnasial-Bibliothek.

Herausgegeben von

Dr. E. Pohlmeyer, und **Hugo Hoffmann**,
Professor. Gymnasialoberlehrer.

Fünfundzwanzigstes Heft:

Tiberius und die Verschwörung des Sejan.

Von

Dr. H. Willenbücher.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1896.

Tiberius

und

die Verschwörung des Sejan.

Von

Dr. H. Willenbücher,
Gymnasiallehrer in Mainz.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1896.

Zu nachstehender Abhandlung habe ich folgende neuere Werke benutzt. Becker: Gallus. Bender: Rom und römisches Leben. Duruy: Geschichte der römischen Kaiserzeit, übersetzt von Hertzberg. Eisenhuth: Germanicus und Agrippina, namentlich in ihrem Verhältnis zu Kaiser Tiberius. II. Teil, Programm des Progym. zu Laubach, 1877. Guhl und Kohner: Leben der Griechen und Römer. Hertzberg: Geschichte des römischen Kaiserreiches. Ihne: Zur Ehrenrettung des Kaisers Tiberius. Aus dem Englischen mit Zusätzen von Schott. Lübker: Reallexikon. Mommsen: Römisches Staatsrecht. Pohlmey: Der römische Triumph. Ranke: Weltgeschichte. Roth: Römische Geschichte. Schiller: a) Geschichte der römischen Kaiserzeit. b) Leitfaden für den Unterricht in der Geschichte des Altertums. c) Die römischen Altertümer im Handbuch der klassischen Altertums-Wissenschaft IV. 2. Sievers: Studien zur Geschichte der römischen Kaiser (Tacitus und Tiberius). Stahr: Tiberius.

Zu besonderem Danke bin ich meinem hochverehrten Lehrer, dem Universitätsprofessor Herrn Geheimerat Dr. Oncken, verpflichtet, dessen historische Übungen über Tacitus mir die Anregung zu vorliegender Arbeit gaben.

Lehrer-Bibliothek
des
Gymnasiums zu STOLP

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA

Einleitung.

Saevius ventis agitatur ingens
Pinus et celsae graviore casu
Decidunt turres feriuntque summos
Fulgura montes.
(Horaz, Sat. II, 10.)

Während C. Julius Cäsar in seinem Streben nach Alleinherrschaft der noch allzu lebendigen Erinnerung an die Größe und den Ruhm der Republik erliegen mußte, war es seinem Großneffen und Adoptivsohn Oktavianus beschieden, die Monarchie zu einer dauernden Staatsform zu machen. Der Wiederausbruch der Bürgerkriege nach den verhängnisvollen Iden des März 44, die Grausamkeit der Proskriptionen der neuen Triumvirn hatte die Begeisterung für die alten Zustände bedeutend abgekühlt und die Reihen der Gegner der neuen Ordnung gehörig gelichtet; überdies hatte Oktavian aus dem Schicksal seines Großoheims seine Lehren gezogen. Er war auf der einen Seite frei von der Sentimentalität jenes gegen seine politischen Gegner und gestattete auf der anderen, was Cäsar nicht gethan hatte, dem Senate einen immerhin noch großen Anteil an der Regierung, indem er die Weiterentwicklung der Monarchie einer späteren Zeit überließ.[1]) Während der Diktator Cäsar in dem Verdachte stand, nach dem Königsnamen zu streben, sah der Konsul Cäsar Oktavianus von einem seine hohe Stellung bezeichnenden Amtstitel vollständig ab und nannte sich gelegentlich bescheiden princeps d. i. erster Bürger, wonach die von ihm geschaffene Staatsform „der Principat" genannt wird. Allerdings suchte er in der Veränderung seines Eigennamens einen Ersatz. Die Benennung Augustus nämlich,

[1]) Über den Cäsarianischen Senat sagt z. B. Schiller, Leitfaden für den Unterricht pag. 207: Auch der Senat erhielt wieder die Stellung wie in der Königszeit: er wurde Staatsrat. Über den Augustinischen dagegen Geschichte der römischen Kaiserzeit II, 1 p. 254: Die Teilung der Gewalt zwischen Princeps und Senat war der Grundpfeiler der Augusteischen Verfassung.

womit der Senat zum Dank für die Neuordnung des Gemeinwesens den Urheber derselben am 16. Januar 27 ehrte und die seit dieser Zeit zum Kognomen jedes Kaisers wurde, bildete von nun an das Symbol der also geschaffenen Monarchie (Mommsen) und hob den Kaiser weit über alle übrigen Bürger empor. Um den Principat nicht als etwas Neues erscheinen zu lassen, war Augustus einerseits darauf bedacht, die wichtigsten Ämter der Republik in seiner Person zu vereinigen, andrerseits seine neue, mit den weitgehendsten Vollmachten versehene Ausnahmestellung auf ein altes republikanisches Amt zu gründen. Hierzu wählte er nach einigem Schwanken das Volkstribunat, insofern dieses seinem Inhaber die für einen Monarchen so wichtigen Rechte der Unverletzlichkeit und der Intercession verlieh. Der Principat erscheint somit als die letzte Phase in der Entwicklung des genannten Amtes; der Princeps ist der Vertreter der Volksgemeinde, ein Volkstribun, aber durch keine Kollegialität, durch keine zeitlichen Schranken, durch keine der alten an die Erlangung dieses Amtes geknüpften Bedingungen eingeschränkt, dagegen durch viele neue, weit über die alte Kompetenz hinausgehenden Rechte ausgestattet, die ihn hoch über die übrigen Beamten des Staates hinausheben.[1])

Zur Behauptung dieser seiner bürgerlichen Machtstellung bedurfte aber der Kaiser unbedingt noch einer zweiten Kompetenz, des militärischen Oberkommandos. Deshalb übernahm Augustus nach Niederwerfung seines Gegners vor allem das ihm vom Senat übertragene „Imperium," und es war die erste Sorge jedes neuen Herrschers, noch vor Erlangung der tribunicia potestas — wenn sie ihm nicht schon von seinem Vorgänger verliehen war — diese Magistratur zu erwerben. Das kaiserliche Imperium ist ebensowenig wie die tribunicische Gewalt eine neue, erst von Augustus für den Princeps getroffene Einrichtung; es ist vielmehr eine außerordentliche Magistratur, wie sie ähnlich bisweilen schon in den Zeiten der Republik bestand, und hat sich aus der republikanischen Statthalterschaft entwickelt; denn es ist nichts anderes, als eine prokonsularische Gewalt, aber ausgedehnt auf das ge-

[1]) Tacitus, Ann. III, 56: Tiberius mittit literas ad senatum, quis potestatem tribuniciam Druso petebat. Id summi fastigii vocabulum Augustus repperit, ne regis aut dictatoris nomen adsumeret ac tamen appellatione aliqua cetera imperia praemineret.

samte Kriegsheer und das ganze außeritalische Gebiet. Zwar unterschied man zwischen kaiserlichen Provinzen, welche von Beamten des Princeps, den Proprätoren, verwaltet wurden, und solchen, deren Verwaltung der Senat durch Prokonsuln besorgte. Doch da letztere nicht ganz des militärischen Schutzes entbehren konnten, da ferner überall, wohin der Kaiser persönlich kam, er das imperium maius besaß, war er faktisch auch in den senatorischen Provinzen Höchstkommandierender, welcher Thatsache der Senat Rechnung trug, als er im Jahre 23 dem Augustus die Oberstatthalterschaft auch über die senatorischen Statthalter verlieh. Nominell war Italien dem Imperium des Kaisers nicht unterworfen, doch da dieser durch seinen Aufenthalt in Rom seine militärische Macht nicht verlor, — sonst wäre eine Stationierung der Garden (cohortes praetoriae) daselbst unmöglich gewesen — da ferner die Hauptkriegshäfen und Flotten in Italien sich befanden, so war diese Befreiung mehr theoretisch als thatsächlich.[1]) Die Macht des Princeps als Imperator war somit ganz außerordentlich; er besaß das Recht der Aushebung, Soldzahlung, Offiziersernennung, Dekoration und Verabschiedung, er hatte das Recht der Besteuerung und Münzprägung und vor allem die Entscheidung über Krieg und Frieden.

Ein solches Übermaß von Macht aber, das sich in der Person des Princeps vereinigte, verfehlte nicht, bald eine nachteilige Wirkung auf den Senat auszuüben. Diese Körperschaft, welche Cineas einst mit einer Versammlung von Königen vergleichen konnte, die auch mit Beginn der Kaiserzeit noch eine verhältnismäßig weitgehende Kompetenz besaß, ja dadurch, daß sie dem Princeps seine Vollmachten übertrug, über diesem zu stehen schien, verlor mit der Zeit jeden Anspruch auf Achtung, indem sie sich zum gefügigen Werkzeug des Monarchen erniedrigte.[2]) Wer hätte auch wagen sollen, einem Manne Opposition zu machen, der mit dem Revisionsrecht des Senates die Macht besaß, jeden Mißliebigen zu entfernen, der den denkbar größten Einfluß auf die Wahl der Beamten ausübte (Tac. I, 15.), der schließlich allein jede Laufbahn sowohl beim Militär als in der Verwaltung der Provinzen er-

[1]) Schiller, Die römischen Altertümer im Handbuch der klassischen Altertums-Wissenschaft IV, 2. p. 98.

[2]) Montesquieu, Considérations, Chapitre 14. — Le corps tomba dans un état de bassesse qui ne peut s'exprimer.

schloß? Berechnende Schmeichelei der einen, Furcht der andern, sich die Ungnade des Gewaltigen zuzuziehen, machten einmal jeden selbständigen Senatsbeschluß unmöglich und ließen auf der andern Seite immer mehr Rechte zu Gunsten des Princeps verloren gehen. So angenehm aber den Kaisern die stete Bereitwilligkeit der Senatoren, ihren Wünschen zuvorzukommen, sein mußte, — umsomehr als das einmal übertragene Recht sich auf die Nachfolger forterbte — so konnten sie sich, besonders in späterer Zeit, doch nicht enthalten, ihrer Verachtung gegen diese erbärmliche Erniedrigung zuweilen in der verletzendsten Weise Ausdruck zu verleihen. Um sich hierfür zu rächen oder sich für die erlittene Einbuße an Macht und Einfluß schadlos zu halten, begannen die Senatoren ihrerseits bald, alle Amtshandlungen, ja sogar das Privatleben des Princeps in schonungsloser, meist boshafter Weise zu kritisieren und dies umsomehr, wenn sie etwa eine Zurücksetzung erfahren zu haben glaubten oder sich aus irgend einem Grunde die Ungnade des Fürsten zugezogen hatten. Nun fehlte dem Principat, um Monarchie ganz im heutigen Sinne zu sein, die Erblichkeit. Zwar suchten die Kaiser diesem Mangel dadurch zu begegnen, daß sie dem von ihnen ausersehenen Nachfolger noch zu ihren Lebzeiten die tribunicia potestas erteilen ließen. Doch erhielt dieser damit noch keinen rechtlich begründeten Anspruch auf den Thron; ja der Kaiser selbst konnte jederzeit sein Amt verlieren, sobald Volk, Heer oder Senat einen anderen zum Augustus ausrief, der mächtiger war. Diese stete Unsicherheit seiner Stellung machte aber den Princeps im höchsten Grade mißtrauisch und erweckte in ihm trotz seiner Verachtung gegen den Senat nicht minder das Gefühl der Furcht vor der Charakterlosigkeit seiner Mitglieder und ließ ihn daher die Äußerungen Unzufriedener meist schlimmer auffassen, als sie es im Grunde genommen verdienten. Indem er infolgedessen den Anklagen auf Majestätsverbrechen nur allzuwillig Gehör gab, ja durch hohe Belohnungen geradezu zur Angeberei herausforderte, entstand ein unerträgliches Delatorentum, das einerseits seine entsittlichende und zersetzende Wirkung bis in den Schoß der Familie hineintrug, andrerseits aber die Kaiser nur noch verhaßter machte und die Gefahr einer Prätendentenbewegung erst recht heraufbeschwor.[1]) Und so finden wir denn, daß die meisten Kaiser

[1]) Tacitus, Ann. VI, 7.

keines natürlichen Todes gestorben sind: Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, Domitian und viele andere späterer Zeit hauchten ihr Leben unter Mörderhand aus. So begehrenswert also die Stellung eines römischen Princeps auch erscheinen mochte, so wenig verdiente sie im Grunde beneidet zu werden. Diese ewige Furcht vor einem möglichen Nebenbuhler, die stete Angst vor dem Dolche des Mörders, die fortwährenden mit den Prozessen wegen Majestätsverbrechen verbundenen Aufregungen mußten das Leben „des auf der Scheide zwischen Göttern und Menschen stehenden Herrschers" bis zur Unerträglichkeit verbittern und zugleich bei seinem durch die Schmeichelei kriechender Sklavenseelen aufs höchste gesteigerten Selbstbewußtsein jene rücksichtslose Grausamkeit wachrufen, die wir an manchen Vertretern des römischen Thrones wahrzunehmen Gelegenheit haben.

Auch die gemeingültige Vorstellung von Tiberius ist die eines grausamen und rücksichtslosen Tyrannen. Standeshochmut, Verschlossenheit, Mißtrauen und Heuchelei, Mangel an fürstlicher Großmut, Rachsucht und kalte Grausamkeit werden diesem Fürsten nach dem Vorgange des Tacitus in alter und neuer Zeit vorgeworfen[1]) und machen ihn zu einem Ungeheuer in unsern Augen, zu einem Wesen unheimlicher Natur, bei dessen Anblick unser menschliches Gefühl zurückschaudert.[2]) Gleichwohl bringt Tiberius diese seine Beurteiler insofern in eine gewisse Verlegenheit, als die gerügten Mängel klar und deutlich erst in seinem Alter hervortreten.[3]) Zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung — denn ein so scharf ausgeprägtes Naturell wie dasjenige des Tiberius unterliegt im Alter nicht mehr solch fundamentaler Veränderung — nimmt man an, daß die Verschlimmerung in seinem Charakter auf einer regelmäßigen Weiterentwicklung eines von Anfang an bedenklichen Zustandes beruhe, daß also Heuchelei, Rachsucht und Grausamkeit Charakterzüge dieses Mannes gewesen, aber erst mit der Veränderung

[1]) Ranke, Weltgesch. III 1, pag. 57. Hertzberg, Geschichte des römischen Kaiserreichs pag. 153. 154. 158. 171 u. ö. Duruy, Geschichte des römischen Kaiserreiches, pag. 421. 428. 492. 494. 496.

[2]) Stahr, Tiberius, Vorrede.

[3]) Tacitus, Ann. VI, 51. teilt das Leben des Tiberius in 5 Abschnitte ein, wonach er, bis zum 65. Lebensjahre völlig tadellos, von da an zunächst eine Mischung guter und schlechter Eigenschaften zeigt und erst im 71. Lebensjahre unzweideutige Proben von Grausamkeit ablegt, um im letzten Abschnitt seines Lebens seiner Gier nach Blut und Lüsten nach Herzenslust zu frönen.

der politischen Lage, als die Gefahren für den Princeps gewachsen waren, offen zu Tage getreten wären.[1]) Der schleichende Kampf, den der Kaiser mit der ihm feindlichen Aristokratie zu führen hat, sagt Hertzberg,[2]) macht diesen so unglücklich veranlagten Mann zum düsteren Pessimisten, zum Verächter der Menschen seiner Zeit und bei einem Charakter, der im Alter nicht milder wurde, zu einem harten und despotischen Gewalthaber. Die Thatsachen, daß Tiberius wahrscheinlich den Enkel des Augustus, Agrippa Posthumus, hat töten lassen,[3]) daß er den Majestätsprozessen eine größere Ausdehnung gegeben,[4]) daß er sie vor dem Senat und nicht vor eigenem Forum führen ließ, daß er schließlich das Delatorenunwesen begünstigte, erscheinen, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, als Beweise für die grausame Natur des Kaisers und werden auch als Schattenseiten seiner Regierung von verschiedenen Seiten gerügt.[5]) Gleichwohl ist im folgenden diese Ansicht von dem Charakter des Tiberius nicht geteilt. Danach müßte er nämlich bis zu seinem 71. Lebensjahre ein vollendeter Heuchler gewesen sein, was meiner Ansicht nach unmöglich ist. Denn es ist wohl denkbar, daß ein Mensch eine Zeit lang, aber keine 70 Jahre seinen wahren Charakter verberge; es ist ferner kaum möglich, daß jemand, wie wir es an Tiberius des öftern wahrzunehmen Gelegenheit haben, gerade das Gegenteil von dem thue, wozu er infolge seiner natürlichen Beanlagung neigt.[6]) Überdies muß man zugestehen, daß Tiberius zum Schutze seiner Person, insofern seine Stellung eine viel gefährdetere und weniger sichere war als die des

---

[1]) Duruy a. a. O. pag. 492.

[2]) Hertzberg a. a. O. pag. 172.

[3]) Schiller, Gesch. d. r. K. p. 255. Ranke a. a. O. pag. 48. Hertzberg a. a. O. p. 153. Man vergl. hier wie auch bei späterer Erwähnung von Familiengliedern des kaiserlichen Hauses den am Schlusse angefügten Stammbaum.

[4]) Tacitus, Annalen I, 72. 73. Hiernach wurde unter Tiberius das geringste Vergehen, selbst Worte, durch das Majestätsgesetz verfolgt, während in früherer Zeit nur wirklich strafbare Handlungen unter dieses Gesetz fielen.

[5]) Schiller a. a. O. pag. 291—292. Hertzberg a. a. O. pag. 176. Montesquieu, Considérations XIV. Il n'y a point de plus cruelle tyrannie que celle que l'on exerce à l'ombre des lois et avec les couleurs de la justice. Tacitus, Ann. IV, 36.

[6]) Bekannt ist die Abneigung des Kaisers gegen die Gladiatorenspiele, wie gegen die Barbarei der Römer, die gefangenen Führer besiegter Feinde hinrichten zu lassen. Hertzberg a. a. O. pag. 171. Tac., Ann. IV, 62.

Augustus,[1]) besondere Maßregeln ergreifen mußte; man muß zugeben, daß er bis zu seiner Abreise nach Capreae wenigstens einen maßvollen Gebrauch von dem Majestätsgesetz gemacht[2]) und öfter Delatoren wegen falscher Denunciation hat strafen lassen.[3]) Die Hinrichtung des Agrippa aber, von der man übrigens nicht einmal genau weiß, ob sie von Tiberius befohlen wurde, ist mehr als ein Akt politischer Klugheit denn als Grausamkeit aufzufassen. Den Kaiser jedoch auf der andern Seite von aller Schuld freizusprechen in der Weise, daß man die aus dem Altertum stammenden Berichte über seine spätere Grausamkeit als übertrieben hinstellt und in den Verurteilungen nur gerechte Strenge erblicken will, oder auch den Genossen des Fürsten, den als grausam bekannten Sejan, oder den Senat für etwaige Ungerechtigkeiten verantwortlich macht,[4]) ist, wenn auch die Berechtigung dieser Ansicht in vielen Fällen unzweifelhaft zugestanden werden muß (Tac. III. 49—51), dennoch nicht zu billigen, weil in der That Grausamkeiten unter der Regierung dieses Mannes vorgekommen sind, die dieser entweder zugelassen oder sogar direkt befohlen hat.[5])

Unter diesen Umständen scheint es mir das richtige zu sein, anzunehmen, daß Tiberius im Gefühl fortwährender Unsicherheit seines Lebens, erbittert über die ungerechten Beschuldigungen der Römer, voller Abscheu gegen die erbärmliche Kriecherei der Senatoren und vor allem heimgesucht von unerträglichem Unglück, mit der Zeit das geistige Gleichgewicht verliert und mit dem Anwachsen der Krankheit Mißtrauen und Grausamkeit in immer höherem Maße annimmt.[6]) Ehrlich und pflichttreu, unantastbar im Amte

[1]) Ranke a. a. O. pag. 68. Sievers, Tac. und Tib. pag. 19. Ihne, Zur Ehrenr. d. K. T. pag. 125. Schiller a. a. O. pag. 291.

[2]) Tacitus Ann. III, 70. IV, 31. Schiller a. a. O. pag. 291. Sievers a. a. O. pag. 33 ff. Ihne a. a. O. pag. 142.

[3]) Tacitus Ann. III, 37. IV, 30. 31. 36. VI, 3. 30. Dio 58, 21, 5. 6. Hertzberg a. a. O. pag. 188. Schiller a. a. O. pag. 292.

[4]) Die Ehrenrettungen des Tiberius von Sievers, Ihne und Stahr beruhen auf diesem Gedanken.

[5]) Tacitus, Annal. IV, 34 f. IV, 68. VI, 19. V, 9.

[6]) Beweis für die oben ausgesprochene Ansicht bietet eine einfache Zusammenstellung der Capp. Tacitus, Ann. IV, 34. 57. 67 ff., VI, 2. 6. 15. 19. Man vergleiche damit noch VI, 48. An, cum Tiberius post tantam rerum experientiam vi dominationis convulsus et mutatus sit, Gaium Caesarem ... meliora capessiturum? und VI, 38, wo Tiberius wenigstens Altersschwäche vorgeworfen wird.

und im Privatleben, schien dieser Mann seinen entarteten Zeitgenossen, bei denen solche Tugenden selten geworden waren, nur ein großer Heuchler zu sein. Seine bestgemeinten Worte stießen auf Mißtrauen, seine edelsten Handlungen wurden unlauteren und selbstsüchtigen Motiven zugeschrieben. Man beschuldigte ihn, sich auf unredliche Weise, nur durch die Ränke seiner Mutter Livia in den Besitz des Thrones gesetzt und zwischen Augustus und Germanicus eingedrängt zu haben;[1]) man scheute sich nicht, als dieser im Jahre 19 im Orient eines allerdings gewaltsamen Todes starb,[2]) gerade ihn des Mordes anzuklagen, obgleich in dem darauffolgenden „Prozeß Piso" auch nicht der geringste Anhalt hierfür geliefert wurde. Als sich aber Tiberius, von fortwährendem Unglück in seiner Familie heimgesucht, ohne seine Schuld mit seinen nächsten Verwandten zerfallen, voller Verachtung gegen Bosheit und Tücke der Menschen, zu seiner Erholung, vielleicht auch aus Furcht vor einem möglichen Anschlag gegen sein Leben nach Capreae zurückgezogen hatte, da harrte seiner noch die größte Enttäuschung, die einem Menschen bereitet werden kann. Er mußte es erleben, daß der Mann, den er allein für seinen Freund gehalten, den er mit Ehren überhäuft, zuletzt sogar zu seinem Eidam bestimmt, ja als Nachfolger schon ins Auge gefaßt hatte, ihn jahrelang schmählich hintergangen und nur zum Werkzeug seiner ehrgeizigen Absichten gemacht hatte. Der Präfekt der Prätorianer, der bereits obengenannte Aelius Sejanus, hatte nämlich in frevelhaftem Streben nach dem Throne, das blinde Vertrauen, das Tiberius in ihn setzte, gröblich verletzend, einen förmlichen Vernichtungskrieg gegen alle Glieder des kaiserlichen Hauses geführt. Seinem Gifte war Germanicus erlegen, er hatte Drusus, den eigenen Sohn des Kaisers, heimlich getötet, nachdem dessen Gemahlin Livilla sich ihm ergeben hatte. Seine Einflüsterungen hatten sodann das Mißtrauen des Tiberius gegen Agrippina, die Witwe des Germanicus, und dessen Söhne Nero und Drusus erweckt; seine Intriguen die beiden Brüder verhetzt, um sie den einen durch den andern zu vernichten, und schließlich den Kaiser veranlaßt, Agrippina und Nero auf öde Inseln zu verbannen, Drusus aber in einem Verließ des kaiser-

[1]) Germanicus, ein Neffe des Tiberius, stand nämlich dem verstorbenen Augustus verwandtschaftlich näher, indem seine Mutter eine Nichte dieses war und er selbst die einzige Enkelin des großen Kaisers, Agrippina, geheiratet hatte.

[2]) Näheres über die Todesart des Germanicus siehe Seite XVI, 12.

lichen Palastes einzukerkern.[1]) Als aber Tiberius, durch seine Schwägerin Antonia auf das Treiben dieses Mannes aufmerksam gemacht, seinen Sturz herbeigeführt und dabei jene furchtbare Erfahrung hatte machen müssen, daß sein geliebter Sohn, dessen Tod er so sehr betrauert hatte, von jenem Scheusal vergiftet worden war, da wurde er in der That zu dem grausamen und blutdürstigen Tyrannen, wozu man ihn früher schon so gern gestempelt hätte. Sein unglückliches Leben fand seinen Abschluß in einem unseligen Tode. Schon auf dem Totenbette wird er noch von Macro im Interesse seines ungeduldigen Nachfolgers unter Kissen erstickt. In Rom aber erregte die Nachricht von dem Hinscheiden „des Tyrannen" die größte Freude.

Mit der Hauptfrage nach dem Charakter des Tiberius hängen verschiedene andere eng zusammen. So

1. Wie war das Verhältnis dieses Fürsten zu seinem Neffen und Adoptivsohn Germanicus?

Der Umstand, daß dieser durch Mutter und Gemahlin dem verstorbenen Augustus verwandtschaftlich näher stand als jener, veranlaßte den Tacitus bei seiner Auffassung von dem Charakter des Tiberius zu dem Glauben, als ob derselbe seinen Neffen beargwöhnt, gehaßt und gern beseitigt hätte. Aber so weit wie er gehen heutzutage nur noch ganz wenige.[2]) Wohl tadelt z. B. Duruy[3]) den Kaiser wegen der Kurzsichtigkeit, die er in der Zurückberufung des Germanicus aus Deutschland bewiesen, wohl macht man ihm von anderer Seite[4]) den Vorwurf, daß er ihm bei seinem Abgang in den Orient den Cn. Piso beigegeben, wohl meint sogar Schiller, daß der Tod des Prinzen für Tiberius eine Beseitigung großer Verlegenheiten und Schwierigkeiten bedeutet habe, insofern er gern seinem eigenen Sohne Drusus die Herrschaft zugewandt hätte,[5]) doch glaubt wohl kaum jemand heute noch an eine Ermordung des Prinzen durch Piso und an eine Mitschuld des Tiberius, wie

---

[1]) Roth, Römische Geschichte II. pag. 230.

[2]) Die verschiedenen Ansichten über die einschlägigen Fragen sind zusammengestellt bei Schott: Zusätze zu Ihne, Zur Ehrenrettung des Kaisers Tiberius.

[3]) Duruy a. a. O. pag. 447.

[4]) Eisenhuth, Germanicus und Agrippina, namentlich in ihrem Verhältnis zu Kaiser Tiberius. II. Teil, Programm des Progym. zu Laubach, 1877 p. 274.

[5]) Schiller, G. d. r. K. p. 292.

Tacitus so gerne möchte; man nimmt vielmehr an, daß der Tod durch natürliche Ursache infolge des Klimawechsels herbeigeführt worden sei.[1]) Mich hat jedoch die Zähigkeit des Gerüchtes, daß Germanicus eines unnatürlichen Todes gestorben, die Überzeugung des Prinzen selbst Gift bekommen zu haben, sowie eine Notiz bei Tacitus III, 16, wonach Sejan den des Mordes angeklagten Piso durch leere Versprechungen veranlaßt haben soll, nicht alle Beweise seiner Unschuld vorzubringen, bewogen der Vermutung Raum zu geben, daß Germanicus auf Veranlassung des Sejan getötet worden sei. Eisenhuth (Progr. des Progymnasiums zu Laubach 1877, pag. 30) sagt ebenfalls: Der Mord ist nicht erwiesen, aber doch möglich.

2. Wie gelang es Sejan, sich die Zuneigung der Livilla zu verschaffen?

Diese Frau war die Schwester des Germanicus und die Schwiegertochter des Kaisers, ihr Gemahl Drusus aber nach dem Tode des Germanicus voraussichtlicher Nachfolger seines Vaters; ihre Ehe mit ihm anscheinend bis zur Zeit, wo Sejan sie stört, eine durchaus glückliche.[2]) Unter diesen Umständen müssen die Motive, welche Livilla zum Ehebruch treiben, stärker gewesen sein, als etwa nur der Ehrgeiz, vielleicht etwas früher Kaiserin zu werden und die Schönheit des Sejan.[3]) Sie liegen zum Teil sicher tiefer und sind u. a. einmal in dem Hasse der Livilla gegen Agrippina und dann in dem Verhalten des Tiberius gegen die Söhne des Germanicus zu suchen. Livilla war offenbar von der Redlichkeit der Absicht ihres Schwiegervaters, den Söhnen des Germanicus und der Agrippina den römischen Thron zu erhalten, durchaus überzeugt, und um dies zu verhindern und den Einfluß ihrer Feindin Agrippina für alle Zeit zu vernichten, warf sie sich, als sie bei ihrem ehrlichen Gemahl mit dem Ansinnen, die Kinder des Germanicus zu verdrängen, auf entschiedenen Widerspruch stieß, Sejan in die Arme, der ihr angeblich im Interesse ihres Sohnes, in Wahrheit aber in seinem eigenen die Hand zur Vernichtung der Agrippina und ihrer Söhne bot.[4])

3. Was berechtigte den Kaiser zu seinem Einschreiten gegen Agrippina und ihre Söhne?

[1]) Ranke a. a. O. pag. 67.

[2]) Tacitus, Ann. III, 34.

[3]) Schiller a. a. O. pag. 294. Allerdings muß nach Dio 58, 3 Sejan einen großen Einfluß auf die Frauen ausgeübt haben.

[4]) Über das Verhältnis der Livilla zu Drusus s. Schiller, G. d. r. K. p. 293.

Ranke[1]) meint, daß die Parteiung zwischen Agrippina und Tiberius wie die Hauptstadt, so das ganze Reich ergriffen und entzweit habe und daß wohl ohne Zweifel der Mutter wie den Söhnen Entwürfe zur Empörung nachgewiesen worden seien. Dies glaube ich jedoch nicht. Wenigstens scheint Tiberius selbst trotz der eifrigsten Bemühungen des Sejan, ihn von dem Vorhandensein einer Agrippinischen Partei zu überzeugen, bis zuletzt im Zweifel gewesen zu sein, denn sonst hätte er jene ehrgeizige Frau nicht so lange ruhig gewähren lassen. Außerdem hat es den Anschein, als ob er mit seiner endlichen Anklage, welche nicht etwa politische Umtriebe, sondern nur die stolze Zunge der Agrippina und des Nero ausschweifenden Lebenswandel rügte, erst die Probe machen wollte, ob hinter Agrippina und ihrem Sohne wirklich eine organisierte Partei stehe. Der Erfolg der Anklage war allerdings ein Aufstand des Volkes zu Gunsten der Witwe und des Sohnes des Germanicus, aber dieser Aufstand, behaupte ich nach Tacitus V, 4, war durch Sejan künstlich ins Leben gerufen worden, indem er im Senat den Junius Rusticus bestach, im Volke Gerüchte von seinem baldigen Sturze ausstreuen ließ.[2]) Auf jeden Fall macht die Kundgebung des Volkes den Eindruck, als ob es eine vorbereitete Sache gewesen sei.[3]) Somit ist der Sturz der Agrippina und ihrer Söhne, von ihrem eigenen unklugen Benehmen abgesehen, lediglich durch die Intriguen des Sejan herbeigeführt, mit welcher Ansicht eine Notiz bei Sueton, Tiberius 61 übereinstimmt, wonach der Kaiser selbst als einzigen Grund seines Vorgehens gegen Sejan den Umstand erwähnt, daß dieser gegen die Kinder des Germanicus gewütet habe.

4. Bestand eine Verschwörung des Sejan zur Beseitigung des Tiberius?

Leider läßt uns in dieser so interessanten Frage unsere Hauptquelle, die Annalen des Tacitus, im Stich, und selbst wenn wir andere Schriftsteller wie Sueton, Velleius Paterculus, Flavius Josephus und Zonaras zu Rate ziehen, bleiben immer noch dunkle Punkte genug, die der Lösung harren.

Die gewöhnliche Ansicht scheint die zu sein, daß ein Komplott

[1]) Ranke a. a. O. pag. 72 und 73.

[2]) Stahr, Tiberius pag. 204 meint, daß die Volksdemonstration von Agrippina und ihrer Partei organisiert worden sei.

[3]) Sievers, Tacitus und Tiberius pag. 73.

gegen das Leben des Kaisers bestanden habe.[1]) Die oben angeführte Notiz bei Sueton aber, ferner die Handlungsweise der Prätorianer bei dem Sturze ihres Chefs und die Art der Verteidigung einiger Freunde des Sejan (Tacitus V, 6. VI, 8), die ganze Darstellungsweise bei Cassius Dio (besonders Buch 58, Kap. 8), außerdem der Umstand, daß der Kaiser sich den Zeitpunkt zum Losschlagen auswählen kann,[2]) schließlich vielleicht noch eine Stelle in Juvenals Satire 10, V. 68 f., wonach Sejan ohne Angeber, ohne Zeugen, nur durch das wortreiche und lange Schreiben des Kaisers gefallen sein soll, alles dies kann als Beweis dafür gelten, daß eine Verschwörung noch nicht vorlag.[3])

5. Auf welche Weise wurde der Sturz des Sejan herbeigeführt?

Es ist eine auffallende Thatsache, daß Antonia, die Mutter des Germanicus und der Livilla, eine ältere und dem politischen Leben fernstehende Frau, ihrem Schwager Tiberius die erste Nachricht von den verbrecherischen Plänen des Sejan gegeben hat.[4]) Die Ansicht, daß etwa ein Klient dieses ihr gegenüber den Verräter gespielt haben soll, wie Hertzberg meint,[5]) ist hinfällig, wenn unsere Annahme, daß eine Verschwörung überhaupt noch nicht stattgefunden hat, die richtige ist. Es bleibt also nur noch eine Möglichkeit übrig, und die ist, daß Livilla selbst ihrer Mutter ihr intimes Verhältnis zu Sejan und ihre beiderseitigen Intriguen gegen Agrippina und ihre Söhne beichtete. Veranlassung hierzu hat ihr offenbar die Verlobung des Sejan mit ihrer eigenen Tochter Julia[6]) gegeben, insofern hierdurch ihre Hoffnungen auf den römischen Thron, die sie für sich und ihren Sohn gehegt hatte, gescheitert waren. Daß Tiberius bereits vor der Warnung der Antonia Mißtrauen gegen seinen Günstling geschöpft habe,[7]) ist nicht anzunehmen.

---

[1]) Duruy pag. 519 u. 521. Schiller, G. d. r. K. pag. 299. Hertzberg pag. 186—187.

[2]) Dio 58, c. 4—9.

[3]) Auch Ranke, Stahr und Sievers sind der Ansicht, daß es einen bestimmten Beweis für eine Verschwörung gegen das Leben des Tiberius nicht gebe.

[4]) Josephus, Ant. Jud. 18, 8.

[5]) Hertzberg a. a. O. pag. 187.

[6]) Zonaras, Chron. 11, 2, pag. 442.

[7]) Cassius Dio 58, 4. 6. Hertzberg a. a. O. pag. 186.

Triumphzug des Germanicus.

Folgt mir ins alte Rom!
Wo trümmervoll sich die Campagna jetzt
Hinausstreckt gegen die Albanerberge,
Da stand's in hoher Pracht. (Hamerling, Ahasver.)

Es war am 26. Mai des Jahres 17 nach Chr., dem Tage des Triumphes des allgeliebten Prinzen, des Cäsar Germanicus.[1]) Ganz Rom befand sich in ungeheurer Aufregung. Triumphbogen waren gebaut; Straßen und Häuser aufs prächtigste mit Blumen, Pflanzengruppen, Statuen und Teppichen geziert. Allerorten wurden Opfertiere geschlachtet; Plätze und Tempelhallen waren mit Speisetischen reich besetzt. In den Straßen aber vom Marsfeld und dem Tempel der Bellona an, wo sich im Angesichte der kapitolischen Burg der Triumphzug ordnete, durch die porta Carmentalis über das Velabrum, den vicus Tuscus, Forum und die via sacra hin wogte eine unabsehbare, festlich geputzte Menge, unter der Liktoren und öffentliche Diener freie Bahn zu halten vergeblich bemüht waren. Am größten aber war das Gedränge an und in dem Circus maximus. Der ungeheure Raum war bis auf den letzten Platz besetzt. Man hatte sich's viel Zeit und Mühe kosten lassen, um heute an diesem bevorzugten Orte einen Platz zu erorbern und zu behaupten. Man hätte meinen sollen, ein jeder von den fast 400 000 Menschen, die der Cirkus zu fassen imstande war, wolle den andern nicht zu Wort kommen lassen, so groß, so betäubend war der Lärm, der hier herrschte. Eine bestimmte Sprache oder Mundart war in dem Tumult natürlich nicht zu erkennen; hätte man aber genau hören können, so hätte man Vertreter fast aller Sprachen der alten Welt, sowie aller Mundarten von Italien unterscheiden können, in derselben Weise, wie

[1]) Näheres hierüber siehe Dr. E. Pohlmey, Der römische Triumph.

sich dem Auge die mannigfaltigsten Trachten und Kleidungen darboten und so ziemlich alle Nationalitäten vom Ägypter bis zum Britten, vom Perser bis zum Spanier erkennen ließen. Es war ein prachtvolles, buntbewegtes Bild, diese Masse reichgeputzter Menschen in dem gewöhnlich schon so glänzenden und heute dazu noch in jeder Weise prächtig geschmückten Cirkus.

Soeben war der Kaiser mit Gefolge in seine Loge eingetreten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, und unwillkürlich verstummte jede Unterhaltung. War es doch der Mann, in dessen Händen das Schicksal so vieler Millionen Menschen, das Wohl und Wehe einer ganzen Welt lag, ein Mann, den die Götter an einen so hohen Platz gestellt hatten, daß er den Menschen fast selbst wie ein Gott vorkam. Tiberius war eine vornehme, aristokratische Erscheinung. Sein schwarzes Haar hing ihm tief bis in den Nacken hinab und stach scharf von dem für einen Mann fast zu weißen Teint seines Gesichtes ab. Mit seinen wunderbar großen Augen, mit denen er selbst in der Nacht sehen sollte, schien er in dem Herzen anderer lesen zu können, so daß jeder, der kein gutes Gewissen hatte, vor ihm die Augen niederschlagen mußte. Ein tiefer Ernst lag auf seiner hohen und breiten Stirn; herbe Schicksale, die der Kaiser bereits hatte durchmachen müssen, sowie eine Vorahnung künftigen Unglücks hatten seinem Geiste eine ernste Richtung gegeben. — Fast unmittelbar hinter ihm erschienen auch die Damen des Hofes; auch sie bildeten den Gegenstand des höchsten Interesses für die versammelte Menge. Mit kritischen Blicken musterte man Aussehen und Toilette der Bevorzugten. Man bewunderte das jugendliche Aussehen der Kaiserin Mutter Livia, die trotz ihrer 73 Jahre noch die Spuren einstiger Schönheit bewahrt hatte; man machte seine hämischen Bemerkungen über den überladenen Schmuck der Livilla, der Gemahlin des kaiserlichen Sohnes Drusus, ohne jedoch umhin zu können, ihr wegen ihrer prächtigen Erscheinung die Palme der Schönheit zuzuerkennen. Vor allem aber zeigte man einander voller Bewunderung die Gemahlin des heutigen Triumphators, Agrippina, die leibliche Enkelin des vergötterten Augustus. Das Volk ist unberechenbar in Liebe und Haß. Agrippina war ja allerdings eine musterhafte Gattin und vortreffliche Mutter, doch war sie viel zu stolz auf ihre Abkunft und dünkte sich viel zu hoch über den andern stehend, um die Huldigung zu verdienen, die ihr das Volk bei ihrem Erscheinen unverkennbar

darbrachte. Auch der Kaiser Tiberius mochte etwas Ähnliches denken, wenigstens konnte er, als er sah, wie Agrippina alle übrigen in Schatten stellte, sich eines leichten Gefühles von Neid nicht erwehren; denn, darin täuschte er sich nicht, er selbst war trotz der idealen Auffassung, die er von seinem hohen Beruf hatte, nicht populär. Ihm fehlte bei der ernsten Richtung seines Charakters die Fähigkeit, welche Augustus in hohem Grade besessen hatte, den Liebhabereien des Volkes seine Teilnahme zu schenken. Und gerade das raubte ihm die Sympathien der Römer, die ihm einen größeren Vorwurf daraus machten, als wenn er unverständig und grausam regiert hätte. Zwar setzte sich Tiberius leicht über das Urteil der Menge hinweg; aber er hätte eben doch kein Mensch sein müssen, wenn er ohne jede Spur von Neid die Beifallsäußerungen des Volkes aufgenommen hätte Leuten gegenüber, die er wie Agrippina für selbstsüchtig und herzlos hielt. Allerdings erstarb alles in Demut in seiner Gegenwart, aber er haßte gerade diese Schmeichelei und Kriecherei, hinter der er weder Liebe noch Zutrauen, sondern nur die Furcht vor seiner Person und seiner Macht erblicken zu dürfen glaubte.

Neben dem Kaiser und den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses traten natürlich die Personen ihrer Gefolge mit wenigen Ausnahmen in den Hintergrund; zu diesen Ausnahmen aber gehörte Aelius Sejanus, der, obgleich nur ein einfacher Ritter aus der etruskischen Stadt Volsinii, neben dem Kaiser den größten Einfluß in Rom besaß, nachdem er durch seine militärischen und politischen Talente, durch seine für Tiberius zur Schau getragene Anhänglichkeit, die er jedoch wieder hinter einem scheinbar freimütigen Auftreten zu verbergen verstand, sich dessen Vertrauen in sehr hohem Maße erworben hatte. Er stand zur Zeit als Befehlshaber bei der Kaisergarde und hatte als solcher trotz des Einspruches des Prinzen Drusus (Annal. IV, 7) die Einrichtung durchgesetzt, daß die früher auf ganz Rom verteilten Kohorten dieser für das Principat so wichtigen Militärmacht in ein verschanztes Lager zusammengezogen wurden, um dadurch, wie er dem Kaiser vorstellte, die Befehle rascher übermitteln und gegebenenfalls Senat und Volk im Schach halten zu können. Tiberius ließ sich durch die angegebenen Gründe bestimmen, seine Zustimmung zu erteilen, ohne zu bedenken, daß eine Vereinigung von 10000 Mann in den Händen eines verwegenen Ehrgeizigen der Dynastie gefährlich

werden könnte. Und Sejan war ehrgeizig; berechnend nach oben, stolz und hochfahrend nach unten, war er der in Rom am meisten gefürchtete Mann.

Der Kaiser war im allgemeinen als schweigsam bekannt, man wußte allerdings, daß er, wenn er wollte, vorzüglich selbst aus dem Stegreife sprechen konnte — um so mehr wunderte man sich über die angelegentliche Unterhaltung, die er heute mit Sejan führte, und man hätte viel darum gegeben, wenn man ihren Inhalt gekannt hätte. Gewiß war von Germanicus die Rede. Trotz des Triumphes, den er diesem verschafft, trotz des Triumphbogens, den er ihm hatte errichten, und der Münzen, die er mit der Inschrift signis receptis, devictis Germanis ihm zu Ehren hatte prägen lassen, wollte man nämlich wissen, daß der Kaiser kein Freund des Prinzen sei, insofern dieser, so war die allgemeine Ansicht, ihm von dem verstorbenen Augustus als Sohn aufgedrängt, und trotzdem er selbst einen Sohn, Drusus, hatte, schon im voraus zu seinem Nachfolger bestimmt worden war.[1]) Aber diese Beschuldigung entbehrte jeder Begründung; aus allem, was Tiberius that, geht deutlich hervor, daß er seinem Adoptivsohne und Neffen — Germanicus war nämlich der Sohn seines jüngeren Bruders Drusus — in herzlicher Liebe zugethan und ohne Bitterkeit die Bestimmungen des Augustus bezüglich der Thronfolge durchzuführen gewillt war, wie seinerseits Germanicus, der von der ehrlichen und freundschaftlichen Gesinnung seines Adoptivvaters überzeugt gewesen zu sein scheint, ihn von ganzem Herzen liebte und als Kaiser

[1]) Sicherlich hing mit der Adoption des Germanicus durch seinen Oheim Tiberius auch die Frage der Succession zusammen. Zwar war Rom keine Erbmonarchie, und der Kaiser konnte jeden beliebigen zu seinem Nachfolger bestimmen, doch war es natürlich, daß der dem Princeps verwandtschaftlich am nächsten Stehende die meiste Aussicht auf den Thron hatte. Nun aber wurde durch die Adoption Germanicus zum ältesten Sohne des Tiberius, und so mochten denn die meisten Römer, ja Germanicus selbst glauben, daß er der zukünftige Kaiser sein werde. Überdies ist es nicht denkbar, daß Augustus den Tiberius bedingungslos zu seinem Nachfolger sollte ernannt haben, wo der seinem Herzen und Blute näherstehende Germanicus noch vorhanden war, vielmehr muß angenommen werden, daß er jenen verpflichtete, dem Germanicus, im Falle er sich bewährte, den Thron zu hinterlassen. Man vergl. Schiller im Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft IV 2, pag. 97; Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzeit II 1, p. 258. (Es scheint, daß Augustus ihn (Germanicus) und seine Kinder dem Tiberius zu Thronerben bestimmt hatte.) II 1, p. 292. Ranke, Weltgeschichte III 1, p. 47.

respektierte. Dies bewies er, als beim Tode des Augustus die rheinischen Legionen, an deren Spitze er stand, sich empörten und ihm den Gedanken nahelegten, sich mit ihrer Hilfe des Thrones zu bemächtigen. Damals wies er nämlich mit Entrüstung diesen Vorschlag zurück, unterdrückte die Empörung und vereidigte die Truppen auf den Namen des Tiberius. Der Kaiser rechnete ihm diese Loyalität hoch an, und so hatte er denn, obgleich Mißgriffe in seinem Amte die Abberufung aus Deutschland notwendig machten, ihm dennoch wegen seiner persönlichen Tapferkeit und einiger siegreichen Schlachten den Triumph gewährt und ihm einen andern, nicht minder wichtigen Wirkungskreis, den Orient, in Aussicht gestellt. Dieses freundschaftliche Verhältnis aber hinderte den Kaiser nicht, gelegentlich falsche Maßnahmen des Germanicus einer oft strengen Kritik zu unterziehen, wozu er sich um so mehr berechtigt fühlte, als er in jenem den zukünftigen Kaiser sah. Leider aber war Sejan, bei dem sich Tiberius am rückhaltlosesten in dieser Beziehung zu äußern pflegte, kein Freund des Prinzen. Ihm, der von dem Kaiser an einen der wichtigsten Posten in Rom gestellt war, war diese Machtfülle allmählich so zu Kopfe gestiegen, daß er, von sich aufs höchste eingenommen, gerade infolge dieser vertraulichen Äußerungen sich im Geiste weit über Germanicus erhob, im Glauben, daß er gegebenenfalls viel besser den Platz eines römischen Kaisers auszufüllen imstande wäre als jener. Dies sowie persönliche Abneigung gegen den vom Glücke mehr begünstigten Mann erweckte in ihm allmählich den geheimen Wunsch, jenen zu verdrängen, um sich mit der Zeit an seine Stelle zu setzen. Über den dabei einzuschlagenden Weg allerdings war er vorderhand noch im unklaren; zunächst benutzte er geschickt bei jeder sich bietenden Gelegenheit seinen Einfluß, die Verdienste des Germanicus bei dem Kaiser herabzusetzen. Und so nahm er denn auch heute, wo das Gespräch beider Männer, wie das Volk richtig vermutet hatte und wie es ja auch natürlich war, sich um Germanicus und seine Thätigkeit in Deutschland drehte, die Gelegenheit wahr, bei aller Hochachtung, die er für den Prinzen empfinde, die Grundlosigkeit seines Triumphes nach allen Seiten hin zu beleuchten. Denn was hatte jener gethan, das eine solche Ehre rechtfertigte? Entweder hatte er wehrlose Menschen niedergemacht, wie bei seinem Zuge gegen die Marsen und Chatten, oder er mußte nach selbst siegreichen Kämpfen wie bei Idistavisus einen Rückzug antreten,

bei dem die Hälfte der Legionssoldaten zu Grunde ging. Keineswegs aber hatte er, was eine Grundbedingung für einen Triumph war, den Krieg beendet, die Deutschen waren nach wie vor furchtbare Nachbarn der Römer und konnten diesen trotz Germanicus noch recht gefährlich werden.

Lautes Trompetengeschmetter unterbrach hier die Unterhaltung der Männer. Die Spitze des Triumphzuges war soeben in die Arena eingebogen. Zwar war in der letzten Zeit ein Triumph für die Römer nichts so Seltenes mehr, — Tiberius selbst hatte dreimal triumphiert — aber immerhin war er nichts Gewöhnliches, alljährlich Wiederkehrendes; dazu war Germanicus der ausgesprochene Liebling des römischen Volkes; und so war denn die Erwartung aller aufs höchste gespannt und wurde auch, was bei den verwöhnten Ansprüchen der Weltstadt viel heißen will, vollauf befriedigt. Denn da Germanien ein für die Römer völlig unbekanntes Land, seine Bewohner aber in ihren Augen, man kann nicht sagen Barbaren, nein geradezu Wilde waren, so erregte alles, wie die Bilder der wüsten Schlachtfelder, die ungeheuren Waffen, die fremdartigen Erzeugnisse des Landes, die wilden Tiere, die von den Wärtern des Amphitheaters besonders für den Triumph waren gezähmt worden, das größte Interesse, und oft übertönten laute Rufe des Schreckens oder des Erstaunens das Geschmetter der Tuben, den Klang der Hörner, Flöten und Zimbeln. Ein wahrer Sturm aber von Spott- und Schmähreden wurde entfesselt, als die ersten Gefangenen die Arena betraten. Und doch was waren dies für herkulische Gestalten! Die Römer an Körpergröße weit überragend, das rote Haar in Büschel gebunden, bärtig das Gesicht, mit Augen von unerträglichem Feuer, ließen sie unschwer erkennen, daß sie nicht in offener Feldschlacht, sondern nur durch Hinterlist und Verrat (Tac., Ann. I, 57 ff.) in die Gewalt der Römer hatten gelangen können. Kein einziger von der ungeheuren Zuschauermenge hatte das geringste Mitleid mit den Armen. Allerdings beanspruchten sie auch keins. Mit Spott und Hohn überschüttet, schritten sie mit stolzer Würde, unbekümmert um ihr Schicksal, unbekümmert um die Ausbrüche eines unverfälschten Hasses rings um sie, ruhig dahin, und wie mancher von ihnen mochte doch in seiner fernen Heimat das Liebste zurückgelassen haben, das der Mensch auf Erden besitzt. Sogar Frauen wurden in dem Zuge mitgeführt, unter ihnen Thusnelda, die Gemahlin des ge-

fürchteten Arminius, und ihr zur Seite ihr kleiner, in der Gefangenschaft geborener lieblicher Knabe Thumelicus. Armer, kleiner Bursch, was wird dereinst dein Schicksal sein? Mit großen, halb neugierigen, halb ängstlichen Augen mustert er die aufgeregte Menge und drückt sich, wenn diese gar zu laut und drohend wird, ängstlich an seine Mutter heran, die wie zum Schutze ihre Hand auf das Haupt des Sohnes legt und mit stolzer Miene dahinschreitet, eine echte germanische Königstochter.

Mit dem Erscheinen des Triumphators erreichte die Begeisterung des Volkes ihren Höhepunkt. Als dieser in seiner glänzenden, goldstrotzenden Triumphatorentracht, der toga picta und der tunica palmata, mit dem Lorbeerkranz auf dem Haupte, auf seinem, von vier weißen Rossen gezogenen, prachtvollen Wagen, umgeben von seinen fünf lieblichen Kindern, an der Kaiserloge Tiberius, Livia, Agrippina und die übrigen anwesenden Verwandten freundlich begrüßte, als die Kleinen glückselig lächelnd die Ärmchen nach Mutter und Großmutter ausstreckten, da erhob sich ein unermeßliches Jubelgeschrei, das, sich von Sitzreihe zu Sitzreihe, von Stockwerk zu Stockwerk fortpflanzend, hinüberschallte nach dem Kapitol zum Jupiter optimus maximus, ein Ausdruck des Dankes für das Glück, das er wieder einmal römischen Waffen verliehen. Selbst der Kaiser Tiberius war aufgesprungen und hatte laut mit eingestimmt in den Ruf: „Heil dem Sieger, Heil dem Rächer, Heil dem Triumphator Germanicus!“ Auch Sejan war nicht hinter den übrigen zurückgeblieben, aber sein Herz wußte nichts von Freude. Wenn er doch die ganze Familie des Germanicus mit einem Schlage vernichten könnte! In diesem Augenblicke warf eine vor der Sonne vorbeiziehende Wolke ihren Schatten auf den Cirkus; die hellen Streiflichter verschwanden, und es war einen Augenblick, als ob sich ein leichtes Dunkel auf die Festfreude herabsenkte. Das Volk aber empfand mitten in seiner Freude eine Art Beklemmung. Man hoffte von Germanicus, daß er, zum Throne gelangt, dem römischen Volke die Freiheit wiedergeben werde. Von seinem Vater Drusus hatte man dieselbe Hoffnung gehegt; der aber war in der Blüte der Jahre fern von der Heimat aus dem Leben geschieden. Der Glaube an den Neid der Götter war zu sehr in der Anschauungsweise der alten Römer eingewurzelt, als daß sie nicht wenigstens einen Augenblick lang ein ähnliches Schicksal für Germanicus gefürchtet hätten. Unwillkürlich griff auch dieser mit

der Rechten nach dem Amulette, das er zum Schutze gegen Neid und bösen Blick bei sich trug. Den Triumphwagen umgab eine meist aus Offizieren des Germanicus, Legaten und Tribunen, bestehende Ehrenwache, die, sämtlich auf weißen Rossen sitzend, in ihrer Paradeuniform den Glanz des Zuges wesentlich erhöhten. Unter ihnen befand sich auch Drusus, der Sohn des Kaisers, der seinem lieben Vetter und Adoptivbruder heute an seinem Ehrentage nicht von der Seite wich. Sejan konnte diese Freundschaft nicht begreifen; wo doch Germanicus diesem im Wege zum Throne stand. In dieser Beziehung war Drusus, in dessen Adern sonst leichtes Blut floß, ganz der nämliche, in den Augen dieses Mannes dumme Idealist wie sein Vater. Als endlich der letzte Teil des Zuges, die Abordnungen der von Germanicus geführten Legionen wie der weit berühmten Gemina Martia victrix, der Germanica, Augusta und anderer unter Sieges-, Lob- oder gar Spottgesängen auf Führer und Feldherr unter der porta triumphalis verschwunden waren, erhob sich der Kaiser und verließ mit dem Hofe und Gefolge die Loge. Hinter ihm aber leerte sich der Cirkus mit großer Schnelligkeit. Denn wenn der Triumphator sein Opfer auf dem Kapitol dem Jupiter dargebracht hatte, begannen die eigentlichen Festlichkeiten des Tages, wie Gastmähler, Geldspenden, Gladiatorenkämpfe und Tierhetzen. Und keiner wollte doch zu spät kommen. Noch auf den Gängen und draußen auf der blumengeschmückten Straße ertönte manch lautes Io triumphe, erschallten fröhliche Hochrufe auf den tapferen und doch leutseligen Triumphator Germanicus. Wenn der allgemeine Wunsch, der heute für diesen allenthalben zu den Göttern emporgeschickt wurde, in Erfüllung gehen sollte, so konnte es nicht fehlen, so wurde dem Germanicus und mit ihm dem römischen Reiche das höchste Glück zu teil.

Tod des Germanicus und Prozeß des Piso.

Pallida Mors aequo pulsat pede pauperum tabernas
Regumque turres. Hor. Carm. (I. 4, 13.)

Kaum drei Jahre waren verflossen. Aber wie ganz anders sah es heute in Rom aus, als am Tage des soeben geschilderten Triumphes. Damals hatte die Maiensonne in ihrem schönsten Glanze geleuchtet und nicht wenig zur allgemeinen Lust und Freude

beigetragen. Heute aber, an einem stürmischen Januartage, hingen trübe Wolken über der ewigen Stadt, und wenn auch der heulende Nordwest diese manchmal zu zerstreuen suchte, immer wieder kamen neue und ließen ihre kalten Regenschauer auf die wie ausgestorbenen Straßen niederfallen. Sämtliche Läden waren geschlossen, Marsfeld und Forum standen verödet, nur selten sah man Leute über die Straße gehen und ihren Weg nach den Tempeln nehmen. Trotz des schlechten Wetters hatten sie es nicht eilig; sie gingen langsam wie niedergedrückt von einem großen Unglück und zeigten überdies durch ihre schwarzen Trauerkleider deutlich genug an, daß Rom einen schweren Verlust zu beklagen habe. Plötzlich aber ward es lebendig; die via Appia zog herunter tief schwarz, unendlich schier, langsam und schwerfällig, unter Weinen und Wehklagen ein langer, langer Trauerzug. Germanicus war in der Fremde, fern in Asien gestorben, und Agrippina brachte heute die Asche ihres geliebten Mannes nach Rom zurück. Bis Terracina waren ihr Drusus und Claudius, der einzige Bruder des Verstorbenen, entgegen gegangen. Fast ganz Rom war ihrem Beispiel gefolgt. Nur mit Mühe brachen sich die prätorianischen Kohorten, die das Geleit des Trauerzuges bildeten, Bahn durch die immer neu zuströmende Menge. Man ließ sich willig drücken und drängen, stoßen und treten, wenn es nur gelang, einen Blick auf die Totenurne zu werfen. Dieselbe wurde von Tribunen auf den Schultern getragen; voraus zogen zum Zeichen der einstigen Macht des Verstorbenen Feldzeichen und Fasces. Die Feldzeichen aber entbehrten jeglichen Schmuckes, die Fasces waren umgekehrt. Hinter der Urne kamen die Verwandten: Aprippina nebst ihren sechs Kindern, von denen das jüngste, Julia, kaum zwei Jahre alt, draußen in der Fremde, in Lesbos, geboren war, ferner Drusus und Claudius, denen sich eine unabsehbare Schar Ritter und Volkes in bunter Ordnung angeschlossen hatte. Auch die Konsuln des Jahres, M. Valerius und C. Aurelius, sah man unter der Menge. Der allgemeine Schmerz ließ alle Standesunterschiede vergessen.

Multis ille bonis flebilis occidit.

Endlich war man an den Thoren Roms angekommen. Durch die porta Appia, porta Capena, an dem südöstlichen Teil des Circus maximus vorbei bewegte sich der Zug über die via sacra denselben Weg nach dem Forum, den der Verstorbene einst im Triumph gezogen war; von hier ging er durch die porta Carmen-

talis hinaus auf das Marsfeld bis zum Grabmal des Augustus, in dem die Asche unter großen Feierlichkeiten beigesetzt wurde. Noch ehe diese beendet waren, war die Nacht hereingebrochen, eine dunkle Winternacht. Hier und dort flammten Fackeln auf und machten dadurch, daß sie ihre nächste Umgebung grell beleuchteten, die weitere aber in tiefem Dunkel ließen, einen unheimlichen, gespensterhaften Eindruck. Von Zeit zu Zeit erhob sich lautes Weinen, wie einer gerade Veranlassung dazu gab, um bald wieder tiefer Stille Platz zu machen. Es war, als ob man am Vorabend eines unermeßlichen Unglückes stände, als ob ein zweiter Hannibal vor den Thoren Roms der Stadt Untergang und Verderben drohte. Und in der That war man durchaus der Meinung, daß man mit der Asche des Germanicus die römische Freiheit für immer begrübe. Der Schmerz aber war um so größer, als es in der ganzen Menge fast keinen gab, der nicht mehr oder weniger fest davon überzeugt gewesen wäre, daß er an Gift gestorben. Schon als die erste Nachricht von der Erkrankung des geliebten Prinzen nach Rom gedrungen war, als das Volk für die Genesung des armen Kranken vor den Götterbildern auf den Knieen lag, da hieß es leise und vorsichtig, daß alle Gebete nichts nützen könnten, da Germanicus auf höheren Befehl vergiftet worden sei. Das Gerücht aber nahm von Tag zu Tag mit dem Anwachsen der Krankheit festere Gestalt an, und als nun heute auch Agrippina und die aus dem Orient zurückgekehrten Freunde des Verstorbenen bestimmt erklärten, daß sein Tod durch Vergiftung herbeigeführt worden sei, und unter allerlei Andeutungen, die unzweifelhaft auf eine höher gestellte Persönlichkeit hinwiesen, den Cn. Piso als Mörder nannten, erregten sie dadurch einen solchen Haß gegen den Kaiser, daß vielfach Steine gegen seine Standbilder geschleudert wurden. Tiberius selbst schien durch sein Fernbleiben bei der Einholung und Beisetzung der Asche die Wahrheit des Gerüchtes zu bestätigen. Denn gewiß war es das böse Gewissen, das ihn daran hinderte, oder es war ihm unmöglich, bei seiner inneren Freude über die Beseitigung eines Nebenbuhlers eine betrübte Miene zur Schau zu tragen. Daß auch die würdige Antonia, die Mutter des Verstorbenen, sich von der öffentlichen Trauerfeierlichkeit fern hielt, fiel nicht auf; im Gegenteil, man hielt es sogar für natürlich, daß sie ihren mütterlichen Schmerz vor den Augen der Welt in der Einsamkeit verbarg. Und doch betrauerte gerade Tiberius wie

wenige den Tod des Germanicus, verlor er doch, abgesehen von allem andern, in ihm eine sehr schätzenswerte Stütze seines Thrones, insofern die Beliebtheit dieses einen sicheren Schutz gegenüber den Absichten ehrgeiziger Frevler oder republikanischer Schwärmer darbot (Duruy). Der Kaiser aber war ein melancholischer, strenger Mann; die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung und bald darauf von dem Tode des Germanicus hatte seinen Hang zur Melancholie bis zur Abneigung, sich in der Öffentlichkeit zu zeigen gesteigert. Und so war er denn zu Hause geblieben, ohne zu ahnen, daß er dadurch zu Mißdeutungen Veranlassung geben könnte. Je wahrscheinlicher es aber schien, daß er an dem Morde beteiligt war, — denn was sollte den Piso zu einem so schauderhaften Verbrechen veranlaßt haben, wenn nicht ein bestimmter Befehl von oben? — um so lauter verlangten seine Feinde gerichtliche Untersuchung und Bestrafung des vermeintlichen Mörders, der zu seinem und des Kaisers Unglück wegen seines maßlosen Stolzes eine beim Volke mißliebige Persönlichkeit war. Man traute ihm eben die That wegen seines Ehrgeizes allgemein zu und wollte schon in dem Umstand, daß Tiberius zugleich mit der Übertragung eines Kommandos im Orient an Germanicus ihn zum Statthalter von Syrien gemacht hatte, einen Beweis für die Schuld des Kaisers erblicken. Und doch hatte dieser damals, als er seinem Adoptivsohne das Oberkommando im Orient, Piso die Statthalterschaft von Syrien übertrug, lediglich das Interesse des römischen Reiches im Auge gehabt.

Schon seit langem hatte nämlich kein Mitglied des kaiserlichen Hauses sich wieder im Orient gezeigt; gleichwohl war die Anwesenheit eines solchen daselbst von Zeit zu Zeit dringend notwendig, wenn man nicht immer einfachen Legaten die Lösung von oft schwierigen und bedeutungsvollen Fragen überlassen wollte. So waren auch damals wieder große Verwicklungen im Osten entstanden. Die Parther hatten im Jahre 16 den von den Römern eingesetzten König Vonones vertrieben und, als dieser nach Armenien geflohen und dort zum Könige ausgerufen worden war, dieses Land bedroht und Vonones gezwungen, Schutz bei dem damaligen Statthalter von Syrien Creticus Silanus zu suchen, ohne daß dieser aus Furcht vor einem Partherkrieg es gewagt hätte, den Vertriebenen auf den Thron von Armenien zurückzuführen. In Kommagene waren der König Antiochus, in Cilicien Philopator gestorben

und ihre Völker in aufrührerischer Bewegung; ebenso war Kappadocien, das mit dem Tode des Königs Archelaus zur römischen Provinz gemacht worden war, noch nicht beruhigt. Schließlich baten Syrien und Judäa, der Lasten müde, um Verminderung des Tributs. Unter diesen Umständen hielt es Tiberius für angezeigt, keinen Geringeren als seinen Adoptivsohn Germanicus in den Orient zu senden, ihm aber, um ihm die eigenmächtige Politik, die er in Germanien befolgt hatte, in Asien unmöglich zu machen, in dem Statthalter von Syrien einen Mann an die Seite zu geben, der mit starkem Selbstbewußtsein seine Stellung behauptete und sich durch keinerlei Rücksicht auf den kaiserlichen Prinzen in der Ausübung seiner Pflicht beirren ließ. Hierzu aber wählte er den Cn. Piso, den er als energischen und unabhängigen Mann kennen gelernt hatte, und gab ihm bei der Abschiedsaudienz sicher auch Instruktion mit, wie er sich im Falle von Meinungsverschiedenheit bis zum Eintreffen der Kaiserlichen Entscheidung dem Germanicus gegenüber zu verhalten habe. Der Auftrag des Piso war somit delikater Natur, aber durchaus nicht für Germanicus belästigend, wenn jener, wie der Kaiser voraussetzte, den richtigen Takt besaß. Auch Sejan drückte dem Scheidenden freundschaftlich die Hand. Piso aber war nicht wenig stolz auf das Vertrauen, mit welchem gerade ihn der Kaiser beehrt hatte. Der Arme, er ahnte nicht, daß ihm diese Ehre das Leben kosten sollte! Wie hätte er auch vermuten können, daß er, der sich so viel auf seine Selbständigkeit einbildete, nur ein Werkzeug sein sollte in der Hand Sejans? Dieser Mann sah nämlich klar ein, daß das amtliche Verhältnis, in das Piso zu Germanicus trat, bei der verschiedenartigen Charakterbildung der beiden Männer notwendig zu Zwistigkeiten führen mußte. Er kannte überdies die heftige Gemütsart und den Hochmut der Agrippina, welcher hierin Plancina, die Gemahlin des Piso, durchaus nicht nachstand, und hoffte somit, daß, wenn auf beiden Seiten noch etwas gehetzt würde, — und dafür wollte er schon sorgen — in kurzer Zeit zwischen beiden Familien eine Todfeindschaft bestehen würde, unter deren Schutz er seinen Schlag gegen Germanicus zu führen gedachte. Es würde ihm dann ein leichtes sein, so rechnete er, unter den obwaltenden Verhältnissen, wenn man es nur einigermaßen geschickt anfing, den Verdacht der Thäterschaft auf Piso zu lenken.

Und er hatte sich nicht verrechnet. Es dauerte nicht gar

lange, so waren Germanicus und Piso die erbittertsten Feinde. Letzterer besaß wohl doch den richtigen Takt nicht, und Germanicus that, ohne auf die Vorstellungen Pisos zu achten, Dinge, die das Ansehen des römischen Kaisers im Orient schädigen mußten.[1]) Hierdurch wurde die Stellung Pisos bald völlig unhaltbar, umsomehr da der Kaiser trotz seiner Berichte mit einer entschiedenen Intervention gezögert zu haben scheint. Als er aber der fortwährenden Demütigungen, die ihm Germanicus bei jeder Gelegenheit zu seiner Beschämung zu teil werden ließ, müde, im Jahre 19 mit Aufgebung seiner Stellung nach Rom zurückzukehren beschloß, brach eine Krankheit bei Germanicus aus und zwar gleich mit solcher Heftigkeit, daß Piso, da das Äußerste zu befürchten stand, seinen Entschluß zunächst aufgab, um zu Antiochia den Verlauf derselben abzuwarten. Die Plötzlichkeit aber und Heftigkeit, womit die Krankheit auftrat, sowie der Umstand, daß man in dem Boden und den Wänden des Palastes Reste menschlicher Leichen, Zauberformeln, Verwünschungen u. a. gefunden haben wollte, legten den Gedanken an eine Vergiftung nahe, und die öffentliche Meinung war rasch bereit, Piso zu beschuldigen. Erbittert hierüber, ließ dieser, als man bei der Nachricht einer Besserung im Befinden des Prinzen zu Antiochia Dankopfer darbrachte, der Antiochier festliche

[1]) Die Feindschaft zwischen Germanicus und Piso scheint ihren Hauptgrund in Meinungsverschiedenheiten bei der Ordnung der Armenischen Verhältnisse gehabt zu haben. Von Tiberius wegen seiner unnötigen Kriege in Germanien getadelt, hat jener offenbar jetzt das Bestreben gehabt, auf alle Fälle einen Krieg mit den Parthern zu vermeiden und deshalb unter Preisgebung des oben genannten Vonones den armenischen Thron in einer für diese befriedigenden Weise besetzt. Als aber Piso, dem dies der Würde des römischen Volkes wenig zu entsprechen schien, den Vonones in Schutz nahm und Germanicus gegenüber seine Unterstützung verweigerte (Ann. II, 57), wahrscheinlich bis eine Entscheidung des Kaisers herbeigeführt sei, so verleumdete man ihn in der Umgebung des Germanicus auf die empörendste Weise. Man wagte zu behaupten, seine Parteinahme für Vonones geschehe aus rein persönlichem Interesse, indem dieser durch reichliche Geschenke sich die Gunst seiner Gemahlin Plancina erworben habe (II, 58), und als dann Vonones, der auf Befehl des Germanicus und gegen den Willen des Piso nach Pompejopolis gebracht worden war, dort bei einem Fluchtversuch getötet wurde, entblödete man sich nicht, jenem den Vorwurf zu machen, daß er ihn conscientia sceleris et metu indicii habe absichtlich beseitigen lassen (II, 68). Hierzu kam noch, daß sich Germanicus auf Grund seines imperium maius vielfache Eingriffe in die Machtsphäre des Piso erlaubte, welche die Erbitterung dieses gegen seinen Vorgesetzten bis zum äußersten steigerte.

Menge durch Liktoren auseinandertreiben und erweckte dadurch, als ein zweiter, noch heftigerer Anfall jenen auf das Sterbelager warf, erst recht den Verdacht, sein Mörder zu sein. Germanicus selbst hatte die feste Überzeugung, Gift von Piso bekommen zu haben. „Jener eile und dränge," meinte er, „um die Provinz, um die Legionen allein zu haben. Aber noch nicht fühle er sich so weit entkräftet, um dem Mörder den Preis des Mordes zu lassen." Er setzt einen Brief auf, worin er ihm den Befehl erteilt, sofort die Provinz zu verlassen. Als diesen Piso zu Seleucia empfing, wohin er sich, seinen ursprünglichen Plan wieder aufnehmend, inzwischen begeben hatte, segelte er, da er wohl keine Nachricht von der Verschlimmerung der Krankheit bekommen, in der That ab, erfuhr aber schon auf der Insel Kos, daß Germanicus seiner Krankheit erlegen sei. Ungeheuer war der Schmerz, mit dem die Nachricht von dessen Tode in der Provinz aufgenommen wurde, und dem entsprechend auch die Erbitterung, die man gegen den angeblichen Mörder hegte. In aller Mund lebten die letzten Worte des Verewigten, womit er sein Weib, seine Freunde aufforderte, seinen Tod an Piso zu rächen. „Beweinen werden mich," hatte er gesagt, „auch Unbekannte, rächen aber sollt ihr mich, wenn ihr nicht mehr meinem Glücke als mir selbst anhingt." Und als sein Leichnam auf dem Forum von Antiochia unter großem Zulauf öffentlich verbrannt wurde, glaubten gar viele, an dem toten Körper die Spuren der Vergiftung zu erkennen. Alle Sympathie aber, die Piso etwa besessen hatte, verlor er, als sein sonderbares Benehmen bei Empfang der Todesnachricht bekannt wurde. Man warf ihm nämlich vor, er sei damals so wenig Herr seiner Freude gewesen, daß er Opfertiere geschlachtet, während seine Gemahlin Plancina die Trauer um den Verlust einer Schwester mit der Freude Schmuck vertauscht habe. Trotzdem hatte Piso im Grunde genommen nichts gethan, was den entsetzlichen Verdacht, den man allgemein von ihm hegte, rechtfertigte, und wenn er von Kos direkt nach Rom gefahren wäre, so hätte er einer Anklage auf Ermordung des Germanicus ruhig entgegensehen können. Leider treibt ihn sein Trotz sowie das Gefühl gekränkter Unschuld gegen den Rat seines Sohnes Marcus nach Syrien zurück, wo er versucht, sich wieder in Besitz der Verwaltung zu setzen. Auf dem Wege dorthin begegnete er dem Schiffe, das die Asche des Toten nach Rom zu bringen bestimmt war. Fast wäre es bei dieser Gelegenheit zu

einem Kampfe gekommen. Sein Versuch aber in Syrien mißlingt; er findet unter seinen alten Soldaten nicht den Anhang, auf den er gerechnet hatte. Sentius, dem die in Syrien anwesenden Legaten nach dem Tode des Germanicus das Kommando übertragen hatten, zwingt ihn nach kurzem Bürgerkrieg zur Ergebung und bewilligt ihm Schiffe und sicheres Geleit nach Rom.

Hier hatte sich das Volk kaum beruhigen können. Trotz der ungeheuren Ehrenbezeugungen, die der Senat zum Andenken des Verstorbenen beschlossen hatte, als Standbilder und Ehrenbogen an unzähligen Orten u. a. m., war man damit kaum zufrieden und dehnte die Trauer ungebührlich lange aus, bis endlich Tiberius durch ein Edikt derselben gewaltsam ein Ende machte. Er erinnerte daran, daß auch sonst schon große Männer für den Staat gestorben, daß Rom wiederholt schon ganze Heere eingebüßt, solche Verluste aber stets mit tapferer Festigkeit ertragen habe. Wohl ehre der Schmerz um verdiente Männer die Römer, aber alle Trauer müsse ihre Grenzen haben. Fürsten seien sterblich, ewig aber der Staat, und so möge denn das Volk jetzt wieder zu seiner gewohnten Lebensweise, auch zu seinen Vergnügungen zurückkehren. Da ging man nach Beendigung der Trauer wieder an die Geschäfte, aber unter allgemeiner Spannung der Gemüter wegen der an Piso zu nehmenden Rache und unter häufigen Klagen, daß dieser indessen, Asiens und Achäas anmutige Gefilde durchstreifend, durch vornehm trügerisches Säumen die Beweise seiner Schuld zu entkräften suche. Piso eilte allerdings nicht sehr nach Rom zu kommen. Jetzt erst, da sein Vorhaben fehlgeschlagen war, sagte er sich, daß man nicht einmal sein Feind zu sein brauchte, um ihn einen Empörer, einen Landfriedensbrecher zu nennen. Doch gab er seine Sache noch nicht verloren, wenn er sich auch nicht verhehlen konnte, daß seine Bestrafung mehr als wahrscheinlich war. Aber er rechnete bei ihrer Bemessung auf die Billigkeit des Kaisers, der mit Berücksichtigung seiner besonderen Stellung Germanicus gegenüber und im Hinblick darauf, daß dieser wohl nicht das Recht hatte, ihn seines Amtes zu entsetzen,[1]) sicher seinen Schritt

[1]) In der Beratung, die Piso vor seiner Rückkehr nach Syrien mit seinen Getreuen abhielt (II, 76—78), muß sicherlich auch die Frage, ob Germanicus das Recht zur Dienstentlassung des Piso hatte, erörtert worden sein. Das Resultat der Beratung beweist, daß man ihm daselbst dieses Recht absprach (repeteret provinciam non iure ablatam). Der einzige, der vor der

entschuldbar finden würde. Dem Kaiser jedoch war die ganze Geschichte höchst unangenehm. Im Grunde seines Herzens bedauerte er Piso. Aber konnte, ja durfte er ein Verbrechen unbestraft lassen, dessen Straflosigkeit die schlimmsten Folgen für das römische Reich haben konnte? Wohin sollte es kommen, wenn jeder, der ein Kommando abgegeben hatte, sich wieder mit Gewalt in den Besitz desselben zu setzen versuchte! Allerdings hatte Piso in gewissem Sinne eine Ausnahmestellung eingenommen, dies aber konnte in seinen Augen jene That nicht entschuldigen. Er hätte, wenn es ihm darauf ankam, sein Recht zu wahren, nach Empfang jenes Briefes des Germanicus seine, des Kaisers, Entscheidung anrufen müssen, und diese wäre, wie damals die Sachen lagen, nicht zu seinen Ungunsten ausgefallen. Daß Piso den Germanicus könnte gemordet haben, daran dachte der Kaiser nicht einen Augenblick. Wie sollte auch jener bei seiner offenen Feindschaft mit Germanicus die Gelegenheit zu einer That gefunden haben, die sich unbemerkt nur dann vollziehen läßt, wenn der Mörder mit seinem Opfer in engem Verkehr steht?

Kurz nach seiner Ankunft in Rom wurde Piso von den Freunden des Germanicus, besonders Vitellius und Veranius, bei den Konsuln belangt. Sie beschuldigten ihn, er habe in revolutionärer Absicht um die Gunst des gemeinen Soldaten gebuhlt, habe den Germanicus getötet und sich schließlich des Landfriedensbruches schuldig gemacht. Als die Konsuln den Kaiser baten, die Untersuchung selbst zu übernehmen, hörte dieser zwar mit Zuziehung von nur wenigen Vertrauten Kläger und Angeklagte an, überwies aber die Sache unentschieden an den Senat. Denn da er inzwischen von der Stimmung des Volkes, das ihn einer Mitschuld an dem Tod des Germanicus beschuldigte,[1]) Kenntnis bekommen hatte (Anm.

Rückkehr warnte, war M. Piso, der Sohn des Gnejus, jedoch, wie es nach seinen Worten bei Tacitus scheint, weniger deshalb, weil er dem Germanicus jenes bestrittene Recht zugestand, als weil schon thatsächlich ein anderer, Sentius, das Amt des Piso übernommen hätte und ohne Bürgerkrieg voraussichtlich nicht mehr abgeben würde. Aber auch Marcus hat sich offenbar überreden lassen durch die Worte des Domitius Celer, der in diesem Falle alle Schuld auf Sentius warf. Sie bedachten nicht, daß Piso, ganz abgesehen von der Frage der Berechtigung des Germanicus, mit seinem Weggange von Syrien sein Amt thatsächlich niedergelegt und nun kein Recht mehr hatte, eigenmächtig zurückzukehren.

[1]) Viel zur Verdächtigung des Kaisers trug das Gerücht von geheimen

III, 12), so hielt er es, um seine Unschuld darzuthun, offenbar für besser, die Untersuchung von sich abzuweisen. Im Interesse des Germanicus aber wählte er den Senat, nicht einen andern Gerichtshof, um nicht, insofern die Untersuchung auch viel Nachteiliges für seinen Adoptivsohn zu Tage fördern konnte, diesem durch eine öffentliche Verhandlung auf dem Forum eine weite Verbreitung

---

Aufträgen bei, die er dem Piso bei seiner Sendung nach Syrien mitgegeben haben sollte (II, 43. III, 16), wie auch Tacitus den Domitius Celer II, 77 eines Einverständnisses des Tiberius mit Piso und ebenfalls besonderer Instruktionen Erwähnung thun läßt. Nun sagt Tiberius in der bei Eröffnung des Pisonischen Prozesses im Senat gehaltenen Rede (III, 12): Pisonem adiutorem Germanico datum a se auctore senatu rebus apud orientem administrandis. Dieser Umstand aber setzt voraus, daß der Kaiser einerseits mit Germanicus, andrerseits mit Piso über ihr zukünftiges gegenseitiges Verhältnis Rücksprache genommen haben muß. Danach wird sich die Frage nach den besonderen Aufträgen dahin erledigen, daß er dem Piso unter Wahrung der „termini officii et obsequium erga imperatorem“ das Recht der Raterteilung und gegebenenfalls auch der Einsprache dem Germanicus gegenüber zugestanden und in letzterem Falle sich schriftliche Berichte von ihm auserbeten haben mag. Und daß Piso solche in der That öfter nach Rom geschickt hat, steht wohl außer allem Zweifel; denn woher sollte beispielsweise der Kaiser die genaue Kenntnis von den Vorgängen auf der Reise des Prinzen nach Ägypten gehabt haben, wenn nicht aus Berichten des Piso (II, 59)? Ebenso wahrscheinlich ist aber auch, daß Tiberius dem Piso auf seine Schreiben geantwortet und, die Handlungen des Germanicus einer Kritik unterziehend, ihm Verhaltungsmaßregeln gegeben hat (III, 16); doch um in diesen Briefen und jenen geheimen Instruktionen Aufträge zu sehen, die auf eine Beseitigung des Germanicus zielten, dazu gehörte die ganze Bosheit der Feinde des Tiberius. Germanicus selbst — und ich nehme an, daß seine Worte so ziemlich authentisch sind (II, 71) — weist bei aller Überzeugung, von Piso und Plancina getötet worden zu sein, auf seinem Totenbette doch jeden Gedanken einer Schuld des Tiberius zurück: fingentibus (= den Angeklagten) scelesta mandata aut non credent homines aut non ignoscent. Ebenso boshaft ist es, die Kaiserinmutter Livia der Mitschuld an dem Morde ihres Enkels zu bezichtigen, wie sogar Tacitus gern möchte (II, 43. 77. 82. III, 3), obgleich er Ann. V, 3 selbst sagt, daß Livia, solange sie lebte, die Agrippina vor den Nachstellungen des Sejan schützte. Wenn sie mit Piso und Plancina verhandelte, so kann dies meiner Ansicht nach nur deshalb geschehen sein, um sie zur Nachsicht mit Agrippina, deren Stolz und Hochmut sie möglicherweise an sich selbst schon erfahren hatte, und zur Verträglichkeit mit ihr zu ermahnen. Auch die Worte des Germanicus (II, 71) muliebri fraude (se) cecidisse beweisen, selbst wenn wir auch sie für authentisch halten, in dieser Beziehung nichts, insofern er, wenn er überhaupt eine bestimmte Frau im Auge hat, was ich übrigens bezweifle, ganz gut die Plancina damit gemeint haben kann.

zu schaffen und dadurch dem Andenken jenes zu schaden. Zwei Tage wurden zum Aufstellen der Beschuldigungen bestimmt, worauf dann nach einer Zwischenzeit von sechs Tagen der Angeklagte drei Tage lang verteidigt werden sollte.

Am ersten der drei für seine Verteidigung angesetzten Tage mußte Piso unter militärischer Bedeckung nach Hause gebracht werden, sonst hätte ihn der wütende Volkshaufe zerrissen. Den ganzen Tag schon hatten, solange man im Senat über ihn zu Gericht saß, Ansammlungen von Menschen vor der Curie stattgefunden, welche laut seine Bestrafung forderten. Man hatte sein Bildnis nach der gemonischen Treppe geschleppt, wohin bekanntlich die Leichen von Verbrechern geworfen wurden, und würde es dort zerschmettert haben, wenn nicht Tiberius eingeschritten wäre. Piso selbst gab gar bald seine Sache verloren. Nur mit Mühe hatte er überhaupt einige Verteidiger gefunden; die meisten, die er angesprochen, hatten sich entschuldigen lassen. Die auf Mord und Landfriedensbruch lautende Anklage schreckte eben alle ab. An seinen Standesgenossen aber fand der Arme die strengsten Richter. Zwar konnte die Anklage auf Ermordung des Germanicus nicht aufrecht erhalten werden; jedoch gestaltete sich die Verteidigung in der zweiten Schuldfrage so mangelhaft, daß eine Verurteilung unausbleiblich war, und diese würde, da Tiberius in keiner Weise zu Gunsten des Angeklagten eingriff, wahrscheinlich in der Todesstrafe bestanden haben.[1]) Dieser aber beschloß Piso, da seine

[1]) Daß Sejan bei dem Prozesse des Piso ebenfalls seine Hand im Spiele gehabt hat, darauf deutet folgende Notiz bei Tacitus III, 16: audisse me memini ex senioribus visum saepius inter manus Pisonis libellum, quem ipse non vulgaverit; sed amicos eius dictitavisse, literas Tiberii et mandata in Germanicum contineri ac destinatum promere apud patres principemque arguere, ni elusus a Seiano per vana promissa foret; nec illum sponte extinctum, verum immisso percussore, quorum neutrum adseveraverim. Denn obgleich der Geschichtschreiber diese Nachrichten für unwahrscheinlich erklärt, so ist doch diejenige, wonach Piso Briefe und schriftliche Aufträge von Tiberius in Händen gehabt, aber den Richtern auf Rat des Sejan nicht vorgelegt haben soll, meiner Ansicht nach nicht allzuweit wegzuwerfen, nicht etwa als ein Beweis für die Schuld des Kaisers — wie Tacitus gemeint zu haben scheint —, denn auf keinen Fall würde Tiberius den Befehl zur Ermordung des Germanicus schriftlich gegeben haben, aber doch für die Schuld des Sejan. Die erwähnten Briefe des Kaisers waren nämlich wahrscheinlich Antworten auf Berichte Pisos und zeigten dann deutlich die Zwangslage, in der sich dieser letztere dem Germanicus gegenüber befunden haben mag. Sie würden also, wenn sie bekannt geworden wären, in den Augen der Richter sicher einen Milderungsgrund für das nachmalige

Hoffnung auf die Unterstützung des Kaisers somit zu nichte geworden war, durch freiwilligen Tod zuvorzukommen. Dadurch sicherte er sich wenigstens ein anständiges Begräbnis und bewahrte vielleicht auch seinen Sohn Marcus vor Strafe, den in Mitschuld verwickelt zu haben, er sich die größten Vorwürfe machte. Zwar ließ er sich von seinen Söhnen — er hatte außer Marcus noch einen zweiten, mit Namen Gnaeus — bestimmen, noch einmal vor dem Senat zu erscheinen, jedoch trugen erneute Anschuldigungen, der Väter feindselige Reden, die Verschlossenheit des Tiberius nur dazu bei, ihn in seinem Vorsatz zu bestärken. Nach seiner Wohnung zurückgebracht, schreibt er, als sänne er auf eine Verteidigungsrede für den folgenden Tag, einiges nieder, versiegelt es und giebt es einem Freigelassenen. Dann vollzieht er die gewohnte Körperpflege, läßt hierauf tief in der Nacht, nachdem seine Gemahlin[1]) das Schlafgemach verlassen hat, die Thür verschließen, und als der Morgen graute, fand man ihn — das Schwert auf dem Boden liegend — mit durchbohrter Kehle. Das Schreiben aber, das er dem Freigelassenen übergeben hatte, war ein Brief an den Kaiser und lautete so:

„Durch Verschwörung meiner Feinde und die Gehässigkeit eines angedichteten Verbrechens unterdrückt, rufe ich, dieweil die Wahrheit und meine Unschuld nirgends eine Stätte finden, die unsterblichen Götter zu Zeugen, daß ich treu gegen dich, o Cäsar, und mit nicht geringerer Ehrerbietung gegen deine Mutter gelebt

Vergehen des Angeklagten abgegeben haben. Wenn nun, wie aus der Notiz hervorgeht, Sejan das Bekanntwerden dieser Briefe hintertreibt, so ist ihm offenbar an der Verurteilung des Piso gelegen. Und in der That war ihm eine solche, wenn er wirklich Germanicus ermorden ließ, insofern von Nutzen, als mit ihr, gleichviel weshalb, auch die Frage nach dem Mörder aus dem Wege geschafft war. Leider scheint sich Piso von Sejan haben bestimmen lassen, denn obgleich ihn Tiberius aufforderte, alles anzuführen, was zu seinen Gunsten spräche, auch wenn Germanicus dadurch bloßgestellt würde, verweigerte er dennoch selbst auf Verlangen der Senatoren das Vorlesen der Briefschaften. (Tacitus III, 14.)

[1]) Von dieser erzählt Tacitus III, 15, daß sie, ebenfalls angeklagt, durch die Fürsprache der Augusta (Livia) Verzeihung erhalten und, ihren Gemahl verlassend, ihre Verteidigung von der seinigen getrennt habe. Es ist dies *insofern* merkwürdig, als Plancina, die doch nur der Beihülfe zum Morde angeklagt worden sein kann, in dem Augenblick, da man diese Anklage gegen Piso fallen ließ, nicht mehr der Fürsprache der Kaiserin bedarf und somit auch nicht eines böswilligen Verlassens ihres Gemahls bezichtigt werden kann.

habe, und bitte euch, für meine Kinder zu sorgen, von denen Cn. Piso mit meinem Mißgeschick, wie es auch entstanden sei, ohne Zusammenhang ist, da er während der ganzen Zeit in der Stadt sich aufgehalten, Marcus Piso von der Rückkehr nach Syrien mich abgemahnt hat. Ach! wäre ich doch lieber dem jungen Sohne als er dem Vater, dem Greise, gefolgt! Um so inständiger bitte ich, daß er nicht für meine Verkehrtheit unschuldig büße. Durch 25jährigen Gehorsam, durch Konsulatsgenossenschaft einst deinem Vater bewährt und dir befreundet, bitte ich, hinfort nichts weiter bittend, um die Rettung meines unglücklichen Sohnes."[1])

Tiberius war tief ergriffen und bedauerte es sehr, daß Piso sich durch Selbstentleibung seinem Mitleide entzogen habe. Der Senat aber, von dem man hätte erwarten sollen, daß er mit dem unglücklichen, in den Tod getriebenen Manne ebenfalls, ja noch mehr Mitleid habe, nahm die Nachricht von seinem Ende ziemlich kühl auf und hörte dem Verlesen des Schreibens schweigend und ohne alle Rührung zu. Für ihn war dieser Schritt Pisos, obgleich er ihn tags zuvor von der Anklage des Mordes hatte freisprechen müssen, doch nur ein Zugeständnis seines Verbrechens, in welcher Ansicht er sich nicht einmal durch diese letzten, an den Kaiser gerichteten Worte irre machen ließ, obgleich sie für jeden, der heute unparteiisch der Frage gegenübersteht, in ihrer zu Herzen gehenden und rührenden Schlichtheit geradezu einen Beweis für die Unschuld des Mannes an dem Tode des Germanicus abgeben können. Es konnte eben keinem recht glaublich erscheinen, daß der Prinz ohne Hinterlist ums Leben gekommen sein sollte. Daß aber ein anderer als Piso der Mörder sein könnte, daran dachte niemand. Und so kam es, daß trotz des tragischen Todes des Hauptangeklagten noch Anträge laut werden konnten, wie den Namen der Pisonen aus dem Kalender zu streichen, ihre Güter einzuziehen und den Marcus Piso wenigstens auf zehn Jahre zu verbannen. Der Kaiser mußte sich mit aller Entschiedenheit diesem widersetzen. „Das Verbrechen," sagte er, „das Cn. Piso begangen hat, ist durch seinen Tod gebüßt; M. Piso aber hat als guter Sohn seinem Vater gehorchen müssen." Auch Plancina wurde, aber nicht ohne daß man in Rom viel Gehässiges darüber sprach, nunmehr ebenfalls freigesprochen.

Noch lange redeten die Römer von dem Prozesse des Piso; und es gab auch im Volke sehr viele, die allen Ernstes an seine

[1]) Deutsch nach Böttticher.

Schuld und an eine Mitschuld des Kaisers glaubten; Tacitus selbst hat noch von älteren Leuten gehört, daß Piso nicht freiwillig, sondern durch einen ihm von Tiberius ins Haus geschickten Mörder gestorben sei.

„Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhab'ne in den Staub zu ziehen."

Ein Mann wie Tiberius fand kein Verständnis mehr; er, ein Muster altrömischer Tugend und Gerechtigkeitsliebe, hatte das Unglück, geraume Zeit zu spät zur Welt gekommen zu sein. Neben ihm stand bereits der Vertreter einer neueren Zeit, der Mann des fin du siècle, wie man heute sagen würde, ein Vertreter des krassesten Egoismus, der kein Mittel scheut, wenn es nur zum Ziele führt. Sejan hoffte dereinst die Stelle des Tiberius einnehmen zu können; einen Schritt hatte er nunmehr gethan; wenn er bei den übrigen auch so vom Glück begünstigt wurde, wie bisher, wo ihm Piso geradezu in die Hände arbeitete, so hatte er begründete Aussicht, seine verbrecherischen Hoffnungen erfüllt zu sehen.

Tod der Livia und Sturz der Agrippina, des Nero und Drusus.

Noctes atque dies patet atri ianua Ditis.
(Verg. Aen. VI, 127.)

Die Kaiserinmutter Livia war auf den Tod erkrankt: man durfte stündlich ihr Ableben erwarten. Die 86 Lebensjahre lasteten allzuschwer auf ihr, als daß man noch an eine Besserung denken konnte. Große Aufregung herrschte deshalb in Rom. In Gruppen vereint, standen die Menschen, hoch und niedrig, stillschweigend oder nur leise miteinander sprechend, vor dem Palatium, um, sobald sich ein Sklave oder Freigelassener im Vestibulum zeigte, ihn mit Fragen nach dem Ergehen der geliebten Kranken zu bestürmen. Als Gemahlin des vergötterten Augustus war die Kaiserin schon immer der Gegenstand allgemeiner, großer Verehrung gewesen, aber heute, da sie am Rande des Grabes stand, da sie für immer aus der Welt scheiden sollte, erschien sie gar manchem als der Inbegriff alles Guten und Edlen, und man erinnerte sich gegenseitig gern an alle Wohlthaten, die sie in ihrem langen, segensreichen Leben

vollbracht hatte. Wie viel verwaiſte Kinder hatte ſie nicht aufziehen, wie viele Töchter ärmerer Bürger nicht ausſtatten laſſen! Überall, wo es not that, war ſie mit Rat und That bei der Hand geweſen.

Bange blickte man überdies heute in die Zukunft. Man fühlte, daß man mit dem Augenblick, wo Livia die Augen für immer geſchloſſen, am Anfange einer unheilſchwangeren Zeit ſtand. Der Kaiſer Tiberius nämlich ſchien ein ganz anderer geworden zu ſein wie früher. Das war nicht mehr der erſte Diener des Staates, wie er ſich am Anfange ſeiner Regierung ſo gern zu nennen pflegte; er fing an, die Rolle eines despotiſchen und grauſamen Tyrannen zu ſpielen, der von ſeinem Verſtecke, der Inſel Capreae, aus, wohin er ſich, Gott weiß warum, ſchon ſeit 3 Jahren zurückgezogen hatte, mit unfehlbarer Sicherheit jeden zu treffen wußte, der ſich ihm mißliebig oder verdächtig gemacht hatte. Noch hatte bisher, ſo war wenigſtens die allgemeine Anſicht, die Rückſicht auf ſeine Mutter den Kaiſer zurückgehalten, ſeinen erwachenden tyranniſchen Launen völlig die Zügel ſchießen zu laſſen. Was aber, ſo fragte ſich jetzt mancher ängſtlich, würde nunmehr geſchehen, wenn mit ihrem Tode dieſer wohlthätige Einfluß aufhörte, wenn Roms böſer Dämon, der Präfekt der Prätorianer, Sejan allein und vollſtändig von dem alternden und mißtrauiſch gewordenen Kaiſer Beſitz nahm? Schon jetzt war das Delatorentum faſt unerträglich. Im Kreiſe der Freunde, ſelbſt im Schoße ſeiner Familie war man vor Angebern nicht ganz ſicher, und ſchon manchen hatte ein unbedachtes Wort in große Ungelegenheiten gebracht. Kein Wunder, wenn man unter dieſen Umſtänden einen Spruch, der damals in Rom kurſierte:

„Wenn das zehnte Jahrhundert im Kreislauf der Jahre gekommen,
Dann wird das römiſche Volk ſybaritiſcher Wahnſinn vernichten“

trotz widerſprechender Zeitangabe auf die damaligen Verhältniſſe zu beziehen geneigt war, zumal da noch andere Vorzeichen dem abergläubiſchen Sinn der Römer Unglück zu prophezeien ſchienen. Mit Schaudern erinnerte man ſich noch des entſetzlichen Unglückes, das vor zwei Jahren Rom heimgeſucht hatte. Zu Fidenä waren nämlich damals in einem ad hoc gebauten Amphitheater große Gladiatorenkämpfe angeſagt worden und hatten, da in der Hauptſtadt wegen des Widerwillens, den der Kaiſer gegen

derartige Schauspiele hegte, diese selten geworden waren, eine ungeheure Menge Schaulustiger aus Rom dorthin gelockt. Das nachlässig gebaute Theater aber war unter der Menschenmasse zusammengebrochen, und dabei waren mehr als 50000 Personen entweder getötet oder doch gefährlich verwundet worden. Ganz Rom war damals ein einziges Lazarett gewesen. Und noch hatte man dieses Unglück nicht ganz vergessen, als ein so gewaltiges Feuer, wie es sich die ältesten Leute nicht erinnern konnten, — und doch gehörten Brände nicht gerade zu den Seltenheiten in Rom — sämtliche auf dem cälischen Berge befindlichen Gebäude einäscherte und einen mehr als gewöhnlichen Schaden an Gut und Menschenleben anrichtete. Da mußte einer, glaubten gar viele, schon mit Blindheit geschlagen sein, wenn er nicht im Hinblick auf die gegenwärtigen, unangenehmen Zeitverhältnisse den warnenden Finger der Gottheit erkannte. Livia selbst konnte nur mit Angst in die Zukunft blicken. Wie aller Welt war auch ihr die beginnende Veränderung im Charakter ihres Sohnes nicht entgangen, und da sie wohl wußte, daß die Claudier von jeher excentrische Menschen waren, so stand die Sorge um die geistige Gesundheit des Kaisers wie ein Gespenst neben ihrem Sterbebette. In den letzten Zeiten war eine immer größer werdende Entfremdung zwischen ihr und ihrem Sohne eingetreten; schon seit langem hatte sie diesen nicht mehr gesprochen; die Nachricht von dem Ausbruch ihrer gefährlichen Krankheit und der Hinweis auf ihr baldiges Ende, hoffte sie, würde ihn zu ihr zurückführen. Sie hätte ihn so gern noch einmal vor ihrem Tode gesprochen, so gern ihn noch einmal gewarnt — vor Sejan, den sie haßte und von dem sie überzeugt war, daß er ihre Entfremdung herbeigeführt habe. Aber sie hoffte vergebens; der Kaiser kam nicht. Und so starb sie denn, ohne noch einmal ihren Sohn gesehen zu haben. Aber ihr letzter Gedanke war Tiberius. Lautes Klagegeschrei im Sterbehause, sowie das Aufpflanzen einer Cypresse vor demselben zeigte dem in dumpfem Schmerze harrenden Volke den Eintritt des Todes seiner geliebten Kaiserin an. Über Rom, über ganz Italien und weiter hinaus flog die Trauerkunde und erfüllte, bis in die kleinsten Hütten dringend, aller Herzen mit aufrichtigem Schmerze. Denn verschieden war der gute Geist Roms, verschieden die hervorragendste und den Göttern mehr als den Menschen ähnliche Frau, die ihre

Macht nur zur Beseitigung von Gefahr und zur Vergrößerung der Wohlfahrt anderer gebraucht hatte. (Vell. Paterc. II, 130, 5.)[1])

Am meisten aber verlor noch das kaiserliche Haus selbst durch das Hinscheiden dieser so vortrefflichen Frau, und nicht mit Unrecht sagten die, welche etwas näher in die Verhältnisse daselbst eingeweiht waren, die größten Verwicklungen für die nächste Zukunft voraus. Seit dem Tode des Germanicus nämlich hatte sich hier gar manches geändert. Denn abgesehen davon, daß der Tod auch noch den Sohn und einen Enkel des Kaisers ereilt[2]) und dadurch eine empfindliche Lücke verursacht hatte, hatte Zwietracht und Haß die früher einigen Familienmitglieder getrennt, und nur dem Einfluß der Verstorbenen war es zu verdanken, daß bisher noch kein öffentlicher Bruch stattgefunden hatte. Die Veranlassung aber zu all diesen unerquicklichen Verhältnissen gab die Regelung der Thronfolge, und der böse Geist, welcher diese Stimmung im Kaiserhause in seinem Interesse auszubeuten und heimlich immer von neuem die Zwietracht zu schüren verstand, war Sejan. Als kurze Zeit nach der Beisetzung der Asche des Germanicus Tiberius im Senate verkündigte, daß sein Sohn Drusus die Kinder des Verstorbenen adoptiert habe, wurde diese Nachricht von den Senatoren sowohl wie nachher von der gesamten Bevölkerung Roms mit Freuden aufgenommen; denn einmal genoß Drusus, wenn er auch als leichtfertig bekannt war, doch wegen seiner treuen Freundschaft zu Germanicus und seiner aufrichtigen Trauer bei seinem Tode die Sympathie der Römer; sodann glaubte man hieraus zu erkennen, daß der Kaiser, treu den Intentionen seines Stiefvaters Augustus, den Kindern des Germanicus die römische Herrschaft zwar nicht direkt, denn dazu waren sie noch zu jung, aber doch nach dem Tode seines Sohnes in Aussicht stellte. Zwei Personen allerdings hatten sich mit dieser Art der Regelung der Thronfolge nicht zufrieden geben können, und diese beiden waren auf der einen Seite Agrippina, auf der andern Livilla, die Gemahlin des Drusus und Schwester des Germanicus. Jene schien nämlich erwartet zu haben, daß der Kaiser nach dem Tode ihres Gemahls ihren Kindern die direkte Nachfolge zusichere, Livilla hingegen war verstimmt, weil durch diese Adoption die Nachkommen der Agrippina vor den ihrigen bevorzugt würden, denn was nützte ihr die Aussicht, Kaiserin zu werden, wenn

[1]) Über die Bedeutung dieser Frau vgl. man Ranke a. a. O. p. 71.

[2]) Siehe S. 25.

sie stets denken mußte, daß ihre Würde nur eine geborgte sein und jene früher oder später in ihren Söhnen zur Herrschaft kommen und über sie triumphieren würde? Ihr Bestreben war deshalb von vornherein darauf gerichtet, die Söhne ihres Bruders zu verdrängen, und als sie hierfür bei ihrem „ehrlichen" Gemahl kein Entgegenkommen fand, scheute sie sich nicht, sich dem persönlichen, erbitterten Feinde dieses in die Arme zu werfen. Sejan konnte sich nicht verhehlen, daß, wenn heute Tiberius die Augen schlösse, es mit seiner Macht und seinem Einfluß zu Ende wäre; denn Drusus, unwillig darüber, daß sein Vater die Dienste dieses Mannes den seinigen vorzog, sowie voller Mißtrauen gegen den ebenso ehrgeizigen wie übermütigen Streber hatte von seiner feindseligen Gesinnung gegen ihn durchaus kein Hehl gemacht, ja ihm sogar einmal bei einem zufällig entstandenen Streit mit der Faust ins Gesicht geschlagen. Sejan aber war nicht der Mann dazu, eine solche Beleidigung ungerächt zu lassen, umsomehr da die Ausführung seiner verbrecherischen Absichten auf den Thron eine Beseitigung des Drusus verlangte. Mit scharfem Auge verfolgte er deshalb die Vorgänge am Hofe, und als er die Mißstimmung zwischen den beiden Gatten bemerkte, näherte er sich, da er über die Veranlassung hierzu wohl nicht im Zweifel war, der Livilla und versprach ihr, wenn sie sich seiner Führung überlassen wolle, ihren Kindern — sie hatte zwei Söhne, Zwillinge, von denen jedoch der eine bald starb — unter Verdrängung der Agrippina und ihrer Söhne zum Throne zu verhelfen. Und so groß war in der That der Ehrgeiz dieses Weibes und so gering noch ihre Anhänglichkeit an ihren Gatten, daß sie den Worten des Verführers Gehör gab und — eine solche Verirrung wäre unglaublich, wenn sie nicht bestimmt überliefert wäre — sich zum Ehebruch und zur Ermordung ihres Gemahls verleiten ließ. Zwei Leute waren bei dem Morde in Mitwissenschaft gezogen worden, der Arzt der Livilla, der schurkische Eudemos, und ein Verschnittener, mit Namen Lygdus. Letzterer brachte seinem unglücklichen Herrn Gift bei. Um aber seiner Buhlerin keinen Anlaß zum Verdacht zu geben, entfernte Sejan seine Gattin Apicata, von der er drei Kinder hatte, aus dem Hause, ohne vielleicht den Verkehr mit ihr ganz aufzugeben. Er mochte ihr versprochen haben, wenn er sein Ziel, den Kaiserthron, erreicht habe, sie wieder in Ehren aufzunehmen.[1])

[1]) Dies glaube ich daraus schließen zu dürfen, daß Apicata allein um

Der plötzliche Tod des Druſus hatte wie vormals das Hinſcheiden des Germanicus den größten Schmerz bei den Römern hervorgerufen. Es erſchien geradezu wie ein Verhängnis, daß jedesmal den, welchen das Volk am meiſten liebte, der Tod ereilen mußte. Gleichwohl dachte im Ernſte wohl keiner daran, daß Druſus eines gewaltſamen Todes könnte geſtorben ſein, denn was da einige im geheimen behaupteten, als habe der Kaiſer ſelbſt, allerdings infolge einer geſchickt angelegten Täuſchung durch Sejan, dem Sohne den Giftbecher gereicht, ſchien doch zu ungeheuerlich, um wahr zu ſein. Man ſchrieb ſeinen Tod ſeinem ausſchweifenden Leben zu.

Somit war Sejan wiederum einen Schritt ſeinem Ziele näher gerückt; nun blieb nur noch die letzte Aufgabe übrig, auch Agrippina und ihre Söhne, deren Anwartſchaft auf den Thron ohne Zweifel war, zu beſeitigen. Da er aber nicht hoffen durfte, alle drei unvermerkt mit Gift aus dem Wege räumen zu können, ſo ging er darauf aus, beim Kaiſer die Überzeugung von ſtaatsgefährlichen Abſichten der Agrippina zu erwecken und dadurch dieſe ſowie ihre Söhne unmöglich zu machen. Leider arbeitete ihm dabei Agrippina ſelbſt nur zu ſehr in die Hände. Wie ſie ſchon zu Lebzeiten des Druſus den Kaiſer wegen der Regelung der Thronfolge mit falſchen Verdächtigungen gekränkt hatte, ſo fuhr ſie auch jetzt fort, jede Handlung des Tiberius einer mißfälligen Kritik zu unterziehen, obgleich ſie ſelbſt am wenigſten Grund hierzu hatte. Hatte doch dieſer, als ſein Sohn noch unbeſtattet dalag, um keinen Zweifel über die Nachfolge aufkommen zu laſſen, ihre Söhne Nero und Druſus dem Senate als die zukünftigen Herrſcher vorgeſtellt. Aber dieſe Frau konnte nun einmal nicht anders; ſie, als einzige Enkelin des Auguſtus, betrachtete den Tiberius als Uſurpator des Thrones, der vielmehr ihr und ihren Kindern gehöre, und konnte in ihrem Ehrgeiz kaum die Zeit erwarten, wo dieſe und mit ihnen ſie ſelbſt zur höchſten Macht gelangen würden. Daher nahm denn der Kaiſer, als mit Beginn des Jahres 24 die Pontifices und nach ihrem Beiſpiel auch die übrigen Prieſter in das Gebet für den Fürſten auch die beiden Prinzen Nero und Druſus ohne ſeinen Befehl einſchloſſen, dieſes ungnädig auf, in der Überzeugung, daß

---

den Mord gewußt hat und trotzdem erſt nach dem Sturze Sejans von dieſer Kenntnis Gebrauch machte.

es auf Bitten oder gar Drohungen der Agrippina geschehen sei, und er war nicht abgeneigt den Worten Sejans, der diesen Fall begierig aufgriff und zum erstenmal von einer Agrippinischen, an dem Sturze des Tiberius arbeitenden Partei sprach, insofern wenigstens Gehör zu schenken, als er die Möglichkeit eines solchen Ereignisses in Erwägung zog. Und in der That sammelten sich im Hause der Agrippina außer vielen früheren Freunden des Germanicus auch solche, die sich aus irgend einem Grunde, vielfach wegen schlechter Verwaltung von Provinzen, die Ungnade des Kaisers zugezogen hatten. Man hoffte wohl, durch die Freundschaft dieser mächtigen Frau gedeckt, einer Bestrafung zu entgehen. Als dies aber nicht der Fall war, als trotzdem einer nach dem andern vor Gericht gezogen und bestraft wurde, wuchs natürlich der Haß, der in diesem Kreise gegen den Kaiser herrschte, von Tag zu Tag, und so mochte es nicht unmöglich sein, daß zuletzt wirklich Anschläge gegen das Leben des Tiberius dort geschmiedet wurden. Wenigstens gelang es Sejan, durch ein mit teuflischer Bosheit angelegtes Spioniersystem gar manchen aus der Umgebung der Agrippina des Majestätsverbrechens zu überführen. Unter diesen Umständen darf es nicht wunder nehmen, wenn der Kaiser zuletzt ernstlich daran denken mochte, durch eine Bestrafung der Agrippina diesem Treiben ein Ende zu machen. Als einst bei Gelegenheit einer Hoftafel diese aus Angst, von Tiberius vergiftet zu werden, denn auch sie hatte Sejan durch falsche Freunde vor einer solchen Möglichkeit warnen lassen, alle ihr vom Kaiser gereichten Speisen in auffälliger Weise an die Dienerschaft zurückgab, sagte er zu seiner Mutter: „Ist es ein Wunder, wenn ich gegen die einen härteren Beschluß fasse, welche mich der Giftmischerei beschuldigt?“[1])

Die Aufregungen, die für den Kaiser mit den ewigen Anklagen wegen Majestätsbeleidigungen verbunden waren, veranlaßten ihn zu dem Entschluß, Rom zu verlassen; und hierin von Sejan, dem die Abwesenheit des Tiberius für seine Pläne nur günstig sein konnte, bestärkt, begab er sich endlich unter dem Vorwande, in Capua dem Jupiter, in Nola dem Augustus einen Tempel weihen zu wollen, nach Campanien. Auf dem Wege dorthin hatte Sejan

[1]) Zugleich sind diese Worte ein Beweis dafür, daß die Kaiserin Livia ihren Sohn von einem Einschreiten gegen Agrippina abhielt.

das ungeheure Glück, den Kaiser mit eigener Lebensgefahr vom Tode zu retten. Er wußte recht gut, daß bei dem Haß der Agrippina gegen ihn der Tod des Tiberius in diesem Augenblick seinen eigenen Sturz nach sich gezogen hätte. Größer aber erschien er seitdem und einflußreicher, und mochte er noch so grausamen Rat erteilen, er wurde als nicht für sich besorgt mit Vertrauen angehört. Nun war in Rom das Gerücht verbreitet, daß der Kaiser unter einer solchen Konstellation die Stadt verlassen habe, daß die Rückkehr ihm nicht verstattet sei. Dieser Umstand mochte den ältesten Sohn der Agrippina, Nero, veranlaßt haben, seine bisher Tiberius gegenüber beobachtete Vorsicht außer acht zu lassen. In der Hoffnung auf ein baldiges Ende des Kaisers äußerte er bisweilen unbesonnene Reden, die, von Sejanischen Aufpassern mit Zusätzen hinterbracht, ihn im höchsten Grade verdächtigen und in der Mutter Mitschuld verstrickt erscheinen lassen mußten. Überdies war es Sejan gelungen, die eigene Gemahlin des Prinzen, Julia, eine Tochter der Livilla, seinen Plänen dienstbar zu machen, so daß sie selbst die geheimsten Gedanken, die der Arme ahnungslos ihr mitgeteilt hatte, ihrer Mutter verriet und dadurch auch zu Ohren des Tiberius brachte. Auch Drusus ließ sich aus Neid gegen den älteren Bruder, der von der Mutter vorgezogen wurde und ihm außerdem jede Aussicht auf den Thron benahm, von Sejan als Verräter an seiner eigenen Familie gebrauchen. Der Thor, er überlegte nicht, daß sein unkindliches Benehmen ihm die Verachtung des Tiberius zuziehen mußte und sein ehrgeiziges Streben erst recht verriet. So lagen die Dinge, als es Sejan gelang, einen wirklichen Anschlag auf das Leben des Kaisers zu entdecken oder wenigstens diesen von dem Vorhandensein eines solchen zu überzeugen. Am 1. Januar des Jahres 28 spielte sich eine aufregende Scene in den Straßen Roms ab. Man schleppte einen widerstrebenden Gefangenen nach dem Carcer Tullianus;[1]) der aber schrie und tobte und stieß, soweit er es bei seinem vor den Mund gehaltenen Gewande und zusammengeschnürter Kehle mit aller Anstrengung vermochte, fortwährend wilde Schmähungen

[1]) Über dieses Gefängnis vgl. man Sallust, Coniur. Catil. c. 55. Est in carcere locus, quod Tullianum appellatur, ubi paululum ascenderis ad laevam, circiter duodecim pedes humi depressus. Eum muniunt undique parietes atque insuper camera lapideis fornicibus iuncta, sed incultu tenebris odore foeda atque terribilis eius facies est.

gegen Sejan aus. Es war der erlauchte römische Ritter Titius Sabinus, ein bisher hochangesehener Mann, der vor dem Senate des Anschlages auf das Leben des Kaisers angeklagt worden war und heute trotz des hohen Feiertages, „wo selbst unheiliger Worte sich zu enthalten Brauch war," zur Verurteilung nach dem Staatsgefängnisse geführt wurde. Das Verbrechen war, wenn die Anklage richtig war, ohne Zweifel ein fluchwürdiges. Daher kam es, daß alles, wohin der Unglückliche seine Blicke richtete, wohin seine Worte trafen, instinktiv flüchtete. Man wollte auch den geringsten Schein einer Zusammengehörigkeit mit diesem Manne meiden, nicht durch Anhörung der gegen Sejan ausgestoßenen Beschuldigungen den Anschein erwecken, als finde man selbst an ihnen Gefallen. Ja aus Furcht, gerade durch ihre eilige Flucht Verdacht erregt zu haben, kehrten einige wieder zurück und zeigten sich aufs neue. Und trotz alledem hatte man das innigste Mitleid mit Sabinus, denn einmal glaubten gar viele nicht an seine Schuld, dann war die Art, wie Sejan hinter den vermeintlichen Anschlag gekommen war, im höchsten Grade verabscheuungswert. Er hatte nämlich den Unglücklichen, der als treuer Freund der Agrippina bekannt war, durch Latiaris, der sich unter dem Schein der Freundschaft an ihn heranzudrängen verstanden hatte, in dessen Hause aushorchen und, um Zeugen dieser Unterredung zu haben, Leute sich hinter der getäfelten Decke verbergen lassen. Nie lebte man infolgedessen zu Rom in größerer Angst und Scheu als damals; man mied Zusammenkünfte und Gespräche ebensosehr vor Bekannten als Unbekannten; sogar nach stummen, leblosen Dingen, nach der Decke, nach den Wänden sah man sich scheu um. Was aber das traurige Schicksal des Armen noch bejammernswerter erscheinen ließ und in jedermanns Mund brachte, war die rührende Treue seines Hundes. Dieser folgte ihm in den Kerker, verließ dort den Gemordeten nicht und sprang zuletzt der Leiche in den Fluß nach. Unter gewöhnlichen Umständen hätte Tiberius das Verfahren des Sejan sicher verurteilt. Nun aber hatten die ewigen Warnungen dieses Mannes vor einer Agrippinischen Partei, sowie die fortwährenden Prozesse wegen Majestätsbeleidigungen, welche die Wahrheit jener Behauptung zu bestätigen schienen, es dahin gebracht, daß der Kaiser sich vor einem Anschlag gegen sein Leben zu fürchten begann. Dies war der Grund, weshalb er sich von Campanien aus, statt nach Rom zurückzukehren, nach der Insel

Capreae begab, weil er nämlich dort vor einem solchen Anschlage sicherer zu sein hoffte als in der Hauptstadt; dies aber auch der Grund, weshalb er alle von Sejan zu seinem Schutze angewandten Mittel für berechtigt hielt, zumal dieser infolge seines ihm auf dem Wege nach Campanien geleisteten Dienstes über jeden Verdacht eigennütziger Absichten, wie Befriedigung seines Hasses gegen Agrippina, erhaben zu sein schien. Wenn aber der Kaiser bisher noch an einer Schuld der Agrippina oder des Nero gezweifelt haben sollte, so hörte dies von nun an auf. In einem an den Senat nach der Hinrichtung des Sabinus gerichteten Schreiben wenigstens, worin er sich dafür bedankte, daß man einen Feind des Staates zur Strafe gezogen, zielten seine Worte: „es schwebe sein Leben immer noch in Gefahr, und bedenklich seien seiner Feinde Nachstellungen," nach aller Senatoren Ansicht ganz entschieden auf Agrippina und Nero. Wenn er aber gleichwohl noch nicht gegen sie einschritt, so geschah dies in der Erwägung, daß ein solcher Prozeß viel Staub aufwirbeln müßte und der Dynastie nur gefährlich werden könnte, und besonders aus Rücksicht auf die Wünsche seiner Mutter Livia. Dieser Grund aber fiel von nun an weg, denn Livia war tot. Allgemein war man nun in Rom auf die weitere Entwicklung der Verhältnisse gespannt. Man wußte natürlich nichts Genaues; aber wie es im geheimen hieß, hatten Agrippina und Nero die Absicht, entweder zu den Heeren zu entfliehen oder unter Umfassung der Bildsäule des Augustus das Volk zu ihrem Schutze aufzurufen. Möglich, daß sie letzteres Vorhaben an dem Begräbnistag der Livia, wo voraussichtlich viel Volk in Rom zusammenströmte, ausführten. Auch Tiberius mochte etwas Ähnliches fürchten. Denn er hielt sich selbst von den Beisetzungsfeierlichkeiten fern und beschränkte, wie aus Bescheidenheit, die vom Senate in reichem Maße zur Feier ihres Andenkens beschlossenen Ehrenerweisungen auf äußerst wenige, um dadurch, daß er die Feier so einfach wie möglich gestaltete, ihr eine allzu große Anziehungskraft zu nehmen. Gleichwohl waren schon lange, bevor der Herold den Beginn der Feier verkündigte und zur Teilnahme an ihr aufforderte, Straßen und Plätze, durch die der Leichenzug kommen mußte, dicht gedrängt von schwarzgekleideten Menschen jedes Standes, die nicht allein die Neugierde für den Pomp der Beerdigung, denn derartiges gab es in Rom zur Genüge zu sehen, oder der Wunsch, die geliebte Kaiserin zum letztenmal, wenn auch nur im Abbilde, zu erblicken,

herbeigetrieben hatte, sondern vielfach auch die Absicht, der Witwe des geliebten Germanicus gegebenenfalls hilfsbereit zur Seite zu stehen. Aber was man erwartete, traf nicht ein. Alles verlief mit der größten Ruhe. Auf dem Forum, wohin sich der Zug zunächst von dem Sterbehaus begab, hielt der jüngste Sohn der Agrippina, Gaius, ein Urenkel der Verstorbenen, ihr die Leichenrede. Schon dieser Umstand, daß man dies Amt einem Sohne der Agrippina übertragen hatte, übte eine beruhigende Wirkung aus. Außerdem beschäftigte sich die Leichenrede nur mit den Vorzügen der Verstorbenen; der junge Mann pries Livia als Frau alten Schlages, lobte ihren keuschen Wandel, ihr inniges Verhältnis zu ihrem Gatten, ihre liebevolle Fürsorge für Kind und Kindeskinder und erwähnte dagegen mit keinem Worte das unangenehme Verhältnis seiner Mutter zu Tiberius, wozu er, wenn er eine Volksbewegung zu Gunsten jener hätte in Scene setzen wollen, die beste Gelegenheit gehabt hätte. Auch auf dem Marsfelde, wohin sich der Zug von dem Forum bewegte, blieb alles ruhig, verlief alles programmmäßig. Wohl mochten viele ihre Blicke auf Agrippina und ihre Söhne gerichtet haben; als diese aber ruhig blieben, als Gaius ohne weitere Worte mit abgewandtem Gesichte den mit Teppichen und Guirlanden reich verzierten Holzstoß anzündete, beruhigten sie sich ebenfalls und gaben sich nur ihrem Schmerze um die hohe Tote hin. Es erhob sich ein Weinen und Wehklagen, das selbst dann noch kein Ende nehmen wollte, als der Scheiterhaufen schon abgebrannt und die glühende Asche mit Wein gelöscht war. Spät erst, aber ohne Zwischenfall verlief sich endlich die Menge, während die nächsten Freunde und Verwandten noch zurückblieben, um die Asche der Toten zu sammeln und in einer Urne im Grabmal des Augustus beizusetzen. Der einzige, dem dieser ruhige Verlauf der Leichenfeier vielleicht nicht ganz nach Wunsch war, war Sejan. Er hatte im stillen gehofft, daß ein Aufstand zu Gunsten der Agrippina stattfinden und ihm Gelegenheit geben würde, ihn vermittelst seiner Prätorianer zu unterdrücken und damit die ganze Agrippinische Familie mit einem Schlag zu vernichten.

Der Kaiser hatte schon mehrmals nach Sejan gefragt und schien ungehalten, daß er noch immer nicht kommen wollte. Nach seiner Berechnung hätte er schon da sein können. Mißmutig wandte er sich von dem vor ihm stehenden Freigelassenen ab und

begann die Lektüre eines Aktenstückes, das ihm heute morgen von dem Senate zugegangen war. Gar sehr hatte sich Tiberius in seinem Äußern seit dem Triumphzug des Germanicus verändert. Hager und gebückt war seine hohe Gestalt, entblößt von Haar sein Scheitel, voller Geschwüre sein Gesicht und mit Pflastern wie übersäet. Das einzige nur, was unverändert an ihm geblieben, waren seine glänzenden Augen, deren Feuer auch heute noch mit derselben Schärfe wie früher in den Herzen der Menschen zu lesen schien. Für Tiberius war der Thron ein Danaergeschenk gewesen. Die Schicksalsschläge, die ihn von dem Augenblick an, da Augustus zu Nola die Augen zugethan und er die Regierungsgeschäfte übernommen hatte, in ununterbrochener Reihe trafen, hatten im Verein mit der Gehässigkeit und dem Mißtrauen der Menschen ihn zu dem alten, kranken, müden und Menschen verachtenden Manne gemacht, der er heute war. Ja, der Kaiser haßte diese Menschen, die, kriechend bis zum Ekel, ihn hinterher mit dem Geifer der Verleumdung bespritzten. Aber er haßte sie nicht allein; trotz der Verachtung, die er gegen sie hegte, fürchtete er sie. Denn gerade die Charakterlosigkeit, mit der die Senatoren ihm schmeichelten, ließ befürchten, daß sie, sobald irgend ein erfolgreicher Angriff auf ihn gemacht werden könnte, mit demselben Eifer über ihn herfallen würden, mit welchem sie bisher gegen seine Gegner eingeschritten waren. Zum Glück war der Anschlag des Sabinus durch die Wachsamkeit seines Sejan — es war gut, daß er wenigstens diesen einen Mann hatte, auf dessen Treue er unbedingt bauen konnte — noch in letzter Stunde abgewendet worden. Aber damit war die Gefahr für ihn keineswegs beseitigt. Agrippina hatte immer noch Freunde genug, die gegebenenfalls dasselbe für sie wagten. Bei diesem beunruhigenden Gedanken legte der Kaiser die Papyrusrolle aus der Hand und schritt unruhig im Zimmer auf und ab. Hatte er deshalb sein Lebtag lang mit gewissenhafter Genauigkeit seine Pflicht gethan, um nun stündlich für sein Leben fürchten zu müssen? Endlich wurde Sejan gemeldet. Er stattete Bericht über den ruhigen Verlauf der Leichenfeier in Rom ab. Tiberius atmete erleichtert auf. Er bezweifelte ja nicht, daß ein Aufstand mit leichter Mühe unterdrückt worden wäre; aber es war immerhin besser, wenn es nicht zu diesem Äußersten kam. Denn welche Folgen mußte es haben, wenn gerade die, welche dazu berufen waren, den Thron zu schützen, ihre Angriffe gegen denselben richteten? Welchen

Eindruck mußte es machen, wenn man gezwungen war, die Nachkommen des Augustus wegen eines solchen Verbrechens zum Tode zu verurteilen? Eingeschritten aber, das stand nun einmal beim Kaiser fest, mußte werden, und sei es auch nur, um eben dieses Äußerste abzuwenden. Zum mindesten schien es geboten, Agrippina und Nero, vielleicht auch Drusus aus Rom zu entfernen. Dazu genügte aber eine einfache Anklage: für Agrippina wegen ihrer trotzigen Zunge, für Nero — denn er führte ein lockeres Leben — wegen Unkeuschheit.[1]) Sejan wagte nicht, diesen Auseinandersetzungen des Kaisers zu widersprechen, wenngleich sie durchaus nicht nach seinem Sinne waren. Im geheimen aber entwarf er den Plan, wie er durch einen künstlich herbeigeführten Aufstand zu Gunsten Agrippinas und Neros diese für immer verderben könnte.

Einige Tage nach Beisetzung der Livia ging dem Senate die Anklageschrift des Kaisers gegen Agrippina und Nero zu. Da aber von der Art der Bestrafung, ja überhaupt von einer Bestrafung darin nichts gesagt war, so waren die Senatoren unschlüssig. Man wußte nicht, ob damit Tiberius die Thronfolge des Nero aufgehoben wissen wollte oder nicht. Wenn aber nicht, so mußten sich alle die, welche sich heute für eine Bestrafung dieses aussprachen, den Haß des zukünftigen Kaisers zuziehen; und Tiberius war alt. Überdies warnte Junius Rusticus, dem man, da er stets die Senatsprotokolle ausarbeitete, einen tieferen Blick in die Politik zutraute, die Senatoren davor, einen voreiligen Beschluß zu fassen. Geheimnisvoll auf Sejan anspielend, sprach er von des Höchsten Sturz und von der Möglichkeit, daß der Kaiser sein Vorgehen gegen die Familie des Germanicus bereuen könnte. Die Unschlüssigkeit des Senats wurde noch durch das Verhalten des Volkes erhöht. Es gingen nämlich merkwürdige Gerüchte in Rom über das augenblickliche Verhältnis des Sejan zu dem Kaiser um. Man sprach auch dort von einem bevorstehenden Sturze des Günstlings, und was die Sache um so glaubhafter machte, die Aussprüche sollten von hochgestellten Männern herrühren. Dies im Verein mit der alten Anhänglichkeit des Volkes zu dem Hause des Germanicus veranlaßte die Menge zu einer Demonstration. Die Bildnisse Agrippinas und Neros tragend, umringte man nämlich während

[1]) Auch ist es möglich, daß Tiberius mit dieser Anklage erst die Probe machen wollte, ob eine Agrippinische Partei in Wirklichkeit bestehe.

dieser Senatssitzung die Kurie und schrie unter feierndem Rufe für Tiberius,[1]) untergeschoben sei das Schreiben und wider des Fürsten Willen werde dem Hause des Germanicus der Untergang bereitet. So wurde an diesem Tage kein Beschluß von seiten des geängstigten Senats gefaßt. Sejan aber, in dessen Auftrag wahrscheinlich jener Junius Rusticus gehandelt und der selbst jene Gerüchte hatte in Umlauf setzen lassen, verfehlte nicht, dem Kaiser die Handlungsweise des Senats und Volkes in das gehörige Licht zu setzen und hatte die Genugthuung, seinen Zweck erreicht zu sehen. Tiberius war außer sich vor Zorn. Abgefallen sei das Volk, schrieb er an den Senat, und schon lese man auf eine neue Ordnung berechnete Volksreden und Senatsbeschlüsse. Dem Volk aber gab er durch ein Edikt einen strengen Verweis und wiederholte seine Klage vor dem Senat. Agrippina und Nero waren verloren. Die eingeschüchterten Senatoren beeilten sich, dem Kaiser zu Willen zu sein. Agrippina wurde nach der Insel Pandataria, Nero nach der Insel Pontia verbannt; auch Drusus verschwand aus den Augen der Römer, er wurde in einem unterirdischen Gemache des Palatiums gefangen gehalten, indem ihm Tiberius eine gegen die Seinen blutdürstige, gegen den Staat feindliche Gesinnung vorwarf. Niemand aber bedauerte den Unglücklichen; er hatte sein Schicksal durch sein unkindliches Benehmen gegen seine Mutter wohl verdient.

Sturz des Sejan.

Consuesse deos immortales, quo gravius homines ex commutatione rerum doleant, quos pro scelere eorum ulcisci velint, his secundiores interdum res et diuturniorem impunitatem concedere.

Caes. de bello Gallico I, 14.

Der 18. Oktober des Jahres 31 nach Christus war angebrochen. Noch hatte man keine Ahnung von dem, was sich im Laufe dieses Tages ereignen sollte, und wenn einer, mit der Gabe der Weissagung versehen, dem andern die bevorstehenden Ereignisse

[1]) Tacitus, Ann. V, 4. Diese Darstellung, als ob das Volk trotz seiner Parteinahme für Agrippina feiernde Rufe für Tiberius ausgestoßen habe, läßt das Bestreben erkennen, den Aufstand als möglichst harmlos hinzustellen, und mag deshalb aus den Kommentarien der jüngeren Agrippina herrühren, die Tacitus als Quelle benutzt hat (Annal. IV, 5. 3).

vorausgesagt hätte, man hätte ihm ins Gesicht gelacht; so wenig war man auf das gefaßt, was bereits das Fatum als unabänderlich beschlossen hatte. Vor dem Vestibulum eines glänzenden, in einem der vornehmsten Stadtteile Roms gelegenen Palastes standen trotz der frühen Stunde bereits eine große Menge Leute verschiedenen Standes, wie Freigelassene, Bürger, Ritter, Senatoren und Soldaten bunt durcheinander und warteten ungeduldig auf den Augenblick, wo ihnen der Ostiarius durch Öffnen der Thür den Eintritt ins Atrium freigeben würde. In Rom war es nämlich schon seit langem Sitte geworden, daß vornehme und reiche Leute zur Hebung ihres Ansehens sich von ihren ärmeren Mitbürgern gegen Bezahlung den Hof machen ließen. Besonders mächtige und einflußreiche Personen konnten es dabei zu einem ganz bedeutenden Gefolge bringen, indem außer Freigelassenen und gewöhnlichen Bürgern auch eine Menge vornehmer Streber, die durch die Protektion ihres „Dominus" ihr Glück zu machen wähnten, sich bereitwillig den Demütigungen unterzogen, die ein solches Verhältnis mit sich brachte. Und so waren denn auch die obenerwähnten Leute zusammengekommen, ihrem Dominus den schuldigen Morgenbesuch abzustatten, und dieser war kein geringerer als Sejan. Wohl mochte mancher der vornehmen Herren, wenn er so wartend auf der Straße oder im Vestibulum stehen mußte, das Demütigende seiner Situation empfinden, doch hätte bei Leibe keiner gewagt, zu Hause zu bleiben; wußte man doch, daß gerade bei Emporkömmlingen, mehr noch, wie bei solchen, die von Haus aus in Ansehen stehen, eine Unterlassung der gewünschten Aufmerksamkeit zum mindesten einen geheimen Vorwurf, wenn nicht gar den Haß der Betreffenden zur Folge haben konnte. In der Angst aber vor einer solchen Möglichkeit ging man in diesem Falle sogar so weit, daß man sich, sobald der Ostiarius die Pforten geöffnet hatte, drückte und drängte, um nicht, wenn man zu spät bemerkt wurde, sich auch nur den Vorwurf der Lauheit zuzuziehen. Und wenn es dann vorkam, daß gar kein Empfang stattfand, wie Sejan sich auch heute entschuldigen ließ, da sah man auf keines Angesicht auch nur die geringste Spur von Empfindlichkeit, denn man wußte, daß der Gefürchtete Worte und Mienen der Großen aufs genauste beobachten ließ. Seit der Verurteilung der Agrippina und ihrer beiden Söhne war durch die Gunst des Tiberius die Macht Sejans ins Ungeheuerliche gestiegen. Keine Ehre schien dem Kaiser, wo

es sich um seinen Günstling handelte, groß genug. Rasch hintereinander wurde ihm die senatorische Würde, ein Priestertum, das prokonsularische Imperium, das Konsulat gemeinschaftlich mit dem Kaiser verliehen. Als ihn aber der Kaiser sogar der Aufnahme in seine allernächste Verwandtschaft würdigte, indem er ihn mit seiner eigenen Enkelin Julia, der Tochter der Livilla und geschiedenen Frau des Nero, verlobte, betrachtete ihn das Volk mehr noch wie zuvor mit scheuer Furcht, wenn er mit ungeheurem Klientenschwarm oder umgeben von einer prätorianischen Leibwache durch die Straßen Roms schritt. Er war in seinen Augen der eigentliche Kaiser, wogegen Tiberius selbst nur noch als ein kleiner Inselfürst erschien. Überall errichtete man ihm wie dem Kaiser eherne Bildsäulen, stellte ihm einen goldenen Prachtsessel in das Theater, ja man opferte vor seinen Bildsäulen ebenso wie vor denjenigen des Tiberius. So sicher schien dieser Mann in der Gunst der Fortuna zu stehen, daß sehr viele bei seinem Glücke schwuren und selbst ein Gott, wie Dio Cassius sagt, keinen Glauben gefunden hätte, wenn er eine Änderung der Dinge für die Zukunft vorausgesagt hätte. Und trotz alledem befand sich Sejan gerade jetzt in einer ziemlich unangenehmen Lage. Das Wichtigste, was er erstrebt, war ihm geglückt; er hatte Germanicus und Drusus getötet, ohne daß auf ihn nur eine Spur von Verdacht gefallen wäre; er hatte Agrippina nebst ihren Söhnen Nero und Drusus gestürzt und dafür noch den Dank des Kaisers geerntet. Nur eins, was er gewollt, hatte er nicht erreicht. Als er sich im Jahre 25 um die Hand der Livilla bewarb, — es war zu einer Zeit, da noch Agrippina in Ansehen stand — hatte der Kaiser gerade mit Rücksicht auf diese seine Bitte abgeschlagen. Livilla aber wollte nicht umsonst ihre Hände mit dem Blute ihres Gatten befleckt haben. Beständig drängte sie ihren Buhlen, ihre Verehelichung bei dem Kaiser dennoch durchzusetzen, und nun, da Agrippina endlich beseitigt war, da es zur Verwirklichung ihrer verbrecherischen Pläne nur noch des letzten Schrittes bedurfte, ließ sich Sejan mit ihrer eigenen Tochter verloben. Die eifersüchtige, ehrgeizige Frau war hierüber außer sich geraten. Hatte sie deshalb bei der Ermordung ihres Gatten mitgeholfen, ihre Seele mit Gewissensbissen überladen, daß ihr jetzt der gehoffte Erfolg aus den Händen gleiten sollte? Das war also der Dank, daß sie jetzt Sejan, wo er ihrer nicht mehr nötig zu haben glaubte, beiseite schob! Jetzt gingen ihr

über die wahren Absichten dieses Mannes erst die Augen auf. Nicht für sie, nicht für ihren Sohn, in seinem eigenen Interesse hatte er bisher gehandelt. In derselben Weise aber, wie er ihren Gemahl getötet, wie er Agrippina, Nero und Drusus unglücklich gemacht hatte, würde er zweifellos auch sie und ihren Sohn beseitigen, wenn sie ihm nicht zuvorkäme. Sejan konnte sich über die Gefahr, die ihm infolge seiner Verlobung mit Julia von Livilla drohte, nicht täuschen; denn wenn er auch von ihrer Seite vielleicht keinen direkten Verrat fürchtete — dafür war sie selbst viel zu viel in Mitschuld verstrickt —, so kannte er doch die Frauen viel zu gut, um nicht zu wissen, daß sie die Eifersucht gelegentlich zu allem fähig machte. Bisher hatte er nichts übereilt und sich gut dabei gestanden, denn der Zufall war ihm jedesmal in wunderbarer Weise zu Hilfe gekommen; alles hatte sich wie von selbst gemacht. Nunmehr aber sah er sich gegen seinen Willen gezwungen, offen hervorzutreten, wenn er nicht die Früchte seiner Bestrebungen zuguterletzt noch mit seinem Leben verlieren wollte. Außerdem — denn auch das kam noch bestimmend hinzu — war ja der dritte Sohn des Germanicus, Gaius, noch vorhanden, der durch sein kluges Benehmen dem Kaiser gegenüber alle Anschläge gegen seine Person unmöglich gemacht hatte, so daß auch in dieser Beziehung nur ein offenes Hervortreten zum Ziele zu führen schien. Aber, wie gesagt, er entschloß sich nur schwer zu diesem Äußersten, denn wenn auch ein Mißlingen bei den Vorbereitungen, die er getroffen hatte, so gut wie ausgeschlossen schien — die meisten Senatoren hatte er entweder durch Vorteile oder durch Furcht an seine Person geknüpft; die Prätorianer waren in seiner Hand; schon seit langem hatte er dafür Sorge getragen, daß an die Spitze der Legionen in den Provinzen nur ihm ergebene Leute gestellt wurden —, so mußte er sich doch sagen, daß ein gewaltsames Vorgehen insofern verwerflich war, als sein Beispiel später leicht bei andern Nachahmung finden konnte.

Da gab eines Tages Tiberius die Absicht kund, ihm die tribunicische Gewalt von dem Senate übertragen zu lassen. Dies machte Sejan wieder in seinem Entschlusse schwankend, denn da er von dem Augenblick an, wo er diesen Titel besaß, zum Mitregenten und voraussichtlich auch zum Nachfolger bestimmt war, so schien es ihm unstreitig besser zu sein, auf einem solchen Wege zur Herrschaft zu gelangen, als sich durch offene Empörung in den

Besitz des Thrones zu setzen. Einmal Kaiser geworden, hoffte er leicht die beiden noch vorhandenen Kronprätendenten, Gaius und Tiberius, den Sohn der Livilla und Enkel des Kaisers, beseitigen und die Kaiserkrone seiner eigenen Familie zuwenden zu können. Überdies schien ihm diese Absicht des Tiberius ein Beweis dafür, daß Livilla nichts verraten oder, wenn sie es versucht haben sollte, bei dem Kaiser keinen Glauben gefunden hatte. Aber bald bekam er von neuem Bedenken. Tiberius zögerte nämlich mit der Verwirklichung seines Versprechens, schien im Gegenteil seinen Stiefenkel Gaius zu bevorzugen und zeigte sich überhaupt in vielen Dingen seinem Günstling gegenüber launisch. So ließ er ihn einmal trotz seiner Bitte nicht nach Capreae kommen, ließ einen von ihm Angeklagten in auffälliger Weise durch den Senat freisprechen, war sparsamer in seinen lobenden Ausdrücken für ihn, ja verbot sogar, was ebenfalls auf Sejan ging, einem Sterblichen Opfer darzubringen. Unter diesen Umständen bedauerte dieser, daß er nicht schon als Konsul die Alleinherrschaft an sich gerissen hatte, und zog allen Ernstes in Erwägung, ob es nicht besser wäre, jetzt loszuschlagen. Heute auf den 18. Oktober war eine feierliche Senatssitzung im Tempel des Apollo auf dem palatinischen Berg angesagt; er beschloß dieselbe zu nutzen.

Als er in Begleitung seiner prätorianischen Leibwache auf den Mons Palatinus kam, traf er dort den Präfekten der Stadtkohorten Naevius Sertorius Macro. Sejan konnte diesen Mann schon immer nicht leiden; in der letzten Zeit aber war er ihm geradezu verhaßt geworden, da er anfing sich des wachsenden Zutrauens des Kaisers zu erfreuen. „Das würde einer der ersten sein," dachte er, „die bei den neuen Verhältnissen daran glauben müßten." Gleichwohl ging er freundlich auf ihn zu und fragte ihn — Macro kam nämlich von dem Kaiser —, ob er ein Schreiben von Tiberius für ihn habe. Macro verneinte, fügte aber vertraulich hinzu, er habe dem Senate ein kaiserliches Schreiben zu übergeben, in dem, wie ihm Tiberius vertraulich mitgeteilt habe, die tribunicische Gewalt für ihn beantragt sei. Hocherfreut über diese Nachricht, trat Sejan raschen und stolzen Schritts über die Schwelle des Tempels unter die versammelten Senatoren. Macro aber beeilte sich, seinen zurückgebliebenen prätorianischen Leibwächtern die Mitteilung zu machen, daß er an jenes Statt zu ihrem Befehlshaber vom Kaiser ernannt sei, und schickte sie, ohne daß

diese an Gehorsam gewöhnten Krieger sich nur im mindesten geweigert hätten, in ihr Lager zurück. Möglicherweise dachten diese nicht einmal daran, daß dies den Sturz ihres seitherigen Führers bedeuten könnte. Statt ihrer aber ließ er die Scharwächter unter dem Befehle des Grächnus Laco den Tempel umstellen. Der Würfel war gefallen, das Schicksal Sejans besiegelt.

Als er in den Senat kam, ertönte freudiger Zuruf. Hier schien sich bereits die Nachricht von der beabsichtigten Standeserhöhung Sejans verbreitet zu haben. Fast alle eilten auf ihn zu, wünschten ihm Glück und drückten ihm auch, wenn sie ihm näher zu stehen den beneideten Vorzug hatten, die Hand, um ihm damit schon von vornherein zu zeigen, daß er ihrer Stimme sicher sein könne. Nur einige wenige, darunter der Konsul Memmius Regulus, hielten sich fern. Auch diese, dachte Sejan, würde er noch lehren, den Nacken zu beugen. Hätte er aber gewußt, daß Macro in der Nacht lange mit Memmius verhandelt, oder hätte er die Gedanken des ernst dreinblickenden Mannes von seiner Stirn ablesen können, so wäre er weniger zuversichtlich gewesen. Einige Zeit nach Sejan erschien Macro und übergab dem Konsul Memmius unter lautloser Stille der anwesenden Senatoren in der That ein umfangreiches Schreiben, worauf er mit auffallender Eile wieder den Saal verließ.

Die Sitzung ward eröffnet, die Lesung des Briefes begonnen. Bald sahen sich die Senatoren erstaunt an, denn es war von allem andern die Rede, nur nicht von der Verleihung der tribunicischen Gewalt. Das Erstaunen wuchs, als des Sejan mehrmals mit kurzem Vorwurf gedacht war, ja der Kaiser sogar die Bestrafung zweier Senatoren, vertrauter Freunde dieses, verlangte. Unbeschreiblich aber war der Eindruck, den am Schlusse die Beschuldigung des Tiberius hervorrief, Sejan strebe nach dem Umsturz der bestehenden Verfassung und sei deshalb gefänglich einzuziehen. Es war, als habe der Blitz unter die Versammlung eingeschlagen. Die meisten Senatoren, besonders die, welche sich der Freundschaft Sejans erfreut hatten, entfärbten sich; einige stürzten nach der Thür und kamen mit der Nachricht, daß die Prätorianer durch die Scharwächter ersetzt seien und niemand den Saal verlassen dürfe, auf ihren Platz zurück. In diesem Augenblick betrat auch Grächnus Laco den Saal und stellte sich wie zum Schutze neben den Konsul Memmius. Nun kam Leben in

die vor Schreck erstarrte Versammlung. Die Senatoren, die auf derselben Bank mit Sejan saßen, standen auf und wollten mit dem, dessen Freundschaft sie bisher mit dem größten Eifer gesucht, nicht einmal mehr den Sitz teilen. Prätoren und Volkstribunen aber umringten ihn, damit er nicht entspringen und einen Aufstand erregen möchte. Zugleich schrieen jetzt fast alle wie mit einer Stimme auf ihn ein und stießen Drohungen gegen ihn aus, einige, weil sie Unrecht von ihm erduldet oder zu befürchten hatten, die meisten aber nur deshalb, weil sie dadurch ihre bisherige Freundschaft mit ihm verdecken wollten. Mit lauter Stimme forderte der Konsul Memmius Sejan vor; der aber gehorchte nicht, nicht etwa aus Übermut, sondern, wie Dio sagt, weil er nicht gewohnt war, daß ihm befohlen wurde. Zum ersten Male in seinem Leben war er von etwas Unvorhergesehenem überrascht und überwältigt worden. Erst als ihm der Konsul zum zweiten und dritten Male mit ausgestreckter Hand zurief: „Sejan, hierher!“ schien er wie aus einem Traume aufzuwachen und erhob sich mit den Worten: „Rufst du mich?“ Der Übergang von der höchsten Hoffnung zur tiefsten Demütigung war selbst für diesen Mann zu schroff. Hierauf wurde er nur auf Antrag eines einzigen Senatoren einstweilen gefangen genommen, und von dem Konsul seine Überführung nach dem Carcer Tullianus angeordnet, ohne daß seine zahlreichen Freunde gewagt hätten, sich zu widersetzen. Es galt nämlich die Bestürzung der Sejaner zu benutzen und so rasch wie möglich zu handeln. Denn auch der Konsul spielte ein gewagtes Spiel. Zwar hatte Macro die prätorianische Leibwache zum Abzug bewogen, aber noch wußte man nicht genau, wie die Entscheidung der übrigen ausfallen würde. Leicht konnte sie für ihren Führer Partei ergreifen und zu seinem Schutze herbeieilen, in welchem Falle bei den vielen Freunden, die Sejan im Senate hatte, und bei der Erbärmlichkeit der meisten, die sich aus Angst dem Mächtigen angeschlossen, die Sitzung voraussichtlich einen für Tiberius unheilvollen Verlauf genommen hätte.

Der Weg von dem Mons Palatinus über die Velia und das Forum kam dem Unglücklichen entsetzlich lang vor. Welcher Wandel des Schicksals! Er, dem vor einer halben Stunde noch eine prätorianische Leibwache auf seinem Wege nach dem Senat das Geleit gegeben hatte, wurde nun unter dem Hohngeschrei der Menge zum Gefängnis geführt; ihn, den man wie einen Gott

verehrt hatte, ohne recht zu wagen, ihm ins Gesicht zu sehen, spie die Menge an, stieß und schlug ihn wie einen Hund. Man riß ihm die Kleider vom Leibe und hätte ihn zweifellos schon jetzt getötet, wenn ihn nicht seine Begleitung geschützt hätte. Dagegen stürzte und zerschlug man allenthalben seine Bildsäulen und schleppte sie nach der gemonischen Treppe. An den Prätorianern aber fand Sejan keine Hilfe. Macro hatte ihnen neben dem kaiserlichen Dekret, das ihn selbst zu ihrem Präfekten ernannte, auch Mitteilungen von den mit dem Wechsel verbundenen Belohnungen gemacht und dadurch jede Äußerung von Sympathie für jenen unterdrückt. Diese Stimmung des Volkes sowie das Verhalten der Prätorianer besiegelte das Schicksal Sejans. Noch an demselben Tage versammelte sich der Senat in dem Konkordientempel in der Nähe des Gefängnisses und verurteilte ihn zum Tode. Das Urteil ward sogleich vollstreckt und der Leichnam des Gerichteten die gemonische Treppe herabgestürzt. Drei Tage lang schleifte der Pöbel Roms diesen in den Straßen der Stadt herum und warf ihn dann, bis zur Unkenntlichkeit entstellt, in den Tiberfluß.

Wie man sich nun in Rom erzählte, hatte Tiberius schon seit einiger Zeit Kenntnis von den verbrecherischen Absichten seines Günstlings gehabt. Seine Schwägerin Antonia, die Mutter des Germanicus und der Livilla, hatte ihn in einem durch ihren treusten Sklaven Pallas überbrachten Schreiben hiervon benachrichtigt.[1]) Sicher hatte Livilla in ihrer Eifersucht sowohl, als

[1]) Bezüglich der Entdeckung der Verschwörung schreibt Schiller: Geschichte der römischen Kaiserzeit S. 299: „Tiberius erkannte die Größe der Gefahr nicht, da seine nähere Umgebung in das Komplott verwickelt war. Da rettete ihm Antonia, seine Schwägerin, die Gemahlin des älteren Drusus, durch rechtzeitige Warnung den Thron." Dies scheint mir insofern unrichtig, als von einem Komplott wohl nicht die Rede sein kann. Allerdings hatte Sejan, wie wir gesehen haben, die Absicht sich des Thrones, womöglich unter Ermordung des Tiberius, zu bemächtigen, ob er aber diese Absicht anderen mitgeteilt und bereits Teilnehmer für „eine Verschwörung" gewonnen habe, möchte ich bezweifeln. Ich glaube vielmehr, daß er gegebenenfalls, gestützt auf seine Macht als Präfekt der Leibgarde, sowie auf sein Verhältnis zu den meisten Senatoren und bei dem Hasse, den man in diesen Kreisen vielfach gegen den Kaiser hegte, sein Ziel auch ohnedies und vielleicht sogar mit größerer Sicherheit für seine Person zu erreichen hoffte. Denn war einmal im Senat unter dem Druck seiner prätorianischen Leibwache, auf deren Ergebenheit er allerdings für alle Fälle gerechnet zu haben scheint, und mit Hilfe seiner Freunde,

auch in der Furcht, später von Sejan als Mitwisserin beseitigt zu werden, ihrer Mutter ihr Verhältnis zu diesem, sowie ihre beiderseitige Absicht, die sie bei Verfolgung der Agrippina und deren Söhne geleitet hatte, gebeichtet, ohne jedoch der Ermordung ihres Gemahles Drusus Erwähnung zu thun. Sie mochte hoffen, daß dieses Verbrechen verborgen bleiben und sie als Glied der kaiserlichen Familie und zum Dank für ihre Anzeige für das andere Straflosigkeit genießen werde. Der Schlag, den diese Erkenntnis für den Kaiser mit sich brachte, muß ein ganz furchtbarer gewesen sein. Also der einzige Mensch, dem er bisher rückhaltlos vertraut hatte, hatte ihn schmählich verraten. Wem sollte er überhaupt noch trauen dürfen, wenn der beste Freund, wenn sein Lebensretter, wenn der Mann, von dem er geglaubt, daß ihn der Himmel ihm geschenkt, und den er von Stufe zu Stufe zu einer so hohen Stellung erhoben hatte, auf eine solche Weise für alle Wohlthaten dankte.

fugĕre pudor verumque fidesque.

Tiberius hatte schon oft als Feldherr dem Tode mutig ins Auge geschaut. Er war im Kampfe der Gefahr nicht aus dem Wege gegangen, nun aber bebte und zitterte er bei jedem Geräusch; keinem traute er mehr, in jedem vermutete er einen Meuchelmörder. Entsetzliches Schicksal! Das Los des niedrigsten Sklaven war gegen ein solches Leben beneidenswert. Und doch konnte der Kaiser diesem fürchterlichen Zustand nicht sofort durch Bestrafung des Sejan ein Ende machen, wollte er nicht womöglich sein Schicksal noch beschleunigen. Es handelte sich darum, Zeit zu gewinnen

---

von denen ebenfalls nicht zu erwarten stand, daß sie ihn im entscheidenden Augenblick im Stich lassen würden, die Absetzung des Tiberius und seine eigene Erhebung beschlossen, so war das Gelingen seines Planes gesichert, insofern auch an der Spitze der Legionen nur ihm ergebene Leute standen. Der Verlauf der Ereignisse bei seinem Sturze spricht entschieden für diese Ansicht. Denn einmal wäre es undenkbar, daß bei der Ausdehnung, die die Verschwörung gehabt haben müßte (Joseph. A. J. 18, 6. 6.), sich kein Verräter gefunden haben sollte, dann zeigt auch das Verhalten der Prätorianer, sowie der Freunde Sejans im Senate, daß sie von den Absichten dieses keine Ahnung hatten. Und so kam es denn, daß sich M. Terentius, ein Freund des Sejan, und Lentulus Gaetulicus, ein Verwandter desselben, in der Weise verteidigen konnten, wie es Tacitus VI, c. 8. und c. 30 überliefert, daß sie allerdings nach der Freundschaft resp. Verwandtschaft dieses Mannes gestrebt, sich aber in ihm gerade wie der Kaiser selbst getäuscht hätten.

und in dieser Mittel und Wege zum Sturze des Gewaltigen ausfindig zu machen. Und es gelang ihm in der That, wie wir gesehen haben, Sejan zu täuschen. Die Aussicht auf die Verleihung der tribunicischen Gewalt ließ diesen die Ausführung seines Planes von Tag zu Tag verschieben, wodurch er dem Kaiser die Möglichkeit gewährte, sich mit dem Präfekten der Stadtkohorten Macro ins Einvernehmen zu setzen. Allerdings war hiermit der Erfolg noch nicht verbürgt, und die Stunden, die der bemitleidenswerte Kaiser nach dem Weggange Macros verlebte, gehörten wohl zu den entsetzlichsten seines Lebens. Er hatte diesen beauftragt, im Falle die Prätorianer die Partei des Sejan ergreifen sollten, den gefangenen Drusus an die Spitze des Volkes zu stellen und zu seinem Nachfolger auszurufen. Aber auch in diesem Falle war sein Leben gefährdet, und schon stand das Schiff in Bereitschaft, in dem er zu den Legionen entfliehen wollte. Und ob er dort sicher sein werde?

Endlich traf die Nachricht von dem Tode Sejans und damit zugleich von der Unterdrückung der Verschwörung ein. Aber sie beruhigte das aufgeregte Gemüt des Kaisers nur für den Augenblick; nach den vorhergegangenen seelischen Erschütterungen konnte er die Furcht vor einem gewaltsamen Ende nie ganz verlieren. Sein Menschenhaß und seine Erbitterung stiegen aufs höchste und ließen nun eine entsetzliche Zeit über Rom hereinbrechen. Alle die, welche mit Sejan in irgend einer Verbindung gestanden hatten, waren gefährdet. Jeder Tag brachte neue Anklagen. Vor allem wurde das ganze Haus des Sejan vernichtet. Selbst seine beiden jüngsten Kinder wurden, obgleich sich die Erbitterung des Volkes schon zu verlieren anfing, nicht geschont. Getragen wurde in den Kerker ein sein Schicksal schon verstehender Knabe und ein Mägdlein, das so wenig davon verstand, daß es zu wiederholten Malen fragte, um welches Vergehens willen und wohin man sie denn fortschleppe. Sie wolle es auch nicht wieder thun und könne ja mit der Rute ihre Strafe bekommen. Trotzdem wurde die Kleine ohne Erbarmen vom Henker mit dem Strange erdrosselt. Der Kaiser hatte kein Mitleid mehr. Und doch hatte der Arme das Schlimmste noch nicht erfahren. Als die geschiedene Gemahlin des Sejan, die man wohl eben deshalb nicht zum Tode verurteilt hatte, die Leichen ihrer unglücklichen Kinder auf der gemonischen Treppe erblickte, eilte sie nach Hause und entleibte sich selbst. Zuvor aber machte sie in einem Schreiben an Tiberius die An-

zeige, daß sein Sohn Drusus von ihrem Gatten Sejan unter Beihülfe seiner eigenen Gemahlin Livilla vergiftet worden sei, und nannte als Mitschuldige Lygdus und Eudemus. Die Folterung dieser beiden bestätigte die Wahrheit der Anzeige. Livilla hatte sich mit ihrem Verrate an Sejan das eigene Grab gegraben. Sie wurde von Tiberius zur Bestrafung der Antonia übergeben, und so groß war deren Entrüstung über die That ihrer mißratenen Tochter, daß sie, die eigene Mutter, dieselbe dem Hungertode preisgegeben haben soll. Dieser letzte Schlag aber, der Tiberius traf, zerstörte das geistige Gleichgewicht des Mannes, und so brach das Schlimmste, was einem monarchischen — fast absolut regierten — Staate zustoßen kann, über Rom herein, Verfolgungswahnsinn eines allmächtigen Kaisers. Tiberius schien sich an dem Blute Hingerichteter zu berauschen. Da ihm das gewöhnliche Gerichtsverfahren zu langsam schien, befahl er eines Tages ein summarisches Vorgehen. Er ließ nämlich alle umbringen, die, der Verbindung mit Sejan angeklagt, eingekerkert waren. Da lagen nun, schreibt Tacitus, wie auf einem Schlachtfelde, furchtbar hingemordet, Menschen jeden Geschlechts und Alters, berühmte und unberühmte, zerstreut oder übereinander gehäuft; und dabei war es Verwandten und Freunden nicht verstattet, bei ihnen zu stehen und zu weinen, sondern ringsum aufgestellte Wächter wichen selbst von den verwesenden Leichen nicht, bis sie endlich in die Tiber geschleift wurden, wo sie grauenvoll umherschwammen oder zum Schrecken aller an die Ufer trieben. Geradezu entsetzlich aber lautet auch der Bericht, den Sueton von der Grausamkeit des Tiberius aus dieser Zeit macht. Ganze Tage hindurch ließ er danach vor seinen Augen auf Capreae Menschen unter den grausamsten, unsagbarsten Martern ganz ohne Rücksicht auf Schuld oder Unschuld hinrichten und dann von einem bestimmten Platze, den man sich noch lange nach seinem Tode schaudernd zeigte, ins Meer stürzen, wo Schiffer mit ihren Rudern oder langen Stangen die Körper derjenigen zerschmetterten, in denen sie noch eine Spur von Leben vermuteten. Auch Agrippina und ihr Sohn Drusus — Nero hatte sich nämlich bereits im Jahre 31 noch vor dem Sturze Sejans aus Furcht vor Meuchelmördern selbst entleibt — mußten im Jahre 33 sterben. Die näheren Umstände des Todes besonders des Drusus erregten bei den Römern selbst in dieser Zeit des Schreckens, wo die Teilnahme an dem Schicksale anderer gering zu sein pflegte, das

größte Mitleid. Verhöhnt und geschlagen von Sklaven, mißhandelt von seinem Gefangenwärter Didymus, hatte der unglückliche Prinz bereits 4 Jahre in seinem Gefängnisse geschmachtet, als man ihm auf Befehl des Tiberius die Nahrung zu entziehen begann. Neun Tage noch fristete der Arme sein Leben, indem er durch jammervolle Nahrung, das Polster seines Lagers kauend, sich aufrecht erhielt. Gräßlich waren die Verwünschungen, die er, da ihn die Hoffnung auf Leben verlassen hatte, gegen Tiberius ausgestoßen haben soll. Auch Agrippina, so erzählte man sich, sei durch Entziehung der Nahrung getötet worden, oder habe sich selbst, um der grausamen Behandlung von seiten der Wächter zu entgehen, durch freiwillige Enthaltung jeder Nahrung den Tod gegeben. Noch nach ihrem Tode verfolgte beide Tiberius mit seinem Hasse. Der Agrippina warf er Unkeuschheit vor und rühmte sich damit, daß er sie nicht habe mit dem Strange erdrosseln und ihren Leichnam auf die gemonische Treppe werfen lassen. Beiden aber versagte er die Beisetzung in der kaiserlichen Gruft und ließ, damit niemand die Stelle fände, wo sie begraben lägen, ihre Körper heimlich wie die Leichname verendeter Tiere verscharren.[1])

Noch beinahe sechs Jahre hat Tiberius nach dem Sturze Sejans in seinem kranken Zustande über Rom geherrscht und unsäglich Elend über sehr viele Familien daselbst gebracht, bis ihn endlich am 16. März des Jahres 37 im Alter von 78 Jahren das Schicksal ereilte, vor dem er sich so lange und sehr gefürchtet hatte. Wenigstens erzählt Tacitus, daß ihn Macro, als er nach einem Ohnmachtsanfall, den man für Tod hielt, wieder aufgewacht sei und Speise verlangt habe, durch eine Menge auf ihn geworfener Gewänder erstickt habe. Die Nachricht von seinem Tode wurde in Rom mit großer Freude aufgenommen. Überall hörte man den Ruf „Tiberium in Tiberim," und viele baten statt um das Seelenheil des Verstorbenen die Götter darum, daß sie ihm nur unter den Gottlosen seinen Sitz anwiesen. Sein Leichnam wurde aus der Villa Lucullana am misenischen Vorgebirge nach Rom geschafft und dort unter den Verwünschungen des Volkes öffentlich verbrannt.

[1]) So Dio Cassius 58, 22. Wenn dagegen Sueton (Calig. 15) erzählt, daß die Gebeine der Agrippina und des Nero von dem Kaiser Caligula nach Rom geschafft und in dem Mausoleum des Augustus beigesetzt worden seien, so muß wohl die Stelle, wo sie begraben lagen, bekannt gewesen sein.

Schluß.

Die Geschichte hat lange diesen Mann nach seinen letzten Regierungsjahren beurteilt und ihm damit bitter unrecht gethan. Es giebt wohl kaum einen Menschen, der ein so tragisches Schicksal gehabt hat als Tiberius. Ein edler und humaner Charakter durch und durch, wird er schon früh durch die niedrige Gesinnung seiner Umgebung, durch die falschen Schmeicheleien von Beamten und Senatoren in eine Menschenverachtung gedrängt, die ihm seinen hohen Beruf sehr erschwert. Aber voll Pflichtgefühl erlahmt er nicht in der Ausführung dessen, was er für recht hält; er findet seinen Lohn in der Hoffnung, sein Volk glücklich zu machen und dereinst einen ehrenvollen Namen in der Geschichte zu erwerben. Aber früh schon verfolgt ihn der Wahn, als ob er seinen Verstand verlieren und in diesem Zustande Dinge thun würde, die ihn den erworbenen Ruhm wieder verlieren ließen. Als ihm im Anfang seiner Regierung der Senat die Ehre zudachte, Vater des Vaterlandes genannt zu werden, soll er gesagt haben: „Wenn ihr jemals an meinem Charakter oder meiner Gesinnung gegen euch irre werdet, — ich wünsche aber, daß ich, ehe dies eintritt, sterben möchte — so wird mir die Benennung Vater des Vaterlandes nichts nutzen.“ Und ein andermal, da man beantragt hatte in acta eius iurare, weist er auch diese Ehre zurück mit den Worten, solange er bei Verstand wäre, würde er allerdings sich nicht ändern; aber immerhin sei es unklug von dem Senat gehandelt, sich einem Menschen gegenüber zu verpflichten, der sich durch irgend einen Zufall leicht ändern könne. Was er gefürchtet hatte, trat leider ein. Daran läßt sich nach den verschiedenen Anzeichen, die wir davon haben, durchaus nicht zweifeln. Schon der Anfang eines Briefes, den er im Jahre 32, also kurz nach dem Sturze Sejans, an den Senat schreibt, ist Beweis genug. Derselbe lautet: Quid scribam vobis, P. C., aut quomodo scribam, aut quid omnino non scribam hoc tempore, dii me deaeque peius perdant quam cotidie perire sentio, si scio. Aber schon der Umstand, daß er sich überhaupt nach Capreae zurückzog und nie mehr wagte, die Stadt zu betreten, daß er ferner neun Monate lang nach der Unterdrückung der Sejanischen Verschwörung überhaupt seine Villa nicht verließ, daß er den Senat mehrmals bat,

nur in Begleitung von Bewaffneten in seiner Versammlung erscheinen zu dürfen, daß er nach Sejans Tode eine Gesandtschaft von Senatoren, Rittern und Abgeordneten aus dem Volke, ja sogar den Konsul Memmius, der ihm doch eben erst seine Treue bewiesen, nicht empfangen mochte, alles das spricht gleichfalls deutlich für die unselige Krankheit. In diesem Zustande hat er dann auch, wie wir gesehen, für die unglückliche Agrippina und ihren Sohn Drusus kein Mitleid mehr, und wenn er auch vielleicht in lichtern Zeiten an ihre Begnadigung denkt — in Rom trug man sich nach Sejans Sturz in der That mit der Hoffnung, daß er sich mit jenen aussöhnen werde —, so fällt er doch immer wieder in seinen Verfolgungswahn zurück und vermengt in seinem armen, kranken Kopfe ihre Verbrechen mit den viel schlimmeren Sejans und Livillas. Aber die Geschichte ist gerecht. Der lang geschmähte Tiberius ist in unserer Zeit wieder zu Ehren gekommen. Man hat sich richtig gesagt, daß man ihm die in seiner entsetzlichen Krankheit verübten Thaten nicht zur Last legen dürfe, und findet es durchaus am Platze, wenn Velleius Paterculus, der in seiner Historia Romana eine begeisterte Schilderung von seinem Kaiser entwirft, mit folgenden Worten im Jahre 29 sein Geschichtswerk schließt:

Voto finiendum volumen est. Juppiter Capitoline, et auctor ac stator Romani nominis Gradive Mars, perpetuorumque custos Vesta ignium, et quidquid numinum hanc Romani imperii molem in amplissimum terrarum orbis fastigium extulit, vos publica voce obtestor atque precor: custodite, servate, protegite hunc statum, hanc pacem, hunc principem eique functo longissima statione mortali destinate successores quam serissimos, sed eos quorum cervices tam fortiter sustinendo terrarum orbis imperio sufficiant, quam huius suffecisse sensimus, consiliaque omnium civium aut pia iuvate aut impia confringite.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	V
Triumphzug des Germanicus	1
Tod des Germanicus und Prozeß des Piso	8
Tod der Livia und Sturz der Agrippina, des Nero und Drusus	21
Sturz des Sejan	34
Schluß	46

II. 12845

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Tiberius Claudius Nero.

es Augustus.)

Drusus.

Gem. **Antonia**, Nichte des Augustus.

C. Cs. **Livilla.** Tiberius Claudius.

Gem. 3. Gem.

I. Drusus Cäsar. Valeria Messalina.

Nero.[3]) Octavia. Britannicus.

Gem.

Julia.

genannten sind die überlebenden sechs.

Stammtafel

des

Julisch-Claudischen Kaiserhauses.

Augustus.

Gemahlinnen:

1. Clodia.[1]) 2. Scribonia.

Julia I.
2. Gem. Agrippa.

3. **Livia.** Erster Gemahl Tiberius Claudius Nero.

(Stiefsöhne des Augustus.)

Tiberius.
1. Gem. Vipsania Agrippina.

Drusus.
Gem. **Antonia,** Nichte des Augustus.

C. Cäsar. L. Cäsar. Julia II. Gem. L. Æmilius. **Agrippina I.** Gem. **Germanicus.** Agrippa Posthumus.

Drusus Cäsar. Gem. **Livilla.**

Germanicus. Gem. **Agrippina I.**

Livilla. Gem. **Drusus Cäsar.**

Tiberius Claudius. 3. Gem. Valeria Messalina.

Nero. Gem. **Julia.**

Drusus. Gem. Æmilia Lepida, Tochter der Julia II.

Gaius. 1. Gem. Claudia.

Agrippina II. 1. Gem. Cn. Domitius, Großneffe des Augustus.

Drusilla. Gem. L. Cassius.

Julia Livilla.[2]) Gem. M. Vinicius.

Julia. 1. Gem. **Nero.**

Tiberius Gemellus.[3])

Octavia.

Britannicus.

Nero.
1. Gem. Octavia.

[1]) Augustus war vor seiner ersten Ehe mit Servilia, der Tochter des P. Servilius Isauricus verlobt.

[2]) Nach Sueton Cal. 7 hatten Germanicus und Agrippina neun Kinder, von denen drei vor dem Vater starben. Die oben genannten sind die überlebenden sechs.

[3]) Ein Zwillingsbruder des Tiberius Gemellus starb im Alter von vier Jahren. (Tacitus, Ann II, 84. IV, 15.)

6414: D.

LA
71
B64

Bohatta, Hanns
Erziehung und Unterricht

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

BIBLIOTE
VNi
UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 09 10 10 010 7